

Dieses Buch soll Kunde geben von der Heimat an Alle — Pregel — und Deime.

Es diene dem treuen Gedenken der Wehlauer Kreisbevölkerung und halte deren Nachkommen das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur ostdeutschen Heimat wach.

Das Erscheinen dieses Buches ist im wesentlichen der wirksamen finanziellen Hilfe unseres Patenkreises Landkreis Grafschaft Hoya zu danken.


URKUNDE

Zum Zeichen der engen Verbundenheit mit unseren Brüdern und Schwestern aus dem deutschen Osten, die wider Recht & Gesetz aus ihrer angestammten Heimat vertrieben worden, hat der Kreistag des Landkreises Grafschaft Hoya einstimmig beschlossen,

die PATENSCHAFT für den LANDKREIS WEHLAU IN OSTPREUSSEN zu übernehmen.

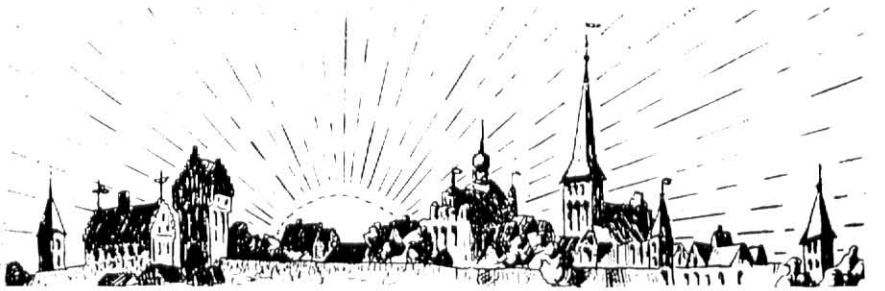
Der Landkreis Grafschaft Hoya wird alle Bestrebungen fördern, die geeignet sind, die Zusammengehörigkeit der Einwohner des Landkreises Wehlau zu festigen. Er wird es sich angelegen sein lassen, die heimatliche Eigenart dieses deutschen Kreises zu pflegen, die geretteten Kulturgüter zu erhalten und den unveräußerlichen Anspruch auf die angestammte Heimat zu vertreten. Möge die Zeit nicht mehr fern sein, wo dieser heute unter einer Fremdherrschaft darbende, einst so blühende Kreis wieder zu Deutschland zurückkehrt.

SYKE, DEN 27. AUGUST 1955

Landkreis Grafschaft Hoya

LANDRAT

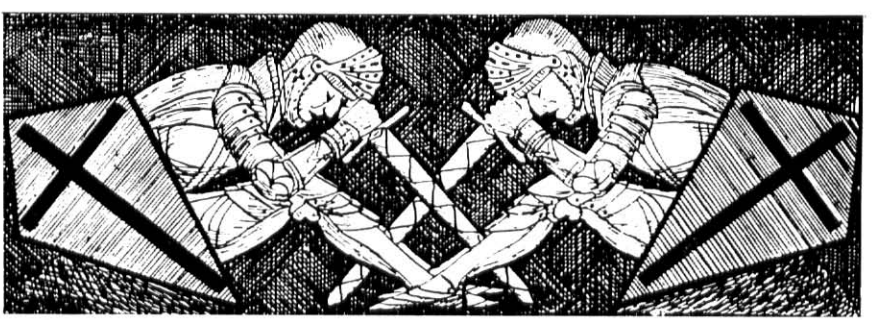
Urkunde der Übernahme der Patenschaft durch den Landkreis Grafschaft Hoya für den ostpreußischen Landkreis Wehlau



HEIMATBUCH
DES KREISES
WEHLAU

ALLE-PREGEL-DEIME-GEBIET

I. BAND



VERLAG GERHARD RAUTENBERG

Herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Wehlau
© 1975 by Verlag Gerhard Rautenberg, 295 Leer
Gesamtherstellung: Druckerei Gerhard Rautenberg, 295 Leer
ISBN 3 - 7921 - 0142 - 4
Printed in Germany — Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Vorwort — „Die Entstehung des Heimatbuches für den Kreis Wehlau" von Kurt Dieckert 9

Zum Geleit, von Karl August Strehlau 13

Ergänzung des Vorworts und zum Geleit, von Werner Lippke 15

Zum Geleit, Patenkreis Grafschaft Hoya, von Helmut Engelke 17

Erdgeschichtlich Wissenswertes über den Kreis Wehlau, von Dr. Hoffmann 19

Der Kreis Wehlau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit 25
von Dr. Rudolf Grenz

Die Besiedlungsgeschichte des Kreises Wehlau, von Dr. W. Grunert . . 56

Die Mundart des Kreises Wehlau, von Gustav Grannas 77

Unsere Kreisverwaltung, von August Strehlau 89

Aus meiner Amtszeit als Landrat des Kreises Wehlau 1925—1933 . . . 95
von Franz Hoffmann

Die Kreisstadt Wehlau, von Dr. Hermann Fischer 108
Von den Anfängen bis 1524 108
Von 1525 bis 1870 114
Von 1871 bis 1918 133
Von 1919 bis zum Ende 151
Hinweis auf Quellen 208

Aus der Geschichte der Stadt Tapiau, von Hans Schenk 208
Die Prußen und der Ritterorden 209
Die Auflösung des Ordens 219
Herzog Albrecht von Preußen 221
Das Amt Tapiau 222
Zur Zeit des Großen Kurfürsten 227
Tapiau wird Stadt 232
Die Not im Siebenjährigen Kriege 238
Das Wachsen der Stadt im 18. und 19. Jahrhundert 241
Tapiau im Ersten Weltkrieg 260
Die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg 265
Der Zweite Weltkrieg 266

Anhang:
Die Stadtkirche 270
Das Corinthsche Triptychon 273
Schulzen und Bürgermeister 274
Die Besserungs-, Heil- und Pflegeanstalt 275
Die Provinzial-Gärtnerlehranstalt 275
Die Schulen 276
Die Ärzte 277
Das Postamt 277
Das Amtsgericht 278
Das Wasserbauamt 278
Das Forstamt 278
Der Schlachthof 279
Der Stadtwald 279

Tapiau als Garnison 279
Zwei Tapiauer Kunstmaler 279
Geselliges Leben 283
Tapiau unter russischer Besetzung 286
Pflanzen- und Tierwelt um Tapiau 289
Aus der Geschichte der Stadt Allenburg, von Hugo Hennig 291
Von den ältesten Zeiten bis zur Stadtgründung 292
Besiedlung des flachen Landes im Kirchspiel Allenburg 294
Bis zum Ende der Ordenszeit 1525 297
Die Allenburger Stadtkirche 300
Allenburg zur Zeit der schwedisch-polnischen Auseinandersetzungen im 17. Jahrhundert 304
Die Pest in Allenburg 305
Russenzeit während des Siebenjährigen Krieges 308
Franzosenzeit im Unglücklichen Krieg 310
Allenburg, Urbild eines kleinen ostpreußischen Landstädtchens . . . 312
Das Allenburger Schulwesen 321
Allenburger Familien in fernerer und naher Vergangenheit 323
Familien, die sich zwischen 1800 und 1900 in Allenburg niederließen 326
Allenburg von 1900 bis 1945
Die Einwohnerschaft 327
Die Verkehrsentwicklung 327
Wirtschaftliche Entwicklung 331
Kulturelles Leben und Geselligkeit 334
Der Erste Weltkrieg erreicht Allenburg 336
Denkmalsweihe 340
Zwischen den Weltkriegen 342
Der Zweite Weltkrieg 344
Die Garnisonen im Kreise Wehlau, von Dr. Walter Grosse 352
Geschichte der Kirche, von Hugo Linck 362
Die Bau- und Kunstdenkmäler, von Kurt Dieckert 377
Das Schulwesen, von Richard Papendick 412
Übersicht über die Schulen des Kreises Wehlau 415
I. Allgemeinbildende Schulen 415
II. Fach- und Sonderschulen 420
III. Das Provinzial-Erziehungsheim Altwalde 1903 bis 1945 423
Das Handwerk, von Otto Schadewinkel 430
Die Wirtschaft und ländliche Industrie 440
von Kurt Dieckert/Werner Lippke
Die Verkehrsverhältnisse, von Kurt Dieckert 455
Die Landwirtschaft, ein Rückblick, von Karl Raethjen 469
Eine Wirtschaftsbeschreibung von Miguschen, von Kurt Koppetsch . . . 477
Die Domäne Tapiau, von Hans Schenk 482
Die von Perbandtschen Güter Langendorf und Pomedien 486
von Sklode von Perbandt
Sanditten und die Grafen von Schlieben, von Rudolf Meitsch 497
Wald und Wild, von Fritz Runge 501
Jagdgeschichten, von Rudolf Herrenkind 517

Die Vogelwelt, von Rudolf Herrenkind/Werner Lippke 526
Bäuerliches Leben, aufgezeigt am Beispiel des Kirchspiels Gr.-Engelau . . 531
von Franz Neumann
Eine Wanderung durch das Kirchspiel 531
Gedicht „Erinnerung", von Anna Walter, Dettmitten 538
Bäuerliche Siedlung und Arbeit im Kirchspiel Gr.-Engelau 539
Gedicht „Wie's daheim war", von Anna Walter, Dettmitten 548
Sagen und Geschichten 549
Die Sage vom Zickelberg in Trimmau 549
Der versunkene Kahn bei Bürgersdorf 550
Wie der Wehlauer Fuchsberg entstand 550
Die Sage vom Hausenberg (bei Gr.-Engelau-Gundau) 551
Von der Wunder großen Eyche bey Wehlaw (Hennenberger) . . . 552
Gedicht „Der Eichenbaum", von Ernst Deutschmann 552
Sagenbruchstücke von Teufelssteinen 553
Vom Bismarcksgarten, Auerochsenhügel und Bieberwiesen im Leipener Forst und dem Prinzenplatz im Sanditter Wald 553
Erzählung und Sage vom Kapuzinerberg und „Nassen Reiter" zwischen Wilkendorf und Nagelau, von Franz Klein 554
Der Streit um die Turmuhr 555
Der Sünderberg 556
Was man so sagte! Aus dem Volksmund 557
Die Sage vom Silberberg bei Kl.-Nuhr 559
nach L. Henze, geb. Kristahn
Ballade vom Silberberg, von Else Zietlow 559
Der letzte Mönch von Wehlau, von Else Zietlow 561
„Heimweh", von Else Zietlow 562
Kampfhandlungen und Räumung im Kreise Wehlau 1945 563
von Kurt Dieckert
Fluchtberichte 579
1. Fluchtbericht R. E., Allenburg 579
2. Flucht über See, von Eva Kuckuck 582
3. Fluchtbericht eines Jungen, von Hans Schmadtke 588
4. Als andere kamen 596
Auf der Flucht von 1945 bis 1948 596
Bericht einer Gutsbesitzerstochter aus dem Kreis Wehlau
Gedicht „Bewahrung", von Anna Walter 606
Nach dem Kriege 607
Die Kreisgemeinschaft Wehlau, von Werner Lippke 607
Der Patenkreis des Kreises Wehlau, der Landkreis Grafschaft Hoya, seine geschichtliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung . . . 608
von Helmut Engelke
Anhang 617
Literaturverzeichnis 617
Verzeichnis der Bilder 620
Personenregister 621
Ortsregister 632
Drei Stadtpläne
Eine Kreiskarte



URKUNDE

Die Kreisstadt Syke

im Landkreis Grafschaft Hoya

übernimmt auf Grund des
Ratsbeschlusses vom 10. Okt. 1972

die Patenschaft für die ostpreußische
Kreisstadt Wehlau

Syke möchte den
ehemaligen Bürgern dieser Stadt
heimatlicher Mittelpunkt sein.

Syke, den 7. April 1973

Urkunde der Stadt Syke
zur Übernahme der Patenschaft für die Stadt Wehlau

Vorwort

Die Entstehung des Heimatbuches für den Kreis Wehlau

Von Kurt Dieckert

Nachdem die Bewohner Ostpreußens als Folge des unglücklichen Kriegsausganges 1945 in alle Winde zerstreut sind und nicht zuletzt dank der unseligen Beschlüsse von Jalta und Potsdam an eine Rückkehr in die alte Heimat nicht zu denken ist, erscheint es wichtig, uns die Erinnerungsbilder unserer Heimat immer wieder vor Augen zu halten, um so wenigstens eine innere Verbindung zu erhalten. Dazu will auch das Wehlauer Heimatbuch beitragen.

Während für die drei Städte Wehlau, Tapiau und Allenburg Chroniken — aus den Jahren 1936, 1932 und 1905 — vorliegen, fehlt eine solche für das Kreisgebiet. Überhaupt ist die Literatur über den Kreis Wehlau sehr dürftig. Sie ist am Schluß dieses Heimatbuches zusammengestellt. Sicher ist vieles verlorengegangen. Zwei Stadtchroniken konnten jedoch aufgespürt werden und wurden im Original oder in Fotokopien dem Kreisarchiv in Syke zugeführt.

An Versuchen, eine Kreischronik zusammenzustellen, hat es nicht gefehlt. Bereits 1859 wurde es durch einen Ministerial-Erlaß den Kreisbehörden zur Pflicht gemacht, sich um Landes- und Kreisgeschichten zu bemühen. Es entstanden damals eine Reihe historischer Vereine, wie der „Historische Verein zu Braunsberg", „Der Oberländische Geschichtsverein zu Mühlhausen", „Die Litauisch literarische Gesellschaft in Tilsit", „Die Altertumsgesellschaft Insterburg", „Die Literarische Gesellschaft Masovia in Lötzen" und später die umfassende „Historische Gesellschaft für Ost- und Westpreußen" sowie die „Altertumsgesellschaft Prussia", die alle laufend Geschichtsblätter herausbrachten.

Doch für das Gebiet Samland-Natangen, in dem der Kreis Wehlau liegt, gab es keinen besonderen Verein, der sich der Chronik dieser Landschaften annahm. Wahrscheinlich ließ die in Königsberg zusammengeballte historische Wissenschaft ein solches Unternehmen aussichtlos erscheinen.

Wir müssen dem Lehrer Donner aus Sanditten bei Wehlau dankbar sein, daß er den Gedanken eines Heimatbuches aufgriff und mit Unterstützung von Rektor Sadowski, Wehlau, eine Heimatkommission ins Leben rief, die jedoch infolge des Ersten Weltkrieges nicht zum Tragen kam. Doch wurde nach 1918 wieder auf seine Anregung mit Unterstützung des geschichtlich interessierten Kreisschulrats Pacyna eine Arbeitsgemeinschaft des Wehlauer Lehrervereins gebildet, die sich die Herausgabe eines Heimatbuches auch für schulische Zwecke zum Ziel setzte. Seine Herausgabe scheiterte an der Ungunst der Zeitverhältnisse nach

dem verlorenen Kriege und an der Inflation. Es gelang jedoch, zusammen mit den Kreisen Labiau und Friedland, in den Jahren 1921/23 einen Ersatz in der Zeitschrift „Alle-Pregel-Deime-Gebiet" zu finden, in der in 14 Heften das Ergebnis der Forschungen niedergelegt wurde. Dabei steht hinsichtlich des Umfanges und Inhalts der Kreis Wehlau weitaus an der Spitze. Die Mehrzahl der Artikel stammt von Donner selbst, vor allem die wichtigen Kurzgeschichten der Kirchspiele und ihrer Ortschaften.

Anerkennenswerterweise unterstützte der Kreis Wehlau unter Landrat Wrede diese Veröffentlichungen auch finanziell, da der Kreis der Bezieher klein war und die Druckkosten ohne Zuschüsse unerschwinglich gewesen wären. Von diesen „Donnerschen Heften", wie sie allgemein hießen, sind bei der überstürzten Flucht nur wenige Exemplare gerettet worden. Das vorliegende Heimatbuch konnte, da viele Quellen verschüttet sind, nur aus der Taufe gehoben werden, weil sich viele Heimatfreunde bereitwillig in den Dienst der guten Sache stellten, selbst Beiträge schrieben, Fotomaterial zur Verfügung stellten und Auskünfte erteilten. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt; die Namen der Hauptbeteiligten sind bei den einzelnen Artikeln aufgeführt. Besonders aber muß ich hier einiger Mitarbeiter gedenken, die wahrhaft unermüdlich wertvolles Material lieferten und zahlreiche Nachfragen nach bestem Wissen beantworteten. An erster Stelle steht Bruno Damerau sen., ehemals Standesbeamter in Tapiau, dessen Erinnerungen fast ein Buch für sich füllen würden, dann Bürgermeister Franz Neumann aus Gundau, Rektor Hennig aus Allenburg, Schneidermeister Schadewinkel, Allenburg, der unermüdlich Erinnerungsgut aller Art heranschaffte. Lehrer Bartnick aus Starkenberg verdankt das Archiv einen reichen Schatz von Aufnahmen, desgleichen Lehrer Wegener aus Pomauden. Ein technischer Beamter zeichnete noch mit fast 80 Jahren Lagepläne der Stadt Tapiau und der Heil- und Pflegeanstalt, während der Verwalter des Wehlauer Museums und Bademeister Rosengart eine Reihe Geschichten beisteuerte und sich besonders mit Altertumsfunden befaßte.

Hervorgehoben muß werden, daß alle Beiträge, bis auf zwei, ehrenamtlich erarbeitet wurden, da sonst eine Finanzierung der Druckkosten angesichts der beschränkten Auflage unmöglich gewesen wäre.

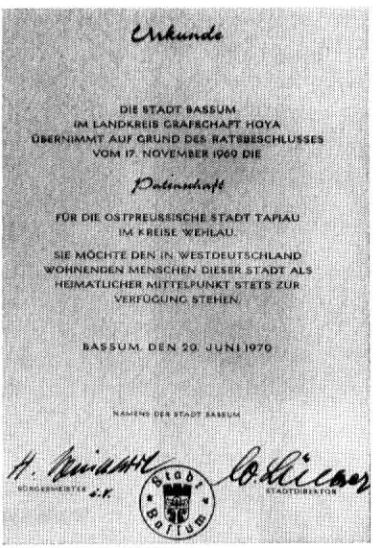
Der Patenkreis Grafschaft Syke gab laufend Mittel für die Dokumentation. Dafür sei ihm an dieser Stelle besonders gedankt. Zum Schluß muß ich noch unseren Kreisvertreter, Bürodirektor i. R. Strehlau, erwähnen, der sich durch keine Mühe bei der Förderung des Heimatbuches verdrießen ließ. Ihm ist es zu verdanken, wenn immer neue Mitarbeiter ausfindig gemacht wurden.

Zum Inhalt selbst ist zu sagen, daß vor allem zu den Kreisangehörigen selbst gesprochen werden sollte. Sie sollen darin ihre engere Heimat und sich selbst wiederfinden. Bewußt wurden daher allgemein bekannte

Abhandlungen über das ganze Ostpreußen vermieden. Da vieles aus der Erinnerung niedergeschrieben wurde, ist es möglich, daß hie und da ungenaue Angaben vorkommen, die von der exakten Wissenschaft vielleicht besser formuliert worden wären. Es sollten aber alle Volkskreise zu Worte kommen.

Besonders schwierig wurde es da, wo genaue zahlenmäßige Unterlagen, wie z. B. auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Leistungen, fehlten, und wo, wie bei dem Abschnitt „Kampfhandlungen", niemand mehr aufzufinden war, der am Kampf um Wehlau teilgenommen hatte. In solchen Fällen sind die Angaben entsprechend gekennzeichnet worden.

Im ganzen hoffe ich, daß das Buch bei den Kreisangehörigen Anklang finden, das Zusammengehörigkeitsgefühl stärken und die Erinnerung an unsere schöne Heimat wachhalten wird. Diese letzte Aufgabe scheint mir besonders wichtig, da eine neue Generation heranwächst, welche die Heimat nur vom Hörensagen kennt.



Urkunde

DIE STADT BASSUM
IM LANDKREIS GRAFSCHAFT HOYA
ÜBERNIMMT AUF GRUND DES RATSBESCHLUSSES
VOM 17. NOVEMBER 1969 DIE

Patenschaft

FÜR DIE OSTPREUSSISCHE STADT TAPIAU
IM KREISE WEHLAU.

SIE MÖCHTE DEN IN WESTDEUTSCHLAND
WOHNENDEN MENSCHEN DIESER STADT ALS
HEIMATLICHER MITTELPUNKT STETS ZUR
VERFÜGUNG STEHEN.

BASSUM, DEN 20. JUNI 1970

NAMENS DER STADT BASSUM

BÜRGERMEISTER

STADTDIREKTOR

Stadt Bassum

Urkunde der Stadt Bassum
zur Übernahme der Patenschaft für die Stadt Tapiau im Kreis Wehlau

Zum Geleit

Der Gedanke, eine Chronik unseres Heimatkreises Wehlau und seiner Menschen zu erstellen, nahm auf dem Kreisheimattreffen bei unserem Patenkreis Grafschaft Hoya, in Syke, am 25. und 26. August 1956 greifbare Form an. Der Entschluß wurde wohl leichter gefaßt, als hinterher in die Tat umgesetzt. Ein gutes Heimatbuch oder gar eine Chronik, die einem mehr oder weniger geschlossenen Landschaftsgebiet gilt, schreibt sich keineswegs leicht, auch wenn alle historischen Quellen fließen, doch doppelt schwer, wenn diese nahezu versiegt sind und nur behelfsmäßig erschlossen werden können. Als die gänzlich ungelenkte Massenflucht sich vor den anrückenden Russen am 21. und 22. Januar 1945 in unserem Kreise vollzog, führte kaum jemand von uns in seinen Habseligkeiten historisches Material mit, das sich auf den Kreis und seine Bewohner bezog.

Wenn nun nach langem Bemühen trotzdem ein Heimatbuch entstand, konnte es nur gelingen, weil eine Reihe von Wissensträgern ihr Bestes dazu hergaben, ihre Hand und vor allem ihr Herz.

Aus welchen Beweggründen wir an die Erarbeitung eines Heimatbuches herangingen? Vornehmlich war es der Gedanke, unserer Jugend, die die Heimat nicht aus eigenem Erleben kennt, das zu überliefern, was wir Älteren an Wissen um unser angestammtes Heimatland in unsere Ausweichheimat hinübergerettet haben.

Abhandlungen und Aufzeichnungen in unserem Heimatbuch mögen dazu beitragen, unseren Nachfahren eine Gesamtschau, einen Überblick über die Gegebenheiten des einstigen Kreises Wehlau zu vermitteln. Darüber hinaus soll die Veröffentlichung dieses Heimatbuches aber auch allen Bewohnern des Kreises Wehlau, die in ihm gelebt, gewirkt und ihm die besten Jahre ihres Lebens gewidmet haben, die Geschichte, die kulturelle und die wirtschaftliche Bedeutung ihres Heimatkreises vergegenwärtigen. Sie alle nämlich sind berufen, unserer Jugend das vermittelnd weiterzugeben, was sie von ihrer angestammten Heimat wissen muß. So soll das Heimatbuch der heutigen Generation und den kommenden Generationen nicht nur als Erinnerung dienen, sondern eine echte Brücke zu unserer zur Zeit noch verlorenen ostpreußischen Heimat schlagen.

Unser Los als heimatentwurzelte Menschen ist bitter und schwer, da wir entgegen den allgemeinen Menschenrechten aus der festgefügten heimatlichen Verbundenheit herausgerissen und in alle Winde verstreut wurden. Wir verloren nicht nur die engere Heimat. Auch Volkstum, Mundart und eine in sieben Jahrhunderten vollzogene Entwicklung zu einer landsmannschaftlichen Eigenart und Gemeinschaft, in der wir uns geboren fühlten, wurden zerstört. Ich denke an die große

Familie des Heimatdorfes, der Heimatstadt, des Heimatkreises. Eine solche Verbundenheit außerhalb der engeren Heimat zu finden, gelingt nur schwer, jedoch nicht mehr den älteren Menschen; denn eine sich tragende menschliche Gemeinschaft wächst und formt sich in Generationen!

Für unsere Nachkriegs-Heimatkreisgemeinschaft fanden wir in unserem Patenkreise Grafschaft Hoya nicht nur eine symbolische Stütze, sondern im wahrsten Sinne des Wortes eine aktive Hilfe. Ihm war die Übernahme der Patenschaft über unseren Kreis Wehlau eine Herzensangelegenheit und eine nationale Verpflichtung. Ihren Repräsentanten, Landrat Wendt, Oberkreisdirektor Dr. Siebert-Meyer nebst seinen Mitarbeitern, voran Oberverwaltungsrat Engelke und Oberamtsrat Kastens sowie den Abgeordneten des Kreistages und den Mitgliedern des Flüchtlingsausschusses diese Anerkennung in meinem Geleitwort aussprechen zu können, ist mir ein Dankesbedürfnis.

Unser Patenkreis Grafschaft Hoya unterstützte ideell und finanziell vom Anbeginn bis zur Vollendung unser Heimatbuch.

In den Dank unserer Kreisgemeinschaft möchte ich weiter alle Mitgestalter dieses Heimatbuches einbeziehen, seien es die, deren Namen Sie hier finden sowie alle Namenlosen, die mit ihren Angaben die Arbeit unterstützten.

Besonderer Dank namens der Kreisgemeinschaft Wehlau gebührt unserem Allenburger Landsmann, Oberregierungsbaurat Kurt Dieckert, der leider zu früh dahinging, um das begonnene Werk zu vollenden. Er war der Motor, und so lag die Arbeit nach seinem Tode lange Jahre brach. Trotz der Hingabe aller Bearbeiter enthält daher das Heimatbuch Lücken, die sich nicht mehr auffüllen ließen.

Unser Heimatbuch soll uns das vergegenwärtigen, wonach wir uns sehnen, was unsere Herzen mit Wehmut erfüllt und was wir um unser aller Zukunft willen nie aufgeben dürfen: Unsere Heimat Ostpreußen und den in ihr gelegenen Heimatkreis Wehlau. Die Allgemeine Menschenrechtskonvention von 1948 bestärkt uns in unserem Streben und Mühen um die angestammte Heimat.

Karlsruhe-West, Hertzstraße 2, im Dezember 1964

S t r e h l a u , Kreisvertreter

Ergänzung des Vorwortes und zum Geleit

Fast drei Jahrzehnte nach der Vertreibung wird das Heimatbuch des Kreises Wehlau vorgelegt. Es kam zu dieser Verzögerung, weil unser Landsmann Kurt Dieckert über die Arbeit am Heimatbuch dahinstarb. Der Entwurf seines Vorwortes ohne Datum, wird diesem Band vorangestellt. Nach seinem Tode ruhte ein Jahrzehnt das Vorhaben. Die Kreisvertreter August Strehlau und Karel Raethjen starben ebenfalls, so daß erst 1969 das Vorhandene gesichtet werden konnte. Die Manuskripte wurden überarbeitet, ergänzt und neue erstellt. Jedes Heimatbuch hat seine Besonderheiten. Unser Buch ist keine Chronik, keine Kreisgeschichte. Es ist ein Heimatbuch, das nüchtern Begebenheiten, Tatsachen bringt, aber auch Erzählung und Schilderung zu Worte kommen läßt. Unter Inkaufnahme aller Lücken und Unvollkommenheiten soll das vorhandene Material in einem ersten Band zugänglich gemacht werden. Manches konnte nur an Beispielen aufgezeigt werden. — Das noch vorhandene, nicht veröffentlichte Material ist ergänzungsbedürftig. Durch eine Ortsbefragung soll manches vervollständigt werden, und es sollte möglich sein, in einer weiteren Veröffentlichung geringeren Umfangs Ergänzungen für Kirchspiele und ihre Ortschaften zu bringen.

Wir Heimatvertriebenen nehmen für uns die „Allgemeinen Menschenrechte" in Anspruch. 700 Jahre beispielhafte wirtschaftliche und kulturelle Aufbauarbeit im Osten können nicht 25 Jahre nach dem Kriege durch gegen uns Vertriebene gerichteten Verträge ausgelöscht werden. Unsere geistigen und kulturellen Werte wurzeln in der Heimat. Es gilt diese zu erhalten und den folgenden Generationen bewußt zu machen. Mögen die Nachfolgenden die gestaltenden Kräfte, die unser Land an Alle-Pregel-Deime formten, in diesem Heimatbuch erkennen, um daraus für sich die P f l i c h t abzuleiten, sich zu den historischen und gewachsenen Gegebenheiten zu bekennen und für die Rechte Ostdeutschlands und aller vertriebenen Mitmenschen einzutreten. Der Große Kurfürst zu dem wir Angehörigen des Kreises Wehlau eine besondere Beziehung haben, ruft uns zu:

„Allezeit bereit sein, kein Unglück ewig!"
Denn „nichts ist geregelt, was nicht gerecht geregelt ist."

W e r n e r L i p p k e , Kreisvertreter



Urkunde der Stadt Hoya/Weser
zur Übernahme der Patenschaft für die Stadt Allenburg a. d. Alle

Vorwort für die „Heimatchronik des ostpreußischen Landkreises Wehlau"

Diese Heimatchronik, wie sie nach jahrelanger, mühevoller Vorbereitung, mit ideeller und materieller Unterstützung des Landkreises Grafschaft Hoya, jetzt vorliegt, stellt bewußt das Gedenken an den ostpreußischen Heimatkreis Wehlau in den Mittelpunkt. Sie kann nicht einen lückenlosen, geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Rückblick bieten, weil durch die Vertreibung der Wehlauer Landsleute 1944/45 ausreichendes (literarisches) Material weitgehend fehlte. Es konnte nur in begrenztem Umfange beschafft werden. Andererseits durfte mit der Herausgabe dieses Buches wegen der größer werdenden zeitlichen Trennung von der verlassenen Heimat nicht mehr länger gewartet werden. Schon jetzt ist der Zeitabstand von rund dreißig Jahren so groß, daß sich das Wissen über heimatkundliche Vorgänge bei den immer älter werdenden und an Zahl abnehmenden früheren Wehlauer Kreisbewohnern mindert.

Seit dem für uns Deutsche tragischen Ende Preußens und dem Verlust unserer blühenden Provinz Ostpreußen ist mehr als ein Viertel unseres Jahrhunderts vergangen. Übrig blieb ein Steinbruch der Vergangenheit. Um aus dem Gedächtnis für die objektive Gestaltung dieses Buches heimatkundliche Einzelheiten zusammenzutragen, indessen Erinnerungen verblaßten, war viel Zeit und Mühe notwendig. Den Vertretern des Patenkreises Wehlau und des die Patenschaft seit zwanzig Jahren tragenden Landkreises Grafschaft Hoya gelang es gleichwohl — mit zeitweiligen Gefühlen der Unsicherheit —, den Wunsch unserer heimatvertriebenen Landsleute, möglichst sichere Tatsachen in den Wissensgebieten der Geographie, der Geologie, der Biologie, der Geschichte, der Wirtschaft usw. in den erwähnten Grenzen zusammenzutragen, zu erfüllen. Soweit möglich, wurden durch Auswertung von Zeitungen, Zeitschriften, Büchern und persönlichen Erinnerungen, durch Fragebogen, Augenzeugenberichte und briefliche Erkundigungen die Lücken, teilweise allerdings nur notdürftig, geschlossen.

Aber dieses Buch wird seine Aufgabe dennoch erfüllen und Anerkennung finden, und zwar als „Heimatkunde" über ein uns heute leider nicht mehr zugängliches ostdeutsches Kreisgebiet, das in seiner geographisch-wirtschaftlichen Struktur dem Landkreis Hoya zweifellos ähnelt und allen Lesern — hoffentlich auch den Kindern und Kindeskindern der Wehlauer — unvergessen bleiben wird.

Das Buch wendet sich in erster Linie an die in der Bundesrepublik nach der Vertreibung verstreut angesiedelten Einwohner des ostpreußischen Landkreises, die mit dem tiefgreifenden Schicksal der Vertreibung ihre deutsche Heimat und alle materiellen und ideellen Güter

verloren und seelische Not erlitten. Es wendet sich an ihre Kinder, die in der Bundesrepublik eine neue Heimat mit jenen Lebensinhalten wiedergefunden haben, die die Eltern verloren, und an die Enkelkinder vieler Vertriebener. Das Buch sollte aber auch für die Einwohner des Patenschaftskreises Grafschaft Hoya, nicht zuletzt auch für den Geschichtsunterricht in allen Schularten, eine wertvolle Lektüre werden, die heute und zukünftig zum Nachdenken über Krieg, Kriegsfolgen und die hohen Stellenwerte des Friedens auf Erden, von dem der christliche Glaube spricht, anregt.

So betrachtet, will diese Chronik kein Geschichtswerk sein; denn von Historikern wird nur eine beschränkte Zahl von Quellen anerkannt, die durch Dokumente belegt sind, die größtenteils in den Archiven der Kreisstadt Wehlau und der Städte Tapiau und Allenburg durch die Kriegsereignisse Ende 1944/Anfang 1945 verlorengingen. Aber trösten wir uns mit der Tatsache, daß selbst archäologische Ausgrabungen Elemente der Unsicherheit enthalten und Historiker oft auf Auslegungen und Deutungen angewiesen sind. Das wird demnächst auch erkennbar sein, wenn die Nachkriegsgeschichte Ostpreußens als deutsche Provinz geschichtlich im Rahmen eines seit Jahren bestehenden Studienauftrages ihre Würdigung findet, mit dem die Universität Göttingen beauftragt ist.

Nur wer die Heimat verlassen muß, weiß, was sie für den Menschen bedeutet. Nur dort sind die Wurzeln seiner Lebenskraft tief entwickelt und geben Lebenshilfen in vielfältiger Art. Mögen wir auch Preußen in seinen politischen Grenzen — und damit die ostpreußische Provinz — zur Zeit verloren haben, die Liebe zu unserer ostdeutschen Heimat und die seelische Verbindung zu dem Land unserer Väter kann uns keine politische Macht auf dieser Erde zerstören.

Patenkreis Landkreis Grafschaft Hoya
Helmut Engelke

Syke, im Mai 1974

Erdgeschichtlich Wissenswertes über den Kreis Wehlau

Von Dr. Hoffmann

Wenn man das Landschaftsbild in seiner Oberflächengestaltung und seinen kulturellen und wirtschaftlichen Besonderheiten deuten will, muß man den Kräften nachgehen, die zu seiner Ausgestaltung geführt haben. Lassen wir zunächst die Landschaft des Kreises Wehlau vor unseren Augen entstehen!

Eine fast ebene Fläche, die nur durch sanfte Geländewellen und flache Becken und Mulden belebt wird, breitet sich vor uns aus. Vom Kurischen Haff aus steigt das Land nach Süden zu einer mit kleinen Kuppen besetzten Hochfläche von etwa 20 bis 25 m an. Die Hauptleitlinie in der Landschaft bildet der zwei bis sechs Kilometer breite Talzug des ehemaligen Pregelmemelurstromes, von dessen steil abfallenden Uferhöhen sich weite Fernblicke eröffnen. Der Talrand ist von anmutigen Einschnitten durchzogen, in denen kleine Bäche das Wasser der Hochfläche dem Pregel zuführen. Die breite Talaue des Urstromes wird bei starken Weststürmen und bei Frühjahrshochwasser weithin überflutet, da der Pregel nur ein geringes Gefälle hat. Dann suchen sich die Wassermassen einen Abfluß in das Kurische Haff durch die Deime, die bei Tapiau in den Pregel mündet. Die Alle, der dem Pregel von Süden zufließende größte Nebenfluß, weist ein größeres Gefälle auf. Das enge, vielfach gewundene Tal zeigt viele anmutige Flußbilder. Die im allgemeinen eben wirkende Landschaft des Kreises Wehlau wird belebt durch den Wechsel von Wald und Ackerflur, von Wiesen und Weiden. Die großen Flächen der Getreidefelder des früher vorherrschenden Großgrundbesitzes brachten eine gewisse Großzügigkeit in das Bild der Landschaft. Der ostpreußische Maler Lovis Corinth hat die Pregellandschaft auf einem Bilde festgehalten. Es zeigt ebene Wiesenflächen zu beiden Seiten des Stromes, eine große Viehherde und darüber den weiten, mit weißen Wölkchen bedeckten Himmel.

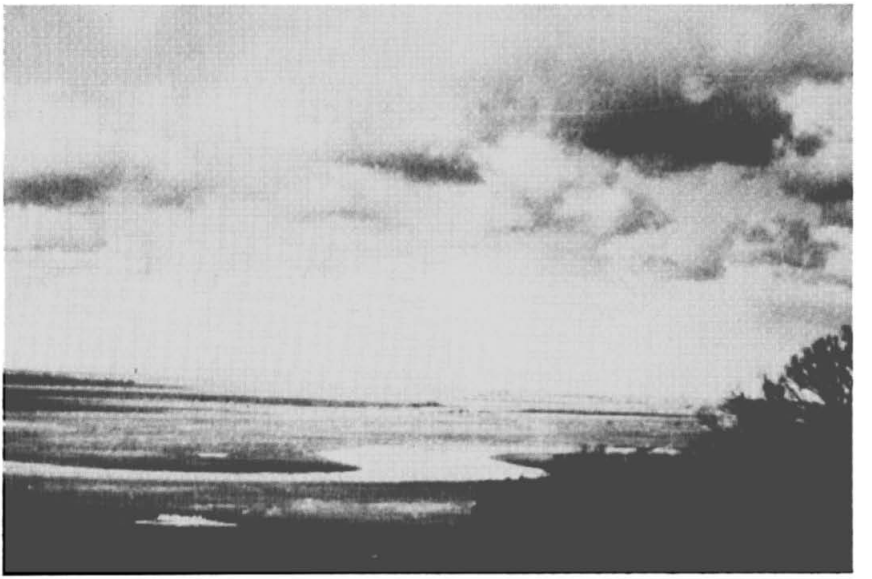
Als ein Teil des Norddeutschen Flachlandes verdankt der Kreis Wehlau seine Oberflächenformen und seine Böden den gestaltenden Kräften der Eiszeit. Das Eiszeitalter, die letzte der unserer Gegenwart unmittelbar vorangehende Erdepoche, deren Dauer auf etwa 600 000 Jahre anzusetzen ist, wird durch drei große Kältezeiten gekennzeichnet. Sie wechselten ab mit Zwischeneiszeiten, in denen wir ähnliche klimatische Verhältnisse wie gegenwärtig und auch eine der heutigen ähnliche Pflanzen- und Tierwelt annehmen können. Gewaltige Inlandeisdecken, deren Zentrum in Skandinavien lag, breiteten sich über das Ostseegebiet und in ihrer Maximalentwicklung bis zum Rand der deutschen Mittelgebirge aus. Das Ende der Eiszeit oder des Diluviums ist für Norddeutschland

auf etwa 15 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung zu veranschlagen. Auch die Geschichte der in Nordeuropa lebenden Menschen läßt sich durch die Eiszeit hindurch verfolgen.

Die letzte große Vereisung, die Weichseleiszeit, erreichte nicht das Ausmaß der beiden älteren. Sie hatte ihre südliche Begrenzung, ihre Abschmelzzone, im Baltischen Landrücken. Dieser uns so bekannte Höhenzug stellt ein tief gestaffeltes Endmoränengebiet dar, in dem gewaltige Erd- und Gesteinsmassen zum Ausschmelzen kamen und zu Höhenzügen, Hügeln und Kuppen zusammengeschoben wurden. Die Schmelzwasser ergossen sich in tiefe Rinnen des Untergrundes, als deren Reste die heutigen Rinnenseen übrig geblieben sind, in das südliche Vorland und schütteten hier fächerförmig große Sandebenen, die Sander, auf, wie wir sie in den Heidesandgebieten Südmasurens antreffen.

Als nach langer Kältezeit das Klima wieder wärmer wurde, schwächte sich der Strom des Eises von Norden her ab und hörte schließlich ganz auf. Das zurückgebliebene Toteis schmolz in sich zusammen und die als Grundmoräne mitgeführten Stein- und Erdmassen breiteten sich in einer fast ebenen Fläche aus. So entstand die flache Grundmoränenlandschaft der Mitte Ostpreußens, die charakteristisch für den Kreis Wehlau ist. Der Boden wird hier von der Grundmoräne des Eises gebildet und trägt den Namen Geschiebemergel. Er besteht aus einem kalkhaltigen Lehm, der von Steinen verschiedener Größe und Art durchsetzt ist. Für die Forscher bilden die als Geschiebe bezeichneten Steine eine Fundgrube für Untersuchungen mancherlei Art. So ist es z. B. gelungen, das nördliche Heimatgebiet der meisten Geschiebe festzustellen. Der Geschiebemergel wird leicht durch das einsickernde Wasser oberflächlich entkalkt und geht damit in Lehm über. Seine Beschaffenheit ist verschieden je nach dem Verhältnis von Ton und Sand, und so treten auf den Äckern alle Übergänge von schweren zu leichten Böden auf. Für die landwirtschaftliche Nutzung sind diese Böden gut geeignet, da sie wasserdurchlässig sind und die Nährsalze in den Kolloiden (fein verteilte Stoffe) festhalten. Sie sind leicht zu bearbeiten und eignen sich gut für den Roggenanbau. Die Geschiebemergelböden treten vor allem in dem Teil des Kreises Wehlau auf, der nördlich des Pregels liegt.

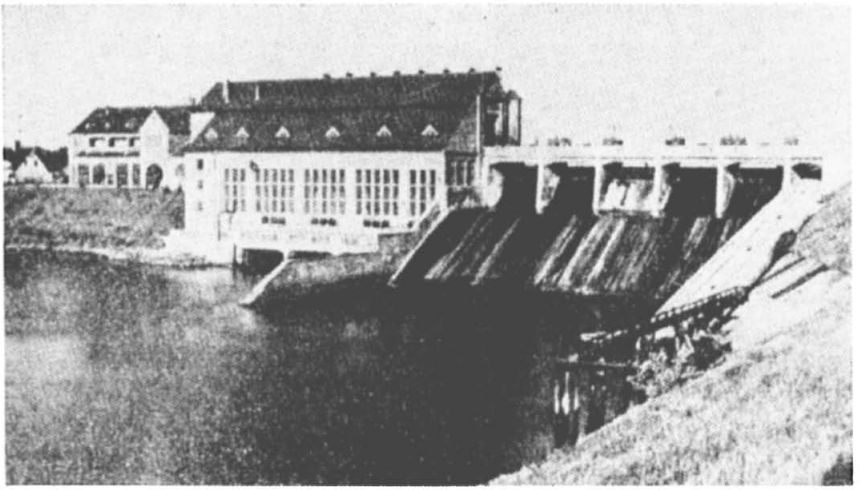
Aus Bohrungen wissen wir, daß die Mächtigkeit der eiszeitlichen Ablagerungen im Kreise Wehlau etwa 50 bis 60 m beträgt. Sie bestehen aus Geschiebemergel sowie Sand und Kies, die vom Schmelzwasser aus der Grundmoräne herausgespült wurden und je nach ihrer Korngröße zum Absatz gelangten. Die Ablagerungen der Weichseleiszeit lagerten sich über die der älteren Vereisungen und vermischten sich mit ihnen. Dabei sind pflanzliche und tierische Reste aus den Zwischeneiszeiten zum größten Teil zerstört worden. Deshalb lassen sich auch ältere und jüngere Ablagerungen nicht mit Sicherheit trennen. Unter den eiszeit-



Urstromtal des Pregel bei Kremitten



Urstromtal der Alle bei Koppershagen



Kraftwerk Friedland an der Alle,
es schaltete sich ein bei Verbrauchsspitzen, Stauhöhe 15 m, 30 km langer Stausee mit 20 Millionen cbm Wasser

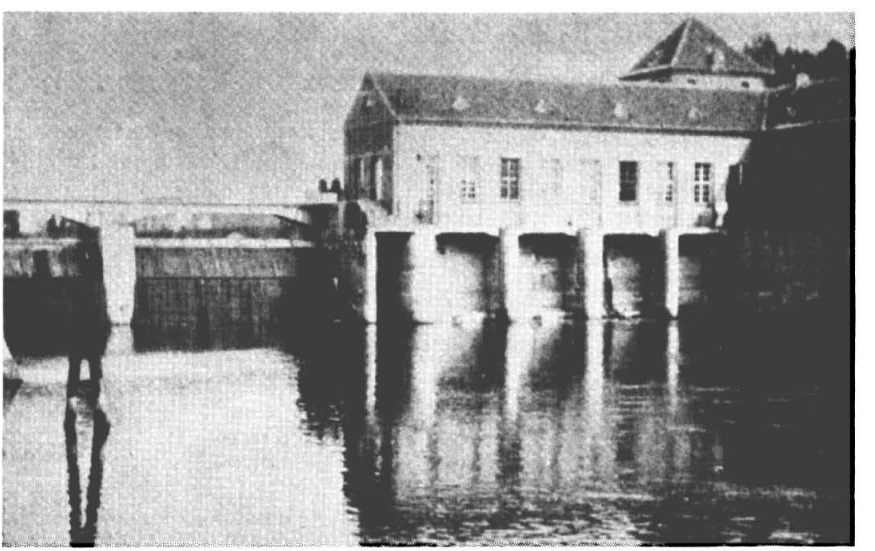
lichen Schichten lagern im Kreise Wehlau unmittelbar Absätze der jüngeren Kreidezeit: Grünsande, Mergel und harte Kreide. Es fehlen hier die Ablagerungen des Tertiärs, die im benachbarten Samland als braunkohlen- und bernsteinführende Schichten angetroffen werden. Aus der jüngeren Kreide stammen die bekannten Donnerkeile oder Belemniten. Sie sind Reste der Tintenfische, die im Kreidemeer lebten. Wir treffen die harten Donnerkeile besonders häufig im Sande der Flüsse und Bäche an.

Die südlich des Pregels liegende Hälfte des Kreises Wehlau weist im Gegensatz zur nördlichen vorwiegend schwere Tonböden auf. Die rötlichen Tone überlagern in einer Mächtigkeit bis zu zwei Metern den Geschiebemergel. Sie breiten sich in einer fast geschlossenen Decke zwischen dem Pregeltal im Norden und den Endmoränengebieten des Südens aus und setzen sich östlich der Inster fort. Da sich Tone als Absätze in ruhigem Wasser bilden, müssen wir für ihre Entstehung späteiszeitliche Staubecken annehmen. Ufermarken an den Höhen des Südens in etwa 12 bis 15 Metern über der Grundmoränenebene zeigen die ehemaligen hohen Wasserstände an. Die Erklärung für die Entstehung der Staubecken liegt in der durch einen Kälterückschlag verursachten erneuten Stillstandslage des Eises und der damit im Zusammenhang stehenden Aufschüttung einer Endmoräne, die das Becken zusammen mit dem Eise im Norden abschloß. Diese Endmoräne läßt sich vom Alk-

gebirge des Samlandes mit Unterbrechungen bis zu den Willkischker Höhen bei Ragnit verfolgen. Zwischen dem südlichen Höhenland und dem Eisrand des Nordens stauten sich die Schmelzwassermassen zu einem großen Becken, in dem sich feine Sinkstoffe als Ton absetzten. Als dann bei zunehmender Erwärmung der Eisrand endgültig nach Norden zurückwich, entleerte sich ruckartig das Becken, weil der Weg nach Westen für das Wasser frei wurde.

Der Deckton dieser mittelostpreußischen Tonebene besteht aus einem durch Verschwemmung und Auswaschung mehr oder weniger tonigem Lehm, der nach der Tiefe zu in Tonmergel übergeht. Er gehört zu den ertragreichsten Böden und ist für den Weizenanbau gut geeignet. In der Bearbeitung ist er sehr schwierig. Pflügen und Eggen sind äußerst erschwert. Ist der Boden zu feucht, so klebt der Ton an der Pflugschar, und geht man über den Acker, so hat man ein „Rittergut" an den Füßen. Trocknet der Ton aus, so ist eine Zerkleinerung der Schollen selbst mit schweren Walzen kaum möglich. Für diesen Boden mußte der richtige Zeitpunkt der Bearbeitung abgepaßt werden, daher nannte man ihn auch den „Fünf-Minuten-Boden".

Am Ende der Eiszeit kam es auch zur Entwicklung eines gewaltigen Urstromes, der von der Memel über die Inster und den Pregel zur Ostsee



Kraftwerk Wohnsdorf an der Alle
Stauhöhe 6 m, Dauerlaufwerk, 2 Turbinen mit je 1 Generator.
Durch diese Kraftwerke war die Alle in der Wasserführung im Unterlauf reguliert.

zog, und dessen gewaltige Wassermassen das bis zu sieben Kilometer breite Memel-Pregelurstromtal schufen. Während das etwa zwei Kilometer breite Deimetal ebenfalls in dieser Zeit entstanden ist, bietet die Alle mit ihrem verhältnismäßig engen Tal und gut entwickelten Gleit- und Prallhängen das Bild eines jugendlichen Flusses. Ihr starkes Gefälle begünstigte den Bau der Kraftwerke bei Friedland und Gr.-Wohnsdorf.

Mit dem nach Norden endgültig zurückweichenden Eise beginnt für Norddeutschland die Nacheiszeit. Die Pflanzen- und Tierwelt rückte nach und nahm Besitz von dem leeren Boden. Zuerst entwickelte sich in dem noch kalten Klima eine vor allem aus Moosen bestehende Vegetation, wie wir sie in der heutigen Tundra vorfinden. Als es wärmer wurde, drangen Nadel- und Laubbäume vor. Genauere Kenntnis von der Geschichte der ostpreußischen Wälder verdanken wir pollenanalytischen Untersuchungen (Untersuchungen des Blütenstaubes), die besonders durch Dr. Groß durchgeführt worden sind. Die schweren Tonböden in Verbindung mit den geringen Geländeunterschieden führten zur Entwicklung von Bruchwäldern und Mooren, die im Kreise Wehlau zahlreich vertreten sind. Das sich in flachen Becken stauende abflußlose Wasser dürfte der Beginn für das Wachstum der Hochmoore gewesen sein. An der westlichen Grenze des Kreises liegt das bekannte Zehlauhochmoor. Es wurde unter Naturschutz gestellt, da es das am besten erhaltene, noch wachsende Hochmoor im norddeutschen Raume darstellt. Die Zehlau hat durch Gams und Ruoff, Groß, Steinicke und Skwarra eine eingehende Bearbeitung erfahren (Zehlauheft, Bd. 1 u. 2, Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, Königsberg Pr. 1929). Das Zehlaumoor ist kein Verlandungsmoor, sondern ein Versumpfungsmoor, das sich von einem Waldflachmoor allmählich zum Hochmoor entwickelt hat. Kleinere Hochmoore liegen mitten in den Bruchwaldungen der Frischingforst, der Hospitalforst Kl.-Nuhr und der östlich des Kreises sich erstreckenden Astrawischker Forst und im Kranichbruch.

Bruchwälder und Moore sind geeignete Reviere für das Großwild. Wir dürfen wohl annehmen, daß hier noch lange Wisent und Auerochs beheimatet gewesen sind. Der Elch, der im Zehlaugebiet bis zum Astrawischker Forst noch in unseren Tagen Standwild war, ist zunächst durch die Russen stark dezimiert worden. Im Kreise Wehlau hat es Rot- und Damwild, Rehe und Schwarzwild in großen Beständen gegeben. Der scheue Kranich brütete auf einsamen Wiesen im Randgebiet der Zehlau, und seine hellen, trompetenartigen Rufe schallten über das einsame Hochmoor.

Der Naturfreund konnte im Kreise Wehlau noch viele Stellen unverfälschter Natur vorfinden und an der Ursprünglichkeit der Pflanzen- und Tierwelt und an dem Vorkommen mancher seltener Tiere und Pflanzen seine Freude haben.

Der Kreis Wehlau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Von Dr. Rudolf Grenz

Der Kreis Wehlau gehört zu den Gegenden innerhalb der Provinz Ostpreußen, die eine besonders reiche Hinterlassenschaft an vor- und frühgeschichtlichem Fundgut aufzuweisen haben. Auch hat hier eine ganze Reihe von systematischen Grabungen stattgefunden, über die wir heute noch Aufzeichnungen besitzen. Das Originalfundgut ist dagegen fast ausschließlich im Zweiten Weltkrieg vernichtet worden. Die wichtigsten Sammlungen befanden sich im Prussia-Museum in Königsberg und im Heimatmuseum in Wehlau. Vereinzelte Fundstücke waren an andere Museen verschlagen, so nach Insterburg, Danzig und sogar nach Berlin. Die wenigen Stücke, die nach Berlin in das Staatliche Museum für Vor- und Frühgeschichte gelangten, sind auch heute noch erhalten und liegen in dem erst nach Kriegsende bezogenen Langhansbau des Charlottenburger Schlosses. Hier besteht überhaupt die einzige größere Sammlung ostpreußischer Altertümer, die uns von Westdeutschland aus zugänglich ist, abgesehen von dem Mainzer Zentralmuseum, in dem eine Anzahl von Gipsabgüssen wertvoller ostpreußischer Fundgegenstände aufbewahrt wird. Diese Abgüsse sind selbstverständlich schon vor dem Zweiten Weltkrieg hergestellt worden und beruhen auf Vorlage der Originalfundstücke.

Der früheste Zeitabschnitt, in dem der Mensch in Ostpreußen auftritt, ist die ausgehende Altsteinzeit. Allerdings bleibt die Zahl der so frühen Zeugnisse menschlicher Kultur auch in sonst fundreichen Teilen Ostpreußens, wozu eben unser Heimatkreis zählt, sehr gering. Der Mensch konnte sich damals nur als Nomade halten, der in dem rauhen und unwirtlichen nacheiszeitlichen Klima wandernden Rentierherden folgte, um von ihrer Jagd zu leben. Das Fleisch bildete ein wichtiges Nahrungsmittel, das Fell diente zur Herstellung von Kleidung und aus den Knochen stellte man die verschiedensten Werkzeuge her.

Aus dem Kreise Wehlau gibt es nur ein Fundstück, das in die ausgehende Altsteinzeit datiert werden muß. Es handelt sich dabei um eine gekerbte Rengeweihstange, die 1931 beim Bau des Masurischen Kanals in der Feldmark von Allenburg gefunden wurde und in das Heimatmuseum in Wehlau gelangte. Die Stangenlänge (an der Krümmung gemessen) betrug 36 cm; der Stangenumfang zwischen Eis- und Hintersprosse 6 cm. Die Arbeit des Menschen an dem Stück wird durch die Kerben erwiesen, die sich daran befunden haben. Allerdings wissen wir nicht, welche Bedeutung hinter dieser Kerbung steht, die wir im übrigen von vielen weiteren Fundstücken aus Norddeutschland kennen. Die zeitliche Einordnung der Rengeweihstange geht im wesentlichen auf

zwei Arbeiten von Hugo Groß aus den Jahren 1938 und 1940 zurück, und kann als zuverlässig gelten, zumal er für Ostpreußen durch die Anwendung der Pollenanalyse zum Entdecker des spätaltsteinzeitlichen Fundhorizonts wurde. Die Datierung beruht für das Geweihstück aus Allenburg aber nur auf Vergleichsfunden. Es ist nichts darüber bekannt, daß der Fundstelle Proben für eine Pollenanalyse entnommen worden sind.

Unklar bleibt, ob der Mensch in unserem Heimatgebiet ein Zeitgenosse des Mammuts gewesen ist. Wenn es der Fall war, hat man das Mammut aber nicht in annähernd gleichem Maße als Jagdwild betrachtet wie das Rentier. Es fehlt jegliches bearbeitete Knochenmaterial. Daß aber jene alte Elefantenart auf ihrer Nahrungssuche auch das Wehlauer Kreisgebiet durchstreifte, beweist ein kleiner Mahlzahn von diesem Elephas primigenius, der im Jahre 1871 in einer Grandgrube beim Wehlauer Bahnhof gefunden wurde und in die geognostische Sammlung der Kgl. Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg gelangte. Dort blieb das interessante Fundstück bis zum Jahre 1945 erhalten.

Aus der Mittleren Steinzeit, in der sich der Übergang vom Nomadentum zur Seßhaftwerdung des Menschen abspielte, gibt es aus unserer Heimat bisher keine sicher datierten Funde. Dieser Umstand darf jedoch keinesfalls so ausgedeutet werden, daß in jenem Zeitabschnitt eine Siedlungsleere geherrscht habe, sondern der Grund dafür ist sicherlich eine Forschungslücke, die sich bei den heutigen Forschungsmethoden schnell schließen lassen würde.

Sehr reich sind dagegen die Hinterlassenschaften aus der Jüngeren Steinzeit. In der Hauptsache handelt es sich um Steinbeilfunde. Gelegentlich lassen sich sogar Grabfunde von Siedlungsfunden unterscheiden. Die kulturelle Zuweisung ist etwa bei der Hälfte der Beilfunde möglich.

Das älteste jungsteinzeitliche Beil dürfte ein Exemplar von der Domäne Großhof-Tapiau sein, das eine annähernd halbkreisförmige Schneide und ein fast spitz zulaufendes Bahnende besaß. Es gelangte 1885/86 durch Amtsgerichtsrat Störmer in die Sammlung des Prussia-Museums (für das Prussia-Museum benutzen wir im folgenden die Abkürzung PM). Der spitze Nacken liefert einen Anhaltspunkt für die Datierung: Das Beil muß vor die schnurkeramische Kultur gehören, mit der die Steinzeit in unserem Gebiet abschließt.

Im Jahre 1890 schenkte derselbe Finder dem PM aus Tapiau einen Steinhammer mit Schaftloch, von schwarzer Farbe.

Schließlich befand sich aus Tapiau eine breite Bootaxt der schnurkeramischen Kultur mit flacher Oberseite im Danziger Museum (nach Angabe von L. Kilian 1955). Länge des Beils 13,7 cm, Breite 6,3 cm.

Die Gemarkung Tapiau bleibt nun allerdings die einzige im Kreise Wehlau, deren Funde eine Aufeinanderfolge steinzeitlicher Kulturgruppen am gleichen Ort andeuten.

Mit Sicherheit steinzeitlich und zum Teil möglicherweise auch älter als die schnurkeramische Kultur sind die Feuersteinbeile. Sie treten bei weitem nicht so zahlreiche auf wie die Beile aus anderem Gestein. Für die Feuersteinbeile ist kennzeichnend, daß sie nie ein Schaftloch besitzen. Sie wurden mit Lederriemen und Tiersehnen in einer Eintiefung am Ende des Holzschaftes befestigt. Aus dem Kreise Wehlau sind folgende Fundstücke bekannt:

Ein schiefes Feuersteinbeil der schnurkeramischen Kultur aus Allenburg, das L. Kilian 1955 erwähnt. Größe 8,8 x 4,3 cm.

Ein großes Feuersteinbeil aus Imten, das 1882 von der Prussia-Gesellschaft aufgekauft wurde.

Ein im Längsdurchschnitt etwa trapezförmiger großer Keil aus Feuerstein, gefunden in Johannsdorf, gelangte 1881/82 ins PM.

Ein weiteres Exemplar vom gleichen Typus stammt aus Klein-Engelau, Ortsteil Luxhausen. Es besitzt verbreiterte Schmalseiten und ein unregelmäßig behauenes Bahnende und ist zweifellos identisch mit einem als schnurkeramisch erkannten „schiefen Feuersteinbeil", das L. Kilian 1955 verzeichnete. Länge 9,6 cm, Breite 4,0 cm. Es wurde im PM aufbewahrt. Von derselben Gemarkung stammt eine Axt mit großem Schaftloch aus Syenit, die schon 1906 zur Sammlung der Prussia gehörte. Schließlich ist bereits 1876 von Luxhausen durch Referendarius Böhm ein Doppelknopf aus Bernstein dem PM übergeben worden. H. Kemke vergleicht ihn 1906 zu Recht mit steinzeitlichen Bernsteinfunden von der Kurischen Nehrung, wie R. Klebs abbildet (Taf. I, Fig. 24, bei Klebs). Wahrscheinlich gehören alle genannten Fundstücke aus Luxhausen der schnurkeramischen Kultur an.

Aus der Drusker Forst, Schutzbezirk Reußwalde, stammt ein Feuersteinkeil von 9,5 cm Länge, der 1887 ins PM gelangte.

In Poppendorf wurde ein Feuersteinbeil gefunden, das Studienassessor Müller aus Ripkeim am 5. 6. 1936 dem Landesamt einsandte.

Aus Trakischkehmen (später Kleintraschken) erwähnt L. Kilian 1955 ein „schiefes Feuersteinbeil" der schnurkeramischen Kultur, das im PM aufbewahrt wurde. Länge 13,0 cm, Breite 5,5 cm.

Ein Feuersteinbeil aus Wehlau befand sich schon 1906 im Besitz des PM (im Längsdurchschnitt trazepförmig mit schmalen Seitenflächen). Vermutlich gehört auch dieses der schnurkeramischen Kultur an.

Der Feuerstein wurde in der Jüngeren Steinzeit auch zu mannigfachen anderen Geräten als Beilen verarbeitet.

So gibt es eine Feuersteinpfeilspitze aus Bürgersdorf, die Schulrat i. R. Pacyna am 25. 9. 1936 dem Landesamt in Königsberg einsandte und die nach der dortigen Registrierung dem Heimatmuseum Wehlau einverleibt wurde.

Aus Friedrichsdorf stammen ein Feuersteinschaber und eine Feuersteinklinge, die Pfleger Lehrer Donner am 26. 11. 1935 dem Landesamt in Königsberg meldete. Eine weitere Feuersteinklinge, die von einem

Acker aufgelesen worden war, hatte das PM 1885/86 von Amtsgerichtsrat Störmer aus Wargienen erhalten.

Feuersteinabschläge, der Abfall, der beim Herstellen der Geräte entstand, war im Heimatmuseum in Wehlau aus Aue I von einer steinzeitlichen Siedlung zusammengetragen und Werkzeuge und Abschläge fand Carl Engel zahlreich in einer Dünensiedlung in Sanditten (1929).

Unter den weiteren Beilen, die samt und sonders aus anderem Material als Feuerstein hergestellt sind, gibt es eine Anzahl, die mit Sicherheit der schnurkeramischen Kultur zugewiesen werden können: Eine schnurkeramische Hammeraxt von 10,9 cm Länge und 5,3 cm Breite, die in Allenburg beim Kanalbau in 5 m Tiefe gefunden wurde; ein Axthammer aus Hasenberg, Ortsteil Altenfelde, der schon 1890 ins PM gelangte; im Jahre 1887 übergab Hilfsjäger Abraham aus Eichenberg dem PM die Schneide eines Steinbeils aus feinkörnigem Diabas, die er in der Drusker Forst gefunden hatte. Da das Profil der Schneide „kurvenförmig" gewesen ist, dürfte es sich um eine schnurkeramische Bootaxt gehandelt haben; von Rittergutsbesitzer von Marées erhielt das PM schon 1885/86 eine schwere Axt aus Schiefer mit zur Hälfte abgeschlagenem Bahnende sowie eine Steinhacke mit Schaftloch, die in der Feldmark Genslack gefunden worden sind. Von dort hatte das PM 1906 auch einen schnurkeramischen Axthammer mit stark geschweiftem Bahnende; von einem Waldarbeiter erwarb die Prussia 1887 ein Steinbeil mit Schaftloch aus Klein-Papuschienen (nachmals Grauden), drei Viertel des Bahnendes sind abgeschlagen. Nach L. Kilian 1955 handelt es sich um eine entartete Bootaxt. Sie wurde „beim Grashauen dicht an der Erdoberfläche" gefunden. Ein in Biothen, Ortsteil Kuxtern, gefundenes Steinbeil mit Schaftloch und abgeschlagenen Bahnende aus Diorit schenkte Rittergutsbesitzer Steinfurt auf Kuxtern im Jahre 1889 der Prussia. Nach L. Kilian 1955 ist es eine schnurkeramische Hammeraxt. Aus Petersdorf stammt eine sog. Fatjanowo-Axt, die ursprünglich in die Sammlung der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg gelangte, die aber später dem PM angegliedert worden ist. Die Länge der Axt beträgt 18 cm, die Breite 5,6 cm. Einen Steinhammer mit Schaftloch aus Reinlacken, Ortsteil Pesseln, erhielt die Prussia im Jahre 1888 von Forstsekretär Reduth aus Drusken. H. Kemke 1906 nennt das Fundstück einen kleinen Axthammer mit seitlich geschweiftem Bahnende, defekt, Diabas. Es dürfte sich um eine schnurkeramische Bootaxt handeln. 1887 erwarb die Prussia aus Skaticken (später Skaten) ein sehr sorgfältig gearbeitetes Beil mit Schaftloch „mit knopfartigem Bahnende und mit kurvenförmiger Schneide" durch Ankauf. Zweifellos handelt es sich um einen Axthammer, der sich zumindest aus der schnurkeramischen Bootaxt entwickelt hat. Ein Steinbeil „aus nicht zu bestimmendem Gestein, frei auf dem Felde an einem Steinhaufen" gefunden, gelangte 1885/86 durch Landschaftsrat Borbstädt in das PM, Fundort: Stadthausen. H. Kemke 1906 bezeichnet es als kleinen Axthammer mit seitlich geschweiftem Bahnende. Wir haben

es also auch hier zweifellos mit einer schnurkeramischen Form zu tun. Aus der Feldmark von Starkenberg stammen allein drei Steinbeile, die 1877 und 1884/85 ins PM kamen. Die Beile haben alle ein Schaftloch, und in einem Falle handelt es sich sogar mit Sicherheit um eine Bootaxt, die L. Kilian 1955 genauer als entartete Bootaxt bestimmt. Eine breite Bootaxt mit flacher Oberseite aus Tapiau befand sich nach L. Kilian 1955 im Danziger Museum, Länge 13,7 cm, Breite 6,3 cm. Aus Großhof bei Tapiau besaß das PM 1906 ein kleineres undurchlochtes, im Längendurchschnitt trapezförmiges Beil mit abgerundeten Seitenkanten. Datierung: jungsteinzeitlich. Eine weitere breite Bootaxt mit flacher Oberseite verzeichnet L. Kilian 1955 aus Taplacken im PM, Länge 13,6 cm, Breite 6,6 cm. Aus Wangeningken (später Wangeningen) befand sich nach L. Kilian eine entartete Bootaxt im PM, Länge 11,8 cm, Breite 6,9 cm. Ferner gelangte 1877 ein Beil mit Schaftloch, hergestellt „aus Diorit-Porphyr mit Hornblende", aus der Kreisstadt Wehlau in die Prussia-Sammlung, wohl identisch mit einer schnurkeramischen Hammeraxt, die L. Kilian 1955 erwähnt. In die gleiche Kultur gehört möglicherweise auch „ein großes undurchlochtes Beil in Meißelform aus Hornstein", das „daselbst ausgepflügt" worden ist, d. h. in Wehlau, und 1875 ins PM gebracht wurde. Im Jahre 1935 schließlich wurde dem Landesamt in Königsberg durch Schulrat Pacyna (am 27. 9.) ein weiteres Steinbeil aus Wehlau gemeldet, das in der Sammlung des Wehlauer Heimatmuseums verblieb; das Fundstück ist wohl identisch mit der bei Kilian 1955 erwähnten schnurkeramischen Hammeraxt, die an der Eisenbahnbrücke gefunden worden ist. Aus Weißensee stammt ein großes Beil mit Schaftloch, das 1 m tief im Mergel zum Vorschein kam. Zweifellos handelt es sich dabei um eine Grabbeigabe. Das Skelett mag schon vergangen gewesen sein. Der Kgl. Förster Rumler schenkte das Fundstück im Jahre 1888 dem PM. Auch H. Kemke verzeichnet 1906 dieses Fundstück, und zwar als Axthammer mit walzenförmigem Bahnende, hergestellt aus porphyrisch ausgebildetem Olivindiabas. Hierbei dürfte es also einwandfrei um ein schnurkeramisches Beil, eine sog. Bootaxt handeln. Sie ist zu identifizieren mit einer schmalen Bootaxt mit flacher Oberseite, die L. Kilian 1955 verzeichnet. Aus Wilkendorf nennt L. Kilian 1955 zwei beschädigte schnurkeramische Hammeräxte.

Weiterhin sind zwei facettierte Äxte der schnurkeramischen Kultur zu erwähnen. Die eine stammt aus Pelkeninken und ist 14 cm lang und 5 cm breit, besitzt verrundete Kanten und eine abgeschliffene Nackenkante. Die andere, von Bootaxtform, stammt aus Groß-Ponnau. Beide Äxte werden im Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin aufbewahrt.

Der schnurkeramischen Kultur nicht angehörend, sondern einer älteren jungsteinzeitlichen Kulturgruppe sind die Funde eines größeren Siedlungsplatzes in Groß-Köwe. Hier fand man eine Schaftlochaxt, die Schneide

einer zweiten und ein Doppelbeil mit eingeschnürtem Mittelteil bei einer amtlichen Begehung des Landesamtes für Vorgeschichte am 15. 9. 1936.

Für die weiteren Steinbeilfunde ist eine bestimmte Kulturgruppenzuweisung nicht möglich, da die Beschreibungen, die uns erhalten sind, zu einer solchen nicht ausreichen. Es handelt sich um Beile aus den folgenden Fundorten:

Allenburg: Steinhammer aus feinkörnigem Granit mit Durchbohrung für einen Holzschaft, Vorder- und Hinterseite abgesplittert, kam 1893/94 mit dem v. Kallschen Vermächtnis in das Insterburger Museum: Augken: Steinhammer, stark verwittert, der von Landschaftsrat von Gusovius zwischen 1896 und 1900 dem PM zugestellt wurde. Nach H. Kemke 1906 ist es eine eiförmige Axt mit sehr großem Schaftloch, also eine ausgesprochene Arbeitsaxt, die auch durchaus einer nachsteinzeitlichen Fundstelle entstammen kann, zumal ein Gräberfeld aus der Zeit nach Christi Geburt in unmittelbarer Nähe der Fundstelle liegt. Kuglacken, Ortsteil Bienenberg: „Steinaxt", die Pfleger Lehrer Donner am 26. 11. 1935 dem Landesamt in Königsberg zur Registrierung einsandte. Friedrichsthal: 1906 im PM eine Steinaxt mit Schaftloch, mit annähernd gleich hohem Schneidenende und Bahnende (schnurkeramische Kultur?). Gauleden: Schwerere Arbeitsaxt, bei der das Schneidenende höher ist als das Bahnende, aus Syenit, schon 1906 im PM. Groß-Keylau: Steinaxt durch Lehrer Salewski am 4. 11. 1935 dem Landesamt in Königsberg eingesandt. Guttschallen: Steinbeil, gefunden von Bauer Podszuweit, am 12. 6. 1938 durch Schulrat Paycna dem Landesamt gemeldet, in der Sammlung des Wehlauer Heimatmuseums aufbewahrt. Heinrichshof: Axt mit kegelförmig ausgestutztem Bahnende, gelangte 1890 durch Herrn Kuwert jun. ins PM. Die 13,5 cm lange Axt aus grauem Gestein hatte nur ein schwach begonnenes Schaftloch, also ein unfertiges Exemplar, bei dem außerdem die Schneide noch nicht zugeschliffen war. Heyde: Steinaxt oder -hammer, gelangte 1888 in die Sammlung der Phys.-Ökon. Gesellschaft. Imten: Steinhammer mit begonnenem Bohrloch und noch darinstehendem Bohrzapfen, von Amtsgerichtsrat Störmer aus Tapiau 1881/82 dem PM geschenkt. Der horizontale Grundriß des Geräts bildet fast ein gleichschenkliges Dreieck und das Bahnende ein rechtwinkliges Rechteck. Nach Angabe von H. Kemke 1906 besteht die „dreieckige Axt" aus Diabas. Klein-Papuschienen (nachmals Grauden): Schneide eines Steinbeils aus feinkörnigem Diabas oder Diorit, 1887 durch Hilfsjäger Abraham aus Eichenberg ins PM gelangt, gefunden beim Grashauen, gehört also anscheinend mit der bereits erwähnten entarteten Bootaxt der schnurkeramischen Kultur zusammen. Kortmedien: Steinbeil durch Lehrer Raase, Volksschule in K., am 10. 5. 1938 dem Landesamt gemeldet. Kruglacken (soll sicher Kuglacken sein! Anm. Grenz): Schneidenende einer Steinaxt am 15. 7. 1937 dem Landesamt gemeldet. Sanditten, Ortsteil Pelohnen: Steinaxtbruchstück, durch Jungbauer Krieg im Mai 1938 dem Landesamt übermittelt. Roddau-Perkuiken, Ortsteil Perkuiken: Durchlochtes Beil

aus Dioritporphyr in Keilform mit einem ovalen ebenen Bahnende, 1878 durch Rittergutsbesitzer v. Schlemmer auf Perkuiken dem PM übersandt; H. Kemke 1906 spricht von einem „kleinen Axthammer mit seitlich geschweiftem Bahnende", also möglicherweise schnurkeramische Kultur. Poggendorf (im Ortsverzeichnis nicht auffindbar! Anm. Grenz): Steinbeil, gelangte 1872 in die Sammlung der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg. Bartenhof, Ortsteil Popelken: Beil mit Schaftloch, aus Diorit, mit „gerader Schneide und knopfartig sich verjüngendem Bahnende", erwarb die Prussia 1884 als Geschenk von Rittergutbesitzer Lorek auf Popelken. Stobingen, Ortsteil Ripkeim: Halber Steinhammer, von Herrn Wolfram dem Heimatmuseum Wehlau gestiftet, durch Schulrat i. R. Paycna am 7. 3. 1938 dem Landesamt gemeldet. Roddau-Perkuiken, Ortsteil Roddau: „Kopfende eines Steinhammers", durch Lehrer Neuber am 7. 5. 1938 dem Landesamt gemeldet und übergeben. Sanditten: Zwei als Streufunde aufgetretene Steinbeile, durch Schulrat i. R. Pacyna am 10. 10. 1935 dem Landesamt gemeldet, Verbleib im Heimatmuseum Wehlau. Schwebsin (im Ortsverzeichnis nicht auffindbar! Anm. Grenz): Steinbeil, durch Schulrat i. R. Pacyna am 27. 9. 1935 dem Landesamt gemeldet, Verbleib im Heimatmuseum Wehlau. Skaticken (sp. Skaten): Steinaxt durch Schulrat i. R. Pacyna am 24. 6. 1936 dem Landesamt gemeldet.

Schließlich ist auf einige Siedlungsplätze hinzuweisen, deren jungsteinzeitlicher Charakter festzustehen scheint.

Aus Reichenhof bei Puschdorf (wohl Reichenhof, Ortsteil von Taplacken) stammen Reste einer schnurkeramischen Siedlung, und zwar wurden im Jahre 1926 in einer Kiesgrube beim Baggern Gefäßscherben und Tierknochen zutage gefördert. Die Scherben, die im PM aufbewahrt wurden (Inv. VII. 10 386), zeigten schnurkeramische Wulstverzierung (L. Kilian 1955). Leider werden weitere Einzelheiten nicht mitgeteilt.

Eine jungsteinzeitliche Siedlungsschicht fand sich auch unter dem früheisenzeitlichen Hügelgrab 1 von Sanditten in Form von Flintspänen und Werkzeugen, die sich auch in weiterem Umkreis des Grabes im reinen Dünensande nachweisen ließen.

Einen jugnsteinzeitlichen Siedlungsplatz bildet ferner die sog. Pfahlbausiedlung von Aue I (südlich von Gr.-Allendorf, neben dem Gehöft von Rasch). Es handelt sich dabei nicht um einen echten Pfahlbau, sondern um Häuser mit Packwerkunterbau, die allerdings im Wasser, jedoch in unmittelbarer Nähe des Ufers gelegen haben. Außer einer Feststellungsgrabung, die Carl Engel im Jahre 1931 im Auftrag des Prussia-Museums durchgeführt hat, sind nähere Untersuchungen der Stelle leider unterblieben. K. O. Rossius ist 1933 in seiner Spezialarbeit über die sog. Pfahlbauten in Ostpreußen nicht in der Lage, die steinzeitliche Datierung C. Engels zu bestätigen. Auch drei Feuersteinabschläge, die Schulrat i. R. Pacyna am 19. 6. 1936 aus Aue I in das Heimatmuseum Wehlau brachte, veränderten das Ergebnis nicht. Außer einer Flurbegehung am 2. 7. 1937

von seiten des Landesamtes in Königsberg ist später für die Erforschung des Platzes nichts mehr unternommen worden.

Ein weiterer Packwerkbau fand sich 1884 in einem Moor bei Bonslack, die „Golle" genannt. Auch dieser wird in die Jüngere Steinzeit datiert. Als Funde sind das Stück eines tönernen Siebes und ein hölzerner Hammer aufgetreten. Ob dies für die angegebene Datierung wirklich als ausreichend angesehen werden kann, läßt sich in Zweifel ziehen, denn derartige tönerne Siebe sind auch in der Bronzezeit noch aufgetreten.

Auf den ausgedehnten Siedlungsplatz von Groß-Köwe, der zwei Steinbeile und das Bruchstück eines dritten erbrachte, ist schon hingewiesen worden. Das dort aufgetretene Doppelbeil dürfte einen Hinweis darauf geben, daß die Stelle in einer jungsteinzeitlichen Periode vor der schnurkeramischen Kultur besiedelt war.

Um einen Siedlungsfund dürfte es sich weiterhin bei einem Netzsenker aus Pregelswalde handeln, den Schulrat i. R. Pacyna am 20. 9. 1936 dem Landesamt meldete. Doch ist in diesem Falle nicht einmal eine allgemeine Datierung in die Steinzeit möglich, da über Form und Aussehen des Fundstücks keine näheren Angaben bestehen.

Der Nachweis steinzeitlicher Grabfunde gelang noch seltener als der von Siedlungsfunden. Obwohl höchstwahrscheinlich ein großer Teil der als Einzelfunde aufgetretenen Steinbeile aus zerstörten Hügelgräbern stammt, läßt sich dies jedoch nur in einem Falle mit Sicherheit nachweisen. Da die Toten in jener Zeit unverbrannt beigesetzt wurden, ist der Körper im leichten Boden längst vergangen, und es bleiben allein die Beigaben übrig oder auch Steine von Packungen, die man um das Grab anlegte.

In der Drusker Forst, Schutzbezirk Reußwalde, „öffnete der Königl. Förster Grzybowski 1874 ein Grab" und fand darin außer mehreren Leichenbrandurnen einen Feuersteinkeil aus hell- und dunkelbraunem Flint. Wahrscheinlich bestand an der Stelle ein jungsteinzeitliches Hügelgrab mit Körperbestattung, in dem als Nachbestattungen späterer Jahrhunderte Leichenbrandurnen aufgetreten sind. Auf jeden Fall läßt der Feuersteinkeil keine spätere Zeitansetzung als die Jüngere Steinzeit zu.

Schließlich ist hier nochmals auf den schon erwähnten Beilfund aus Weißensee hinzuweisen. Die Vergrabungstiefe von einem Meter ist für die Annahme eines Grabfundes ausschlaggebend.

Beilformen, die sich aus der schnurkeramischen Bootaxt entwickelt haben, aber bereits mit bronzezeitlichen und früheisenzeitlichen Funden zusammen aufgetreten sind, stammen aus den Hügelgräbern in der Drusker Forst aus den Schutzbezirken Aszlacken und Espenheim, worauf wir noch besonders zurückkommen werden.

In der Bronzezeit scheint sich in Ostpreußen gegenüber der Jüngeren Steinzeit nur wenig verändert zu haben. Es ist vor allem eine typologische Weiterentwicklung der schnurkeramischen Bootäxte zu beobachten, die darauf deutet, daß die jungsteinzeitliche Bevölkerung weiterhin hier

seßhaft geblieben ist. Sogar bis in die Frühe Eisenzeit hinein kommen Steinhämmer vor, die ihre Herkunft aus der Bootaxt nicht leugnen können. Dies haben auch Hügelgrabinventare aus dem Kreise Wehlau gezeigt, die noch besprochen werden. Aber die Bronze, die als neues Material zur Herstellung von Waffen und Schmuck auftritt, erscheint in den anfänglichen Perioden in Ostpreußen nur selten.

Typisch für die 1. Periode der Bronzezeit ist sogar ein Steingerät, die sog. Schlangenkopfhacke; eine vorgeschrittene Entwicklungsform vom Typus b/c nach L. Kilian 1939 ist anscheinend in der Nähe der Kreisstadt Wehlau gefunden worden und gelangte durch Vermittlung der Stadtschule in Wehlau in das Wehlauer Heimatmuseum. Für die Definition der Steinhacke war ihre Form maßgebend, nach der eine Einziehung des Schaftlochteiles erfolgte, die den Eindruck eines „Schlangenkopfes" vermitteln soll. Von einer Hacke spricht man, weil das Schaftloch des Gerätes quer zur Schneide liegt. Bei Beilen und Streitäxten verläuft das Schaftloch dagegen parallel zur Schneide. Vielleicht handelt es sich auch bei einer Hacke mit Schaftloch aus Diabas, die H. Kemke 1906 aus Genslack erwähnt, um eine Schlangenkopfhacke (im PM).

Die frühesten Bronzegeräte gibt es im Kreise Wehlau erst in der 2. Periode der Bronzezeit.

So besitzt das Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin eine bronzene Lanzenspitze aus Allenberg, die schon E. Hollack 1908 in die Ältere Bronzezeit datiert. E. Sturms spezifiziert diese Datierung in einer Spezialarbeit über die Ältere Bronzezeit im Ost-Baltikum 1936 und ordnet die Lanzenspitze der 2. Perode der Bronzezeit zu. Die 17,8 cm lange Spitze ist im Jahre 1896 bei der Heil- und Pflegeanstalt in Allenberg aus der Alle gebaggert worden. Die Flügel setzen mit einem steilen Bogen an und verlaufen mit einer kaum merkbaren Einziehung geradlinig bis zur Spitze; der Tüllenschaft zwischen den Flügeln hat einen scharfen Rücken; Nietlöcher befinden sich etwas oberhalb der Schaftmitte. Größte Breite des Lanzenblattes 4,0 cm.

Ebenfalls in die 2. Periode der Bronzezeit datiert E. Sturms 1936 eine bronzene Randaxt aus Koddien, die 1912 ins PM gelangte. Ihre grüne Patina zeigt an, daß sie in der Erde gefunden wurde (nicht in einem Moor, wo die Patina dunkelbraun wird). Die Länge des stattlichen Exemplars beträgt 18,8 cm, die Schneidenbreite bis zu 10,4 cm.

Weitere Bronzen aus der Älteren Bronzezeit gibt es aus dem Kreise Wehlau nicht. Aus der 3. Periode hat E. Sturms 1936 keinen einzigen Fund in unserer Heimatlandschaft nachweisen können.

Daß sicher datierte Gräber aus der Älteren Bronzezeit fehlen, hat nichts mit Siedlungsunterbrechung oder Siedlungsleere zu tun. Diese Gräber waren vielmehr in ihrem Inventar noch so jungsteinzeitlich, daß sie sich bisher aus dem steinzeitlichen Material nicht absondern lassen.

Siedlungen der Älteren Bronzezeit sind bei uns ebenfalls nur selten nachgewiesen worden. Der einzige brauchbare Befund liegt aus Paters-

walde vor. Hier waren 1931 beim Kiesabfahren einige schwarze Gruben zutage getreten, was Kantor Werner aus P. dem Prussia-Museum meldete. W. Gaerte unternahm daraufhin eine Probegrabung mit dem folgenden Ergebnis: In einer durch Kiesabfahren bereits teilweise gestörten, kreisrunden, kesselförmigen Grube, die 1,40 m tief war, fand sich viel Holzkohlenasche vor, die durchsetzt war mit rötlich ziegelartig gebrannten Lehmbatzen. An diesen Lehmstücken zeigten sich bemerkenswerterweise breite Furchenvertiefungen, die nur von ausgebrannten Hölzern herrühren können. Auch einige Scherben handgeformter Gefäße lieferte die Ausgrabung. Die Fundumstände dürfen so gedeutet werden, daß einst über der Grube, die wohl als Herd- oder Vorratsgrube anzusprechen ist, ein Blockhaus gestanden hat. Es muß Schwellenbau vorgelegen haben, da sich keine Pfostenlöcher nachweisen ließen. Die Wände des Hauses waren aus übereinandergelegten unbehauenen, runden Baumstämmen blockwandartig gefügt, die Außenseite und die Fugen zwischen den einzelnen Stämmen mit Lehm dicht und dick beschmiert. Als das Haus verbrannte, wurden die Baumstämme ein Raub der Flammen und der mit ihnen verbunden gewesene Lehmaufstrich härtete sich im Feuer ziegelartig. Die in der Mitte gelegene rundliche Grube hatte einen Teil der Holzasche und die erhärteten Lehmbatzen in sich aufgenommen und so bis auf unsere Tage bewahrt. Für die Datierung wichtig sind zwei kleine, mit Fingernageltupfen verzierte Scherben. Der eine rührte von einem flachen Gefäßdeckel her. Die von W. Gaerte in die Ältere Bronzezeit gegebene Datierung dürfte daher richtig sein.

In der Jüngeren Bronzezeit werden die Hinterlassenschaften zahlreicher, vor allem die Grabfunde. Gegenstände, die aus Bronze hergestellt sind, bleiben jedoch nach wie vor selten.

Besonders demonstrativ und augenfällig ist ein jungbronzezeitlicher Hort- und Schatzfund, der vom Silberberg bei Klein-Nuhr stammt. Er besteht aus mindestens 13 bronzenen Tüllenbeilen mit gewölbtem Kopf, die 1881, 1891/92 und 1893/94 in das Insterburger Museum gelangten. Die Beile trugen allesamt noch Gußnähte, die in der Regel abgefeilt wurden, bevor man ein solches Beil in den Gebrauch nahm. Die Exemplare von Klein-Nuhr waren also noch nicht ganz verkaufsfertig und gebrauchsfähig. Die Fundstelle ist die spätere bekannte Wehranlage, die aber in der Bronzezeit noch nicht bestanden haben dürfte; sondern damals hatte man es sicher nur mit einer offenen Siedlung, einer Höhensiedlung, zu tun. Überraschend muß sie gestürmt und abgebrannt worden sein, so daß der Gießer der unfertigen Beile, die er wahrscheinlich in einer Ecke seines Hauses vergraben oder in einem kleinen Keller verborgen hielt, dabei ums Leben kam oder zumindest später keine Gelegenheit mehr hatte, an die Stelle zurückzukehren, um seinen wertvollen Besitz zu bergen. Sein hartes Schicksal war also die Vorbedingung dafür, daß spätere Generationen sein Werk bewundern können.

Im allgemeinen treten Tüllenbeile nur als Einzelfunde auf. So gibt es aus unserer Heimat ein Einzelexemplar, das Schulrat i. R. Pacyna am 29. 6. 1936 dem Landesamt aus Knäblacken meldete. Man konnte es bis 1945 im Wehlauer Heimatmuseum bewundern.

Ein weiteres bronzenes Tüllenbeil mit Randöse und Mündungswulst stammt aus Ilischken, wo es 1877 von einem Arbeiter „auf dem Kirchhof beim Gräbermachen" gefunden wurde. 1890 kam es als Geschenk in das PM. Zusammen mit dem Tüllenbeil trat an der gleichen Fundstelle das Bahnende eines durchlochten Steingerätes, wohl eines Steinhammers, auf. Die Funde können gut zusammengehören, wie uns die Hügelgräber aus der Drusker Forst (Schutzbezirk Espenhain und Aszlacken) lehren. Auch in Ilischken dürfte es sich demnach um Grabbeigaben handeln. Das besonders Bemerkenswerte dabei ist, daß wir es bei dem Kirchhof von Ilischken mit der am längsten belegten Bestattungsstelle des Kreises Wehlau zu tun haben. Es sind nachgewiesen Gräber der Jüngeren Bronzezeit, der Römischen Kaiserzeit und der Spätheidnischen Zeit, und zuletzt folgen die Bestattungen der Neuzeit bis an unsere Tage.

Das Tüllenbeil ist im übrigen eine Gerätform, die auch in der Frühen Eisenzeit noch auftritt. Während H. Kemke das Exemplar aus Ilischken 1906 noch der Jüngeren Bronzezeit zuweist, setzt es Carl Engel 1935 in die Frühe Eisenzeit. Wir sehen also auch an dieser Stelle, daß der Übergang zur Frühen Eisenzeit genauso fließend ist wie der Übergang von der Jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit. Es darf demnach mit einer ungebrochenen Siedlungsstetigkeit gerechnet werden.

Die Bestattung der Toten erfolgt in der Jüngeren Bronzezeit in der Regel in Hügelgräbern. Von den Bestattungen vorangehender Jahrhunderte lassen sie sich durch veränderte Grabsitten absetzen. Es herrscht jetzt die Totenverbrennung und der Leichenbrand wird in Urnen beigesetzt. Diese Verhältnisse des Totenbrauchtums halten an bis zur Römischen Kaiserzeit um Christi Geburt, wo die Anlage von Hügelgräbern immer rudimentärer wird und schließlich ganz aus der Mode kommt. Die Verbrennung der Toten bleibt allerdings auch dann noch weiter bestehen und endet erst mit der Einführung des Christentums.

Nicht immer ganz leicht ist es, jungbronzezeitliche Urnenbestattung von früheisenzeitlichen zu unterscheiden, zumal diese Unterscheidung für Ostpreußen erst durch eine Spezialarbeit von H. Urbanek 1941 ermöglicht wurde.

Rein jungbronzezeitliche Bestattungsplätze scheint es danach in unserem Kreisgebiet überhaupt nicht zu geben. Die jungbronzezeitlichen Bestattungsfelder führen stets auch früheisenzeitliche und latènezeitliche Gräber aus den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt.

Zu diesen Plätzen gehören:

Adlig-Damerau: wo im Jahre 1900 beim Abfahren einer Sandhöhe am Wege von Adlig-Damerau nach Romau, nordöstlich des Biberbaches, einige Flachgräber zerstört wurden. A. Brinkmann untersuchte die Stelle

und grub noch einige einzelne und ohne jeden Steinschutz im Boden stehende Urnen aus. H. Urbanek zählt 1941 vier Gefäße als jungbronzezeitlich auf. Sie wurden im PM aufbewahrt.

Adlig-Popelken, wo aus einem Hügelgrab in Steinpackung eine jungbronzezeitliche Leichenbrandurne stammt. Auf dem Leichenbrand lag nach H. Kemke 1906 eine bronzene Rollennadel.

Schutzbezirk Espenhain in der Drusker Forst: Von den 20 Hügelgräbern, die G. Bujack 1887 gegraben hat, soll nach E. Hollack (1908) eines der Jüngeren Bronzezeit angehören.

Imten: In einem Hügelgrab eine Brandbestattung der Jüngeren Bronzezeit (Grab 18). In 1,50 m Tiefe eine längliche Steinpackung von N nach S 1 m, von O nach W 3 m, auf der Steinpackung ein Merkstein. Unter der Pflasterung Branderde, Leichenbrand, Topfscherben und ein steinerner Meißel. Alle anderen Gräber gehören in die Römische Kaiserzeit.

Kuckers: Ein Hügelgräberfeld wird von E. Hollack 1908 in die Jüngere Bronzezeit datiert. W. Gaerte untersuchte 1927 „ein Steinkistengrab" der Bronzezeit und Frühen Eisenzeit.

Plibischken: Schon vor 1684 sind hier nach Hartknoch, Bock und Reusch Hügelgräber untersucht worden.

Popelken: Der Einzelfund einer bronzenen Rollennadel wird von E. Hollack 1908 in die Jüngere Bronzezeit datiert. Möglicherweise Grabfund.

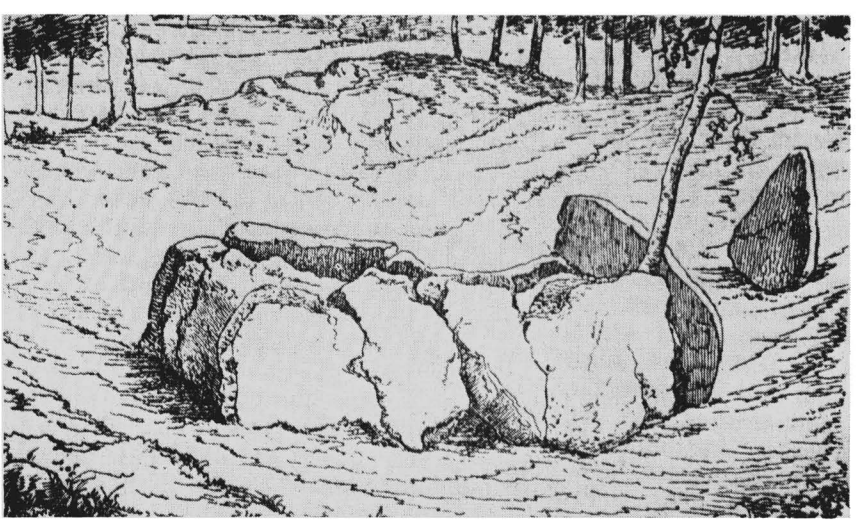
Sanditten: Hügelgrab 1 enthält möglicherweise eine bereits jungbronzezeitliche Bestattung. Auf jeden Fall jungbronzezeitlich ist die Leichenbrandurne aus Grab 14, einem Flachgrab.

Wir ersehen aus dieser Aufstellung, daß das Hügelgrab die vorherrschende Bestattungsart gewesen ist und wenn, wie in Adlig-Damerau, ein Flachgräberfeld vorliegt, ist es auf einer natürlichen Anhöhe, also gewissermaßen in einem Hügelgrab, das man nicht aufzuwerfen brauchte, angelegt. Über ununtersuchte Hügelgräber von Taplacken, wo sie südlich der Pregelbrücke auf dem Waldrande am Wege nach Puschdorf liegen, lassen sich Angaben zur Datierung naturgemäß nicht machen. Diese Gräber erwähnt bereits E. Hollack 1908.

Jungbronzezeitliche Siedlungen sind so gut wie unbekannt. Lediglich der Hortfund von Klein-Nuhr deutet darauf, daß auf dem Silberberg vor Anlage der spätheidnischen Befestigung eine bronzezeitliche Siedlung gelegen haben wird, die möglicherweise sogar noch unbefestigt gewesen sein kann.

Die Hinterlassenschaften aus der Frühen Eisenzeit (800—500 v. Chr.) und der Latènezeit (500 vor Christi Geburt) bestehen in der Hauptsache in Funden aus Hügelgräbern. Aus dem Bereiche unseres Heimatkreises gibt es dabei eine ganze Reihe musterhafter Untersuchungen. So hat bereits G. Bujack im Jahre 1887 in der Drusker Forst, Schutzbezirk Espenhain (gelegentlich auch Espenheim genannt), 20 Hügelgräber untersucht, die fast alle diesem Zeitraum zuzuordnen sind. Hügel 1 enthielt Steine und

2 Leichenbrandurnen. Hügel 3: Urne mit Leichenbrand und verschmolzenen Beigaben von Glas, Kohlen, Eisen und Knochen, außerdem Steinschichten. Hügel 4: Sieben konzentrische Steinkreise, zwei Urnen, von denen die eine ein Stück einer Bronzespirale als Beigabe enthielt. Hügel 5: Sieben konzentrische Steinkreise, 2 m O vom Hügelzentrum ein Brandplatz von 1 m Durchmesser, darin: 2 steinerne Handmühlen, 2 m W der Mitte eine bronzene Sprossenfibel der Römischen Kaiserzeit und eine rote Glasperle. Hügel 7: enthielt Steinschichten, Gefäßscherben, Leichenbrand, verschmolzenes Eisen. Hügel 8: Steinsetzungen und eine Leichenbrandurne mit Beigefäß. Hügel 12: Steinschichten, im Zentrum Urne und Beigefäßscherben, nördlich der Mitte ein gut ausgeschliffenes Stück der Unterlage einer Handmühle und ein Stück verottetes Eisen. 1,66 m nördlich der Mitte eine „Aschenstelle". Hügel 18: Fünf konzentrische Steinkreise, Scherben, darunter Gefäßboden und 90 cm N der Mitte ein ungeschlossener, bronzener Halsring, ein sog. latènezeitlicher Knotenhalsring „auf einem Aschenhaufen". Bei diesem Typus handelt es sich um die Vorform der in der Älteren Römischen Kaiserzeit stark verbreiteten Ringe mit Trompetenenden. Hügel 19: Vier konzentrische Steinkreise, Scherben und Leichenbrand in einem halben Urnenboden mit dabei liegendem Henkel; eine bronzene Fibel der Römischen Kaiserzeit mit breitem Bügel. Hügel 20: Sechs Steinkreise, S der Mitte eine schalenförmige Urne mit drei umlaufenden Verzierungsstreifen auf der größten Ausbauchung, zweifach durchbrochener Henkel (spätlatènezeitlich), verrottete



Steinkistengrab Aszlacken in der Drusker Forst

Bronze, vielleicht von einer Fibelrolle. Mit zu den interessantesten Gräbern gehört Hügel 6: In einem Hügelgrab von 6,45 m Durchmesser und 1 m Höhe fanden sich sechs konzentrische Steinkreise. Inhalt: zerbrochene Scherben und verbrannte Knochen, im Mittelpunkt eine Urne, zertrümmert, und 1,80 m N vom Mittelpunkt eine flache, schalenförmige „Urne"; Bodendurchmesser 11,5 cm, Höhe 7,4 cm, Mündungsdurchmesser ca. 15 cm. In dieser kleinen Schale lag ein sauber bearbeitetes, durchlochtes Beil mit knopfartigem Bahnende und ganz stumpfer Schneide aus feinkörnigem Diabas oder Diorit, die Kanten auf der horizontalen oberen und unteren Fläche sind gegen die Seitenflächen scharf zugeschliffen.

In den Jahren 1888 und 1889 untersuchte G. Bujack acht Grabhügel eines Gräberfeldes im Schutzbezirk Aszlacken in der Drusker Forst. Vor ihm hatte Förster Rumler im Jahre 1861 auch schon zwei Hügel untersucht, worüber aber nichts Näheres mehr bekannt war und ist. Zwei Hügel hatten eine Steinkiste, einer eine größere, der andere eine kleinere. Den einen, Hügel I, untersuchte G. Bujack zuerst und fand zwei konzentrische Steinkreise von 6,30 und 3,40 m Durchmesser; vier Urnen mit Leichenbrand hatte Rumler aus der zugehörigen Grabkiste bereits herausgeholt, die bei Öffnung noch nicht mit Sand gefüllt gewesen ist. Der Boden der Kiste war mit 0,48 m breiten Platten gepflastert. Die Kiste maß insgesamt 2 m Länge und 0,90 m Breite. Hügel III: Mit einer kleineren Kiste, in der Rumler 1861 drei Urnen gefunden hatte. Bujack fand eine übersehene vierte Leichenbrandurne. Hügel II: Im Mittelpunkt von drei konzentrischen Steinkreisen lag ein Mittelbau von vier Schichten Steinen in 1 m horizontalem Durchmesser. Darin: Zerdrückte Töpfe, an der Kante eines Steines lag „angedrückt ein fein geschliffener durchlochter Hammer", der ganz dem aus dem Schutzbezirk Espenhain, Hügel 6, glich. Metallfunde traten hier nicht auf. Hügel IV: enthielt innerhalb von zwei konzentrischen Kreisen zwei Urnen und 1 m vom Zentrum eine Brandschicht auf dem gewachsenen Boden, in der ein geschlossener bronzener Ring von 5 mm Dicke (elliptisch) und 16 x 10 cm Durchmesser gefunden wurde. Ferner war in dieser Brandschicht ein bronzener Armring mit je einem knopfartigen Köpfchen an den beiden Enden und mit Riefelung verziert. Hügel V: Keine runde Grundform sondern Schiffssetzung aus Rollsteinen, von W nach O 10,40 m lang und von N nach S 6 m breit. Auch die Sandschüttung des Hügels folgte der Form der Schiffssetzung. Unter den Randsteinen Holzkohle und „über den ganzen Raum, wie in keinem andern Hügelgrabe, Kohle und Asche verstreut." Menschlicher Leichenbrand fand sich in der Osthälfte, darunter auch ein Schädelstück. Ferner lagen einige wenige geriefelte Scherben in der Westspitze und am SW-Rande. Hügel VI: In diesem Hügel zehn konzentrische Steinkreise. In Hügelmitte Aschenschicht von 16 cm Stärke, Umriß quadratisch mit 4 m Seitenlänge. In und an dieser Aschenschicht Urnen aufgestellt. Hügel VII: Am NO-Rand, 3,60 m vom Mittelpunkt entfernt, lag in einer Aschenschicht eingebacken an verbrannten Knochen vom Schädel



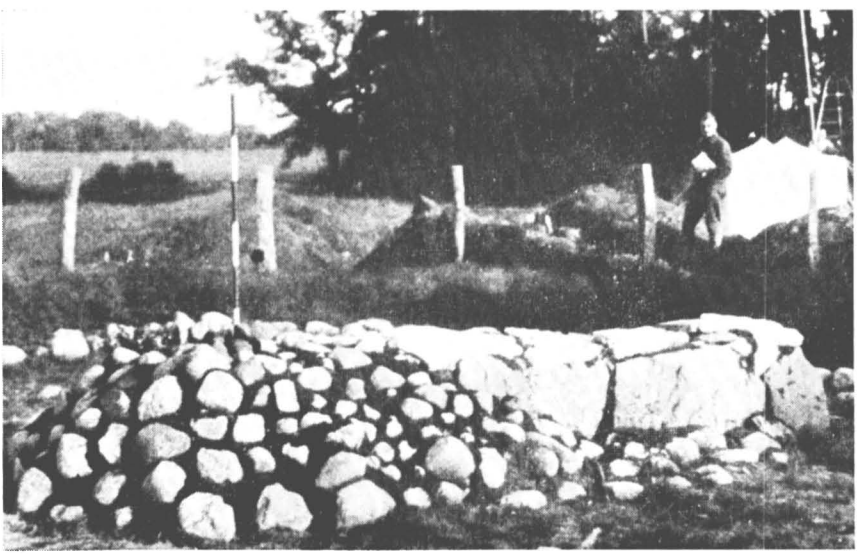
Am Wege Sanditten—Pelohnen befand sich ein Steinkistengrab (Nach einem Aquarell von Gertraude Jaeger-Reidnitz)

ein Bronzeschmuck: eine größere und eine kleinere spiralige Bronzescheibe. Hügel VIII: Ein unerkennbares Conglomerat aus Eisen, an der NNW-Peripherie des Hügels eine Urne ganz mit Leichenbrand gefüllt.

Zu diesem Hügelgräberfeld hinzugehörend, aber bereits auf der angrenzenden Feldmark von Kuckers traf G. Bujack vier gestörte und ein ungestörtes Hügelgrab an. Früher hatten diese übrigens gemarkungsmäßig auch zum Schutzbezirk Aszlacken gehört, sind aber auf dem Tauschwege an die Gemeinde Kuckers gelangt. G. Bujack zählt die Hügel in Fortsetzung der anderen von Aszlacken weiter: Hügel IX—XIII. Zwei weitere Hügel sollen schon früher planiert worden sein. Hügel IX: Äußerer Steinring mit Kiste von 1 m Länge im Zentrum, 0,31 m Breite und 0,39 m Höhe. Im Zentrum Brandstelle mit Leichenbrand (sehr viele Schädelstücke), auch Scherben und zwei ganze Gefäße gefunden. Hügel X: Mit sechs konzentrischen Steinkränzen. Am S-Rand ein kleiner Anbau von 2 m Länge und 1,33 m Breite, der aus vier Schichten von Steinen besteht. Eine Brandstelle auf einer Steinpflasterung (0,66 m Durchmesser in jeder Richtung). Am Westrand Brandreste. Auch Gefäßscherben vorhanden und eine Leichenbrandurne mit einem „roh gegossenen bronzenen Gürtelhaken" als Beigabe, und einen bronzenen Spiralring von 4,6 cm innerem Durchmesser (81 cm unter Erdoberfläche in verbrannten Knochen in einem Topf)! Hügel XI: Durch Raubgräberei stark zerstörter Hügel.

Leichenbrand und Gefäßscherben vorhanden. Am NO-Rand im ersten Spatenstich ein Stab aus Eisen mit ringförmigem Bronzebelag. Hügel XII: Mit sechs Steinringen. 1,41 m vom Zentrum eine Steinplatte mit Leichenbrand und Urnenscherben. Plattendurchmesser 56 x 82 cm, vier Gefäßböden. Hügel XIII: Acht Schichten Steine übereinandergelegt. Am S-Rand Eingang zu einer Steinkiste in der Mitte. Darin „Asche und Kohlen", auch Leichenbrand, besonders intensive Brandschicht in Kistenmitte.

Am wichtigsten für die Erforschung der Hügelgräber in unserem Heimatkreis wurden die systematischen Grabungen von Carl Engel auf dem Hügel- und Flachgräberfeld von Sanditten. Hier sind in der Zeit von 1929 bis 1932 mindestens 102 Gräber untersucht worden, wovon allerdings nur ein kleiner Teil Hügelgräber waren. Das Gräberfeld liegt 1 km westlich des Gutes Sanditten und diente als Bestattungsplatz von der Jüngeren Bronzezeit bis zur Älteren Römischen Kaiserzeit. Es liegt auf einer sandigen Erhebung, die nach Süden zum Pregeltal, nach Norden zur Pelohner Bachschlucht steil abfällt und deren Kamm in WSW-ONO-Richtung verläuft. Das Gräberfeld wurde im Sommer 1928 beim Stubbenroden entdeckt, wobei ein spätbronzezeitliches, einzeln liegendes Hügelgrab der Zerstörung anheimfiel. Es enthielt sechs Festmeter Steine, zwischen denen die Scherben von zerdrückten Leichenbrandurnen lagen. Als man auf die Steinkiste des Hügels stieß, benachrichtigte der Förster Fischer aus Sanditten den Besitzer, Graf von Schlieben, der das PM



Ein vorgeschichtliches Denkmal aus der jüngeren Bronzezeit, das Hügelgrab (Steinkiste) bei Sanditten

einschaltete. Im Mai 1929 kam es zur Untersuchung von Hügelgrab 1 und im Oktober 1929 zur Untersuchung der Flachgräber 4—27. Die Hügelgräber 1 und 54 haben 1962 eine Spezialbearbeitung in einer Niederschrift von Carl Engel, bearbeitet von Rudolf Grenz, erfahren. Auch die Pläne können noch vorgelegt werden. Hügelgrab 1 ist danach der ältere Typ (Typus mit langer, gangförmiger Plattenkiste). Dagegen gehört Grab 54 zu dem weiter entwickelten Typ 6 der Hügelgräber (nach C. Engel): Mit rechteckiger kistenähnlicher Steinsetzung und Urnengruppe auf Steinpflaster. Der 1 m hohe Grabhügel 1 von 10 m Durchmesser enthielt in seinem Erdmantel zwei exzentrische Steinkreise. Die Steinkiste besitzt eine Länge von 4,50 m und eine Breite von 1,30 m. In ihr standen als älteste Bestattungen drei mit Leichenbrand gefüllte Urnen, deren mittelste eine bronzene Rollennadel und das Bahnende einer scharfkantigen, fein polierten Streitaxt enthielt. Nicht die Beigaben, jedoch die Gefäßform datieren diese Bestattungen an das Ende der Frühen Eisenzeit (Montelius Periode 6). In der Kiste standen noch weitere Leichenbrandurnen. Grab 54: Ist zeitlich ein Übergangsgrab von der ausklingenden Latènezeit zur Frühen Römischen Kaiserzeit. Die neun Hauptbestattungen mit sechs Urnen gehören dem Ausklang der Spätlatènezeit an, die Nachbestattungen in Form von Leichenbrandhäufchen dem Übergang von dieser zur frührömischen Kaiserzeit.

Darüber hinaus sind an einer Anzahl weiterer Orte Hügelgräber nachgewiesen. Das Hügelgrab mit Steinpackung aus Adlig-Popelken, das eine Leichenbrandurne mit bronzener Rollennadel enthielt, ist bereits im Rahmen der Jüngeren Bronzezeit erwähnt worden. In Imten war Grab 18 ein Hügelgrab, das älter war als die Römische Kaiserzeit. In Perkuiken geschah auf Meldung des Bauern Krieg vom 15. bis 17. 9. 1936 eine amtliche Untersuchung und Grabung von drei Hügelgräbern, darunter war ein latènezeitliches mit äußerem Steinkranz, zentraler Urnenbestattung und völkerwanderungszeitlichen Nachbestattungen. Vom 20. bis 22. 9. 1937 wurde die amtliche Grabung eines weiteren Hügelgrabes durchgeführt. Die Hügelgräber von Plibischken, die schon vor 1684 aufgedeckt wurden, sind schon an anderer Stelle erwähnt. Schließlich sei noch einmal auf die ununtersuchten Hügelgräber von Taplacken hingewiesen.

Gelegentlich gelang es auch, eine früheisenzeitliche Siedlung festzustellen. Bisweilen dauerte es seine Zeit, bis man endlich über die Datierung eines Platzes Klarheit hatte. So wurde z. B. bei einer amtlichen Flurbegehung in Alt-Wehlau am 30. 10. 1935 ein Mahlstein gefunden. Erst am 23. 7. 1936 gelang es Kreisoberinspektor Schibilla, Scherben von der Stelle zu bergen, die die Datierung in die Frühe Eisenzeit erlaubten. Am 29. 7. 1937 kam es erneut zu einer Besichtigung des Geländes durch das Landesamt, da Lehrer Donner weitere Funde gemeldet hatte. Darunter befand sich diesmal ein vollständiges Gefäß, das die Datierung auf Grund der Scherben bestätigte. Das Gefäß verblieb in der Sammlung des Heimatmuseums Wehlau. So kam es endlich zu einer amtlichen Grabung in der

Zeit vom 10. bis 14. 5. 1938. Über das Ergebnis wird nur mitgeteilt, daß sich keine Anhaltspunkte für Hausgrundrisse ergeben haben. Eigentlich war das auch gar nicht zu erwarten, wenn wir an das Grabungsergebnis von Paterswalde (Ältere Bronzezeit) denken. Dort hatte sich gezeigt, daß die älteren Pfostenhäuser bereits durch den Blockbau abgelöst waren, der bekanntlich keine Erdverpfählung kennt.

In unmittelbarer Nähe des Hügelgräberfeldes von Aszlacken-Kuckers lag nach Mitteilung von G. Bujack eine eisenzeitliche Siedlung. G. Bujack bemühte sich um die Grabungserlaubnis, doch die wichtige Untersuchung unterblieb wegen unbilliger Geldforderungen des Besitzers des Geländes.

In Pelohnen erfolgte vom 1. bis 7. 4. 1938 eine amtliche Grabung auf einer früheisenzeitlichen Siedlung, die von einer spätheidnisch-preußischen überlagert wurde. Auch hier ergaben sich keine Hausgrundrisse.

Für die Jahrhunderte nach Christi Geburt bemerken wir ein Anwachsen des Fundmaterials. Das liegt im wesentlichen daran, daß namentlich in der Römischen Kaiserzeit die Beigabensitte viel Schmuck und viele Waffen in die Gräber brachte. Und das Auftreten von Beigaben lockte die Laienforscher der vergangenen Jahrzehnte, an solchen Stellen „ihr Glück" zu versuchen. Zahllose Befunde sind dabei ihres Wertes beraubt worden, da man nur auf die Funde achtete und auf ihren Besitz aus war. Erst in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts kam man auf den ungeheuren Wert, den die Fundumstände einem Funde verleihen und deren Erkenntnis überhaupt erst die richtige Beurteilung des Fundmaterials ermöglicht. Erst im Verfolg dieser Tatsachen begann die Erforschung der fundarmen Siedlungen und der „eintönigen" und beigabenlosen, resp. beigabenarmen Brandgräberfelder der Jüngeren Bronzezeit.

Die Gräber der Römischen Kaiserzeit sind zum großen Teil Urnenbestattungen auf Flachgräberfeldern, die auf einer erhöhten Geländestelle angelegt sind. In der Älteren Römischen Kaiserzeit kommen aber auch viele Körperbestattungen vor und vor allem auch Pferdebestattungen, die unter oder neben ihrem toten Besitzer beigesetzt sind. Selten kommen Hügelgräber vor, und wenn überhaupt, dann handelt es sich um ausgesprochene Flachhügel oder um Nachbestattungen am Rande von Hügelgräbern aus der Zeit vor Christi Geburt.

Um aufzuzeigen, an welchen Orten unseres Kreises römisch-kaiserliche Funde aufgetreten sind, könnten wir uns auf eine Aufzählung der Fundorte nach der bekannten Arbeit von C. Engel/W. La Baume, Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande, die 1937 erschien, beziehen; doch würde es der Sache nicht gerecht sein, denn die Einordnung der Funde in ein festes Schema zwingt zu unrichtigen Aussagen, und vorhandene Lücken werden unkenntlich gemacht. Wir sind also im Sinne einer Wiedergabe des wirklichen Bildes gezwungen, anzugeben, was auf den einzelnen Fundstellen an datierendem Material tatsächlich nachgewiesen werden konnte.

Einen Einblick in die Zusammenhänge der Römischen Kaiserzeit mit den vorhergehenden Zeitabschnitten, die vor Christi Geburt liegen, geben die Friedhöfe von Sanditten und das Hügelgräberfeld in der Drusker Forst, Schutzbezirk Espenhain (Espenheim).

Am besten ist nach den bisher vorliegenden Grabungsergebnissen der Zusammenhang in Sanditten zu studieren. Hier sind die Flachgräber 4 bis 13 und 15 bis 27 Brand- und Körperbestattungen der Älteren Römischen Kaiserzeit. Sie liegen auf den Flächen zwischen den älteren Hügelgräbern. Hier gibt es im übrigen auch einige Leichenbrandurnen, die noch in die Zeit vor Christi Geburt oder als früheste Formen in die Zeit kurz nach Christi Geburt gehören können. Friedhöfe mit derartigen Frühformen sind in Ostpreußen allgemein selten. Auch ein Flachhügel kann hier noch römisch-kaiserzeitlich sein. Die meisten der kaiserzeitlichen Gräber aus Sanditten bringen aber Geräteformen als Beigaben, die zur ausgebildeten Kaiserzeit gehören. Die älterkaiserzeitlichen Körperbestattungen sind meistens von einer länglich rechteckigen Steinsetzung eingerahmt. Die Brandbestattungen finden sich dagegen in der Regel unter Steinpflastern.

Eine besonders auffällige Anlage zeigte Grab 8, das unter einer großen, aber flachliegenden, 5,1 x 4,75 m messenden Steinpackung die Spuren zweier vergangener Körperbestattungen und unter diesen zwei Pferdebestattungen barg, deren nördliche eine einfache Ringtrense und unter dem Bauch des Pferdes ein Henkeltäßchen enthielt. Pferdekörper wie menschliche Leichen waren von Norden nach Süden orientiert; die Pferde hatte man aufrecht und mit angewinkelten Beinen sowie zwischen die Vorderbeine gepreßtem Kopf (Kopf im Norden) in die Grube versenkt.

Im Jahre 1931 konnte Carl Engel weitere Pferdegräber nachweisen.

In der Drusker Forst, Schutzbezirk Espenhain (Espenheim), wo G. Bujack 1887 gegraben hat, präsentiert Grab 18 eine älterkaiserzeitliche Bestattung, die als Beigabe einen Halsring mit Trompetenenden enthielt. Diese Ringform ist eine der kennzeichnendsten Schmuckformen der Römischen Kaiserzeit in Ostpreußen überhaupt, aber das hier gefundene Exemplar trägt auf dem Ringkörper Knotenbildungen, wie wir sie sonst nur von spätlatènezeitlichen Funden, also von Funden aus den letzten zwei bis drei Jahrhunderten vor Christi Geburt kennen. Es handelt sich also um ein Grab, das hart auf dem Übergang zwischen Latènezeit und Römischer Kaiserzeit liegt.

Weiterhin kommen, wie z. B. in Grab 19, älterkaiserzeitliche Bronzefibeln (Gürtelschließen, Vorformen unserer Sicherheitsnadel) vor und aus Grab 5 kennen wir eine spätkaiserzeitliche Sprossenfibel von 5 cm Länge sowie eine rote Emailperle mit vier Augen mit schwarzem Kern und weißlichem Rand. Spätere Zeitabschnitte konnten nicht nachgewiesen werden.

Auf den Friedhöfen, die auch Funde aus späteren Zeitabschnitten, z. B. aus der Völkerwanderungszeit bringen, fehlen Übergangsformen der Latènezeit.

Mit einem solchen Friedhof haben wir es in Friedrichsthal zu tun, wo ein Flachgräberfeld vorliegt, aus dem 1884 Funde in das PM gelangten. Das Gelände trägt den Flurnamen „Powaitnick". Der sicherste Fund aus der Römischen Kaiserzeit ist hier eine römische Kupfermünze, deren Oberfläche jedoch so stark verändert war, daß es St. Bolin 1926 nicht gelang, eine sichere Bestimmung zu liefern. Außerdem traten als Grabbeigaben kaiserzeitliche Fibelformen und eine bronzene Pferdeglocke auf. Einige Fundstücke gelangten auch in die Sammlung der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg.

Ein Friedhof in Ilischken, dessen Gelände bis in jüngste Zeit als „Kirchhof" benutzt wurde, erbrachte 1888 beim Ausgraben/Ausheben eines Grabes einen in einer Metallscheide steckenden Dolch, der mit Silber- und Goldfäden tauschiert ist und mit einem bronzenen Gehänge getragen wurde. Im Jahre 1890 gelangten ins PM eine bronzene Kappenfibel, ein eiserner Schildbuckel, je eine Hälfte von zwei eisernen Trensengebissen und zwei Pferdezähne, die andeuten, daß dort auch eine Pferdebestattung aufgetreten ist. Carl Engel notiert, daß außer Fibeln und einem Schildbuckel der Älteren Römischen Kaiserzeit auch ein Schildbuckel der Jüngeren Kaiserzeit (3. bis 4. Jh. n. Chr.) gefunden wurde.

Auch der Friedhof von Imten, auf dem Rittergutsbesitzer Lorek 1881 und 1884 gegraben hat, lieferte Funde der Älteren und der Jüngeren Kaiserzeit. Seine Entdeckung geschah „durch Steinbrecher", die natürlich eine ganze Reihe von Gräbern stark beschädigten. Der Friedhof liegt auf der südlichen Abdachung eines von Ost nach West laufenden ca. 8 bis 10 m hohen Höhenzuges am Bibergraben zwischen Imten und dem Gute Damerau und besteht aus leichtem gelbem Sand. Vier kaiserzeitliche Gräber sind samt und sonders Brandbestattungen, meist in Steinpackungen und ohne Leichenbrandurnen. Über den Gräbern lagen die kennzeichnenden runden, ovalen oder unregelmäßig geformten Steinpflaster, gelegentlich auch ein Steinkreis. Die Datierung ist durch Fibel- und Keramiktypen gesichert.

Ein anderer Friedhof, der allerdings über die Römische Kaiserzeit weit hinaus belegt wurde, liegt in Koddien, von wo Amtsgerichtsrat Störmer 1885/86 dem PM Funde übergab. Die Ältere Kaiserzeit wird durch einen schweren Halsring mit Schloßverschluß vertreten. Die meisten Gräber scheinen in die Jüngere Kaiserzeit zu gehören. Die aufgetretenen römischen Münzen untersuchte St. Bolin im Jahre 1926 und konnte eine davon als eine Großbronze des römischen Kaisers Antonius Pius bestimmen. Drei Pferdezähne weisen auf das Vorhandensein einer Pferdebestattung hin. Unter den Fibeln sind kennzeichnend zwei bronzene Sprossenfibeln und eine bronzene Armbrustfibel. Unter den Waffen fallen sieben große eiserne Langmesser auf.

Von dem Friedhof in Magotten gehört nur der kleinere Teil der Gräber noch in die Jüngere Kaiserzeit, die meisten Funde sind später einzuordnen. Besonders hervorzuheben sind für die Datierung zwei große bronzene Sprossenfibeln.

Vom Totenberg in Plauen sind eine älterkaiserzeitliche Trense und ein bronzener Riemenverteiler bekannt. Angebliche Funde der Jüngeren Kaiserzeit sind nicht spezifiziert. Die meisten Funde gehören jedoch einer späteren Zeit an.

Nur älter- und jüngerkaiserzeitliche Funde sind aus dem 1878 entdeckten Gräberfeld von Stobingen bekannt. In einem rechteckigen Kistengrabe fand der Kgl. Buhnenmeister Seidler aus Taplacken zehn Glasperlen: eine zylindrische und neun kugelförmige; die zylindrische ist mit 12 Riefen versehen und von blauer Farbe, von den kugelförmigen sind sechs rot gefärbt und zwei mit eingelegtem buntem Glas verziert. Die Kiste befand sich 1 m unter der Erdoberfläche. 1879 meldet G. Bujack weitere Gräber von der Stelle. Ein zweites Kistengrab von 1,56 m Länge und 0,79 m Breite enthielt eine Leichenbrandurne mit Ringbeigabe und eine Beigabentasse. An einer dritten Stelle standen unter zwei Steinpflastern zwei weitere Urnen. Weitere Funde kamen 1882 und 1884/85 zum Vorschein. Die Datierung liefern am eindeutigsten zwei Fibeln mit Augenverzierung (Ältere Kaiserzeit). Eine Sprossenfibel dürfte schon jüngerkaiserzeitlich sein, und eine Fibel mit trapezförmiger Fußplatte bereits überleiten in die Völkerwanderungszeit. Als ältesten Fund muß man ein Gefäß mit dreifach durchbrochener Henkelleiste ansehen, das Carl Engel einmal als spätlatènezeitlich, und ein anderes Mal als älterkaiserzeitlich bestimmt. Die Perlen und zwei Eimerberloks gehören in die Ältere Kaiserzeit.

Außer diesen genannten Plätzen gibt es noch eine Reihe anderer, die bisher nur wenig Funde geliefert haben. So wurde 1905 in der Kiesgrube des Gutsbesitzers Arnsdorf in Goldbach eine älterkaiserzeitliche Fibel an einem menschlichen Skelett in der Nähe des Schädels gefunden (Funde im PM). Über die Fundumstände einer kaiserzeitlichen Fibel aus Groß-Ponnau ist nichts Näheres bekannt. Aus Michelau verzeichnet St. Bolin 1926 römische Münzen als Streufunde von einem Gräberfeld und bestimmt eine des Domitian, eine des Trajan, eine des Marcus Aurelius und zwei unkenntliche (alle im PM). Aus Muskau stammen nach Angabe von A. Bezzenberger 1897 älter- und jüngerkaiserzeitliche Gräber. Die Datierung in die Ältere Kaiserzeit ist durch eine Fibel gesichert. Eine amtliche Grabung des Landesamtes fand vom 2. bis 7. 5. 1938 auf einem Flachgräberfeld des 1. bis 4. Jahrhunderts in Pelohnen (nach La Baume 1939) statt; doch sind weitere Einzelheiten über dieses rein kaiserzeitliche Gräberfeld nicht veröffentlicht. Aus Rosenfelde gelangte 1884/85 eine 18,8 cm hohe älterkaiserzeitliche Urne in das PM. Für ein Kleingefäß aus Kleinhof-Tapiau fehlt der Nachweis der Herkunft aus einem Grabe. Aus Wargienen erwirbt das PM 1885/86 ein Bronzeblech mit Nieten und

Riemenbeschlag, ein Stück formlose Bronze, ein Stück einer buntfarbigen Stangenperle und ein Stück von einem Feuersteinmesser, die Amtsgerichtsrat Störmer von einem Acker aufgelesen hatte. Carl Engel datiert den Beschlag in die Ältere Kaiserzeit und fügt hinzu „vielleicht bei einem Skelett". In einer Kiesgrube bei Alt-Wehlau fand Kreispfleger Lehrer Donner eine Urne mit einem kleinen Beigefäß. Sie entstammt einem größtenteils zerstörten Gräberfeld der Römischen Kaiserzeit.

Darüber hinaus gibt es noch eine Reihe von Einzelfunden und vereinzelte Siedlungsfunde. Die Einzelfunde stammen sicher größtenteils ebenfalls aus Gräbern, so z. B. eine römische Kupfermünze des Antonius Pius, die St. Bolin 1926 bestimmt hat; eine andere aus Leissienen weist er dem Kaiser Probus zu; aus Potawern stammt eine Fibel mit umgeschlagenem Fuß und Ringgarnitur, die als Streufund von einem Gräberfeld bekannt wurde. Carl Engel spricht von Streufunden der C- und E-Periode, d. i. Jüngere Kaiserzeit und Frühe Völkerwanderungszeit. Verfasser ist jedoch der Ansicht, daß diese Fibel nicht mehr in die Kaiserzeit gehört. Eine weitere Münze, eine Mittelbronze der Julia Moesa, stammt aus Tapiau (ebenfalls von St. Bolin 1926 bestimmt). Drei silberne Halsringe und eine große silberne Armbrustfibel, die das PM 1887 ankaufte, sollen aus Wehlau stammen und werden von A. Bezzenberger 1897 in die Jüngere Römische Kaiserzeit datiert.

Siedlungsfunde der Römischen Kaiserzeit stammen vor allem aus Kuglacken. Am Fuß der Ostböschung des Schloßberges fand man 1886 einen bronzenen Ring mit drei bronzenen Riemenbeschlägen. Carl Engel bezeichnet den Fund als wundervollen Riemenverteiler der Älteren Kaiserzeit. Auch auf dem Plateau des Schloßberges selbst sind einige Funde gemacht worden. H. und M. Ehrenberg erwähnen 1894 Gefäßscherben und einen Pferdezaum der Jüngeren Kaiserzeit. Auf der Wehranlage von Pelohnen kam eine Münze des Kaisers Aurelianus Domitius zum Vorschein, die in das Jahr 275 datiert wird.

Auch aus der folgenden Völkerwanderungszeit (5. bis 8. Jahrhundert nach Christi) gibt es in unserem Heimatkreis einige reiche Fundplätze, bei denen es sich ausschließlich um Grabfunde handelt.

Im Jahre 1931 entdeckte Pfleger Werner in Augken ein Brandgräberfeld, das ausschließlich der Völkerwanderungszeit angehört. W. Gaerte nahm dort eine Probegrabung im gleichen Jahre vor, hat aber die Ergebnisse leider nie veröffentlicht, sondern erteilt lediglich die oben gegebene sehr allgemeine Datierung.

Aus Brandgräbern von Biothen erwarb das Prussia-Museum 1881/82 einen eisernen Steigbügel und drei gebrochene eiserne Trensen der Völkerwanderungszeit. Nach A. Bezzenberger 1897 und E. Hollack 1908 ist nur die Ältere Völkerwanderungszeit nachgewiesen; allerdings dann auch Material späterer Zeitabschnitte (9. Jahrhundert).

In Friedrichsthal sind außer kaiserzeitlichen auch früh- und spätvölkerwanderungszeitliche Funde aufgetreten. 1884 kamen ins PM zwei bron-

zene Armbrustsprossenfibeln, drei bronzene Armbrustfibeln mit Nadelscheide und geradem Fuß und vieles andere. 1889 untersuchte G. Bujack 38 Gräber. Meist war der Leichenbrand der völkerwanderungszeitlichen Gräber ohne Gefäß beigesetzt. Nur vereinzelt trat ein kleines Beigefäß auf, als Waffen gelegentlich ein eisernes Messer, an Schmuck in einigen Gräbern Armreifstücke, ein Grab enthielt einen Reibstein (Getreidequetscher) als Beigabe. In Grab 16 schließlich traten die Sprossenfibeln paarweise auf. C. Engel vermutet, daß einige Gräber noch wikingerzeitlich sind.

Auf dem Totenberg bei Plauen, wo 1880 auf einer Erhöhung neben der Windmühle die ersten Funde zum Vorschein kamen, hat 1896 A. Bezzenberger gegraben und Funde der älteren und jüngeren Völkerwanderungszeit angetroffen.

Ebenfalls gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fanden die Untersuchungen auf einem Brandgräberfeld bei Popelken statt. Als besonders wertvoller Fund wird 1882 eine vergoldete bronzene Fibel in Armbrustform mit einem Tierkopf am Bügelende verzeichnet sowie ein silberner tordierter Halsring mit ineinandergreifenden Enden. Auch die völker wanderungszeitliche Sprossenfibel ist hier aufgetreten und A. Bezzenberger legt 1904 die Abbildung des Bruchstücks eines völkerwanderungszeitlichen Armringes vor.

Ein Gräberfeld bei Potawern hat eine Fibel mit umgeschlagenem Fuß und Ringgarnitur und eine weitere mit Nadelscheide mit beginnender Herausbildung von Kopf- und Flußplatte geliefert. Beide gehören in die Ältere Völkerwanderungszeit.

Auch das schon erwähnte Brandgräberfeld von Stobingen hat eine hohe eimerförmige Urne geliefert, die der Völkerwanderungszeit angehören dürfte.

Wohl die umfangreichste systematische Grabung hat in Zohpen stattgefunden, wo 1928 W. Gaerte, M. Toschke, K. O. Rossius und Blank insgesamt über 500 Grabstellen untersuchten, die in die Zeit vom 5. bis 13. Jahrhundert nach Christus gehören. Eine eiserne Trense mit Knochenknebel aus Grab 183 bildet W. La Baume 1944 ab. Das weitere Material ist leider unveröffentlicht geblieben.

Die wichtigste Veränderung in der Totenbestattung gegenüber der Römischen Kaiserzeit liegt darin, daß in der Völkerwanderungszeit Körpergräber überhaupt nicht mehr vorkommen, nur noch Brandbestattungen und bei diesen hört die Verwendung von Leichenbrandurnen mehr und mehr auf. Der Leichenbrand wird als Knochenhäufchen in die Erde gebracht und die Beigaben werden daraufgelegt. Münzbeigabe gibt es ebenfalls nicht mehr, da der Zustrom aus dem Römischen Reich versiegt.

Eine auffällige Zunahme des Fundmaterials ist in der Spätheidnischen Zeit (9. bis 12. Jh.) zu beobachten. Wir haben nicht nur eine Anzahl

von bedeutenden Gräberfeldern in unserem Kreisbereich, sondern müssen uns auch mit den Wehranlagen und ihrem möglicherweise spätheidnischen Charakter auseinandersetzen, sowie mit Resten von Befestigungsanlagen, die erst in der Ordenszeit angelegt wurden und bald wieder verfielen.

Zunächst einmal läßt sich der ältere Abschnitt des 9. und 10. Jahrhunderts, der im kulturellen Gesamtbild durch wikingische Formeinflüsse bei den Waffen Ausdruck findet, deutlich von dem späteren des 11. und 12. Jahrhunderts absetzen.

Das völkerwanderungszeitliche Gräberfeld von Augken hat Funde der Wikingerzeit und des letzten Abschnitts der spätheidnischen Zeit (11. bis 12. Jh.) geliefert. Schon im Mai 1881 grub hier der Gutsbesitzer Lorek auf Popelken einige Gräber aus. Der Fundplatz liegt auf einer schwachen Geländeerhöhung hart an dem zu Popelken gehörenden Vorwerke Biothen. Es wurde beim Pflügen entdeckt, als eine ausgedehnte Brandfläche mit Steinen zum Vorschein kam. Bei Nachgrabungen fand man zunächst vier menschliche Skelette und mehrere Leichenbrandhäufchen, außerdem einige Pferdebestattungen. Die Datierung der Körpergräber wird erlangt durch eine sog. Totenkrone, einen spiralig aufgebauten Halsring, der für das 11. und 12. Jahrhundert kennzeichnend ist. Überhaupt muß hier bemerkt werden, daß, während in der Wikingerzeit (9. bis 10. Jh.) meist Brandbestattungen vorherrschten, in der darauffolgenden Spätstufe der spätheidnischen Zeit die Körperbestattung wieder mehr um sich greift. Auf einem Brandhäufchen in einer länglichen, mit Steinen bezeichneten Mulde fand Lorek eine Scheibenfibel und eine eiserne Lanzenspitze, die der Wikingerzeit angehören. Es ist keine einzige Leichenbrandurne aufgetreten, nur hier und da ein Beigefäß. Die Leichenbrandhäufchen lagen meist frei in der Erde, mehrfach in einer Steinpackung. Carl Engel erwähnt als datierende Elemente des Friedhofes Trensen, Steigbügel und Lanzenspitzen und will das Fundmaterial bis in die Frühe Ordenszeit einordnen.

Auch das schon behandelte römisch-kaiserzeitlich und völkerwanderungszeitlich belegte Gräberfeld von Friedrichsthal hat nach einer Notiz von Carl Engel vermutlich auch wikingerzeitliche Bestattungen geliefert. Wir erfahren darüber jedoch keinerlei Einzelheiten.

Besonders prachtvoll erscheint ein großer silberner Halsring aus Gauleden, den E. Hollack 1908 zu spätheidnischen Gräberfeldfunden aus diesem Orte rechnet (im PM).

Ein in Goldbach zwischen 1939 und 1940 bei Befestigung der Deime-Linie angeschnittenes spätheidnisches Körpergräberfeld, das durch D. Bohnsack untersucht wurde, erbrachte mehrere Skelette, an denen ein etwa 6 cm langer Gesichtsbart erhalten war.

Aus dem vor allem in der Römischen Kaiserzeit belegten Gräberfeld von Ilischken verzeichnet A. Bezzenberger 1897 auch Funde der späten Wikingerzeit und des 11. bis 12. Jahhrunderts. Carl Engel fand im

Prussia-Museum nur Trensen und Steigbügel des 11. bis 12. Jahrhunderts vor.

Aus dem bekannten Gräberfeld von Koddien kannte Carl Engel Waffen und Trensenfunde der Frühen Wikingerzeit und aus dem letzten Abschnitt der spätheidnischen Zeit.

Das seit der Jüngeren Römischen Kaiserzeit belegte Gräberfeld von Magotten hat an das PM nach Mitteilung von C. Engel Funde der Frühen Wikingerzeit, ein bronzenes Schwertortband der späten Wikingerzeit und Funde des 11. bis 12. Jahrhunderts sowie noch spätere Gegenstände geliefert. Auch ein Wikingerschwert erwähnt C. Engel.

Aus Neuendorf stammt eine eiserne Streitaxt des 11./12. Jahrhunderts. Leider erfahren wir nicht, ob es sich um einen Grabfund handelt.

Von dem schon mehrfach erwähnten Totenberg bei Plauen gibt es nach C. Engels Mitteilung Trensen und eine Kreuzspangenfibel der Frühen Wikingerzeit sowie einen Fingerring des 12. oder auch schon 13. Jahrhunderts.

Weitaus die größte Menge an spätheidnischem Fundmaterial hat ein Gräberfeld bei Popelken, das sich auf einem tief gelegenen sandigen Felde am Pregel erstreckt, 1879 erbracht. In dem nämlichen und späteren Jahren lieferte Rittergutsbesitzer Lorek u. a. an das PM: zwei Armbandbruchstücke mit Tierköpfen, vier Bruchstücke von Spiralarmbändern, sieben Fingerringe, fünf weitere Ringe, fünf Schnallen, zwei hufeisenförmige Fibeln, zwei ringförmige Gewandhalter, vier Fibelbruchstücke, sechs Bruchstücke von Halsringen, verschiedene Bruchstücke von Gürtelbeschlägen, 33 Trensen, davon die meisten mit halbmondförmigen Seitenstangen, 50 Gürtelschnallen, zwei Radsporen, 23 Messer, fünf Lanzenspitzen, neun Harpunen, 60 Steigbügel. Insgesamt untersuchte Lorek 42 Bestattungen. Mit Ausnahme einer Körperbestattung waren alles Brandbestattungen. J. Heydeck datiert die Funde in das 10. bis 13. Jahrhundert.

In Sanditten-Zargen kamen bei Anlegung von Kartoffelmieten spätpreußische Gräberfunde zum Vorschein (in der Nähe des Vorwerks Zargen). Eine amtliche Grabung am 3. 12. 1936 bestätigte die Datierung.

Ein Wikingerschwert, bei dem es sich höchstwahrscheinlich um eine Grabbeigabe handeln dürfte, kam 1875 aus Sielacken in die Sammlung des PM. C. Engel datiert es in die späte Wikingerzeit (10. Jh.).

Aus Kleinhof-Tapiau verzeichnet C. Engel Funde (Armmanschetten, Schellen) der Frühen Wikingerzeit (9. Jh.) sowie Schwerter und Trensen des 11./12. Jahrhunderts (vielleicht auch noch spätere darunter).

Am 5. 11. 1915 wurden in einem Schützengraben bei Tapiau ein menschliches Skelett und Begleitfunde angeschnitten, die von Herrn Radtke vom Landsturmbataillon 2 ins PM geliefert wurden. Es handelte sich um die vordere Hälfte eines menschlichen Schädels mit einem halben Unterkiefer, eine kurze eiserne Lanzenspitze und ein kleines eisernes Breitbeil.

An einer anderen Stelle der Gemarkung Tapiau wurden 1936 bei Kiesgewinnungsarbeiten in einer Tiefe von 50 cm zwei menschliche Skelette gefunden. Neben dem einen lag ein langes zweischneidiges (Wikinger-) schwert aus der Zeit um 800—900 n. Chr. (Frühe Wikingerzeit). Registrator Damerau meldete die Funde dem Landesamt in Königsberg, das am 5. und 6. 2. 1936 eine amtliche Grabung durchführte und spätheidnische Körpergräber feststellte. Vom 21. bis 23. 4. 1938 wurde erneut an der Stelle gegraben, und es ließ sich u. a. eine Reihe von spätpreußischen Pferdegräbern feststellen. Die Pferdebestattung ist im Wehlauer Kreisgebiet also von Christi Geburt bis zum Auftreten des Ordens im 13. Jahrhundert üblich gewesen.

Das vorhin erwähnte Gräberfeld von Zohpen ist anscheinend von der Völkerwanderungszeit (5. Jh.) an bis zum Ende der spätheidnischen Zeit (13. Jh.) belegt worden. Leider sind uns keine Fundberichte von den Grabungen erhalten, die namentlich zwischen 1926 und 1928 ausgeführt worden zu sein scheinen.

Wenn wir die Gräberfelder im Hinblick auf Siedlungskontinuität untersuchen, dann müssen wir feststellen, daß ein besonders enger Entwicklungszusammenhang zwischen den Bestattungen der Wikingerzeit und der vorangegangenen Völkerwanderungszeit besteht. Im 11. und 12. Jahrhundert zeigt sich dagegen ein neues Bild. Nicht nur erscheint die Körperbestattung, sondern auch das Geräteinventar ändert sich völlig. Die typischen Hufeisenfibeln des 11./12. Jahrhunderts beispielsweise lassen sich mit der Wikingerzeit kaum in irgendwelchen Zusammenhang bringen, ebensowenig die teilweise recht modern wirkenden neuen Fingerringtypen. Das scheint anzudeuten, daß wichtige politische und kulturelle Veränderungen auf dem Übergang vom 10. zum 11. Jahrhundert vor sich gegangen sein müssen.

Mit dem Eintritt in die spätheidnische Zeit eröffnet sich eine neue Problematik für die Forschung, und zwar geht es um die altpreußische Stammeskunde unseres Landstrichs. Der Kreis Wehlau liegt bekanntlich an der Grenze zwischen Natangern im Westen und Nadrauern im Osten. Es entsteht die Frage, wo die Grenze zwischen beiden Altpreußenstämmen entlangführte. Eine Antwort darauf gibt uns bereits der „Atlas der ost- und westpreußischen Landesgeschichte", der 1936 als Beilage zu dem Werk von Carl Engel und Wolfgang La Baume „Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande" erschien. Dieser vermittelt uns ein recht klares Bild etwa seit der Spätlatènezeit, d. h. seit den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt. Wir erkennen, daß die später auf Westmasuren zurückgedrängte Kulturgruppe nordwärts bis an den Pregel und in die unmittelbare Nähe der Stadt Wehlau heranreicht. Die spätere samländisch-natangische Gruppe ist zwar auch schon da und auch schon recht fundreich, reicht aber ostwärts nicht über die Kreisgrenze des späteren Kreises Königsberg hinweg. Ein ganz verändertes Bild ergibt sich für die ersten vier Jahrhunderte nach Christi Geburt. Die samlän-

disch-natangische Gruppe hat sich ostwärts bis an die Ostgrenze des Kreises Wehlau ausgearbeitet, süd- und südwestwärts bis in die Kreise Bartenstein und Heilsberg. Es ist also für die gesamte Römische Kaiserzeit nicht daran zu zweifeln, daß der Kreis Wehlau vollständig zum Verbreitungsgebiet der samländisch-natangischen Gruppe gehörte, deren Entwicklung in der Zeit vor Christi Geburt im westlichen Samland begann. In der Frühen Völkerwanderungszeit, d. i. im 5. und 6. Jh. n. Chr., läßt die Fundverbreitung eine Tendenz des Rückzuges der samländisch-natangischen Gruppe erkennen; sie reicht aber noch schwach ostwärts über die Deime. Auch in der späten Völkerwanderungszeit, d. h. im 7. und 8. Jahrhundert nach Christi Geburt, ist die Tendenz zur Grenzbildung entlang der Deime unverkennbar. Der nordöstliche Teil des Kreises Wehlau scheint damit nicht mehr samländisch-natangisch zu sein, sondern den Nadrauern zu gehören. Für das 9. bis 13. Jahrhundert zeigt sich die Deime als strenge Grenzlinie. Der Bereich der Stadt Wehlau ist mehr in eine Zwischenlage zwischen Nadrauern und Natangern geraten, als dies früher der Fall gewesen ist. Aus dem ganzen Ostteil des Wehlauer Kreisgebietes hat sich die samländisch-natangische Gruppe zurückgezogen und reicht im Südosten nur noch bis an die Alle. Ist nun die Entwicklung der samländisch-natangischen Gruppe ziemlich klar, so bleibt im Hinblick auf die Nadrauer noch ziemlich alles offen. Ihre Verbreitung ist aus dem Fundmaterial nicht ersichtlich. Wir sehen uns einem negativen Kartenbild gegenüber, und an der Abgrenzung einer fundleeren Zone zwischen Goldap—Darkehmen—Gerdauen und Stallupönen—Gumbinnen—Insterburg—Wehlau erkennen wir die Verbreitung ihres Stammgebiets. Die durch W. Grunert vorgenommenen Anstrengungen, die Nadrauer im Kartenbild und im vorgeschichtlichen Fundmaterial zu fassen, haben 1936 erst anfängliche Früchte gezeitigt, die sich in einigen Fundstücken zwischen Insterburg und Gumbinnen ausdrücken. In der beginnenden Ordenszeit treten die Nadrauer mit dem Fixpunkt Wehlau in das Licht der Geschichte. Hier stand ihre erste, gegen den Deutschen Orden gerichtete Wehranlage. Unser Kartenbild der Fundverbreitung im 9. bis 13. Jahrhundert, das C. Engel/W. La Baume 1936 geben, macht eine Übereinstimmung mit der geschichtlichen Nachricht der Ordenschronik des Dusburg deutlich: Wehlau lag an der Westgrenze Nadrauens mit einer deutlichen Tendenz der Zugehörigkeit zu Nadrauen.

Nun wird es uns auch in der folgenden Betrachtung nicht mehr wundern, daß die Wehranlagen, auf die wir nunmehr zu sprechen kommen werden, sich im wesentlichen an den Verlauf von Deime, Alle und Pregel halten. Der Deutsche Orden rastete mit seinen Wehranlagen teilweise in diese Linie ein, da erst die Niederwerfung der Natanger und Samländer vollzogen sein mußte, bevor man sich Nadrauen zuwenden konnte; und darüber vergingen immerhin einige Jahrzehnte.

Im folgenden seien die Wehranlagen unseres Kreisgebietes kurz behandelt:

Zwei Wehranlagen befinden sich in Dettmitten auf dem rechten Alleufer. Lehrer Donner bemerkt 1921 dazu, daß von den Burgwällen, die der Leutnant Guise 1826—1828 noch gekannt und im Grundriß aufgezeichnet hatte (die Zeichnungen befanden sich im Prussia Museum), heute keine Spur mehr vorhanden sei, aber der Dettmitter Kirchhofsberg scheine ein befestigter Platz gewesen zu sein. H. Crome nennt 1937 im Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen in Ostpreußen eine altpreußische Zungenburg an der Nordseite des Ortes, womit er zweifellos den Kirchhofsberg meint.

In Gauleden befindet sich eine Wehranlage 400 m ostnordöstlich des Ortes an der Nordspitze des Mühlenteiches. H. Crome deutet sie in seinem Verzeichnis von 1937 als altpreußische Zungenburg in Bergburgart. C. Engel spricht von einer Zungenburg von Kastellcharakter, anscheinend mit schmaler Vorburg und erhöhter Hauptburg. Ein silberner Halsring der spätheidnischen Zeit mit Fundortangabe Gauleden, der sich im PM befand, kann von der Wehranlage stammen, ebenso eine silberne Gürtelschnalle mit Tierkopfenden aus spätheidnischer Zeit.

Nach einer Grundrißzeichnung des Leutnants Guise (1826—1828) hat sich früher auch im Dorfe Groß-Engelau eine Befestigung befunden; er notiert dazu: „Im Dorfe östlich der Kirche am Sprovegraben gelegen." H. Crome kann 1937 nur noch feststellen, daß keine Reste dieser Wehranlage mehr vorhanden sind. Es handele sich um das Gelände, das den Flurnamen „Wollberg" (verderbt aus „Wallberg") trägt.

In Groß-Keylau befinden sich Reste einer zum großen Teil zerstörten Wallanlage auf dem linken Deimeufer 500 m ONO des Ortes. H. Crome bezeichnet diesen „Schloßberg" als altpreußische Zungenburg. Der erhaltene Rest eines Querwalles erreicht noch eine Höhe von 5 m. An der Südseite ist die ehemalige Umwallung durch Kiesentnahme glatt abgeschnitten und abgetragen. Ebenso hat man das Nordende des Querwalles durch Lehmentnahme zerstört und durch den Wall einen Fuhrweg gelegt, um auf die Plattform der Anlage zu kommen, die als Gemeindefriedhof gedient hat.

Aus Groß-Plauen verzeichnet C. Engel in einem Manuskript aus dem Jahre 1938 eine völlig zerstörte Zungenburg.

Eine ordenszeitliche Wehranlage bildet der sog. Runde Berg bei Groß-Schleuse, der am linken Ufer der Deime NO Moterau und dicht N am Vorwerk Groß-Schleuse sich kegelartig aus dem Deimetal erhebt. Die Schanze hat die Form eines gleichseitigen Vierecks mit abgerundeten Ecken. Ringsherum läuft ein Wall, der an der Nordwestecke unterbrochen ist. Dort hat vermutlich der Eingang gelegen. G. Bujack äußert schon 1888 die Ansicht, daß die sich kegelartig 8 m hoch erhebende Schanze wohl durch den Ordens-Hochmeister Michael Küchmeister von Sternberg zum Schutz der Schleuse errichtet worden sei.

Ein sicher sehr alter Siedlungsplatz ist der Silberberg am rechten Alleufer bei Klein-Nuhr, auf dem schon endbronzezeitliche, resp. früheisenzeitliche Besiedlung durch einen Schatzfund von Tüllenbeilen nachgewiesen werden konnte. H. Crome führt den Silberberg 1937 als altpreußische Zungenburg. Carl Engel, der diese Wehranlage selbst aufsuchte, bezeichnet sie 1938 als sehr starke Zungenburg mit großer Vorburg. Auch Leutnant Guise hatte 1826—1828 eine Grundrißzeichnung der Befestigung angefertigt. Sicher war dies eine der bedeutendsten Burgen in ihrem Landstrich.

Eine sehr große und starke Zungenburg ist ferner der Schloßberg 600 m östlich von Kuglacken. H. Crome verzeichnet ihn 1937 zu Recht als altpreußische Zungenburg; denn auf dem Burgplateau sind schon die verschiedensten Funde gemacht worden, die die Datierung sicherstellen, darunter auch Gefäßscherben, die stilistisch der frühslawischen Keramik entsprechen, also etwa aus dem 8. bis 10. Jahrhundert stammen mögen. Einige Scherben sind aber schon aus dem 11. Jahrhundert. An Gebrauchsgegenständen fand man schon um 1885/86 auf dem Burgplatz drei Spinnwirtel, einen Schleifstein, zwei eiserne Schwertortbänder und ein eisernes Messer. Aus der Anlage aufgesammelte Tierknochen gehören zum allergrößten Teile Rindern an, ein großer Teil sind Schweineknochen. Vom Pferd stammen nur ein Zahn und zwei Fußknochen.

Ein zweiter, 1939 als fast völlig abgepflügt gemeldeter Schloßberg liegt 2700 m westlich von Kuglacken.

Ein starkes ordenszeitliches Kastell, ähnlich einer Halbkreisanlage, befindet sich bei Langendorf am Pregelrand. Es besteht aus Vorburg und Hauptburg und hat nach der Landseite einen doppelten Wall. Im Volksmund trug es die Namen Schloßberg und Schwedenschanze. Die ehemalige Hauptburg trug 1945 das Erbbegräbnis der Gutsbesitzerfamilie von Perbandt, denn das Gelände gehört zum dortigen Gutspark.

Der Schloßberg auf dem linken Deimeufer, 1 km südöstlich von Lischkau, war wiederum eine altpreußische Zungenburg, die möglicherweise auch vom Deutschen Orden besetzt gehalten wurde. Sie liegt auf einem schmalen Landrücken am westlichen Ufer des Flusses, der nach Osten zu durch die steilen Ufer der Deime und nach Westen durch schroff zu einem Bache abfallende Abhänge begrenzt wird. An der Südspitze stürzt die Landzunge fast senkrecht nach allen drei Seiten schroff in die Tiefe ab. Die nach dem Lande zu gelegene Seite der Landzunge wird durch einen hohen, mächtigen Wall abgeschlossen. Vor hundert Jahren sollen auch an den Schmalseiten der Landzunge noch Reste von ehemals umlaufenden Wällen zu erkennen gewesen sein. Nach einer Grundrißzeichnung des schon mehrfach erwähnten Leutnants Guise lag ehemals vor dem Stirnwall noch ein weiterer Vorwall, der eine vor dem Hauptwerk liegende Vorburg sicherte.

Um eine altpreußische Zungenburg handelt es sich auch bei einer

Wehranlage an der Alle an der Ostseite der Anstalt Allenberg, 1 km östlich von Paterswalde.

An der Westseite des Ortes Pelohnen liegt eine altpreußische Zungenburg von Abschnitts-Befestigungs-Charakter mit starker Vorburg, die nach Ausweis einer römischen Münze schon um 200 nach Christus bestanden hat. Vom Deutschen Orden wurde die Wehranlage anscheinend umgebaut und verstärkt; denn es finden sich im Innenraum viele ordenszeitliche Scherben. Bis 1945 lag in der Vorburg das Gehöft des Besitzers Reidenitz. Eine zweite Schanze soll nach Guise 500 m südlich von Pelohnen gelegen haben, ist aber heute nicht mehr nachweisbar.

Bei Potawern lag südlich vom Ort ein Burgwall, der Hohenall genannt wurde. Er befand sich am rechten Alleufer im „Potawernschen Grunde" westlich von Klein-Plauen. H. Crome hat ihn 1940 nicht mehr nachweisen können. Bei Guise wird er erwähnt, aber keine Grundrißzeichnung vorgelegt.

Der Schloßberg zwischen Redden und Leissienen am linken Alleufer war nach H. Crome 1937 eine altpreußische Zungenburgart. Im Volksmunde bestand auch die Flurbezeichnung Preußenburg. C. Engel schreibt, daß diese Wehranlage im Zusammenfluß mehrerer Flußtäler liege, mit Vorburg auf einer Seite. In der Nähe erstreckt sich der Höllengrund.

Für die Städte Tapiau und Wehlau ist das Bestehen vormaliger Heidenburgen ziemlich sicher, bei Wehlau sogar geschichtlich überliefert. In Tapiau hat man den in der Ordenschronik von Dusburg erwähnten Burgwall des heidnischen Sugurbi gesucht, der anscheinend durch die ordenszeitliche Wehranlage überbaut wurde.

Schließlich sei der Schloßberg von Taplacken erwähnt, der nach Donner aus dem 14. Jahrhundert, also aus der Ordenszeit, stammt. Er ist nicht mit dem Schloßberg von Kuglacken identisch, wie E. Hollack 1908 vertritt. Es handelt sich im übrigen um eine Bergburg, die 800 m nördlich von Taplacken liegt. Auch C. Engel hält die Anlage nach Besichtigung für ordenszeitlich.

Eine altpreußische Zungenburg ist der Zickelberg bei Trimmau, der an der Nordseite des Ortes und am linken Alleufer liegt. C. Engel traf ihn nach 1930 als stark abgerutschte Zungenburg an.

Könnte man mit der Betrachtung der Wehranlagen den vorliegenden Bericht abschließen, so sei doch noch der Hinweis gestattet, daß mit der Ordenszeit keineswegs die faktische Quellenbasis erlischt. Sondern es gibt auch für diese späteren Zeitabschnitte noch eine Reihe interessanter Bodenfunde, die namentlich für die Geschichte einzelner Orte aufschlußreich sein können.

So hat W. Gaerte 1931 ordenszeitliche Häuser in Allenberg untersucht. In Imten wurden 1884 mehrere Körpergräber freigelegt, von denen das eine eine Münze als Beigabe enthielt, die unter König Alexander von Polen zwischen 1501 und 1506 geprägt worden ist; in Lischkau kam am 15. 12. 1936 in der Böschung des Deimeufers ein neuzeitliches Gerippe

zum Vorschein; vom Weideabfindungsterrain in Neuendorf erhielt das PM 1890 ein eisernes „Hufeisen mittlerer Größe mit sechs Löchern, von denen noch drei von Nägeln eingenommen sind", und das Bodenstück eines auf der Drehscheibe gearbeiteten Tongefäßes; ordenszeitliche Gefäßscherben fand auch Lehrer Reidenitz am 25. 1. 1938 bei einer amtlichen Flurbegehung in Pregelswalde. Auf dem bekannten Gräberfeld von Sanditten traf man zwei beigabenlose Körperbestattungen der Frühen Ordenszeit an; bei Tapiau kamen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beim Baggern in der Deime eine eiserne Speerspitze des 14./15. Jahrhunderts sowie drei Steinkugeln von Ordensgeschützen zum Vorschein. Aus der Kreisstadt Wehlau schließlich wird 1939 berichtet, daß man beim Bau eines Sportplatzes auf einen unterirdischen Gang (meist handelt es sich in solchen Fällen um Mauerreste alter Häuser) gestoßen sei und zahlreiche Lanzen, Schwerter und andere Ausrüstungsgegenstände der Ordenszeit gefunden habe. Die Funde wurden dem PM zugeleitet.

Zum Abschluß aber wollen wir einen der interessantesten Funde des Kreises Wehlau überhaupt behandeln; das sind die drei menschlichen Moorschädel von Allenberg, die im September 1876 bei Dränierungsarbeiten im Alleufer gefunden wurden. Bei dem einen der Schädel waren die rechten Mittelhandknochen mit Birkenrinde an der linken Schläfe festgebunden. Dieser Schädel enthielt auch noch Hirnmasse, aber stark von Torf durchwachsen, und das Gehirn selbst in ein paraffinartiges Fett verwandelt. Von den übrigen Körperteilen konnte trotz eifrigsten Nachforschens nichts gefunden werden. Auch gab es keine sicheren Anhaltspunkte für die Datierung, aber man wird bei der weitgehenden Erhaltung des Gehirns in dem einen Schädel durchaus an historische Zeiten denken dürfen, etwa an die Ordenszeit. Schon nach der Auffindung wurde die Vermutung ausgesprochen, daß man es bei dieser Versenkung menschlicher Köpfe im Moor mit einem Rechtsbrauch zu tun habe. Ohne Beispiele dafür anzugeben, meint Jensen 1888, daß möglicherweise ein Fall von Meineid vorgelegen habe, der erst zum Abschlagen der Eidfinger und dann zur Enthauptung geführt habe. In der Tat gibt es für Ostpreußen einen urkundlichen Hinweis auf die Ausübung einer Rechtspraxis, nach der Meineid mit dem Abschlagen der Finger geahndet wurde. W. Sahm legt in der Geschichte der Stadt Labiau (von 1942) den Inhalt einer Labiauer Gerichtsakte (Rechnung) aus der Zeit von 1685/86 vor, in der es u. a. heißt: „30 M. (= Mark) und 3 Schffl. (= Scheffel) Haber dem Scharfrichter Martin Growert (den man aus Königsberg geholt hatte), daß er die Execution an dem Weibstück Vrsula durch Abhauen der Finger wegen begangenen Meineides verrichtet" (Ostpr. Foliant 5355). Leider wird dort nicht gesagt, was mit der Frau anschließend geschah, aber dem Tode war sie anscheinend nicht verfallen. So dürfte der Brauch, der an dem einen Moorschädel von Allenberg vollzogen wurde, gewiß einige Jahrhunderte weiter zurückliegen, vielleicht sogar noch in spätheidnischer Zeit.

Die Besiedlungsgeschichte des Kreises Wehlau

Von Dr. W. Grunert

Der Name Alle-Pregel-Deimegebiet für den Kreis Wehlau bezeichnet richtig dieses eigentümlich geformte Stück ostpreußischen Bodens. Von dem breiten Urstromtal des Pregels umfaßt es den Teil des Flußlaufes, in welchem das Wasser dauernd nach Westen strömt. Die Alle führt in einem weit ausgewaschenen Durchbruchstal reichlich Wasser in lebhaftem Gefälle zu. In der Deime aber richtet sich die Strömung nach dem Winde. Gewöhnlich fließt der Pregel weiter nach Westen und saugt vom Kurischen Haff her durch die Deime Wasser an. Weht aber der Wind längere Zeit von Westen, so herrscht bis Königsberg kein Gefälle mehr und das von Pregel und Alle herbeigeführte Wasser sucht sich durch die Deime nach Norden seinen Weg. Das Alletal ist mit seinen weiten Schlingen anmutig in die Landschaft eingetieft, das breite Pregeltal mit zurücktretenden, aber trockenen Uferhöhen versehen, die Deime jedoch hat sumpfige Ufer und nur vereinzelte herantretende Hänge. Das drückt sich naturgemäß in der Besiedlung aus. Sie ist seit jeher ein Kampf des Menschen mit dem Wald. Wir können auf dem Boden des späteren Kreises Wehlau drei Hauptstufen dieses Ringes unterscheiden:

1. Die altpreußischen Siedlungsfelder
2. Die ordenszeitliche Rodung im 14. Jahrhundert
3. Die Schatullsiedlung im 17. Jahrhundert.



Übersicht über die Besiedlung des Kreises Wehlau

○ *Altpreußischer Siedlungsraum*

● *Deutsche Siedlung in der Ordenszeit*

\+ *Schatullsiedlung im 17. Jahrhundert*

Zum Vergleich Kreiskarte (Anlage) hinzuziehen.

1. *Der altpreußische Siedlungsraum*

Der vorgeschichtliche Mensch meidet sowohl den dichten Wald als dauernde Wohnstatt, so vielseitig er ihn als Jagdgebiet, Weide und zur Bienenzucht nutzt —, als auch die sumpfigen Auwälder breiter Flußtäler, wo er zwar fischt und Schiffsverkehr ausübt, aber der Nässe wegen nicht gern seine Behausung aufschlägt. Es bleiben ihm als wohnliches Gelände die trocknen Uferränder mit nicht allzuschweren Böden oder sandige warme Stellen in den Seitentälern übrig, die meistens recht geschickt unter den Gesichtspunkten günstiger Verkehrslage und zugleich der Sicherheit gegen Feinde ausgewählt werden.

Das ist auch in unserem Raum so.

Altbesiedelt von der Steinzeit an ist der ganze Nordstreifen des Pregeltales von Kremitten bis Tapiau, über Sanditten, Wehlau, Ripkeim, Taplacken, Plibischken und weiter nach Nadrauen hinein. Auch in die Seitentäler der Nehne und des Auergrabens greift die Siedlung, wobei unter Besiedlung die Schaffung von Ackerland verstanden wird. Die Inseln um Gertlauken sowie Aszlacken-Schirrau sind dabei ziemlich weit in den dichten Wald vorgeschoben. Finden wir ganz im Westen um Kuxtern-Barthenhof im Zusammenhang mit den samländischen Altwohngebieten in größerer Ausdehnung altes Ackerland, so hat der vor- und frühgeschichtliche Mensch mit den Rändern des Deimetales nicht viel anfangen können. Nur bei Goldbach erscheinen von Keylau bis Perkuiken preußische Felder.

Der südliche Uferstreifen des Pregeltales ist vor der Ordenszeit nicht so zusammenhängend besiedelt gewesen wie der nördliche. Im Raum von Gauleden, besonders dann auf der warmen Sandinsel von Zohpen, Imten bis westlich von Wehlau, ein Gebiet, das vielfach noch zum Samland gerechnet wurde, lagen die preußischen Siedlungsfelder volksstark nebeneinander. Hat doch der Vorzeitfriedhof von Zohpen allein über 500 Grabstellen aus über 1000 Jahren erbracht und die Nachbardörfer Imten, Magotten, Augken lieferten ähnlich reiche Gräberfelder. Weiter östlich jedoch ist der Wald ungebrochen bis dicht an den Pregel herangetreten. Erst in der Gegend von Piaten zeigen sich erneut alte Siedlungsflächen.

Wieder anders verhält es sich im Alletal. Hier hat sich auf beiden Uferhöhen ein Preußenort an den andern gereiht, und wenn auch der Wald vereinzelt an den Fluß herantrat, so war es Damerau, d. h. lichter Wald, der, erheblich ausgehauen, als Viehweide sowie zum Haselnuß- und Beerensammeln diente. Von Nuhr schließt sich über Plauen, Schallen, Wohnsdorf und weiter alleaufwärts eine fast geschlossene Kette von „Feldern", wie es in der Sprache des Ordens heißt. Wenn dabei von Ackerland gesprochen wird, so dürfen wir uns das nicht als große, weite Schläge im neuzeitlichen Sinn vorstellen, die da um die Ortschaften oder besser Familiengehöfte, wie die Preußen sie liebten, sich erstreckten.

Zuerst wurde der Wald an der beabsichtigten Rodestelle ausgebrannt, vielfach um die dicken Reststubben mit dem Hakenpflug, der Zoche, Furchen gezogen, und erst in Jahren ein einigermaßen glattes Feld gewonnen. Zwischenein standen sicherlich Waldreste als Hegewald für Bauholz und Feuerung. Dieses untere Alletal mit seinen Nebentälern war so menschenreich und leistungsfähig, daß es einen kleinen Sondergau „Land oder Gebiet Wohnsdorf" bildete. Es hieß ursprünglich Unsatrapis, woraus die deutsche Zunge Wohnsdorf gemacht hat.

Damit sind die hauptsächlichsten Landstreifen genannt, welche die Altpreußen zur Vorordenszeit urbar gemacht hatten. Als siedlungsfeindlich erwiesen sich die weiten Waldgebiete auf den schweren Böden zu beiden Seiten der Alle, dem Frisching mit dem Zehlaubruch und die noch in der Gegenwart nicht erschlossenen Wäldern der Astrawischker Forst und ihrer Ausläufer. Im Norden dehnten sich rechts und links vom Deimetal gleichfalls dichte Waldungen aus, die nach Osten in den unermeßlichen, noch jahrhundertelang gefürchteten Graudenwald übergingen. Doch wurde auch dieser Wald zum Teil weit hinein genutzt, indem die Beutner ihre Bienenbäume pflegten, Fischer und Jäger, wie schon gesagt, eifrig am Werke waren — Felle galten als lohnende



Am Allewehr bei Allenberg
wurde das Wasser für die Pinnauer Mühlenwerke gestaut

Ausfuhr —, Beeren und Pilze gesammelt wurden. Das „Waldwerk" Köhlerei und Aschebrennen, brachte noch lange der Landesherrschaft erhebliche Einnahmen.

Ackerbau und Viehzucht beherrschten das Leben nicht so, wie später bei eindringlicherer Wirtschaft. Höchstens mit Pferdezucht gab sich der freie Mann; ausdauernde anspruchslose Pferde waren bei den mancherlei Kriegszügen wichtig und beliebt. Es gab schon vor der Ordenszeit Groß- und Kleinbesitz sowie mancherlei verwickelte Untertänigkeitsverhältnisse. Mancher „Reik", wie die kleineren Gauführer hießen, gebot über zum Teil ansehnliche Mannschaft und hatten noch zur Ordenszeit eigenes Gericht über seine Untertanen. Zwischen diesen „Königen", wie der Däne Wulfstan sie in seinem Reisebericht nennt, gab es viele Kämpfe um den Vorrang. Eine umfassende Landesherrschaft konnte sich nicht entwickeln, und so blieben auch die Siedlungen und Rodungen auf das eben Notwendige beschränkt.

2 a) Siedlung zur Ordenszeit im Preußenraum

Als der Deutsche Ritterorden das Land im 13. Jahrhundert in die Hand nahm, stellten sich seiner staatsmännischen Tätigkeit zwei Aufgaben. Einmal die, Ordnung in das preußische Siedlungsgebiet zu bringen, damit es christianisiert nach deutscher Verwaltungsart gelenkt werden konnte, und zweitens die noch wichtigere, deutsche Dörfer zu gründen.

Die Erfüllung der ersten Aufgabe weitete den Siedlungsraum nicht sehr aus, bedingte aber eine bessere Ausnutzung.

Wenn zu Beginn der Ordenszeit von Dörfern oder besser Feldern namentlich geredet wird, so liebten ursprünglich die Altpreußen geschlossene Ortschaften nicht, sondern siedelten, wie bereits erwähnt, weilerartig zerstreut inmitten ihres Rodelandes. Hier griff der Orden ein. Die Preußen, welche dem Orden die Treue hielten und im Laufe der Kämpfe den neuen Glauben bewahrten, durften sich ihres Besitzes weiter erfreuen, aber es wurden zum Teil recht erhebliche Um- und Zusammenlegungen vorgenommen. Manche der alten Führersippen behielten größeren Besitz mit zahlreichen Hintersassen, wie die Nachkommen des Sklodo, der vom Samland her bis in die Gegend von Kremitten gebot und der als Ahnherr der Familie v. Perbandt gilt, oder Sapelle, der in der Burg Sugurbi, dem späteren Tapiau saß. Die Zwietracht zwischen diesen Edlen zeigt sich z. B. im Jahre 1255, als Tirsko nach der Übergabe von Wehlau das Ordensheer nach Wohnsdorf führt, um dort seinen Gegner zu vernichten.

Der Orden, der das ganze Preußenland von Beginn an in klare Verwaltungseinheiten, Komtureien und Pflegerämter zerlegt hatte, schlug unser Gebiet 1312 dem langgestreckten Raum zu, der sich von Königs-

berg zu beiden Seiten des Pregels nach Osten erstreckte und das Marschallsamt hieß. Denn der Ordensmarschall, der Führer der gesamten Streitmacht, der erste Mann nach dem Hochmeister, befehligte hier, siedelte, baute die Burgen und regelte die Verwaltung. Für den Bereich des späteren Kreises Wehlau kommen dabei in Betracht: das Kammeramt Kremitten, das Waldamt Tapiau, das Land Wehlau, Teile von Nadrauen und das Kammeramt Wohnsdorf.

Zum Kammeramt Kremitten rechnet der altpreußisch besiedelte Raum zwischen Deime und Pregel nach Westen unter Ausschluß der Umgebung von Tapiau. Die Nordgrenze verläuft etwa über Podewitten, Pogirmen, Pomedien (was am Walde heißt), Irglacken, Schallen, Pomauden, Moterau, Lischkau, Keylau, Garbeningken. Dabei ist die Gegend von Goldbach ausgespart, das als deutsches Dorf seine Handfeste 1375 erhält und daher zum Waldamt Tapiau gerechnet wird.

Obwohl der Orden im allgemeinen in die preußischen Siedelflächen nicht eingreift, sind von ihm dann und wann doch neue Dörfer auch hier angelegt worden. Ein Beispiel ist die Gründung von Schiewenau im Jahre 1317. Die zugehörige Urkunde (Pr. Urk.-Buch, Bd. 2, Nr. 205/6) lautet: „Allen gegenwärtigen und zukünftigen Lesern wollen Wir, Bruder Heinrich v. Plotzke, Marschall v. Preußen, bekannt machen, daß Wir einen gewissen Teil der Einöde oder Heide, welche gewöhnlich Damerau genannt wird und in Sibenow liegt, seit langem zusammen mit dem sorglichen Mann Clausie Nalubine (Claus Nalubin) und seinen wahren Erben gemeinsam und zu gleicher Nutzung besessen haben, sei es in Viehweiden als auch in anderer Fruchtnutzung, welche von dort irgendwie gewonnen werden kann. Nun aber haben Wir nach reiflichem Rat und mit Zustimmung Unserer Ordensbrüder an dem ausgewählten Platz ein Dorf gegründet, welches Unserm Haus in Königsberg zu dauerndem Zinsgebrauch dienen soll. Daher übertragen wir mit Rat der Brüder vorgenanntem Claus und seinen Erben einen bestimmten Teil der Damerau, damit nicht Claus selbst oder einer seiner Erben später von dem erwähnten Dorf oder von einem andern Teil der vorgenannten Damerau irgend etwas sich anzueignen versuchen könnte. Und es ist der betreffende Teil der Damerau, um etwaigen späteren Zwistigkeiten vorzubeugen, durch Bruder Hugo, den Vogt des Samlandes umritten und begrenzt worden. Außerdem ist dieses Schreiben durch die Anheftung Unsers Siegels darüber hinaus zu noch stärkerer Glaubwürdigkeit durch die Unterschrift der Beteiligten und Zeugen gesichert worden." Es folgen die Zeugen und zuletzt: Gegeben zu Königsberg im Jahre des Herrn 1317 (ohne Datum).

Aber auch hier ist zur Anlage des neuen Dorfes bestehendes Ackerland nicht in Anspruch genommen worden, sondern urbarer Waldboden. Aus dem Anteil des Claus Nalubin ist Popehnen entstanden. In einem späteren Kataster heißt es: „Pupaien und Sebenow hießen früher zusammen Windkeim." Bei den preußischen Dörfern und Gütern sind Verschreibungen

erst spät im 14. Jahrhundert ausgestellt worden. Anfangs bedurften die Bewohner einer solchen Sicherung nicht, da ihnen niemand ihr Land streitig machte. Als später die deutsche Dorfsiedlung sich ausbreitete oder auch sonst Veränderungen vorgenommen wurden, erkennen die Preußen den Wert einer solchen Urkunde und erbitten sie. Dabei berufen sie sich auf alte Zusagen, daß der Pfleger gesagt habe, er werde es ins große Buch schreiben lassen, oder ähnlich.

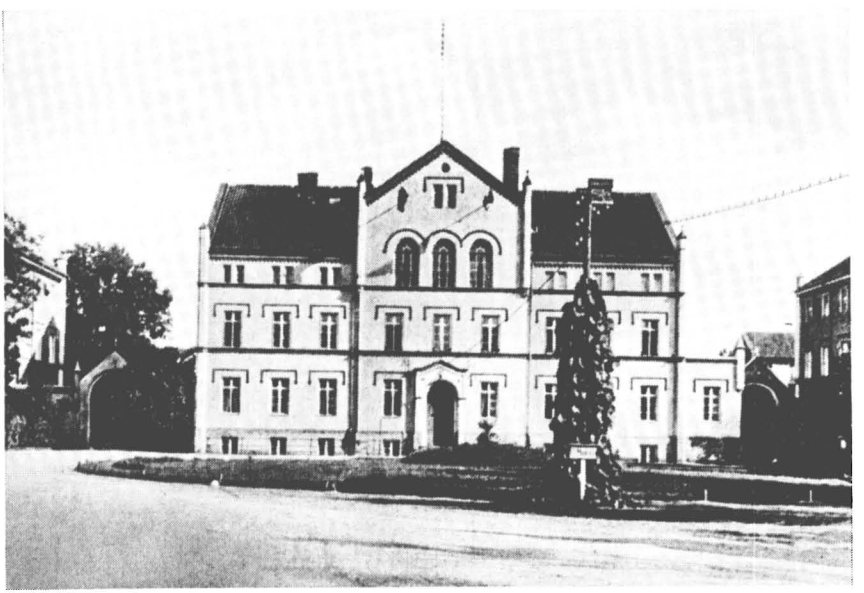
Anfangs wird zwischen preußischen Freien und Bauern unterschieden. Erstere haben besseres Recht, größeren Besitz, dienen mit dem Pferde oder leisten dem Orden andere Dienste. Vor allem sind sie zwar zum Burgenbau oder Abbruch, aber nicht zum Ackerscharwerk verpflichtet, wofür die Bauern in Anspruch genommen werden.

Das zweite Amt, in welchem überwiegend Preußen sitzen, ist das Land Wehlau. Am Nordufer des Pregels folgen einander Schaberau, Zargen, Pelohnen, Sanditten, Oppen und Alt-Wehlau. In Schaberau werden schon 1297 preußische Freie erwähnt. Sanditten dagegen, das durch seine Vorzeitfunde sich als altbesiedelt erweist, hat keine alten Urkunden oder Besitznachweise in den Ordensfolianten hinterlassen. Das Dorf Nalegau (1340) und die preußischen Dienstgüter Köthen (1387) und Leipen (1338 Transsutten genannt) liegen etwas weiter landeinwärts. Die Mühlen in Alt-Wehlau und Kolm sind in deutscher Hand. Im Jahre 1343, als der östliche Teil des Landes Wehlau vorübergehend zu Insterburg gehörte, verschreibt Erhard Kulling, der Pfleger von Insterburg, dem Heinrich Lauterbach (Lutirbach) die Mühle bei Colm (Colmine) gegen Abgaben an das Haus Insterburg und Dammbesserung beim Dorfe Wysenze (Weißensee). Im Jahre 1362 wird die Mühle gelegentlich eines Besitzwechsels neu zu kölmischem Recht verliehen. Da hat sich inzwischen auch ein Dorf mit preußischen Freien zugesellt. Der östliche Zipfel mit Callehnen, Plibischken und Tölteningken, der zu Nadrauen rechnete, ist dadurch ausgezeichnet, daß Plibischken das einzige preußische Kirchdorf ist. Sonst erhielten nur die deutschen Dörfer ein Kirchenlehen. Zum Kammeramt Nadrauen gehörten noch Schirrau und Aszlacken.

Auf dem Südufer des Pregels rechnete zum Land Wehlau der bereits genannte Uferstreifen westlich von Wehlau. Wenn auch die preußischen Dörfer dort recht dicht beieinander lagen, so war doch reichlich Platz vorhanden für Neubauern. Damerau am Biebergraben z. B. ist, wie der Name sagt, etwas in den Wald hinein gerodet. In diesem Gebiet brachte der Orden vereinzelt Litauer unter, die als Christen ihre Heimat hatten verlassen müssen. In Zohpen wird schon 1311 eine Litauerfamilie angesetzt. In Gauleden und Linkehnen finden eine ganze Anzahl dieser Glaubensflüchtlinge Unterkunft und Rodungsland. Aber sowohl hier wie bei den an anderer Stelle angesetzten Litauern wird in der Verleihung ausdrücklich angeordnet: „Wenn sie eines Tages mit Gottes Hilfe ihr Erbe in Litauen wiedergewinnen werden, daß sie es in Besitz nehmen können, dann sollen sie die genannten Haken unserm Hause zurück-

geben." Da aus der endgültigen Eroberung Litauens nichts wurde, sind diese Volkssplitter bald im Preußentum aufgegangen.

Daß keineswegs diese Neuansetzungen, ja auch die altbesetzten Dörfer sich gleichmäßigen Aufblühens erfreuen durften, sondern im 14. Jahrhundert durch die Litauereinfälle und im 15. Jahrhundert durch innere Zwistigkeiten und die Kämpfe mit Polen öfters herbe Verluste an Menschen und Siedlungsland eintraten, die dann Neuverleihungen, meistens als Güter, notwendig machten, dafür gibt Gauleden ein deutliches Beispiel. Am 27. 6. 1521 verleiht Hochmeister Albrecht dem Rentmeister Cleophas Breuer und dessen Halbbruder Hans Conrat auf Lebenszeit das vom Feinde größtenteils verheerte Dorf Gauleden im Gebiete Tapiau mit der Jagd in der Dorfmark und im Frisching und der Fischerei in den Teichen zu Linkehnen und Gauleden. Die Ziegelei im benachbarten Zimmau dagegen hat sich erhalten. Sie ist eine Ordensgründung, eine Ziegelscheune, wie man sagte, und ist immer wieder erneuert worden. Der gute Lehm dieser Gegend und die Lage am Pregel bewirkten, daß im Jahre 1465 die Stadt Kneiphof (Königsberg) 22 Morgen sich verschreiben ließ zu Genslack mit der Berechtigung, darauf eine Ziegelscheune anzulegen und Lehm zu graben frei allen Zinses und aller Pflichten. Diese wenigen Beispiele mögen zeigen, wie der Orden auch in den rein preußisch besiedelten Gegenden seine deutschen Wirtschaftsformen einführte.



Verwaltungsgebäude der Heil- und Pflegeanstalten Allenberg

Im Gebiet und späteren Kammeramt Wohnsdorf, wo die preußische Besiedlung die Flußränder, wie schon gesagt, besonders dicht besetzt hatte, griff der Orden wenig ein. Selbst die Anlage des Wildhauses und später der Stadt Allenburg ließ ringsum die Preußendörfer und Dienstgüter bestehen. Im Seitental der Swine sind Muskau und vermutlich auch Eiserwagen und Nagurren vorgeschoben, im Tal der Omet Kautern, wo neben dem Preußen, der dort sitzt, schon 1301 eine Mühle vorhanden ist, und auch Kortmedien, dessen Flur zum späteren deutschen Dorf Kortmedien erweitert wird.

Das rechte Ufer der Alle, südlich von Wehlau, in der Gegend von Gr.- und Kl.-Nuhr, war Wald. Als der Hochmeister Heinrich Dusemer im Jahre 1349 im Löbenicht zu Königsberg ein Nonnenkloster gründete, verschrieb er diesem Kloster neben anderen Dörfern und Gütern hundert Hufen „zeu dem Nuwir" (= Nuhr). Eine weitere Verleihung 1413 nennt erneut für das Jungfrauenkloster der Stadt Königsberg hundert Hufen. Neben der Waldnutzung werden zwei ansehnliche Dörfer gegründet. Von Gr.- und Kl.-Nuhr kennen wir das Gründungsjahr nicht, Kl.-Nuhr ist als deutsches Dorf viel später, nämlich erst 1501 ausgewiesen. Außer vereinzelten Rodungen ist das weite Waldgebiet des Löbenichtschen Hospitalforstes bis zur Gegenwart im wesentlichen erhalten geblieben.

Haben wir bisher gesehen, wie der Orden das altpreußische Siedelgebiet für seine Zwecke gestaltete und nutzte, so bleibt uns die größte Leistung, die Anlage von deutschen Dörfern auf ungerodetem Waldboden, „aus rauher Wurzel", zu betrachten übrig. Diese etwa 20 Dörfer bilden das sehr aufgelockerte Waldamt Tapiau.

2 b) Die Ordenszeitliche deutsche Rodung im 14. Jahrhundert

Die deutsche Besiedlung Preußens hat von der Weichsel her schon bald nach dem Beginn der Eroberung im 13. Jahrhundert eingesetzt. Ihren Höhepunkt erreicht sie in der Zeit der Bauernsiedlung, die im Bereich des späteren Kreises Wehlau in die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt, um bald nach 1400 abzuklingen. Während die Siedler in den westlichen Gauen zumeist aus dem Altreich einwanderten, sind die Dörfer unseres Gebietes überwiegend von den Söhnen und Enkeln der ersten Einwanderer gegründet worden. Gegründet, indem das Ackerland dem Walde abgerungen wurde. Der deutsche eiserne Pflug und die Dreifelderwirtschaft mit Brache und Allmende schufen blühende Dörfer, wo der preußische Haken versagte. Für diese Rodungen hatte der Orden in seinen Komtureien die Waldämter eingerichtet. Die etwa 20 Dörfer, die für uns in Frage kommen, gehörten zum Waldamt Tapiau. Wir beobachten hier die letzte große Welle der deutschen Dorfsiedlung, die das Kernstück der Eindeutschung Preußens wurde. Weiter nach Osten siedelten nur vereinzelt im oberen Pregeltal deutsche Bauern.

Eine solche Dorfgründung begann damit, daß ein dem Orden als leistungsfähig bekannter Mann, der Lokator, den Auftrag und das Recht erhielt, das umrittene Waldgebiet in der Größe von zumeist etwa 50 Hufen, mit Bauern zu besetzen. Wesentlich kleinere Dörfer, wie z. B. Stobingen, sind nicht auf reinem Waldboden angelegt, sondern, was schon die Lage am Pregel oder Alle angibt, auf irgendwie wüst gewordenem Preußenland neu ausgegeben. Der Lokator wurde der Schulze in dem Dorf mit angemessener Anzahl von Freihufen und der sogenannten kleinen Gerichtsbarkeit. Jede Bauernfamilie erhielt zwei Hufen, die durch spätere Rodung auch auf drei anwachsen konnten. Der Lokator hatte im günstigsten Fall seine Mannschaft bereits vereint, sonst mußte er sehen, wie er innerhalb der zugebilligten Freijahre alle Hufen besetzte. Das bringt eine Unsicherheit für das Gründungsjahr mit sich. Zuweilen wird die „Handfeste", die Urkunde, welche der Orden dem Dorf ausstellt, erst verliehen, wenn das Dorf fertig war, vielfach aber auch vorher, wobei dann Freijahre genannt werden, aber auch fehlen können. Der wirkliche Anfang des Dorfes liegt also meistens früher, als das Datum der Handfeste. Ja, manchmal ist die erste Handfeste verloren, und es wird später eine neue ausgestellt.

Als Beispiel für eine solche Handfeste sei die von Klein Engelau gebracht:



Allebogen oberhalb des Gerichtsberges bei Wehlau.
Hinten die Kl. Nuhrer Chaussee



Dorfstraße mit Gasthaus in Kl. Nuhr

„Im Namen Gottes. Amen! Wir, Brüder Henning Schindekoof, Oberster Marschall des Ordens der Brüder des Spitals St. Marien des Deutschen Hauses von Jerusalem verleihen und geben mit Rat und mit Willen Unserer edelsten Brüder Unserm getreuen Hans und Peter, ihren rechten Erben und Nachkommen, Unser Dorf, Cleyne Engelaw genannt, zu kölmischem Recht zu besitzen, das 35 Hufen innehält, binnen den Grenzen gelegen, als ihnen von Unsern Brüdern gewiesen sind. Auch verleihen Wir den vorgenannten Mannen, ihren rechten Erben und Nachkommen um der Besetzung willen fünftehalb Hufen zu kölmischem Recht frei ewiglich zu besitzen. Auch verleihen Wir ihnen den dritten Pfennig, was von großen und kleinen Gerichten fallen mag: zwei Drittel wollen Wir selbst behalten. Auch geben Wir ihnen den dritten Pfennig vom Kreczmer. Fortmehr wollen Wir, daß die Besitzer der 30½ zinshaften Hufen von jeder Hufe sonderlich 15 Skot gewöhnlicher Münze und zwei Hühner Unserm Hause zu Königsberg alle Jahre auf Unserer Frauen Tag Lichtmess unverzüglich sollen geben, und wollen, daß die Bewohner des vorgenannten Dorfes ihren ersten Zins sollen geben als nun wird Lichtmess über zwei Jahre. Des haben Wir zu ewigem Gedächtnisse Unser Siegel an diesen Brief heissen hängen, der da gegeben ist am Tage von St. Pauli Bekehrung im Jahre des Herrn 1362, und das zeugen Unsere lieben Brüder: Bruder Rotther von Elner, Vogt zu Samland, Bruder Dieterich Laren, Hauskomtur zu Königsberg, Peter Kleyne, Waldmeister, Bruder Burchard von Mansfeld, Unser Kumpan, Bruder Henning von Bolledorf, des vorgenannten Vogten Kumpan und viele andere ehrbare Leute."

Beginnen wir mit der Dorfsiedlung auf dem nördlichen Pregelufer gegenüber von Wehlau. Der Marschall Dietrich von Altenburg hat sie in Gang gebracht. Auf ihn geht ja auch die Gründung von Wehlau selbst im Jahre 1336 zurück. Es wurden zuerst angelegt:

1333 Weißensee mit neun Freijahren auf 30 Hufen; 1334 kommen zehn Hufen dazu. 1348 folgt Petersdorf ohne Freijahre auf 60 Hufen. Es heißt vorher Heroldisdorf nach dem Pfleger von Insterburg, ist schon 1339 begonnen und gleich als Kirchdorf bestimmt.

Als 1340 das Gebiet Wehlau vorübergehend zu der neugegründeten Komturei Insterburg geschlagen wurde, gab es einen Rückschlag, weil das Gesicht der Insterburg als Kampfburg mehr nach Osten gerichtet war. Stobingen und das Zinsgut Ripkeim erhalten 1343 vom Insterburger Komtur Kulling ihre Handfeste mit noch einem Freijahr, sind also etwa gleichaltrig mit Wehlau und Weißensee.

Erst als man 1347 die Komturei Insterburg wieder auflöste und unser Gebiet zum Marschallamt zurückkam, ging die wohl schon früher eingeleitete Dorfsiedlung weiter, d. h. die Handfesten liegen viel später als die Gründungen, da keine Freijahre gewährt werden. Wir rechnen nach den Handfesten:

1355 Poppendorf	40 Hufen
1361 Grünhain	50 Hufen, Kirchdorf und 1361 Krug
1366 Wilkendorf	40 Hufen

Bei Grünlinde ist 1389 eine erneute Handfeste ausgestellt worden, da die alte bei einem Litauereinfall verloren ging. Nickelsdorf wird 1388 mit 50 kölmischen Hufen und vier Pfarrhufen ausgegeben, erscheint dann als zwei Güter zu je 25 Hufen, um sich später wieder zum Dorf umzuwandeln.

In dem Waldgebiet südlich des Pregels, am Rand des ausgedehnten Frischings um das Zehlaubruch herum werden gleichfalls vom Marschallsamt in Königsberg zwei Reihen von Dörfern ausgegeben. Am Südrand nach der Alle zu die ältere:

1365 Groß-Engelau ohne Freijahre,	64 Hufen groß
1362 Klein-Engelau zwei Freijahre,	35 Hufen groß
1363 Gundau zehn Freijahre,	28 Hufen groß
1365 Hanswalde sechs Freijahre,	31 Hufen groß.

Trotz der späteren Handfeste ist Groß-Engelau als das ältere Dorf anzusehen. Die beiden westlich benachbarten deutschen Dörfer Klein-Schönau und Dietrichswalde, die 1370 Handfeste erhielten, liegen heute außerhalb des Kreises Wehlau.

Am Nordrand des Frischings entstehen die Dörfer etwas später. Die Gründung von Starkenberg ist nicht bekannt. Die Handfeste von 1397 mit

50 Hufen, vier Pfarrhufen und sechs Freijahren für den Schulzen ist eine späte Erneuerung. Weiter nach Osten folgen:

1370 Pregelswalde ohne Freijahre,	60 Hufen groß
1368 Frischenau 13 Freijahre,	50 Hufen groß
1364 Paterswalde ein Freijahr,	64 Hufen groß, schließlich
1371 Richau mit 12 Freijahren auf	32 Hufen groß.

Richau ist nicht mit Reichau nordöstlich von Allenburg zu verwechseln. Das Letztere ist erst 1450 angelegt und erhält 1497 gegen Ende der Ordenszeit eine erneuerte Handfeste.

Daß es bei der Schaffung dieser Dörfer nicht ohne Rückschläge abging und Verluste für Orden und Bauern eintraten, zeigt ein Zusatz zur Handfeste von Frischenau im Jahre 1368. Da heißt es:

„Ouch sal man wissen, das Wir vor eyn briff eyme andern besutzer obir das vorgenannte dorf hatten gegeben und das her von dannen entlif, also das der brif verloren wart."

An dieser Stelle mag einer weiteren Siedlungsgruppe gedacht sein, der Dienstgüter. Aus ihnen ist später vielfach der Großgrundbesitz hervorgegangen. Ein Freier, dem Adel gleichgeachteter Mann, Deutscher oder zuweilen auch Preuße, erhielt im allgemeinen 25 Hufen gegen die Verpflichtung, einen Platendienst zu stellen, d. h. einen gepanzerten Krieger zu Pferde für das Ordensheer kampfbereit zu halten. Auf den 25 Hufen setzte der Beliehene seinerseits Bauern an. Die preußischen Freien mit kleinerem Land hatten andere Aufgaben, wie Kundschafterdienst, Pferdegestellung und Reisebegleitung, Postdienste usw. Die preußischen Freien sitzen meistens in oder neben Dörfern, die von altersher bestanden, während bei den deutschen Dienstgütern wohl in der Mehrzahl Neuanlage, also Vermehrung des bebauten Landes zu vermuten ist. Dabei gibt es verschiedentlich Übergänge von preußisch zu deutsch und von Dörfern zu Gütern und umgekehrt.

Unter den deutschen Dienstgütern ist die Entwicklung von Ponnau auffällig. Im Jahre 1394 werden „im velde zu Punnaw" 100 Hufen an Deutsche auf vier Dienste ausgegeben, 1404 sind es nur noch 50 Hufen mit zwei Diensten, daneben erscheinen 50 Hufen Wald zu Jacobsdorf auch mit zwei Diensten. Die Ponnaus, einer davon heißt Jacob, haben also nur 50 Hufen in Ponnau in Bewirtschaftung genommen und aus den andern 50 Hufen ein deutsches Jacobsdorf gemacht, das auch bald zustande kam, jedenfalls 1427 als voll besetzt genannt wird.

Ponnau ist auch sonst ein nicht unbedeutender Platz. Nach 1400 schafft hier der Orden eine Anlage zur Salzgewinnung, die über ein Jahrzehnt blüht, bis anderwärts das Salz wieder billiger wird. Ein größerer Siedlungsversuch nach Osten „jenseits der heuyne" von Ponnau aus scheitert nach anfänglichen Erfolgen und hat die gänzliche Verarmung des Lokators zur Folge.



Kirchdorf Paterswalde

Ilischken und Jodeiken sind um 1350 weitere Beispiele für geänderten Siedlungsablauf, als er ursprünglich geplant war, jedenfalls soweit die z. T. mangelhaft erhaltenen Urkunden aussagen.

Auch Kuglacken erscheint seltsamerweise erst 1446, obwohl es, wie der Burgberg zeigt, vorordenszeitlich sein muß. Da gehört es mit sechs Hufen einem Köllmer Kogel, und es findet sich die Überschrift Kogelsgut, als 1484 ein Mertin Lappe Besitzer ist. Der preußische Ortsname ist nicht erhalten.

Die größeren Dienstgüter führen uns auf eine Siedlung aus zweiter Hand, indem der vom Orden Beliehene seinerseits neue Ansiedlungen schafft.

Ein weiteres Beispiel dieser Art lehrt das Werden von Garbeningken nördlich von Goldbach an der Deime: Der Preuße Nickel war Dolmetscher

des Ordensmarschalls. Er trat 1376 dem Marschall 12 Hufen im Samland gegen 30 Hufen, größtenteils noch wüst, im Kammeramt Kremitten im Felde Garbenick an der Deime ab. Er wird dem preußischen Adel gleichgeachtet, erhält kölmisches Recht, volle Gerichtsbarkeit und hat auf seine 30 Hufen nur einen Ritterdienst zu leisten. Sein Sohn gibt 13 Jahre später 22 Hufen mit Einverständnis des Ordens als Dorf Garbenicken zu kölmischem Recht weiter, „so wie ich auch kölmisch Recht habe in meinem Hauptbrief darüber". Die restlichen acht Hufen lagen noch unbebaut und werden die Gegend Kerpiow genannt. Kuncke verleiht sie mit Einwilligung Konrads v. Wallenrode 1391 einem gewissen Rütger zu kölmischem Recht mit 12 Freijahren. Da heißt es: „Auch hat mir derselbige Rütger gelobt, daß er von jeder Hufe alle Jahre einen halben Morgen räumen solle, auf daß das Gut ein besseres Vorwärtskommen habe."

Auf mancherlei Weise hat sich der Orden bemüht, und zwar trotz vieler Rückschläge mit dauerndem Erfolg, Siedlungsland zu schaffen.

Doch schon vor der Schlacht von Tannenberg, etwa um 1400, erlahmt der rechte Schwung. Eben noch im Zusammenhang mit der Gründung von Allenburg, das 1400 seine Handfeste erhielt, werden weit im Süden zwei Dörfer ausgegeben, die wenigstens teilweise Rodung bedeuten: Kortmedien 1401 mit 40 Hufen und Neumühl mit 36 Hufen. Bei Neumühl sitzt 1392 bereits ein deutscher Freier auf 20 Hufen, wobei das Vorhandensein eines Mühlteiches erwähnt wird. Später wird nur die Mühle und das deutsche Dorf genannt. Kautern ist wenig später entstanden.

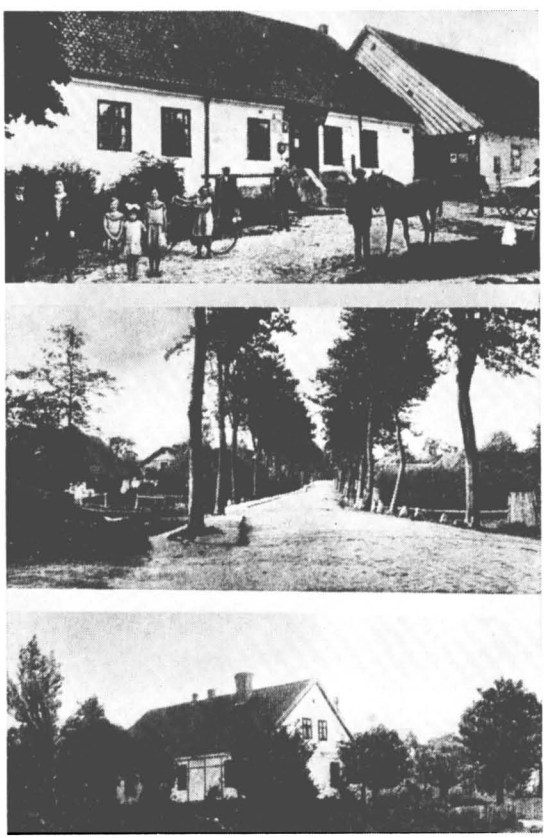
Zuerst wurden die Dienstgüter zu kulmischen, dann vielfach zu magdeburgischem Recht ausgegeben, doch verwischten sich bald die an sich geringen Unterschiede. Die 1431 in Rockelkeim erwähnten drei Dienste z. B. haben magdeburgisches Recht.

Die Stände, Adel und Städte wurden eigenwilliger, der Orden mußte mehr und mehr in seinem Ringen gegenüber Polen und bei seiner Finanznot dazu übergehen, Ordensland und Ordensuntertanen diesen Ständen und seinen Söldnerführern zu übereignen oder zu verpfänden. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts begnügen sich diejenigen, denen der Orden verpflichtet war, nicht mehr mit Wildnisland, sondern verlangen Besitz, der gleich Erträge abwirft. So erhält z. B. 1454 Hans v. Weyer mit allen Rechten riesige Besitzungen im Raum von Wohnsdorf, u. a. Dorf Plauen, Schloß Wohnsdorf, die Mühle in Neumühl, wozu später noch weitere Dörfer treten. 1469 werden Hans und Niclas v. Gerlachsheim unbeschränkte Besitzer von Dorf und Mühle Leissienen, vermutlich auch von Muskau. Dem Fridrich Hogke werden neben andern Preußendörfern mit den Bauern Oppen, Schaberau mit Krug und Pelohnen verschrieben. Andere Dörfer, wie Petersdorf, Hanswalde, Wilkendorf und Stobingen werden zeitweise verpfändet und fallen später wieder dem Orden anheim. Die Siedlung im Großen von seiten der Landesherrschaft hört

jedenfalls auf. Die Lebensbedingungen der Bauern, die in Leibeigenschaft verfallen, werden stetig drückender. Die Bauern entlaufen, und bei den Hufen steht oft: „dy alle sint daz neyste teyl wüste."

Auch in der Herzogszeit wird das für unser Gebiet kaum besser, was die Besiedlung neuen Waldgebietes anlangt. Wohl wird im östlich sich anschließenden Hauptamt Insterburg durch die „Öffnung der Wildnis" mit litauisch sprechenden Menschen eine großräumige Siedlungsbewegung durchgeführt, den Raum des späteren Kreises Wehlau betrifft sie kaum.

Im Lehnbuch von Taplacken werden K. Schirrau 1534, Kukers 1559, Knäblacken 1572, Damerau 1605 und im Hausbuch von Tapiau Leipen 1599 als neu erwähnt, doch handelt es sich um alte Siedlungsflächen, die erneut in Angriff genommen oder erweitert wurden.



Poppendorf

Seit der Zeit ist Leipen Sitz des Wildnisbereiters, und es gab in seinem vier Meilen langen und 1½ Meilen breiten Beritt einen Mischwald aus Linden, Tannen, Ellern und Hainbuchen, unter denen noch Auerochsen, Elche, Bären und reichlich Wildschweine gejagt wurden.

Die Wildnis war ein letztes Besitztum der Landesherrschaft außer den Domänen, soweit diese nicht verpfändet waren. Hier setzt die dritte große Besiedlungswelle ein, die Schatullsiedlung, welche auch den Kreis Wehlau kraftvoll erfaßt. Sie hat in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einige Vorläufer. Von Leipen aus entstehen Schenken und Schwolgehnen. Im damals siedlungswilligen Kammeramt Taplacken entstehen als Scharwerkdörfer Trakischken und Trakischkehmen, Skorkeningken u. a.

3. *Die Schatullsiedlung*

Die Schatullsiedlung ist ein Vorgang, der sehr nüchternen Erwägungen entsprang und doch für die Kraft und Leistungsfähigkeit Ostpreußens Außerordentliches bewirkte. Die Kreise Elchniederung, Tilsit/Ragnit und Insterburg verdanken ihr weite gerodete Flächen, und auch der Kreis Wehlau hat erheblichen Anteil an dieser Landgewinnung.

Als der Kurfürst Friedrich Wilhelm, der spätere Große Kurfürst, im Jahre 1640 das Erbe seines Vaters antrat, fand er in den drei Hauptteilen des Landes, am Rhein, in der Mark Brandenburg, die sehr kriegsverwüstet war, und in Preußen ganz unterschiedliche Rechtsverhältnisse vor. Besonders in Preußen war seit Herzog Albrechts Zeiten die Macht der Stände immer mehr angewachsen. In die hohen Landesbehörden und Ämter konnten nur einheimische Adelige gelangen, die wenig an den Gestamtstaat dachten. Schon auf dem ersten Landtag erfuhr der junge Herrscher seine Ohnmacht gegenüber den Ständen, als er Geld für Werbung und Erhaltung des stehenden Heeres forderte. Er trachtete daher danach, die Einkünfte der landesherrlichen Privatkasse, der Schatulle, zu vermehren, weil er über diese frei verfügen konnte. Wohl flossen aus den Domänen, und besonders aus dem „Waldwerk", auch aus dem Bernsteintal Gelder in diese Kasse; doch reichte es nicht aus.

Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts hatte es keine selbständige Forstverwaltung gegeben, sondern wie schon zur Ordenszeit, sorgten die Hauptämter dafür mit. Dann hatte Georg Wilhelm das Forstwesen auf eigene Füße gestellt. Für unser Gebiet war der Oberwildnisbereiter, später Oberforstmeister, im Großen Jägerhof in Königsberg zuständig. Ihm unterstanden die Wildnisbereiter (Oberförster), die mit ihren Waldwarten (Förstern) den eigentlichen Forstdienst ausübten und die Einnahmen dem Holzschreiber zuleiteten. Sie wußten am besten Bescheid, wo es in der Wildnis ausgehauene, durch Teer- und Aschebrennerei gelichtete Plätze gab.

Hier setzte der Kurfürst ein, um aus solchen Stellen Einkünfte zu erhalten, über die er ohne fremde Einsprüche verfügen konnte. Im Jahre

1651 erging die wegweisende Instruktion an den Jägermeister H. Ehrentreich von Halle. Die Wildnisbereiter gewannen mit ihren Warten den Haupteinfluß auf diese zuerst zögernd, dann aber sehr lebhaft voranschreitende Schatullsiedlung, wie sie genannt wurde. Weil die Warte meistens aus den der Wildnis benachbarten Dörfern ausgewählt wurden, kannten sie das Rodeland und die Fähigkeiten der angesetzten Bauern.

Es fanden sich genug Bewerber, weil die Schatullköllmer und Schatullbauern frei von allen bäuerlichen Beschwerden, vor allem dem drückenden Scharwerk waren. Sie mußten wohl gelegentlich bei Forstarbeiten helfen, hatten aber in der Hauptsache nur einen jährlichen Grundzins zu zahlen. Wenn sich ein Annehmer gefunden hatte und er sich bewährte, erhielt er, vielfach erst nach einigen Jahren, seine „Berahmung", wie der endgültige Kontrakt hieß. Die Orte sind also gewöhnlich einige Jahre früher gegründet, als die Berahmung aussagt. Als Beispiel dafür, wie eine solche Berahmung abgefaßt war, sei die über das Kölmische Schatulldorf Friedrichsdorf vom 2. November 1690 gebracht. Sie beginnt:

„Nachdeme in des Churfürstlichen Wildnüss-Bereiters zu Klein Schönau Tapiauschen Amts Christoff Schimmelpfennigs Beritt einige Leute mit Consens der vorigten Oberforstere sich an einen ausgebrandten und ausgehauenen Ohrt Waldes vor einigen Jahren hingesasset, und daselbst ein Neusassdorf, so sie Friedrichsdorff nennen, angelegt, welches in seinen Grentzen laut des geschworenen Landt Messers Jeremias Kuntzmans gelieferten Abriss Vier undt Zwanzigk Huben Achzehn Morgen inne hölt, undt Anschung getan, daß eine Verschreibung ausgegeben werden möchte; Alss ist mit denselben, weil solches zu Vermehrung des Churfürstlichen interesses gereichet, biss uff gnädigste Ratification un Confirmation Sr. Churfürstlichen Durchlaucht darüber folgende Berahmung getroffen und geschlossen worden." Nun folgen umständlich beschrieben die einzelnen Bedingungen: Kölmisches Recht frei von allen Kontributionen usw., von jeder Hufe 15 Mark jährlich in die kurfürstliche Schatulle, drei Freijahre, Bauholz ohne Entgelt aus dem Wald. Jagd dürfen sie nicht ausüben; falls einer der Bewohner mit der Zinszahlung säumig ist, hat die ganze Gemeinde dafür aufzukommen.

Die Berahmung wurde durch den Oberforstmeister in Imten am 2. November ausgestellt und am 20. Januar 1961 in Cleve vom Kurfürsten bestätigt.

Die meisten der Schatullsiedlungen sind zuerst klein und haben sich erst später in neuerer Zeit ausgewachsen. Außer Bauern aus der Nachbarschaft sind Forstbedienstete und auch Teer- und Aschebrenner die ersten Annehmer. Vielfach, besonders westlich der Deime, kaufen die angrenzenden älteren Dörfer Übermaßhufen, die sie dann frei neben ihren Scharwerkshufen besitzen.

Beiderseits der Deime erstreckte sich im Nordteil unseres Gebietes ein ziemlich geschlossener Waldgürtel bis gegen Ende des 17. Jahr-

hunderts. Die Schatullsiedlung greift ihn an und vermehrt das Ackerland um einen nicht unerheblichen Betrag.

Auf dem Westufer der Deime, in der Greibenschen Forst, kamen die Neusassen überwiegend aus dem Samland und rodeten hier:

1684	Stampelken	4 Hufen mit 7 Freijahren
1684	Uderballen (Udertal)	14½ Hufen mit 7 Freijahren
1684	Kl.-Birkenfeld	4 Hufen mit 7 Freijahren
1689	Augstupöhnen (Uderhöhe)	10 Hufen
1689	Schönberg	1½ Hufen
1691	Kl.-Michelau	2½ Hufen
1691	Rosenfeld	3 Hufen
1694	Grünlinde (Grünlauken?)	6 Hufen
1694	Wilmsdorf	20 Hufen
1700	Gr.-Schönbruch	1½ Hufen
1700	Szillenberg (Schillenberg)	12 Hufen
1700	Fritzschienen (Fritschienen)	2½ Hufen
1709	Lieblaucken (Lieblacken)	2 Hufen
1711	Szillenbruch	8 Hufen

Am Ostufer der Deime zog sich ein schmaler Streifen gegen Ende des Jahrhunderts hin:

1680	Baltzerischken (Balzershof)	8 Hufen
1680	Kl.-Rudlacken (Yorksdorf)	2 Hufen
1680	Sprindlacken (Sprindlack)	7 Hufen
1685	Gr.-Rudlacken (Rotenfeld)	1½ Hufen
1685	Neckiehnen	3½ Hufen
1705	Bergitten	5 Hufen

Das von Norden her um 1700 angelegte Gr.-Birkenfelde hat die große Leipener Forst nach Süden nicht zu durchstoßen vermocht. Ein Stück weiter nach Osten, beiderseits der Nehme, gelang jetzt eine Verbindung mit der alten Kulturinsel um Gertlaucken. Hier liegen die ältesten Schatullsiedlungen überhaupt, ohne daß diese Ausgangsstellung später genutzt wurde. Es sind:

1632	Brandlacken	6 Hufen
1645	Reinlacken	6 Hufen
1645	Ringlacken	2 Hufen
1693	Gudlacken	2 Hufen (schon 1661 gegründet)

Den Auergraben aufwärts, bildete sich um das Kirchdorf Gr.-Schirrau, das mit Aszlacken ehedem eine altpreußische Insel war, ein zusammenhängendes großes Gebiet von kleinen Dörfern, die ringsum in den Wald rodeten, so sehr, daß im Süden nur der aufgelockerte Kuglacker Wald übrig blieb. Im Norden wurde die Kreisgrenze erreicht, und im Osten

gelangte man bis an die auch in der Gegenwart noch unbesiedelte Mupiau. Dazu gehören:

1645	Wachlacken	3	Hufen
1667	Gr.-Papuschienen (Grauden)	6	Hufen
1673	Skaticken (Skaten)	4	Hufen
1673	Gr.-Buttlaucken (Gr.-Budlacken)	5	Hufen
1673	Muplacken (Moplau)	4 1/2	Hufen
1680	Pareyken	4 1/2	Hufen
1680	Kl.-Papuschienen (Grauden)	3 1/2	Hufen
1682	Obszerninken	3 1/2	Hufen
1682	Pesseln	1 1/4	Hufen
1682	Uszjauern (Michelsheide)	2	Hufen
1692	Kl.-Buttlaucken (Kl.-Budlacken)	2	Hufen
		1	Hufen
vor 1715	Puschienen (Reimersbruch)	1	Hufen, vermutlich schon 1682 gegründet, Berahmung verbrannt
vor 1715	Stattaussen (Stadthausen)	6	Hufen
vor 1723	Uschballen (Warstädt)	2	Hufen

Bei einer weiteren Zahl der im 17. Jahrhundert im Kirchspiel Gr.-Schirrau und auch Petersdorf ausgegebenen Schatulldörfern sind die Berahmungen nicht erhalten. Sie werden erst später in den Hausbüchern oder Schatullbüchern genannt, obwohl sie auch wie Plomoen und Alt- und Neu-Lepkau vor 1700 entstanden sind.

In erstaunlich kurzer Zeit hat die Schatullsiedlung hier ausgedehnte Acker- und Wiesenflächen dem nassen Graudenwald abgerungen und Verbindung nach Westen und Süden geschaffen.

Anders liegen die Dinge in der Südhälfte unseres Kreises Wehlau. Hier dringen die Schatulldörfer in die Wälder auf beiden Seiten der Alle vor. Aber es sind ihrer weniger als im Norden, dafür von Beginn an größer. Es hat sich in dieser Gegend eine Anzahl geldkräftiger Wildnisbeamter und Gutsbesitzer an der Schatullsiedlung beteiligt.

Am Nordrand des Frisching wurde recht spät ausgehauenes Waldland frei. Man begann mit:

1684	Oberwalde	5 1/4 Hufen
1684	Bieberswalde	9 Hufen für 11 Bauern

(s. Joh. Zachau. Bieberswalde und das Geschlecht Bubbel. Altpreußische Geschlechterkunde 1954, Seite 5)

1690	Freiwalde	6 Hufen

für den Wildnisbereiter Joh. Wieck, der schon 1687 begonnen hatte und 1694 weitere vier Hufen unurbares angrenzendes Land erhielt, woraus Klein-Freiwalde entstand.

1690 Bärenbruch 10 Hufen

für den Wildnisbereiter von Gauleden, Caspar Meissner, die auch schon ab 1687 rechneten. Sie gingen 1705 in den Besitz des Oberforstmeisters von Küderitz über, der noch fast acht Hufen dazu erhielt, und 1709 weitere sechs Hufen urbar machen durfte. Es war ihm als seltene Vergünstigung freie Fischerei in der Gilge zugestanden. Hier ist also recht schnell ein großes Gut im Zuge der sonst meist bäuerlichen Schatullsiedlung erwachsen.

Die Berahmung des 3½ Hufen großen Dorfes Langhöfel fehlt. Im Jahre 1712 hat es sechs Feuerstellen.

Im Osten, unweit der Alle, werden nur zwei Schatullorte geschaffen: Lindendorf und Georgenburg. Lindendorf war zuerst 1684 auch dem Wildnisbereiter Joh. Wieck (s. Freiwalde) verliehen. Die Leute, die er dort ansetzte, sahen jedoch bald das gerodete Land als ihren Besitz an und ließen sich 1689 eine eigene Berahmung über 11 Hufen ausstellen, ohne daß man von einer Entschädigung des Wieck etwas hört. Die Berahmung von Georgenburg fehlt; es ist nur klein und gehört später dem Jägermeister Georg Adam von Schlieben.

An der Südgrenze des Frischings entwickelt sich nur in der Nachbarschaft von Hanswalde ein geschlossenes Siedlungsgebiet im sogenannten Kl.-Schönauer Revier.

1690 Friedrichsdorf 24½ Hufen (Berahmung s. S. 22)
1699 Sechshuben 5½ Hufen

1714 kommen 1½ Hufen dazu. Bei Sechshuben zeigt uns die Bemerkung etwa aus dem Jahre 1713, daß David Kückelies 57 Bienenstöcke hat, einen Erwerbszweig, der von der Ordenszeit her ungemindert ausgeübt wurde.

1699 Kühnbruch 7 Hufen
1699 Steinwalde 5 Hufen

Die beiden letzten „Güterchen" waren 1714 noch nicht völlig urbar. Später schufen die Besitzer von Steinwalde in Kühnbruch ein abhängiges Bauerndorf zum Scharwerk.

Die Schatullsiedlung rund um den Frisching bildete nur einen recht lockeren Ring. Die damals angelegten Dörfer und Güter sind fast alle heute noch Grenzorte an der Forst.

An der an sich bedeutsamen Aufsiedlung der Astrawischker Forst ist der Kreis Wehlau nicht beteiligt. Man könnte höchstens Allendorf nennen, das im Jahre 1699 in der Größe von fast 13 Hufen nicht einzelnen Leuten, sondern der Stadt Allenburg mit acht Freijahren verliehen wurde. Es hieß „der verbotene Wald", und die Stadt als Ganzes siedelte hier.

Etwas Ähnliches gibt es bei Wehlau in der Holländerei hinter dem Stadtdorf Bürgersdorf. Holländerei ist seit 1628 kölmisches Erbpachtkoloniedorf und gehört der wehlauschen Kämmerei. Es hieß früher Ranglacken und ist vermutlich zu den großen Kuschenpuschschen Verleihun-

gen der Ordenszeit zu rechnen, die nicht alle Bestand hatten bzw. ungerodet bleiben.

Sieht man die Akten durch, so stellt man fest, daß die Schatullsiedlung nur vom Menschenüberschuß in Preußen getragen wurde und keine Landfremden zuwanderten. Das ändert sich aber bald nach der großen Pest von 1709, die so bittere Ernte hielt, daß Altpreußen aus eigener Kraft die wüsten Hufen nur zu einem Teil wieder besetzen konnte und aus weiten Gebieten Deutschlands und anderer westlicher Länder neues Blut einströmte. Neue Wirtschaftsformen brachte die Schatullsiedlung zunächst nicht, aber sie blieb die dritte große Welle nach der preußischen und ordenszeitlichen Landgewinnung. Wenn auch hier und da in den beiden folgenden Jahrhunderten kleinere Waldreste urbar gemacht wurden, so hat sich das Siedlungsbild im Großen neben den ausgedehnten Waldbezirken in dieser späteren Zeit nur unwesentlich aufgehellt. Ein Beispiel für solche späteren Rodungen ist im Jahre 1766 Friedrichsthal, das von Taplacken aus auf dem wüsten Gebiet Poweidnick gegründet wurde. Oder Roddau 1750 bei Perkuiken u. a.

Im 19. Jahrhundert ändert sich das Bild durch die Separation mit den vielen Abbauten, Vorwerken mit eigenen Namen sowie den Förstereien. Das ist aber, wie gesagt, keine eigentliche Neubesiedlung. Man erkennt es gut beim Vergleich einer Karte um 1800 mit einer aus dem 20. Jahrhundert.

Die drei großen Siedlungsabschnitte, die wir betrachtet haben, ließen soviel Wald übrig, wie wirtschaftlich und klimatisch günstig war. Nicht durch neue Rodungen gewann man in der Neuzeit höhere Erträge, sondern durch nutzbringendere Wirtschaft.

Quellennachweis

1. H. Gross. Auf den ältesten Spuren des Menschen in Altpreußen. Prussia, Bd. 32. Königsberg/Pr. 1932 S. 85 ff mit weiteren Literaturangaben.
2. Donner. Alle-Pregel-Deime-Gebiet, Tapiau 1921-23.
3. Joh. Kuck. Die Siedlungen im westlichen Nadrauen, Königsberg 1909. (Dissertation)
4. H. und G. Mortensen. Die Besiedlung des nordöstl. Ostpreußens Teil I und II in: Deutschland und der Osten, Bd. 7, Leipzig bei Hirzel 1937. (Viele Einzelangaben)
5. K. Riehl. Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens in Preußen 1410 bis 1466 in: Altpreußische Forschungen, Bd. 14, Königsberg, 1937.
6. K. Kasiske. Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens im östlichen Preußen bis 1410. Einzelschriften der Histor. Kommission für ost- und westpreuß. Landesforschung Bd. 5, Königsberg 1934. (mit weiterer Literatur)
7. H. Mendthal. Urkundenbuch des Bistums Samland Bd. II, Heft III, Leipzig 1905.
8. O. Barkowski. Die Besiedlung des Hauptamtes Insterburg unter Herzog Albrecht und Markgraf Georg Friedrich. Prussia, Bd. 28, S. 159 ff und Bd. 30, S. 3 ff. Königsberg 1928 und 1933.
9. Kiewning und Lukat. Urkunden zur Geschichte des ehemaligen Hauptamtes Insterburg. Insterburg 1895.
10. H. Rieckenberg. Die Schatullsiedlung in Preußen bis zum Jahre 1714, I und II in: Altpreuß. Forschungen, Bd. 16, Königsberg 1939. S. 18 ff uu 179 ff.
11. Weiterhin: Nadrauen, Blätter für Heimatkunde. Insterburg, Ostpreuß. Tageblatt 1935-1939.
12. Friedr. Moeller. Zur Geschichte des Gutes Kl. Weißensee im Kreise Wehlau. Altpreußische Geschlechterkunde 1956 und 1954, S. 5, Heft 1 S. 53.

Die Mundart des Kreises Wehlau

Von Gustav Grannas

A. Einleitung

In Ostpreußen sprach man deutsche Mundarten, vor allem auf dem platten Lande. Walther Ziesemer*) unterscheidet zwei große Mundartgruppen in Ostpreußen.

a) Die mitteldeutschen Mundarten, die er als hochpreußische Mundarten bezeichnet, und zwar 1. das sogenannte Breslauische, das im Ermland (Hauptorte: Heilsberg, Wormditt, Seeburg, Guttstadt) gesprochen wurde, und 2. das Oberländische (Hauptorte: Pr.-Holland, Mohrungen, Mühlhausen, Liebstadt, Osterode, Liebemühl, Saalfeld).

b) Die plattdeutschen Mundarten, die Ziesemer als niederpreußische Mundarten bezeichnet. Sie gehören zu der großen niederdeutschen Sprachgruppe, die im Nord-Ostseeraum heimisch ist (Westfalen, Oldenburg, Niedersachsen, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Westpreußen, Ostpreußen bis zum Memelgebiet).

Im ostpreußischen Raum unterscheidet man sieben plattdeutsche Mundarten:

1. Die Mundart des Ostgebietes in den Kreisen Treuburg, Goldap, Angerburg, Angerapp, Insterburg, Gumbinnen, Ebenrode, Schloßberg, Tilsit-Ragnit, Elchniederung.
2. Das Ostkäslauische im Kreise Rößel.
3. Das Westkäslauische um Mehlsack.
4. Das Kürzungsgebiet am Frischen Haff im nördlichen Teil des Kreises Braunsberg.
5. Das Natangische in den Kreisen Heiligenbeil, Pr.-Eylau, Bartenstein und Rastenburg.
6. Das Westsamländische im westlichen Samland.
7. Das Ostsamländische in den Kreisen Labiau und Wehlau.

B. Darlegung

1. Die geographische Abgrenzung der ostsamländischen Mundart gegen die benachbarten Mundarten, und zwar gegen das Westsamländische, gegen die Mundart des Ostgebietes und gegen das Natangische.

a) Das Ostsamländische, vorzugsweise gesprochen in dem früheren Landkreis Königsberg, in den Kreisen Labiau und Wehlau, wird im Westen gegen das Westsamländische abgegrenzt durch einen breiten

*) Walther Ziesemer: „Die ostpreußischen Mundarten" Ferdinand Hirt in Breslau, 1924

Streifen, in dem beide Mundarten nebeneinander bestehen oder ineinander übergehen, der sich, von der Ostsee bei Neu-Kuhren beginnend, südlich quer durch das Samland bis zum Frischen Haff mit Richtung auf Gr.-Heydekrug hinzieht*). Nach den neuesten Feststellungen aber sprach man noch in der Gegen von Tapiau Westsamländisch (Aufnahme von Märchen und Sagen 1959 durch Gustav Grannas, Goldenstedt, Erzähler: Adolf Pahlke, Laptau, jetzt in Goldenstedt, Kreis Vechta).

b) Im Norden bildet das Kurische Haff die Grenze.

c) Im Osten schließt sich an das Ostsamländische die Mundart des Ostgebietes mit einem breiten Abgrenzungsstreifen an, der an der Südostecke des Kurischen Haffes beginnt, südlich in Richtung auf Norkitten hin verläuft, über Mulden (Muldszen) ostwärts Nordenburg sich fortsetzt und in der sogenannten Marschallsheide endet.

d) Im Süden schließt sich an das Ostsamländische das Natangische an. Eine klare Linie als Abgrenzung kann auch hier nicht angegeben werden. Die Grenze bildet ein breiter Streifen, der sich von Haffstrom am Frischen Haff, südlich des Pregeltales über Frisching und das Zehlaubruch über die Alle bis Kranichsbruch hinzieht, bei Mulden (Muldszen) nach Süden abbiegt und westlich von Nordenburg auf die Marschallsheide zu verläuft.

2. Die Entstehung der verschiedenen Mundarten.

Im Rahmen dieser kurzen Darlegung kann nur ein Hinweis gegeben werden, wie die plattdeutschen Mundarten in Ostpreußen entstanden sein könnten. Auch da ist eine Begrenzung auf das Ostsamländische und die drei angrenzenden Mundarten, das Westsamländische, die Ostgebietsmundart und das Natangische angebracht. Die Besiedlungsgeschichte kann uns da vielleicht einige Aufschlüsse geben.

Während und nach der Eroberung des Landes durch den Deutschen Ritterorden setzte die Einwanderung deutscher Siedler ein, die aus ihrer Heimat die plattdeutsche Sprache mitbrachten (Ermland und Oberland wurden vorzugsweise von Bauern besiedelt, die aus Schlesien und Thüringen stammten. Sie behielten ihre mitteldeutsche Sprache bei). Die Siedler in Natangen, Samland und auch im Ostgebiet stammten aus dem niederdeutschen Raum, etwa aus Lübeck und den umliegenden Landgebieten, aus Niedersachsen und aus Westfalen.

Da die Ordenskomture bei der Ansetzung von Siedlern selbständig vorgingen, die Ordenskomtureien waren selbständige Verwaltungsbezirke, so kam es, daß die Sprache der Landbevölkerung in den einzelnen Komtureien ein einheitliches Gepräge bekam, je nach der Herkunft der Masse der Siedler aus geschlossenen Siedlungsgebieten des norddeutschen Raumes.

a) Die natangische Mundart wird in den ehemaligen Ordenskomtureien Balga und Brandenburg gesprochen.

---

*) W. Ziesemer: Die ostpreußischen Mundarten, Seite 127

b) Die west- und ostsamländische Mundart wird vorzugsweise in dem Gebiet der Ordenskomturei Königsberg gesprochen.

c) Die Mundart des Ostgebietes ist in dem Gebiet der sogenannten „großen Wildnis" heimisch, die im allgemeinen erst nach der Schlacht bei Tannenberg 1410 besiedelt wurde.

Zu a) Die Komtureien des Ordens Brandenburg und Balga waren schon um 1400 dicht besiedelt, und zwar mit einer geschlossenen deutschen Bevölkerung. Den Grundstock aber bildete die altpreußische Bevölkerung, die keineswegs ausgerottet war, sondern allmählich in dem Deutschtum aufging. Die Verwaltungsgebiete der beiden Ordenskomtureien erstreckten sich vom Frischen Haff in einem breiten Streifen bis zu den Masurischen Seen und der sich anschließenden großen Wildnis. Gewisse einheitliche Herkunft der Siedler und der einheitliche Verschmelzungsprozeß mit den Altpreußen mögen die natangische Mundart geformt haben.

Zu b) Der Komturei Königsberg unterstand das Samland und ein breiter Streifen Landes, der sich bis zur großen Wildnis hinzog, im Norden begrenzt durch das Kurische Haff. Reste der großen Wildnis der Komturei Königsberg sind bis heute erhalten: Das große Moosbruch, die Sternberger, Gertlaukener, Leipener, Druskensche und Papuschiener Forst, weiter südlich die Marschallsheide.

In dem Verwaltungsbezirk der Komturei Königsberg befand sich noch das Gebiet des Bistums Samland, das aber 1525 dem Ordensgebiet zugeschlagen wurde. Die Komturei Königsberg mit dem Bistumsgebiet im Samland weist die west- und ostsamländische Mundart auf. Im Pregel-Deimetal siedelten schon um 1400 eine beträchtliche Anzahl Deutscher neben den sogenannten Preußischen Freien, deren Eindeutschung am schnellsten vor sich ging.

Im eigentlichen Samland hielt sich die altpreußische Sprache am längsten. Nur eine dünne deutsche Siedlerschicht war dort vorhanden. Dazu kam noch, daß der Orden dort den Stamm der Sudauer (Sudauischer Winkel) angesiedelt hatte. Altpreußische Sprache und altpreußisches Volkstum hielten sich hier länger. Um 1550 war man noch genötigt, den lutherischen Katechismus in die altpreußische Sprache zu übersetzen, die aber 100 Jahre später so gut wie ausgestorben war. Nicht aber ausgestorben war die Bevölkerung, die in Natangen und Samland jahrtausendelang gesiedelt hatte. Altpreußische Orts- und Personennamen sind bis heute erhalten geblieben. Ihre Personennamen brachten die Ostpreußen mit, als sie ihre Heimat 1945 verlassen mußten.

Wo immer ein Perbandt, ein Perkuhn, ein Pakull, ein Kerwien, ein Kewersun, ein Sudau, ein Gallandi, ein Tobien, ein Godrien, um nur einige zu nennen, auftaucht, da bringt er die Erinnerung daran mit, daß seine Vorväter durch Jahrtausende im baltischen Raum siedelten.

Die Unterschiede zwischen der west- und ostsamländischen Mundart erklärt man sich dadurch, daß das Gebiet der westsamländischen Mundart

stark mit altpreußischen Elementen durchsetzt war. Dazu kamen noch Spracheinflüsse seitens der Kuren von den Nehrungen her. Sie scheinen die Aussprache des Plattdeutschen beeinflußt zu haben.

Zu c) Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts zog sich von der Memel bis zu den Masurischen Seen und weiter noch nach Süden ein breiter Waldgürtel hin, den der Orden unbesiedelt ließ. Nur einige Stützpunkte errichtete er in diesem Gebiet. Um diese erbauten Burgen entstanden später Städte als Siedlungsmittelpunkte (Insterburg 1336, Angerburg 1335). Als der Orden im 2. Thorner Frieden 1466 das Kulmerland und Westpreußen mit Thorn und Danzig verlor, da begann er mit der Kolonisation des 80 km breiten Waldgürtels, den man zum Schutz gegen die Einfälle der Litauer und Polen hatte stehen lassen. Die Siedler kamen jetzt nicht mehr aus dem deutschen Raum, sondern aus den bisher besiedelten altpreußischen Gebieten, dazu kamen noch Neusiedler aus Litauen und Polen. Als aber durch die Einfälle der Tataren und durch die große Pest im Jahre 1709 gerade die Bevölkerung im Siedlungsgebiet der großen Wildnis so gelichtet war, daß man von einem wüsten Land sprechen konnte, da riefen die preußischen Könige neue Siedler ins Land:

Etwa

2 000 Schweizer aus der französischen Schweiz (Neuchatel)
290 Familien aus Nassau
40 Familien aus der Pfalz und
20 000 Salzburger im Jahre 1732
3 200 Schwaben im Jahre 1785 aus der Gegend Durlach und Pforzheim*).

Sie brachten alle ihre einheimische Mundart mit, die aber bis auf geringe Reste, es sind nur einzelne Wörter, verschwunden ist. Gesprochen wurde in diesem Siedlungsgebiet Plattdeutsch, die Mundart des Ostgebietes. Die Abweichungen im Lautstand und Wortschatz im Vergleich zum Samländischen mögen sich bei der Verschmelzung der Neusiedler mit der schon seßhaften Bevölkerung herausgebildet haben. Jedenfalls ist von den oberdeutschen Mundarten, die die Neusiedler mitbrachten, fast nichts übrig geblieben.

B II Wie unterscheidet sich nun die ostsamländische Mundart, also die Mundart, die im Kreise Wehlau gesprochen wurde, von den angrenzenden Mundarten, dem Westsamländischen, der Mundart des Ostgebiets, und dem Natangischen?

In den folgenden Darlegungen werden immer wieder Wörter der vier Mundarten auftauchen, für die es keine feststehende Rechtschreibung gibt. Jeder, der bis heute Volkserzählungen und Gedichte in einer ostpreußischen Mundart veröffentlichte, wandte seine eigene Rechtschrei-

*) Ziesemer, Seite 118

bung an (Plenzat, Grudde, Wüstendörffer, Batocki u. a.). Oft wechselte derselbe Autor die Schreibung desselben Wortes. Ich selber habe früher auch diesen Fehler gemacht. Das führte dazu, daß auch der Kenner der Mundart oft sehr schwer den Sinn des Textes verstehen konnte. Um diesem Übelstand abzuhelfen, habe ich versucht, gewisse Regeln für die Schreibung des ostpreußischen Platts aufzustellen, an die sich der Autor gebunden fühlt, und die dem Leser einen Anhalt geben sollen, wie das betreffende Wort ausgesprochen werden soll. Dabei folge ich der Anregung des „Oldenburger Krings", einer Vereinigung zur Pflege heimischer Mundart. Eine phonetische Umschrift der Laute kann im Rahmen dieser kurzen Abhandlung nicht erfolgen. Die Druckschwierigkeiten wären zu groß. Die Umschrift ist aber auch nicht notwendig, wenn man auf die Darlegung zur Rechtschreibung achtet.

I. Wörter, die im Plattdeutschen genauso gesprochen werden wie im Hochdeutschen, ändern ihre Schreibweise nicht.

De Kind = das Kind, de Hund = der Hund, de Welt = die Welt. Wandere = wandern, eckig = eckig. Die Schriftzeichen des Hochdeutschen sind auch für das ostpreußische Platt ausreichend. Für den im Hochdeutschen nicht vorhandenen o-Laut wird die Schreibung oa angewandt: de Stoaw = die Stube, de Boahn = die Bahn, de Moahn = der Mohn, goahne = gehen, stoahne = stehen, woahne = wohnen.

II. Wörter, die von der hochdeutschen Aussprache abweichen, ändern ihre Schreibweise:

De Eerd = die Erde, de Fönster = das Fenster, de Keerl = der Kerl, de Hoff = der Hof, de Scheenheit = die Schönheit, bäde = beten.

III. Die Kennzeichnung der langen Selbstlaute

1. Der lange Selbstlaut wird in offener Silbe nicht besonders bezeichnet: De Hupe = der Haufen, de Reme = der Riemen, de Scheper = der Schäfer, lope = laufen, krupe = kriechen, supe = saufen.

2. Nur die Wörter erhalten zur Bezeichnung der Länge eines Selbstlautes ein Dehnungs-h, die auch im Hochdeutschen ein Dehnungs-h aufweisen: De Sähn = der Sohn, de Wohn = die Wuhne, de Stohl = der Stuhl, de Koh = die Kuh, de Hehn = das Huhn, de Hoahn = der Hahn, de Mehj = die Mühe, kehle = kühlen, rehre = rühren, fehre = führen, woahne = wohnen.

3. Das lange i wird im Plattdeutschen wie auch im Hochdeutschen in offener und geschlossener Silbe ie geschrieben:

De Diewel = der Teufel, de Biedel = der Beutel, de Biefoot = der Beifuß, de Bielke = das Beilchen, siebe = sieben, driewe = treiben, hiele = heulen, bliewe = bleiben, Lief = Leib, Wief = Weib, Schiew = Teller.

Ausnahmen:

Langes i gesprochen und kurzes i geschrieben wird wie im Hochdeutschen in folgenden Wörtern: de Fibel = die Fibel, de Bibel = die Bibel, de Kaninke = das Kaninchen, de Appelsin = die Apfelsine.

Auch die besitzanzeigenden Fürwörter min, din, sin, mine, dine, sine haben lang gesprochenes und kurz geschriebenes i.

4. Die Länge des Selbstlautes wird in geschlossener Silbe durch seine Verdoppelung bezeichnet (Ausnahmen wie unter 2 und 3 dargelegt): De Foot = der Fuß, de Woort = das Wort, de Koorn = das Korn, de Leed = das Lied, de Muus = die Maus, de Luus = die Laus.

IV. Die Kennzeichnung der kurzen Selbstlaute

Die Kürze des Selbstlautes wird durch Verdoppelung des folgenden Mitlautes bezeichnet, wenn nicht schon zwei Mitlaute wie in de Barch = der Berg, de Frind = der Freund, trample = treten folgen.

De Fupp = die Tasche, de Fedder = die Feder, de Graff = das Grab, de Hoff = der Hof, de Hipp = de Hieb, de Ledder = das Leder, natt = naß, holl = hohl, de Emmer = der Eimer, de Fiddel = die Geige, de Fladdermuus = die Fledermaus.

Ausnahmen zu II und IV

Die Verdoppelung des Mitlautes unterbleibt in kurzen, wenig betonten Wörtern:

af = ab, dit = dies, ek = ich, sik = sich, op = auf, wat = was, al = schon, man = nur u. a.

Die Bezeichnung der Länge eines Selbstlautes durch seine Verdoppelung in kurzen, wenig betonten Wörtern: ok = auch, ut = aus, rut = heraus, bi = bei, bim = beim, vär = vor u. a.

Die Konjugation der Verben:

Bei der Konjugation der Verben werden die vorstehenden Regeln und einige zusätzliche Aussprachebezeichnungen beachtet:

Infinitiv	3. Pers. sing. Präs.
sehne = sehen	he sitt = er sieht
decke = decken	he deckt = er deckt
driewe = treiben	he drefft = er treibt
tehne = ziehen	he titt = er zieht
lecke = lecken	he lecht = er leckt

Imperfekt	Partizip d. Perfekts
sach = sah	jesehne = gesehen
deggd = deckte	jedeckt = gedeckt
dreef = trieb	jedrewe = getrieben
tooch = zog	jetoage = gezogen
leggd = leckte	jeleckt = geleckt

In Gegenden, in denen die Entrundung des ö zum e noch nicht eingetreten ist, heißt dieses letzte Verb:

löcke = lecken, he löckt = er leckt, lööd = leckte, jelöckt = geleckt.

Tritt bei der Mehrzahlbildung eines Substantivs der Selbstlaut einer geschlossenen Silbe in eine offene Silbe über, so fällt die Verdoppelung fort:

De Kleed = das Kleid	de Kleder = die Kleider
De Leed = das Lied	de Leder = die Lieder
De Muur = die Mauer	de Mure = die Mauern
De Oog = das Auge	de Oge = die Augen
De Buur = der Bauer	de Bure = die Bauern.

Tritt bei der Konjugation des Verbs der lange Selbstlaut des Infinitivs in der Konjugationsform in geschlossener Silbe auf, so muß in der geschlossenen Silbe die Verdoppelung des Selbstlautes erfolgen:

Infinitiv	III. Pers. Präs.
dele = teilen	he deelt = er teilt
vermede = vermieten	he vermeedt = er vermietet

Prät.	Part. d. Perf.
he deeld = er teilte	he häfft jedeelt = er hat geteilt
he vermeed = er vermietete	he häfft vermeedt = er hat vermietet

Die wesentlichen Unterschiede zwischen dem Ost- und Westsamländischen:

Im Westsamländischen ist das lange und oft das kurze u zu ü umgewandelt:

Hochdeutsch	Ostsamländisch (Wehlau)	Westsamländisch
die Pflaumen	de Plume	de Plüme
der Zaun	de Tuun	de Tünn
die Frau	de Fru	de Frü
das Maul	de Muul	de Müül
du	du	dü
der Bau	de Bu	de Bü
nun	nu	nü
die Tasche	de Fupp	de Füpp*)

Die Sprachträger waren sich ihrer Spracheigentümlichkeit nicht bewußt, desto besser nahmen sie die der anderen wahr. In Übertreibung dieser westsamländischen Spracheigentümlichkeit riefen die Königsberger Maurer, die ostsamländisch sprachen, ihren Arbeitskameraden aus dem Westsamland zu:

„Dü, Jüliüs, best dü ok von onsem Bü?" und beantworteten die Frage selbst: „Nä ek sint von Nawenbü!"

Hochdeutsch	Ostsamländisch (Wehlau)	Westsamländisch
ich stehe	ek stoah	ek stoahn
ich gehe	ek goah	ek goahn
ich tue	ek do	ek doon

ich sehe	ek seh	ek sehn
ich ziehe	ek teh	ek tehn
ich bin	ek si	ek sint
zehn	tihe	tije
gestorben	jestorwe	jestoorwe
Korb	Korf	Koorf
Holzschuke, Korken	Korke	Koorke
Forke	Fork	Foork

Nur in dem Wort „durch" wird das o vor r im Westsamländischen nicht gedehnt. Es heißt also im Westsamländischen und im Ostsamländischen dorch.

Die Abgrenzung des Lautbestandes des Ostsamländischen (Wehlau, Labiau) gegen den der Mundart des Ostgebiets.

Im Ostgebiet wird das r mit der Zungenspitze gesprochen, richtig „gerollt". Die Insterburger wurden wegen ihrer Aussprache des gerollten r geneckt. „Loat äm tofrrräd, dat es e brroaverr Ensterrborrgerr!" Im Ostsamländischen (Wehlau) wurde das r vokalisiert, so daß es besonders am Wortende beinahe wie a klang: Woater, Woata — Koater, Koata.

Im Ostgebiet sagte man ganz deutlich: Woater, Koater (Wasser, Kater).

Im Ostsamländischen werden für die Zahlen von eins bis zwölf die Formen verwandt, die wir auch im Niederdeutschen allgemein vorfinden. Das Ostgebiet hat fast rein hochdeutsche Ableitungen.

Hochdeutsch	Ostsamländisch	Ostgebiet
eins	eent	eent
zwei	twe	zwe
drei	dre	dre
vier	vea	veer
fünf	fief	fenf
sechs	sass	sechs
sieben	sewe	siebe
acht	acht	acht
neun	neje	nein
zehn	tihe	zehn
elf	elwe	älf
zwölf	twelwe	zwälf

Das kurze e (ä) wird im Ostgebiet viel offener ausgesprochen als im Ostsamländischen, so daß es fast wie a klingt.

Hochdeutsch	Ostsamländisch (Wehlau)	Ostgebiet (Insterburg)
sagen	segge	sägge (sagge)
haben	hebbe	häbbe (habbe)
die Kälber	de Kelwer	de Kälwer (Kalwer)
das Mädchen	de Merjell	de Marjäll (Marjall)

Dieses überoffne e (ä) drang in die Umgangssprache, besonders in das Missingsch ein. Wer zu überheblich war, Plattdeutsch zu sprechen, aber ein richtiges Hochdeutsch nicht konnte, der sprach Missingsch. „Fretz, bewehl di do nich so de Böchse!" Missingsch: „Fritz, bewiehl dir doch nich so de Hosen!"

Fritz Reuter hat in seinem Roman „Ut mine Stromtid" einen typischen Vertreter des Messingsch dargestellt, nämlich in „Onkel Bräsig".

Dem Nichtostpreußen fiel natürlich die überoffene Aussprache des kurzen e (ä) bei jenen, die Missingsch sprachen, auf. Er glaubte hier eine typische Eigenart der Sprache aller Ostpreußen entdeckt zu haben. Dazu kommt noch, daß bezahlte Faxenmacher im Rundfunk das Missingsch als Mundart der Ostpreußen hinstellen. Man ist versucht zu glauben, daß sie die Mundarten Ostpreußens überhaupt nicht kennen. So kommt es, daß oft ein so beeinflußter Nichtkenner dem Ostpreußen mit den Worten entgegentritt: „Ja, ja, die ostpreußischen Marjällchen und die Kenigsbarger Flack, die kennt jeder." Daß in Ostpreußen ein Platt gesprochen wurde, wie auch beispielsweise in Westfalen oder Mecklenburg, das weiß ein solcher „Darfling" nicht. Er glaubt, eine Leistung vollbracht zu haben, wenn er zudem noch den Satz sprechen kann: „De Astpreiße fuhren mit dem Schnallzug über Albing nach Barlin." Ebensowenig wie die Figur eines Onkel Bräsig das Mecklenburgische Platt sprach, ebensowenig sprach eine „Tante Augustche" oder „Tante Malchen" die ostpreußische Mundart. Als humoristische Personen sind sie als Vertreter des Missingsch köstlich dargestellt.

Das Ostsamländische hat ein s für das ch des Hochdeutschen und das der Mundart des Ostgebiets. Dazu kommen noch andere Verschiedenheiten:

Hochdeutsch	Ostsamländisch (Wehlau)	Ostgebiet (Insterburg)
der Ochse	de Oss	de Ochs
der Flachs	de Flass	de Flachs
der Fuchs	de Voss	de Fuchs
wachsen	wasse	wachse
tragen	dreje	droage
er sah	he seech	he sach
du mußt	du most	du motst
heute	hiede	hiete
die Woche	de Week	de Woch
die Sonne	de Sinn, de Sinnke	de Sonn, de Sonnke
er hat	he häfft	he hätt

Die Abweichungen des Ostsamländischen gegenüber dem Natangischen lassen sich kurz zusammenfassen.

Im Natangischen wird jedes lange e zu ei, jedes lange o zu ou diphthongiert. Dabei ist aber zu bemerken, daß das diphthongierte e (ei) nicht ganz so ausgesprochen wird wie das ei in den hochdeutschen Wörtern „weit und breit". Das zweite Glied (i) in dem Doppellaut ei des Natangischen wird viel schwächer ausgesprochen als das erste Glied (e).

Hochdeutsch	Ostsamländisch	Natangisch (Aussprache)
sehen	sehne	seihne
nähen	neje	neije
suchen	seke	seike
träumen	dreme	dreime
ziehen	tehne	teihne
der Brief	de Breef	de Breif
die Seife	de Seep	de Seip
der Dieb	de Deef	de Deif
er gab	he jeef	he jeif

Auch das diphthongierte o (ou) hat den Ton auf dem o. Das u klingt nur leise nach. Beispiele:

Hochdeutsch	Ostsamländisch (Wehlau)	Ostgebiet (Insterburg)
der Bruder	de Broder	de Brouda
die Kuh	de Koh	de Kouh
die Ohren	de Ohre	de Ouhre
der Wald	de Woold	de Would
der Baum	de Boom	de Boum
halten	hole	houle
Ferner findet man:		
durch	dorch	dirch
unser	onse	uns

Die Schreibweise der natangischen Wörter ist hier der Aussprache wegen geändert. Sonst ist die Schreibweise wie die des Ostsamländischen. Durch die Diphthongierung des langen e und o, durch die „breite" Aussprache, wie es im Volksmund hieß, fiel der Natanger sofort den andern plattdeutsch sprechenden Ostpreußen auf, und Neckereien waren dann unausbleiblich, besonders bei den Soldaten mußten sich die Natanger diesen Satz anhören: „Sou, sou, mette bunte Schouh enne Kouhdreck."

Zusammenfassend kann gesagt werden:

Die plattdeutsche Sprache, wie sie in den Kreisen Königsberg, Wehlau und Labiau gesprochen wurde, also das Ostsamländische, kommt dem Niederdeutschen in den übrigen niederdeutschen Sprachgebieten am

nächsten (Westfalen, Holstein, Mecklenburg usw.). Die anderen ostpreußischen niederdeutschen Mundarten zeigen mehr oder minder größere Abweichungen.

Seit der Vertreibung der Ostpreußen aus ihrer Heimat besteht die Gefahr, daß die ostpreußischen Mundarten verschwinden.

Es ist zu begrüßen, daß jetzt alle ostpreußischen Sagen, Märchen, Sprichwörter, Sprüche und Verse gesammelt werden, also alles, was unsere Alten an Überlieferungen aus der Heimat mitgebracht haben. Gerade der Kreis Wehlau war besonders reich an plattdeutschem Erzählgut aus Plibischken, Kuglack, Grünlinde*).

Zu wünschen wäre aber, daß in letzter Stunde von einem Könner ostpreußischer niederdeutscher Mundart Erzählungen in ostpreußischem Platt gestaltet würden, wie es Fritz Reuter in „Ut mine Stromtid", „Ut mine Festungtid", „Ute Franzosentid" getan hat. Durch Fritz Reuter ist das Mecklenburgische Platt unsterblich geworden. Könnte die Ostpreußische Landsmannschaft hier nicht anregend wirken? Die Gestaltung derartiger Erzählungen gerade in der ostsamländischen Mundart wäre wünschenswert.

Wo die plattdeutsche Überlieferung so reich war wie im Kreise Wehlau, da war urdeutscher Volksboden, der uns wieder gehören wird. Das wünschen, glauben und hoffen wir.

c) Im Rahmen eines Heimatbuches für den Kreis Wehlau sollte der Versuch gemacht werden, dem Leser einen Hinweis zu geben, wie er die Mundart seines Heimatkreises geographisch und entwicklungsgeschichtlich einordnen könnte. Mehr ist durch die bloße Andeutung der Probleme in dieser kurzen Darlegung nicht beabsichtigt. Wenn die Ausführungen dazu beitragen könnten, daß der Leser außerdem plattdeutsche Volkserzählungen aus der Heimat besser lesen und verstehen kann, so wäre damit viel mehr erreicht, als diese kurze Abhandlung bezwecken wollte. Gestützt habe ich mich auf die Darlegungen meines verehrten Lehrers, Professor Dr. Walther Ziesemer, in seinen Vorlesungen an der Unversität Königsberg und auf Arbeiten meiner Freunde Dr. Kuck und Dr. Otto Natau. Sie waren beide hintereinander Direktoren an der Höheren Mädchenschule in Wehlau.

Goldenstedt, den 6. Mai 1959

Literaturnachweis:

Walther Ziesemer, Die ostpreußischen Mundarten, Ferd. Hirt Breslau 1924. W. Kuck, Die nordöstliche Sprachgrenze des Ermlands, Dissertation. G. Grannas, Plattdeutsche Volkserzählungen aus Ostpreußen N. G. Elwert Verlag Marburg 1957

*) Plattdeutsche Volkserzählungen aus Ostpreußen. Gesammelt von Gustav Grannas, Elwert Verlag Marburg 1957

Dat Hochtiedsleed

Aufgezeichnet von Gustav Grannas aus dem Munde von Fritz Klein Delmenhorst 1958

En enem Derp dicht anne Deime feschde de Bure emmer enne Nacht enne Deime. Dat weer joa verboade, ower se kemmerde sik om nuscht on stellde Käschers on Säck op, wenn de Fesch toge.

On en dem Derp leewd e Merjell, on de wull friee. On bit to de Tied weer se nicht wieder enne Welt romjekoame bit tom Kerchderp, wo se tom Underrecht jegange weer.

Nu jing se bim Faar hen on wull sik opbede loate. On wie se bim Faar enne Stoaw renkeem on alles anjejewe hadd, doa frooch se em: „Kann ek mi to miner Truung ok e Leed wönsche, de denn jesunge sull ware?"

„Worum denn nich?" seed de Faar, „wie heet denn dat Leed?" De Merjell seed: „Dat Leed heet... Ek hebb minem Sack enne Deim jestellt..."

De Faar seed: Soon Leed jefft et nich, dat es doch e Dommheit. Wer hefft di dat opjebißt?"

De Marjell seed: „Keiner hefft mi dat opjebißt. Ek hebb dat Leed all op mänche Hochtiede singe jeheert. On de Melodie es so scheen! On nu wull ek doch, dat dat Leed ok op mine Hochtied jesunge waart!"

De Faar wunderd sik, schedderd mette Kopp, on denn jing he enne Stoaw op on doal, op on doal. Met eens jing em e Licht op.

He bleef väre Merjell stoahne on seed: „Vlecht heet dat Leed: Ich hab' mein Sach Gott anheimgestellt?"

„I Gott bewoahr", seed de Merjell, on fung sik rechtig met dem Faar an to striede, so heet dat Leed nich. Op mine Hochtied sull dat Leed jesunge ware: „Ek hebb minem Sack enne Deim jestellt!"

On doabi bleef se. On so wurd denn to ehre Hochtied enne Kerch dat Leed jesunge: „Ek hebb minem Sack enne Deim jestellt!"

Unsere Kreisverwaltung

Von August Strehlau

Eine Kreisverwaltung ist das Herzstück eines räumlich fest abgegrenzten öffentlich-rechtlichen Verwaltungsgebietes, ein Mittelpunkt für die darin lebenden und in ihm ihr Leben und ihre Wirtschaft gestaltenden Menschen.

Den mir gestellten Auftrag, über unsere Kreisverwaltung zu schreiben, fasse ich so auf, daß in großen Umrissen all das zu bringen ist, was darüber Auskunft gibt, wie die Verwaltung unseres unvergessenen und schönen Kreises funktionierte und wie sich das öffentliche Leben in ihm vollzog.

Unser Heimatkreis Wehlau hatte eine Größe von 106 727 ha.

Es wurden im Jahre 1939 — der letzten Volkszählung — rund 50 000 Einwohner gezählt.

Seine Nachbarkreise waren: im Norden Labiau, im Osten Insterburg, im Südosten Gerdauen, im Süden Bartenstein, im Südwesten Pr.-Eylau und im Westen Königsberg-Land.

Die Regierungsstadt Königsberg lag rund 50 km westlich der Stadt Wehlau.

Zum Kreis gehörten die Städte Wehlau mit rund 8500, Tapiau mit rund 9300 und Allenburg mit rund 3200 Einwohnern. Rund 29 500 Menschen lebten in den 113 ländlichen Gemeinden, deren größte Paterswalde mit 1225 und kleinste Klinglacken mit 26 Seelen waren.

Zwischen diesen Zahlengrößen der ländlichen Gemeinden — der größten und der kleinsten bewegten sich

Gauleden mit rund 990
Goldbach mit rund 950
Sanditten mit rund 790
Pregelswalde mit rund 700
Weißensee mit rund 650
Gr.-Engelau mit rund 615
Parnehnen mit rund 565 und
Kuglacken mit rund 500

Einwohnern.

Zwischen 500 und 400 Einwohner hatten die Ortschaften: Bürgersdorf, Genslack, Grünhayn, Leißienen, Petersdorf, Poppendorf, Roddau-Perkuiken, Schiewenau, Schirrau, Taplacken und Wilkendorf.

Verkehrsmäßig erschlossen war der Kreis durch etwa 400 km klassifizierte Straßen, durch die zweigleisige Haupteisenbahnstrecke Berlin—Königsberg—Wehlau—Eydtkau—Kowno und die von Wehlau abzweigende Strecke über Allenburg nach dem Süden der Provinz.

An schiffbaren Wasserstraßen hatten wir den Pregel, den ihm bei Wehlau zufließenden Nebenfluß Alle und den in das Kurische Haff fließenden Mündungsarm Deime.

Der Kreis wurde überwiegend land- und forstwirtschaftlich genutzt.

Die Landwirtschaft lag zu einem Drittel in Händen des Großgrundbesitzes (über 200 ha), zu einem weiteren Drittel beim Mittelbesitz und mit dem letzten Drittel beim Kleinbesitz. Der bei weitem größte Teil der Waldungen gehörte dem preußischen Staat und wurde von den staatlichen Forstämtern Greiben, Tapiau, Leipen, Drusken, Grauden und Gauleden bewirtschaftet. Daneben besaß die Provinzialverwaltung Ostpreußen ein ihr gehörendes ausgedehntes Waldgebiet, die Löbenichtsche Hospitalforst Kl.-Nuhr.

An industriellen Unternehmungen waren vorhanden:

In Wehlau die zweitgrößten Mühlenbetriebe Ostpreußens mit einer Papierfabrik — die Pinnau-Mühlen,
eine weitere Papierfabrik, eine Margarinefabrik.
In Allenburg die Kondens-Glücksklee-Natura Milchexport.
In Richau an der Alle die Ziegeleiwerke Alemannia.

An weiteren Einrichtungen unterhielt die Provinzialverwaltung in der Nähe von Wehlau und in Tapiau:

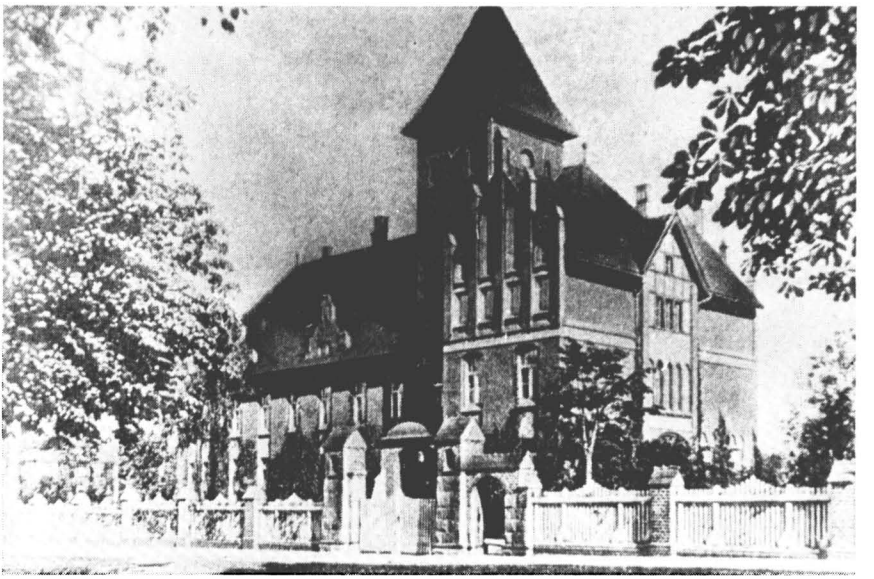
je eine Heil- und Pflegeanstalt
ein Landeserziehungsheim in Altwalde bei Wehlau
eine Korrigendenanstalt in Tapiau und
eine über Ostpreußens Grenzen hinaus bekannte Gartenbau- und Lehranstalt in Tapiau.

Das Grundgesetz einer Kreisverwaltung bildete die Kreisordnung vom 13. 12. 1872, wie bei den Gemeinden die Gemeindeordnung (Landesgemeindeordnung vom 3. 7. 1891, die 1923 durch eine neue ersetzt wurde und schließlich in der Deutschen Gemeindeordnung vom 30. 1. 1935 aufging).

Unser Kreistag bestand aus 24 gewählten Kreistagsabgeordneten; er bildete das Kreisparlament, das seit 1919 nach dem Verhältniswahlrecht zustande kam. Der vom Kreistag gewählte sechsköpfige Kreisausschuß war das Gremium, das den Vollzug der dem Kreise obliegenden eigenen Aufgaben und Auftragsangelegenheiten im Rahmen der bestehenden Gesetze und aufsichtsbehördlichen Weisungen durchzuführen hatte. Den Vorsitz im Kreistag und im Kreisausschuß führte der vom Staat Preußen bestellte Landrat in Personalunion als Vorsitzender des Kreisausschusses, der neben kommunalen auch seinem staatlichen Aufgabengebiet gerecht werden mußte. Zur Durchführung der dem Kreise obliegenden Aufgaben stand ihm ein vom Kreis besoldeter Beamten- und Angestelltenstab zur Verfügung.

Nun wird es interessieren, zu wissen, welche größeren Verwaltungszweige unsere Kreisverwaltung wahrzunehmen und zu lenken hatte.

In der Hauptverwaltung wurden alle Personalangelegenheiten bearbeitet, der Haushaltsplan vorbereitet und dessen Einhaltung kontrolliert. Der Haushaltsplan war das Fundament jeglicher Verwaltungsarbeit. In der Steuerabteilung wurden die Steuern errechnet und umgelegt.



Kreishaus — Landratsamt des Kreises Wehlau

Die beiden Bauämter für Straßenwesen und Landeskultur (Meliorationen) hatten ein gerüttelt Maß an Arbeit und Verantwortung, nicht nur in technischer, sondern auch in finanzieller Hinsicht.

Das Bauamt für das Meliorationswesen hatte etwa 70 Dränagegenossenschaften zu betreuen, sie technisch zu unterweisen und in ihren Funktionen zu kontrollieren.

Die Dränagegenossenschaften, eine Selbsthilfe, waren für unsere Landwirtschaft eine segensreiche Einrichtung.

Ein Ackerstück, dessen Wasserhaushalt den Gegebenheiten durch die Dränage angepaßt war, lieferte naturgemäß bessere Ernten, als ein solches, das mit seinem Wasserstand nicht der Kontrolle unterlag oder nicht sorgsam beobachtet und behandelt wurde.

Das Wohlfahrtsamt, eine nach dem Ersten Weltkrieg (1914—1918) geschaffene Einrichtung, betreute Menschen, deren eigene Altersversorgung — gespartes Geld und sonstige Alterssicherungen — infolge des unglücklichen Ausganges des Krieges und der damit Hand in Hand gehenden Inflation vernichtet worden war. In der Hauptsache handelte es sich um Kleinrentner, Sozialrentner, Kriegsbeschädigte, Kriegshinterbliebene und aus der allgemeinen Erwerbslosenunterstützung ausgesteuerte arbeitsfähige Menschen, die sog. Wohlfahrtserwerbslosen.

Das Jugendamt, auch eine nach dem Ersten Weltkrieg notwendig gewordene Einrichtung, bildete eine dem Kreiswohlfahrtsamt angegliederte Abteilung, deren Kernstück die Amtsvormundschaft war. Diese hatte die Aufgabe, sich der unehelich geborenen Kinder und deren Mütter anzunehmen, soweit die Kindeserzeuger nicht ihrer Unterhaltspflicht nachkamen.

Die Kreiskommunalkasse war die Stelle, die nach dem jeweils vom Kreisausschuß entworfenen, vom Kreistag beschlossenen und von der Aufsichtsbehörde des Kreises, dem Regierungspräsidenten hinsichtlich der Höhe der Steuerhebesätze genehmigten Haushaltsplanes über jede im Etat veranschlagte Einnahme und Ausgabe Buch zu führen und dem Kreisausschuß Rechnung zu legen hatte.

An dieser Stelle möchte ich anerkennend hervorheben, daß unser Kreis verhältnismäßig gering verschuldet war. Die Gesamtschuld bewegte sich um rund 350 000 RM. Sie bestand vorwiegend aus langfristigen Darlehen, die der Kreis für den Bau von Chausseen aufgenommen hatte.

Die Städte und Gemeinden hatten ihre eigenen Verwaltungen und ihre eigenen Gemeindevertretungen.

In unseren ländlichen Gemeinden gab es nur ehrenamtlich tätige Bürgermeister, die einen mehr als bescheidenen Zuschuß zu dem ihnen erwachsenden Dienstaufwand erhielten. In den allermeisten Fällen waren es langjährig in der betreffenden Gemeinde ansässige Männer, die ihre Gemeindeangehörigen und deren Verhältnisse gut kannten.

Der Kreis, als Aufsichtsbehörde, unterhielt ein Gemeindeaufsichtsamt, das den Bürgermeistern mit Rat und Tat zur Verfügung stand und ihnen bei der Aufstellung der Haushaltspläne, der Kassenführung und der Legung der Jahresrechnung half.

Entsprechend geschulte Kreisbeamte besuchten und berieten die Bürgermeister periodisch.

Unsere ländlichen Bürgermeister waren Menschen mit einem ausgeprägten Verantwortungsgefühl. Treu und Glauben waren ihnen selbstverständlich und unabdingbare Ehr- und Wertbegriffe. Das Wohl und Wehe ihrer Gemeindeangehörigen stand ihnen über allem. Der Kreisinstanz waren sie zu allen Zeiten äußerst zuverlässige und wertvolle Stützen.

Was in den Städten die Polizei an Aufgaben zu erfüllen hatte, das oblag im ländlichen Gebiet den Amtsvorstehern. Auch sie waren ehrenamtlich tätige Organe, gleich den ländlichen Bürgermeistern.

Wir hatten rund 40 Amtsbezirke. Die den Bürgermeistern gezollte Anerkennung gilt gleichermaßen für die Amtsvorsteher.

Das Personenstandswesen, die Beurkundung von Geburten, Heiraten und Sterbefällen, wurde gleichfalls von ehrenamtlich tätigen Kräften wahrgenommen. Es gab 28 Standesamtsbezirke.

Die geringe Aufwandsgebühr — berechnet nach der Seelenzahl des Standesamtsbezirks — gewährleistete auch hier eine billige und sp: same Verwaltung.

Im Zuge dieser Darstellung müssen auch unsere in der Stadt Tapiau unterhaltenen Kreiseinrichtungen erwähnt werden, das Kreiskrankenhaus und das Kreis-Feierabendhaus.

Das Kreiskrankenhaus wurde von tüchtigen Ärzten geleitet und von einer gut ausgebildeten Schwesternschaft betreut. Die Bettenzahl bewegte sich um 125.

Das Kreis-Feierabendhaus war die Stätte, wo hilfsbedürftige Menschen ihren Lebensabend verbringen durften, deren Altersvorsorge nicht hinreichte oder die innerhalb der eigenen Familie nicht verbleiben konnten. Das Haus bot rund 50 Menschen Platz; es wurde von einem Hausvater mit den erforderlichen Hilfskräften betreut.

Daß der Kreis die Belange seiner Bewohner nicht nur auf dem reinen Verwaltungssektor wahrnahm, sondern sich freiwillig auch auf weiteren Gebieten betätigte, möchte ich u. a. an folgendem aufzeigen:

Der Kreis unterhielt im Kreishaus eine umfangreiche Stand- und Wanderbibliothek, die der gesamten Bevölkerung im Ausleihwege zur Verfügung stand. Der Buchbestand der Standbibliothek zählte überschlägig 600 Bände.

Die Wanderbibliothek, ca. 25 Bibliothekschränke mit durchschnittlich 80 bis 100 Bänden, kam im Wandertauschverfahren von Ort zu Ort ausschließlich der ländlichen Kreisbevölkerung zugute.

Für die von der Kreisstadt Wehlau abgelegenen nordöstlichen Gemeinden erbaute der Kreis in der Gemeinde Schirrau ein Arzt- und Apothekerhaus, um hierdurch nicht nur den in jenem Bezirk lebenden Menschen in Krankheitsfällen zu helfen, sondern auch, um hier den sich bewerbenden Ärzten und Apothekern einen Anreiz in wohnlicher Hinsicht zu bieten. Die umliegenden Gemeinden wurden an dem hierfür notwendigen Finanzaufwand im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl mit mäßigen Beträgen beteiligt.

Der Chef der Kreisverwaltung war der vom Staat Preußen bestellte Landrat.

Im Kreishaus zu Wehlau wirkten also zwei Behörden, eine staatliche und eine kommunale. Auch hier kann in großen Zügen aufgezeigt werden, welche Hauptaufgaben der staatlichen Behörde, dem Landratsamt oblagen.

Ein vom Staat Preußen besoldeter Beamten- und Angestelltenstab war arbeitsmäßig so aufgegliedert, daß das Landratsamt den ihn gestellten Aufgaben gerecht wurde.

Die polizeilichen Angelegenheiten, wozu als Außenorgane die Gendarmerie und die Polizei zur Verfügung standen, stellten einen Teil des Gesamtarbeitsumfanges dar.

Die Schulabteilung — Kreisschulkasse — verwaltete und verteilte die vom Staat gewährten Zuschüsse auf die Schulverbände und überwachte deren zweck- und ordnungsmäßige Verwendung.

Zu den weiteren Aufgaben gehörten die nach der Reichsversicherungsordnung dem Versicherungsamt obliegenden Angelegenheiten, das Gesundheitswesen, die Veterinärpolizei, die Preisüberwachung, die Zulassung von Kraftfahrzeugen, die Ausstellung von Führerscheinen, die Ausfertigung von Waffen-, Jagd- und Fischereischeinen, sowie die Erteilung von Baugenehmigungen.

Die Mobilmachungs-Vorarbeiten, die Wehrersatz- und Paßangelegenheiten, die Inanspruchnahme von Leistungen nach dem Reichsleistungsgesetz, die Wehrmachts- und Einquartierungsangelegenheiten und während des Krieges die Anforderungen größerer Entschädigungsmittel zur Gewährung von Vorschüssen auf erlittene Bombenschäden, vornehmlich an evakuierte Bombengeschädigte, gehörten zum Pflichtenkreis der staatlichen Dienststelle, des Landratsamtes.

Es war nicht möglich, schon jetzt eine Geschichte der Kreisverwaltung zu schreiben, weil zur Zeit hierfür die Unterlagen fehlen. Es konnten hier nur die Verhältnisse aufgezeigt werden, wie sie sich nach dem Ersten Weltkrieg darstellten und bis 1945 entwickelten.



Wehlau von NW. Von rechts Einmündung der Alle in den Pregel. Hinten die „Lange Brücke" über den Pregel. Zwischen Kirche und Rathaus vorne 10 Pregelspeicher mit Bollwerk-Anleger für Frachtschiffe. Rechts von der Kirche das Steintor

Aus meiner Amtszeit als Landrat des Kreises Wehlau 1925 bis 1933

Von Franz Hoffmann

Seit jeher war es der Wunsch wohl aller jungen höheren Verwaltungsbeamten, einmal preußischer Landrat zu werden. Wenn auch der Nimbus und vor allem der Einfluß dieser Stellung — in dem Königlichen Preußen war der Landrat Vorsitzender der Veranlagungs-Kommission für die damals preußische Einkommens- und Vermögenssteuer — nach Übertragung dieser Gebiete auf die Reichsfinanzverwaltung etwas von seinem Glanz verloren hatte, so konnte auch in der Weimarer Zeit der Landrat noch immer als der erste Würdenträger in seinem Kreise gelten. 1933 trat allerdings eine sehr erhebliche Ansehensminderung des Landrats ein, als ihm der Kreisleiter — die Partei befiehlt dem Staat — vor die Nase gesetzt wurde. Doch auch der Partei schien diese Lösung nicht der Weisheit letzter Schluß zu sein; in den neuen Reichsgauen kam man 1939/40 vielmehr nach höchstem Beispiel auf die geniale Idee einer Personalunion zwischen Kreisleiter und Landrat.

Ich war also sehr glücklich, daß ich als Regierungsassessor und damaliger Dezernent für Landwirtschaft, Sparkassen und Jugendpflege beim Regierungspräsidenten in Marienwerder durch Erlaß des Innenministers vom 12. März 1925 mit der kommissarischen Verwaltung des Landratsamts in Wehlau beauftragt wurde, und begab mich Anfang April 1925 unbeschwert nach Wehlau.

Auf der Durchreise in Königsberg meldete ich mich bei dem Regierungs-Vizepräsidenten. Der neuernannte Regierungspräsident von Bahrfeldt war noch nicht im Amt.

Mit der wichtigsten damals laufenden Kreisangelegenheit — der Verteilung der sogenannten Saatgutkredite an die notleidende Landwirtschaft — brauchte ich mich glücklicherweise nicht zu befassen. Dieses erledigte ausgezeichnet eine Kommission unter Vorsitz des Vorsitzenden des landwirtschaftlichen Kreisvereins, Gutsbesitzer Hoth-Garbeningken. Meine ersten Fahrten in den Kreis galten der alljährlichen Besichtigung der Gemeindewege, deren Zustand der Aufsicht des Kreisbauamtes unterstand. Die sachgemäße Unterhaltung der Gemeindewege ließ oft sehr zu wünschen übrig.

Mitte Juli 1925 war nach Auffassung der Staatsregierung der Zeitpunkt für die endgültige Besetzung der Landratsstelle gekommen, und der Kreistag sollte darüber Beschluß fassen, ob er einen Vorschlag zu machen habe. Unter Vorsitz des Kreisdeputierten Major a. D. v. Weiss wurde, wie ich später hörte, nach längerer Debatte auf Vorschlag des Kreisausschußmitglieds Justizoberinspektor Czyborra folgender Beschluß einstimmig gefaßt: „In Erwartung, daß die Staatsregierung den der-

zeitigen Landratsamtsverwalter zum Landrat ernennen wird, verzichtet der Kreistag auf sein Vorschlagsrecht." Hierauf ernannte mich die Preußische Staatsregierung durch Erlaß vom 26. August 1925 zum Landrat.

An dieser Stelle möchte ich über die Zusammensetzung des Kreistages und Kreisausschusses etwas sagen. In dem ersten Kreistag hatten die Linke (SPD und KPD) und ein Demokrat eine knappe Mehrheit, während die Rechte (DNP und DVP) unter der Bezeichnung „Wirtschaftliche Vereinigung" auftrat. Der Führer der Kommunisten war der Zimmermann Kobjolke, Tapiau (später Mitglied des Preußischen Landtags), die Führerin der Sozialdemokraten Frau Hache (Ehefrau des Tapiauer Stadtbaumeisters) und der Führer der Wirtschaftlichen Vereinigung Rittergutsbesitzer v. Boddien-Leißienen. Dem Kreisausschuß gehörten an: Der Kreisdeputierte v. Weiss-Gr.-Plauen, Vorsitzender der DNVP im Kreise, der Gutsbesitzer Landschaftsrat Christoph-Grünlinde (DNVP), der Justizoberinspektor Czyborra (DVP) und die drei Sozialdemokraten, früherer Kreiskommunalkassenrendant und Amtsvorsteher Rospek-Paterswalde, Bauer Fox-Starkenberg und Zimmerer Brockmann-Gr.-Weißensee. Später traten an die Stelle von Rospek Bürgermeister Neuland-Tapiau (DVP), von Fox Bauhilfsarbeiter Trampenau-Wehlau und von Brockmann der KPD-Mann Kirschnik-Tapiau. Nach der zweiten Kreistagswahl während meiner Amtszeit bestand der Kreisausschuß aus v. Weiss, Christoph, Neuland, zwei SPD-Mitgliedern Trampenau und dem Bausekretär im Kreisbauamt Gruschkus (bekannter ostpr. Ringer) sowie Kirschnik. Bei Abstimmungen gab also meine Stimme den Ausschlag. Der letzte Kreistag bestand aus zwölf Bürgerlichen, acht Sozialdemokraten und vier Kommunisten, die Opposition in den letzten Jahren aus vier Kommunisten und zwei Nationalsozialisten, die sich von den Bürgerlichen abgespalten hatten. Von prominenten Mitgliedern der verschiedenen Kreistage nenne ich außer den erwähnten die Rittergutsbesitzer v. Perbandt-Langendorf, v. Perbandt-Pomedien, v. Boddien-Leißienen, die Bauern Teichert und Gutzeit sowie den Kaufmann Belgard-Wehlau.

Bevor ich zur Darstellung der von mir angeregten oder geförderten Maßnahmen komme, möchte ich noch eine Angelegenheit erörtern, die von besonderer Bedeutung für den ganzen Preußischen Staat war. Ich meine die Auflösung der Gutsbezirke. Die Notwendigkeit hierfür erblickte die Staatsregierung in der Tatsache, daß die in den Gutsbezirken wohnenden Personen, wobei man wohl an die Landarbeiter dachte, kein Wahlrecht zu den kommunalen Vertretungen hatten. Die Gutsbezirke mußten daher in den angrenzenden Landgemeinden aufgehen. Bestehen blieben nur die menschenleeren Forstgutsbezirke der staatlichen Forsten. Da im Kreise Wehlau fünf staatliche Oberförstereien bestanden, handelte es sich hier um verhältnismäßig große Gebiete. Die ziemlich kurzfristig verordnete Auflösung der Gutsbezirke machte viel Arbeit und erforderte genaue Überlegungen. Vor allem mußte die Bildung von Mammutgemeinden vermieden werden. Gemeindevorsteher wurde später im allgemeinen

eine Persönlichkeit aus derjenigen Ortschaft, die von allen Einwohnern der neuen Gemeinde möglichst gleich bequem zu erreichen war. Regierungspräsident v. Bahrfeldt nahm sich der Durchführung des Gesetzes besonders an, besuchte mit dem Kommunaldezernenten alle Kreise und prüfte die Vorschläge für die Bildung der neuen Gemeinden, bevor sie ihm auf dem Dienstwege vorgelegt wurden.

Der Kreis Wehlau war in jener Zeit ein rein landwirtschaftlicher Kreis. Der Anteil des Großbesitzes — diesen von 200 ha an aufwärts gerechnet — betrug knapp 40 Prozent. Von der Rentabilität der Landwirtschaft hing nach dem schönen Wort: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt", das Wohl und Wehe anderer Berufsgruppen und letzten Endes auch die Finanzkraft der Gemeinden und des Kreises ab.

Wie war die Lage der Landwirtschaft im Kreise Wehlau zu Anfang des Jahres 1925?

Die Inflation war mit der Schaffung der Renten-, später der Reichsmark, im Herbst 1923 beendet. Diese für Beamte, Angestellte, Klein- und Sozialrentner und Arbeiter schwarze, für Grund- und Hausbesitzer goldene Zeit, weil sie ihre eingetragenen Schulden zu 75 bis 80 Prozent loswurden, war vorbei. Die Landwirte waren zwar von ihrer Schuldenlast zum größten Teil befreit, aber das Bargeld war knapp. Nur so ist es zu erklären, daß bereits knapp eineinhalb Jahre nach der Währungsreform die erwähnten Saatgutkredite bei zentralen landwirtschaftlichen Banken vor allem vom Großgrundbesitz aufgenommen werden mußten. Aus mancherlei Gründen ließ die Rückzahlung auf sich warten. Die Kredite wurden, nachdem der Kreis die Bürgschaft für ihre Rückzahlung übernommen hatte, zunächst gestundet und später nach meiner Erinnerung teilweise erlassen. Da langfristige Kredite den Landwirten nicht zur Verfügung standen, mußten sie zur Intensivierung und Verbesserung ihrer Betriebe kurzfristige, von der Reichsbank zur Verfügung gestellte, Darlehen aufnehmen, die für die Landwirtschaft angesichts ihres Wirtschaftscharakters ungeeignet sind.

Diese Verhältnisse führten zu einer zwangsläufigen Umwandlung der kurzfristigen in langfristige, dinglich gesicherte Schulden, zu einer Verringerung des Kreditvolumens und in Verbindung mit unzulänglichen Erzeugerpreisen zu finanziellen Schwierigkeiten vor allem des in erheblichem Umfange auf fremde Arbeitskräfte angewiesenen Großgrundbesitzes.

Der Kreis genoß hinsichtlich seiner alten Schulden die gleichen Vorteile wie der Grundbesitz. Er war in erheblichem Umfang von ihnen befreit.

Diese Situation fand ich bei meinem Amtsantritt vor. Als Landrat sollte ich nicht nur ratend, sondern auch helfend eingreifen. Durch örtliche Maßnahmen konnte die Rentabilität der Landwirtschaft nicht hergestellt und gesichert werden.



Blick auf Wehlau von der Eisenbahnbrücke aus WSW. Links die Allebrücke. Rechts davon die Vorstadt bis zum Steintor (neben Meiereischornstein). Rechts der Kirche Wohnblock, dahinter „der letzte Groschen" (Straßenzoll). In dieser Richtung verlief einst ein Mündungsarm der Alle, der ostwärts Wehlau umfloß. — Vorne links Badeanstalt, ausgebaggerte Bucht

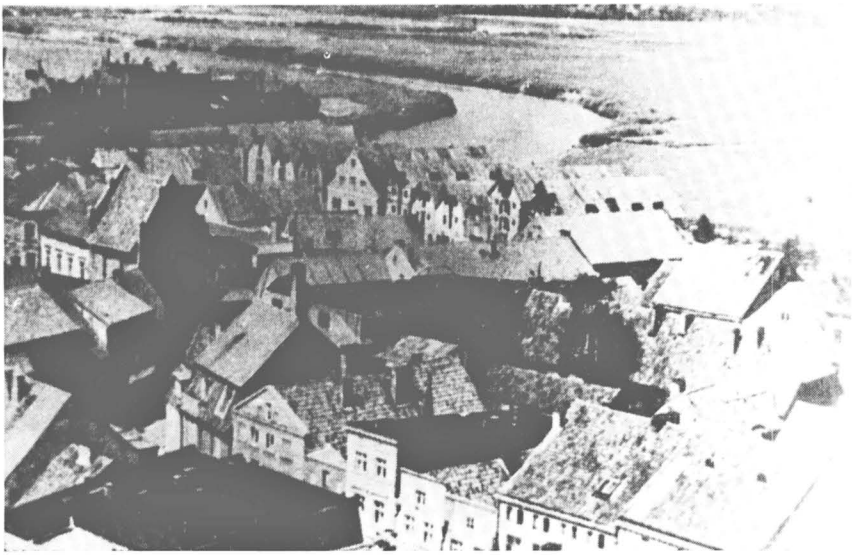
Bei den schweren, zum Teil undränierten Böden, besonders in dem südlich des Pregels gelegenen Kreisteil, lag der Gedanke nahe, unter Regelung der Vorflutverhältnisse durch Dränage die Wasserverhältnisse der Böden zu beeinflussen und dadurch ihre Erträge zu steigern. Als technisches Instrument stand das Kreiswiesenbauamt unter Leitung des besonders tüchtigen Kreiswiesenbaumeisters Ebelt zur Verfügung. Zahlreiche neue Wassergenossenschaften kamen zu den bestehenden hinzu. Die erforderlichen Arbeiten wurden teils durch Staatszuschüsse aus dem Ostfond, teils durch Darlehen der deutschen Kulturbodenaktiengesellschaft und der ostpreußischen Girozentrale finanziert. Der Kreistag bewies bei der Aufnahme des Globaldarlehens bei der Girozentrale, dessen Betrag der Kreisausschuß auf die einzelnen Genossenschaften verteilte, eine anerkennenswerte Einsicht und bewilligte die mehrere Millionen betragende Summe einstimmig ohne lange Debatten. Die Kreistagsbeschlüsse wurden in den Kreisblättern veröffentlicht und diese mit den Nachbarkreisen ausgetauscht. Ich entsinne mich, daß der Insterburger Landrat mir gelegentlich seine neidvolle Bewunderung über die Bewilligungsfreudigkeit des Wehlauer Kreistags aussprach.

Im Kreis bestand ein ausgedehntes Kunststraßennetz in einem guten Unterhaltungszustand. Die durch den Kreis laufenden Provinzialchausseen

wurden im Auftrage und auf Kosten der Provinz durch den Kreis unterhalten und von dem Kreisbaumeister Richardt betreut. Während meiner Amtszeit wurde ein etwa 4 km langer Gemeindeweg vom Kreis chausseemäßig ausgebaut und unterhalten sowie ein Verbindungsweg bei Jodeiken mit einer Brücke ausgebaut, ein Projekt, für das sich der Amtsvorsteher Teichert mit großem Nachdruck eingesetzt hatte. Den Gemeinden wurde durch Kreisbeihilfen ein Anreiz zum Gemeindewegebau gegeben. Zu diesem Zweck wurde in die alljährlichen Kreisetats ein möglichst hoher Betrag eingesetzt, da die Provinz einen gleich hohen Betrag zur Verfügung stellte. Hier mag eine kleine scherzhafte Episode erwähnt werden: Wie die Kommunisten, lehnten auch die beiden Nationalsoziasten in den Jahren vor 1933 regelmäßig den Kreishaushaltsplan ab. Als ich einen der beiden Herren nach den Gründen fragte und ihn bat, mir zu sagen, was er an dem Etat auszusetzen habe, erwiderte er: „Nichts, der Etat ist sachgemäß und sparsam aufgestellt. Wir sind aber angewiesen, gegen alle Gemeinde- und Kreisetats zu stimmen." Eine weitere Diskussion erübrigte sich. Um so größer war mein Erstaunen, als später dieser Abgeordnete aus dem von ihm abgelehnten Etat eine Gemeinde-Wegebau-Beihilfe erbat. Als ich ihm die Inkonsequenz seines Verhaltens vorhielt, erwiderte er, daß in seiner Brust zwei Seelen wohnten! Ein nationalsozialistischer Faust!

Im Kreise Wehlau gab es eine Kleinbahn von Labiau über Gr.- und Kl.-Kuglack nach Goldbach in den nördlichen Kreisteil. Ihr Betrieb wurde allmählich immer weniger rentabel. Denn ihr Gleis lag auf der in der gleichen Richtung laufenden Kreiskunststraße, und ganz in der Nähe parallel war der Wasserlauf der Deime, ein besonders billiger Verkehrsweg für Frachten. Sehr bald nach meiner Amtsübernahme entstanden Unterschüsse, deren Deckung aus Kreismitteln die Kleinbahnverwaltung forderte. Einmal bezahlte der Kreis einen, soweit ich mich entsinne, über 10 000 RM betragenden Fehlbetrag. Diese Finanzaktion durfte aber keine ständige Einrichtung werden, und, da der Kreis weitere Zahlungen verweigerte, wurde der Betrieb des Bähnchens nach vorheriger Androhung stillgelegt.

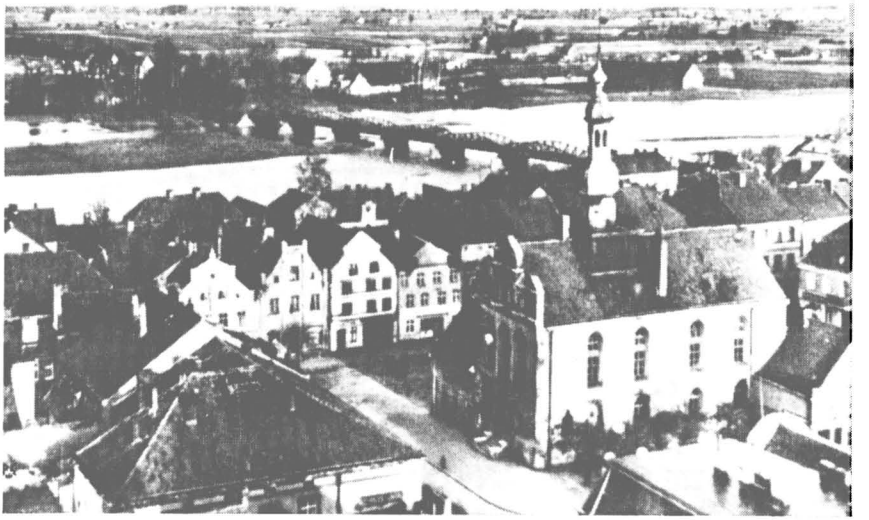
Mit dem Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1918 verschwand nicht nur seine monarchistische Staatsform. Der Verlust des Krieges — daß ein Krieg nach 27 Jahren noch sehr viel totaler verloren werden konnte, ahnte damals glücklicherweise noch niemand — mit seinen einschneidenden finanziellen Folgen und die wirtschaftliche Verelendung zahlreicher Volksgenossen gebar den Wohlfahrtsstaat. In der unteren Verwaltungsstufe bedeutete das die Bildung von Kreiswohlfahrtsämtern, deren Hauptaufgabe die Fürsorge für Klein- und Sozialrentner, Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene sowie ausgesteuerte Erwerbslose, d. h. solche Erwerbslose war, die, falls sie nach einem halben Jahr der Fürsorge durch den Staat weiter erwerbslos blieben, finanziell dem Kreis zur Last fielen. Auch die gesundheitliche Betreuung der Kreisbewohner gehörte zu den Aufgaben des Wohlfahrtsamtes. Es gab zwar



Blick vom Kirchturm nach NW.
Links Steintor, darüber Gasanstalt. Vor dem Pregelbogen die 10 Pregelspeicher

staatliche Kreisärzte mit einem festumrissenen Aufgabenkreis. Die gesundheitliche Fürsorge, namentlich für die Jugend, ging aber über ihr Arbeitsgebiet hinaus. Wie in anderen Kreisen wurde der örtliche staatliche Medizinalbeamte Kreiskommunalarzt und damit zuständig für alle Gesundheitsangelegenheiten, soweit seine Zuständigkeit nicht schon als Kreisarzt gegeben war. „Das Auge des Wohlfahrtsamtes" und die Hilfsarbeiterin des Kommunalarztes war die Kreisfürsorgerin Minna Teubler. Der erste Kreiskommunalarzt war der Kreismedizinalrat Dr. Seyffahrth und nach seiner Versetzung nach Hannover Dr. Schüler. Im August 1928 brach in Wehlau eine umfangreiche Typhusepidemie mit schließlich etwa 50 Krankheitsfällen aus. Auf der Suche nach der Infektionsquelle wurde nach Besichtigung des Kreiskrankenhauses in Tapiau durch den Regierungsmedizinalrat schließlich eine dort beschäftigte Schwester als Bazillenträgerin festgestellt. Hierauf nahm die weitere Ausbreitung der Seuche verhältnismäßig schnell ab.

Im Nordosten des Kreises, im sogenannten Schirrauer Winkel, gab es keinen Arzt und keine Apotheke. Dem Wunsch der Bevölkerung nach einer erleichterten ärztlichen Versorgung und der schnelleren Beschaffungsmöglichkeit von Heilmitteln wurde durch Bau eines Arzt- und Apothekerhauses entsprochen. Der Bau wurde teils aus Kreismitteln, teils durch Hypotheken aus dem Kreisanteil der staatlichen Hauszinssteuer



Blick vom Kirchturm nach NO auf Rathaus und Markt,
Lange Brücke bei mittlerem Hochwasser; hinten die Wattlau am Ende der Brücke

finanziert. Die Baukosten wurden durch die Mieter völlig gedeckt. Nachdem die Konzession für die neue Apotheke durch den Regierungspräsidenten erteilt worden war, zogen die Mieter, der praktische Arzt Motzkau und der Apotheker, in das Haus ein.

Bei meinem Amtsantritt war die Kreissparkasse ganz unzureichend und sehr beengt im Kreishaus untergebracht. Das Personal war auch aus diesem Grunde zahlenmäßig gering; darunter litt eine sachgemäße Kontrolle, und das wiederum erleichterte Verdunkelungen und Veruntreuungen. Es gelang dem Vorstandsmitglied Kaufmann Belgard, als Strohmann für die Kasse zu einem günstigen Preis ein Hausgrundstück gegenüber dem Postgebäude zu erwerben. Das Haus wurde zu einem schmucken Sparkassengebäude umgestaltet und in Gegenwart des Regierungspräsidenten seiner Bestimmung übergeben.

Zur Beseitigung der Wohnungsnot wollte auch der Kreis seinen Beitrag leisten. Aus dem gemeindlichen Hauszinssteueranteil errichtete er daher in der Pinnauer Straße zwei Häuser mit vier Wohnungen für Beamte.

Zur Zeit meines Amtsantritts lag das ländliche Fortbildungsschulwesen sehr im argen. Während es für alle anderen Berufe zur Förderung der theoretischen Berufsausbildung Berufsschulen und für die Bauernsöhne Landwirtschaftsschulen, früher Winterschulen genannt, gab — auch im Kreis Wehlau bestand eine solche unter Leitung des Landwirtschaftsrats

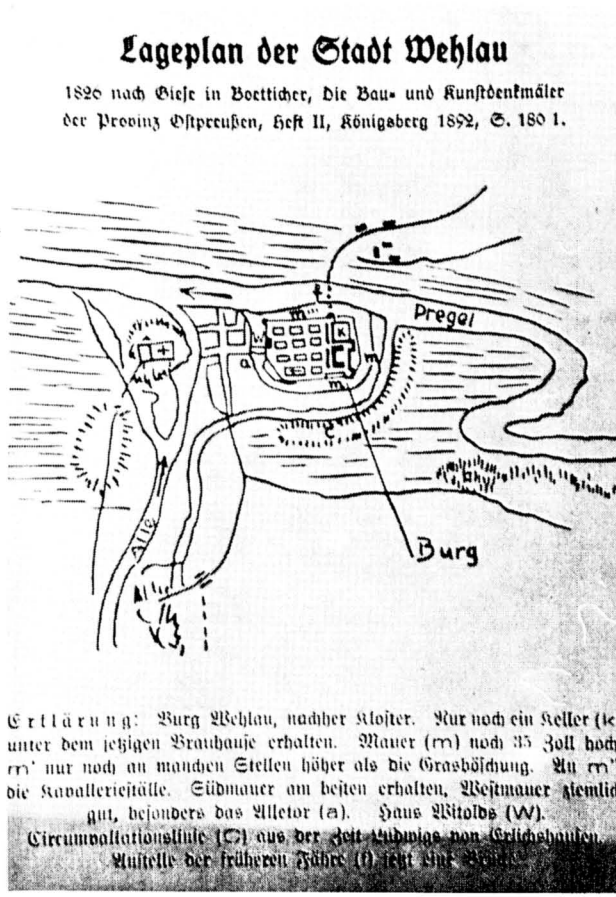
Rösener — hörte für alle Landarbeitersöhne und die meisten Bauernsöhne die Möglichkeit, durch Lehrer allgemein weitergebildet zu werden, mit der Beendigung des Volksschulbesuches auf.

Zunächst wurde durch Kreissatzung der obligatorische Besuch der Fortbildungsschulen für Jungen bis zum 18. Lebensjahr eingeführt. Die Schulräume sowie Heizung und Beleuchtung stellten die Schulorte zur Verfügung. Die persönlichen Kosten (Vergütung der Lehrer für Erteilung des Unterrichts) wurden, soweit sie nicht zum größten Teil aus Staatsmitteln gewährt wurden, auf den Kreisetat übernommen.

Später wurde auch für die Mädchen hauswirtschaftlicher Unterricht mit Kochen eingeführt. Paterswalde war der erste Pionier auf diesem Gebiet. Da aber hier nicht unerhebliche Kosten durch Beschaffung des Herdes entstanden, konnte auch angesichts der schwierigen Lehrerinnenfrage nur vorsichtig an den Weiterausbau dieser Einrichtung herangegangen werden.

Auch für die Volksschulen und höheren Schulen konnte mit Unterstützung des außerordentlich aktiven Regierungspräsidenten Dr. v. Bahrfeldt sehr viel getan werden, wenn sich die örtliche Initiative des Landrats hinzugesellte. Ich erinnere mich noch genau der Landratskonferenz, in welcher v. Bahrfeldt seine Pläne und namentlich die Finanzierung von Schulum- und -neubauten sowie von Turnhallen erörterte und auf den häufig recht unzureichenden Zustand der Schulgebäude hinwies. Als ehemaliger Geschäftsführer der Landesschulkasse im Nebenamt war er über die Finanzmöglichkeiten genau unterrichtet. Von den Gesamtkosten für die Bauten entfielen ein Drittel auf den staatlichen Baukostenzuschuß, ein Drittel auf die von den Bauern des Schulorts zu leistenden Hand- und Spanndienste, und das letzte Drittel mußte zwar formell der Schulverband aufbringen, während es in Wirklichkeit der Staat zahlte. Dieser gewährte dem Schulverband ein unverzinsliches in zehn gleichen Jahresraten zurückzuzahlendes Darlehen. Zur Rückzahlung dieser Raten bewilligte der Regierungspräsident dem Schulverband erhöhte laufende sogenannte Ergänzungszuschüsse, so daß der Schulverband durch jenes Drittel tatsächlich nicht belastet wurde. Trotz dieser günstigen Bedingungen mußte hier und da auf den Vorstand des Schulverbandes eingewirkt werden.

Im Jahre 1925 bestand in Wehlau eine höhere Knabenschule, abschließend mit der Untersekunda. Stadt und Kreis hatten ein lebhaftes Interesse an ihrem Ausbau zur Vollanstalt durch Aufbau einer dreiklassigen Oberstufe. Der Regierungspräsident und das Provinzialschulkollegium unterstützten diese Bemühungen, dieses ideell und jener finanziell. Die Finanzierung des Baues war so vorgesehen, daß die einmaligen Gebäudekosten zu zwei Dritteln vom Staat übernommen werden und in das restliche Drittel sich Stadt und Kreis in dem Verhältnis 2 zu 1 teilen sollten. Die laufenden Unterhaltungskosten für die drei neuen Klassen sollten, soweit sie durch das aufkommende Schulgeld nicht gedeckt werden konnten, von Stadt und Kreis zu zwei Dritteln und einem



Lageplan Wehlaus mit Pregel oben und Alledelta die Stadt von Süden her umschließend. Diese Deltaarme traten bei Hochwasser klar in Erscheinung

Drittel übernommen werden. Bei den Finanzierungsverhandlungen drängte der Regierungspräsident auf größte Eile, bindende Beschlüsse mußten unbedingt binnen einigen Wochen gefaßt werden. Dieses geschah wunschgemäß. Ich konnte mir diese Hast gar nicht erklären, bis mir der bautechnische Referent des Regierungspräsidenten des Rätsels Lösung mitteilte. Der für staatliche Zuschüsse bei Bauten höherer Schulen zuständige Referent des Finanzministeriums war auf Urlaub, und sein Vertreter hatte für unsere Wünsche augenscheinlich ein offeneres Ohr als der Vertretene. Die neue Vollanstalt hat sich sehr gut entwickelt und erfreute sich unter Leitung des Studiendirektors Dr. Pilch, der auch der bisherigen Realschule vorgestanden hatte, eines regen Besuchs aus dem ganzen Kreise.

Schließlich sei noch der auf meine Anregung als Musikfreund durchgeführten Schulkonzerte des Baritonisten Hudemann gedacht. Er sang den Schulkindern in den Städten des Kreises Volkslieder und Kunstlieder vor und erklärte den Kindern in einer ihrem Verständnis angepaßten Weise, welche Gefühle die Musik oder der Komponist zum Ausdruck bringen wolle. Die Kinder zahlten für das Konzert zehn Pfennige pro Kopf; soweit die Honorare hierdurch nicht gedeckt waren, wurden sie vom Kreiswohlfahrtsamt getragen.

Um in meiner Berichterstattung vollständig zu sein, muß ich auch eines Projektes gedenken, das lediglich erwogen, aber nicht ausgeführt wurde. Ich glaube, das um so mehr tun zu können, als aus meinen Darlegungen ersichtlich ist, daß die Kreisverwaltung trotz der Nöte der Zeit sich nicht nur auf eine verwaltende Tätigkeit beschränkt, sondern im Rahmen des möglichen auch gestaltend gewirkt hat. Ich denke an den Neubau eines Kreiskrankenhauses in der Kreisstadt. Der Kreis besaß nur ein äußerst bescheidenes, aus drei Gebäuden bestehendes Krankenhaus in Tapiau mit 55 Betten. Es stand unter der Leitung des tüchtigen und beliebten Arztes Dr. Reimer, der auf Grund des bestehenden Vertrauensverhältnisses einen großen Patientenkreis an sich zog. Der Beliebtheit des Dr. Reimer war es auch zu verdanken, daß das Krankenhaus zahlreiche Zuwendungen von Naturalien seitens der Landwirtschaft erhielt und daher äußerst billig wirtschaften konnte. Hierzu kam die eiserne Sparsamkeit der Schwester Justine, die unter der Leitung des verdienstvollen Kreisbürodirektors Brombach die Verwaltung des Hauses führte und deren ökonomischer Sinn diese Eigenschaft des Verwaltungsleiters noch erheblich übertraf. Wegen der räumlichen Enge des Krankenhauses wurde ein Neubau in der Kreisstadt in Erwägung gezogen. Leider unterblieb dann aber die Verwirklichung

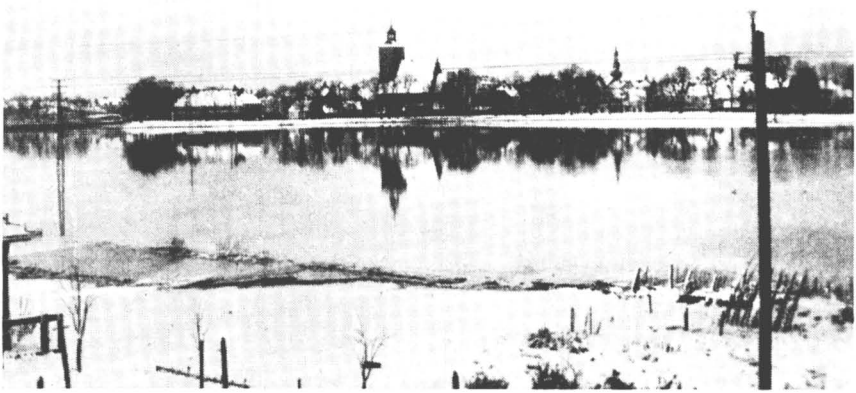
Daß die Kreisverwaltung zu allen Behörden und Amtspersonen in ihrem Bereich gute Beziehungen unterhielt, ist selbstverständlich. Ich möchte noch besonders der Geistlichkeit gedenken. Ich nahm regelmäßig als Gast an den alljährlichen Kreissynoden, die zunächst unter Leitung des Superintendenten Kittlaus-Tapiau und später des Superintendenten Hardt-Wehlau standen, teil.

Die Leser dieses Berichts, insbesondere, soweit sie zu jener Zeit Landwirte waren, werden sich und mich vielleicht fragen, wie es von mir verantwortet werden konnte, die beschriebenen Einrichtungen zu schaffen und dadurch den Kreis finanziell zu belasten. Ihnen möchte ich antworten, daß der Kreis, wie bereits erwähnt, durch die Inflation von seiner alten Schuldenlast in erheblichem Umfange befreit worden war und nennenswerte neue Schulden kaum zu machen brauchte, da für die von ihm geförderten und unter seiner Trägerschaft durchgeführten Vorhaben erhebliche Beihilfen hereingeholt werden konnten. Es muß auch betont werden, daß neue Projekte nicht mehr in Angriff genommen wurden, als sich die Wirtschaftslage des Großgrundbesitzes etwa von

1931 an sich verschlechterte. Zur Beurteilung der Finanzlage des Kreises mögen zwei Vergleichsobjekte dienen: die Stadt Wehlau und der Kreis Fischhausen. Die Stadt Wehlau hatte bei meinem Abschied 1 000 000 RM Schulden, und der Kreis Fischhausen mußte zur Verzinsung und Tilgung seiner Schulden alljährlich 350 000 RM aufbringen, während der Kreis Wehlau zu jener Zeit noch nicht 400 000 RM Schulden hatte.

Im Jahre 1931 wurde die sogenannte Osthilfe für den Großgrundbesitz eingeführt. Die oberste Instanz für dieses Sachgebiet war der damalige Reichsminister Schlange-Schöningen, ein aus Pommern stammender Großgrundbesitzer. Sie hatte zum Ziel, den Großgrundbesitz in einem nicht unerheblichen Umfange von seinen Schulden zu befreien. Hierbei wurden die eingetragenen Schulden teilweise stark gekürzt, und die dinglich nicht gesicherten fielen zum erheblichen Teil ganz aus. In gewissen Umfange wurden die Gläubiger des Großgrundbesitzes aus Staatsmitteln entschädigt. Aus der damaligen Sicht heraus war die Osthilfe als Ganzes eine bemerkenswerte Anstrengung des Staates, der unter der Reparationslast ächzte. Im Kreise Wehlau ist jedenfalls während meiner Amtszeit kein Gut parzelliert worden, und der Umsatz von landwirtschaftlichen Grundstücken war verhältnismäßig unbedeutend.

So kam der Schicksalstag für das deutsche Volk, der 30. Januar 1933, heran. Die schwarz-rot-goldenen Fahnen wurden verbrannt und auf dem Kreishaus die schwarz-weiß-rote und die Hakenkreuzfahne für 14 Tage ununterbrochen gehißt. Als Kreisleiter trat zunächst der bisherige Bäckergeselle Lettau auf, der aber bald durch den Kreisleiter Wagner abgelöst wurde.



Die Schanzenwiesen bei Hochwasser. Von links Turnhalle, Kirche, Rathaus

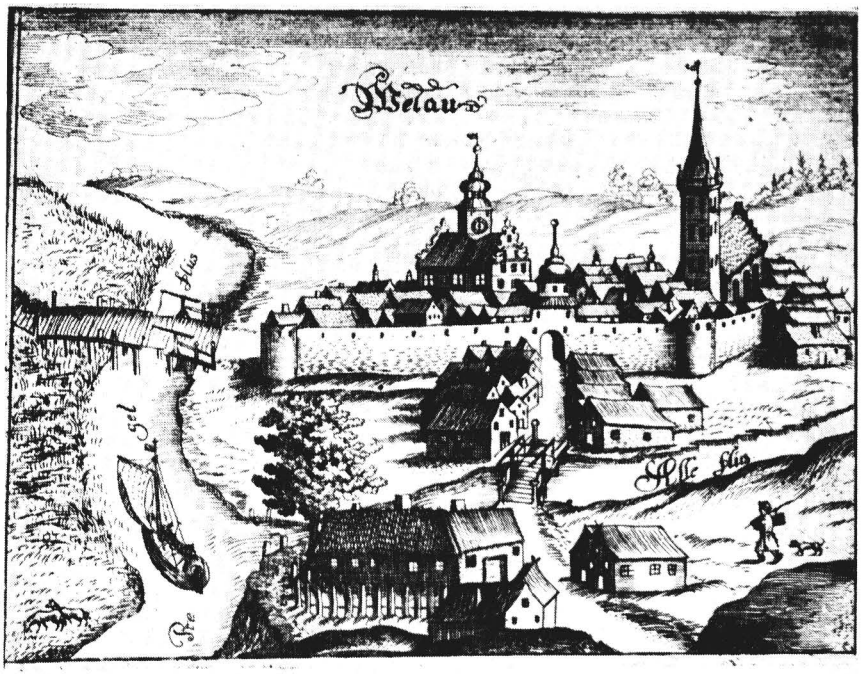
Daß auf dem ersten Kreistag nach der Machtübernahme die Kommunisten fehlten, war kein Verlust für die Verhandlungen.

Zu den Vorbereitungen für den zum ersten Male als Feiertag der Nation zu begehenden ersten Mai wurde zu meiner Verwunderung auch ich herangezogen und mein Erstaunen wuchs, als ich erfuhr, daß ich als Festredner in den drei Städten des Kreises auftreten sollte. Am 1. Juni las ich dann in der von mir gehaltenen Königsberger Allgemeinen Zeitung, daß ich mit sofortiger Wirkung beurlaubt sei. Noch in den Vormittagsstunden kam die gleiche Nachricht durch Funkspruch aus Berlin mit der Anweisung, die Dienstgeschäfte dem Gemeindevorsteher v. Perbandt-Pomedien zu übertragen. Die Übergabe der Schlüssel zu dem Geheimschrank erfolgte noch am gleichen Tage. Sonst hatte ich nichts zu übergeben. Nach einigen Wochen wurde ich in den einstweiligen Ruhestand versetzt.

Unterdessen hatten die neuen Machthaber im Kreishaus zu regieren begonnen. Ihre ersten Arbeiten bestanden in einer eingehenden Prüfung der Finanzgebarung und namentlich der Ausgabenwirtschaft des Kreises. Nach tagelangen Arbeiten wurde ein eingehender Prüfungsbericht mit etwa 60 Erinnerungen angebracht. Zur Besprechung des Berichts wurde ich in das Kreishaus vorgeladen, das ich nun zum ersten und letzten Male nach meiner Amtsenthebung betrat. Der Finanzsachverständige der Kommission war der 27jährige Kassierer Noruschat vom Vorschußverein. Etwa zwei Drittel der Notate konnte ich aus dem Stegreif beantworten. Für den Rest erbat und erhielt ich eine kurze Frist. Natürlich hatte man die an mich geleisteten Ausgaben besonders aufs Korn genommen. Man bemängelte den an mich alljährlich gezahlten und im Haushaltsplan ausgewiesenen Zuschuß der Kreiskommunalkasse, den jeder preußische Landrat als Vorsitzender des Kreisausschusses für die dem Kreiskommunalverband geleistete Arbeit mit Genehmigung des preußischen Innenministers erhielt und dem als Schlüssel die Einwohnerzahl zugrunde gelegt wurde. Es wurde die Rückzahlung des Gesamtbetrages für acht Jahre, rund 20 000 RM, von mir gefordert mit der Begründung, das, was der rote Systemminister Severing angeordnet habe, sei für die Nationalsozialisten nicht bindend. Selbstverständlich wurde dieses Verlangen von mir abgelehnt. Das Ergebnis der Unterredung faßte v. Perbandt-Pomedien kurz dahin zusammen, daß der Kreis während meiner Amtszeit gut und sparsam gewirtschaftet habe.

Im Juli 1933 verließ ich mit meiner Familie Wehlau.

Inzwischen ist gleich der im Meer versunkenen Stadt Vineta der Kreis Wehlau in der russischen Flut untergegangen. Ich werde ihm, wo ich die Glanzzeit meines dienstlichen Wirkens erlebte, auch in den wenigen Jahren, die mir vielleicht noch beschieden sind, stets ein dankbares Andenken bewahren.



Welau. IX. Nach dem Königsbergischen Schloß ist bald das Schloß WELAU gebauet worden. Dann als Ottocarus der König in Böhmen Anno 1254. die Samländer bezwungen und zu dem Christlichen Glauben bekehret hatte / wolten solches die Nadrauer / Schalauonier und Sudauen an dem Teutschen Orden und auch an den Samen oder Samländern selbst rächen. Kamen derowegen mit grosser Heereskrafft auff Samland / verheereten und verstöreten alles / was ihnen vorkam / und damit sie solches auch hinfüro desto füglicher thun könten / baueten sie im Rückzuge An. 1255. die Vestung Welau / an einem recht bequemen Orte / wo die Alle sich in den Pregel stürtzet / und setzten zum Commendanten darinnen einen Preussen mit Nahmen Tirsko. Aber derselbe ward bald hernach ein Christ / und übergab das Schloß dem Orden. Jetziger Zeit ist kein Merckzeichen vorhanden / wo das Schloß vorhin gestanden / wie man dann auch nicht findet / wann selbiges zerstöret seyn mag. Ja man kan darzu nicht wissen / wann die Stadt Welau / die noch itziger Zeit stehet / erstlich angeleget sey / scheinet also / daß schon zu der alten Preussen Zeiten daselbst etwas muß gewesen seyn / welches hernach der Orden allmählich und also unvermerckt erweitert / und endlich zu einer Stadt gemacht. Zu Ende deß vorigen Seculi hat Marggraff Georg Friderich die Königsbergische Universität nach Welau verlegen wollen: Es ist aber dieses nachgeblieben.

Älteste Darstellung von Wehlau, Blickrichtung Ost
aus der Hartknochschen Chronik
Stich von 1684

Die Kreisstadt Wehlau

Von Dr. Hermann Fischer

Von den Anfängen bis 1524

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Bodenforschung haben den Beweis dafür erbracht, daß das Wehlauer Gebiet bereits in der Jungsteinzeit von Menschen besiedelt war, die der baltischen Völkergruppe der Indogermanen angehörten. Niemals waren dort oder in anderen Teilen Ostpreußens Slawen ansässig, weder Polen noch Russen.

Eine Vertreibung oder gar Ausrottung der Prußenstämme in Ostpreußen ist nicht erfolgt. Vielmehr ging in späterer Zeit die zum Christentum übergetretene prußische Urbevölkerung durch Verschmelzung mit deutschen Einwanderern im Deutschtum auf.

Wehlaus frühgeschichtliche Zeit, für die wir als Quelle Aufzeichnungen aus der Ordenszeit auswerten können, beginnt im Jahre 1255. Damals errichteten prußische Schalauer, Nadrauer und Sudauer bei ihrer Rückkehr von einem Beutezug in das Samland die Wehranlage Wilow, in häufig wechselnder Schreibweise auch Wetow, Wetalo, Welow usw. Der Platz war militärisch günstig gewählt: Die Ostseite einer Insel, die auf der Südseite durch einen der drei damaligen Mündungsarme der Alle und nach Norden durch den Pregel geschützt war. Die eigentliche Befestigung bestand wohl wie die prußische Wehranlage bei Pelohnen aus einem Erdwall zwischen Palisaden.

In dieser Wallburg blieb eine ziemlich starke Besatzung unter dem Kommando des nadrauischen Edlen Tirsko und seines Sohnes Mandelo zurück. Noch im gleichen Jahr unternahm ein Ordensheer von der kurz zuvor in der Nähe der Pregelmündung angelegten Feste Königsberg aus einen Gegenvorstoß und rückte vor die Burg. Nach einer Verhandlung zwischen dem Führer des Ordensheeres und dem Burgkommandanten übergab dieser kampflos die Burg und trat mit der gesamten Besatzung zum Christentum über. Nunmehr war Wilow ein militärischer Stützpunkt des Deutschen Ritterordens. Die Besatzung verteidigte sich im Jahre 1263 gegen ein großes Heer von Nadrauern, Sudauern und Litauern so zäh, daß dieses nach acht Tagen die Belagerung aufgab und abzog.

In dem Gebiet um die Burg fanden auch in der Folgezeit Kampfhandlungen zwischen Ordensstreitkräften und Prußen statt. Trotzdem haben sich schon bald deutsche Siedler nordwestlich der Burg niedergelassen. Diese erste deutsche Ansiedlung wurde wahrscheinlich im Jahre 1323 von den Litauern zerstört, die im Wehlauer Gebiet sechs Dörfer niederbrannten. Daß eine solche Siedlung bestanden hat, beweisen die Worte des lateinischen Gründungsprivilegs „Civitatem Welow dictam elocare



Pfarrkirche St. Jacobi zu Wehlau, dreischiffige Hallenkirche im Ordensstil. Der Turm ist eingezogen in das Hauptschiff. Vorne eine ehem. Wassergasse, die zum Wasserschöpfen diente. Der Fachwerkspeicher steht auf dem Fundament eines alten Rundturms, des Storchenturms in der Stadtmauer; daneben war die Wasserpforte

de novo et plantare", d. h. „die Stadt, Welow genannt, von neuem zu gründen und anzubauen".

Dieses älteste Dokument der Stadt Wehlau war am 25. Januar 1336 vom Obersten Ordensmarschall und Komtur des „Hauses Königsberg" Heinrich Dusemer mit Zustimmung und Willen des Hochmeisters Dietrich von Altenburg in der damals üblichen Form ausgestellt. Mit der Gründung unter Kulmischem Recht wurde Gottfried Hundertmark beauftragt, dem das Erbschulzenamt und eine Anzahl wirtschaftlicher Vorrechte zugesichert wurden. Irgendwelche Angaben zur Person dieses „Locators" sind in dieser Urkunde nicht enthalten, auch später nicht beurkundet. Aber der Orden übertrug nur Männern mit hohen Qualitäten die Gründung von Städten, denen er regelmäßig von Anfang an seine ganz besondere Förderung angedeihen ließ. So verlieh er als Landesherr „vor-

genannter Stadt für immer 84 zinsfreie Hufen und eine dem Schulzen von uns gezeigte Insel für den gemeinschaftlichen Nutzen der Stadt", ferner am 18. Juni 1339 „zur Vermehrung ihres Wachstums" das Recht „zu kaufen und verkaufen", also die Marktfreiheit, und die „Vollmacht, einem geeigneten und gebildeten Manne die Schule zu übertragen". Auf einzelne Bestimmungen in beiden Urkunden hat sich die Stadt in späterer Zeit mehrfach berufen.

Wie bei anderen Stadtgründungen im Ordenslande Preußen, war auch hier mit sicherem Blick ein Platz gewählt worden, der verkehrs- und handelspolitisch gute Aussichten für die Zukunft bot: Die Wasserstraße des Pregel führte von Königsberg nach den Randlandschaften Nadrauen, Schalauen und Sudauen im Osten, die Alle nach Südwesten in die Gebiete Natangen und Barten.

Die planmäßig mit rechteckigem Grundriß und gitterförmigem Straßennetz angelegte Stadt war zunächst unbefestigt. Ihre friedliche Entwicklung wurde jäh unterbrochen, als im Jahre 1347 Fürst Kinstut mit seinen Litauerscharen das Wehlauer Gebiet überfiel. Die Häuser und die hölzerne Kirche wurden niedergebrannt. Auch die Burganlage wurde zerstört. Über das Schicksal der Menschen ist nichts bekannt. Aber die Stadt wurde dann bald wieder aufgebaut und auf dem Platz der Burg ein Kloster errichtet, dessen Bau 1351 vollendet war. Die Bezeichnungen „Klosterplatz" und „Klosterstraße" hielten die Erinnerung daran wach.

Aus einem Rechenschaftsbericht des Obersten Marschalls in Königsberg vom 13. Dezember 1379 ist ersichtlich, daß die Bürger von Wehlau am Bau einer Befestigungsmauer um ihre Stadt arbeiteten. Sie ist wohl im letzten Jahr des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1382) vollendet gewesen. Manche Teilstücke haben die Jahrhunderte bis in die Neuzeit hinein überdauert, ebenso Reste der vier runden Mauertürme, von denen als letzter der „Hohe Turm" im Jahre 1816 abgebrochen wurde.

Ein großes Gipsmodell, das im Wehlauer Kreisheimatmuseum aufgestellt war, vermittelte ein anschauliches Bild der Stadt um 1400. Zwei Haupttore führten ins Freie: Im Norden zum Pregel hin das Pregeltor (bis zum Brande von 1736), im Westen das Alletor, später Steintor genannt. Ein an die Westmauer gebautes Haus soll dem zum Christentum übergetretenen Enkel Kinstuts Witold einige Zeit als standesgemäße Unterkunft gedient haben. Je drei kleine Pforten in der Nord- und in der Südmauer waren nur für Fußgänger bestimmt, sogenannte „Wasserpforten".

Der Stadtkern wurde durch zwei parallele Hauptstraßen zerschnitten: Vom Steintor her gesehen, lag rechts die „Rechte Straße" (später Kirchenstraße), links die „Pregelstraße". Jenseits des Marktplatzes fanden sie ihre Fortsetzung in der „Klosterstraße" bzw. in der „Badergasse" (später Krumme Grube). An der Innenseite der Stadtmauer entlang lief eine breite „Hinterstraße" mit rückwärtigen Zugängen zu Hausgrundstücken und mit Treppen zu den zinnenbesetzten Wehrgängen der Stadt-



Rathaus (1382)
Renaissance-Westfassade

mauer. Außerdem gab es einige kleine Quergassen. In der „Badergasse" lag die „Badstube", in der warme Bäder verabfolgt und vom Bader einfache ärztliche Hilfeleistungen vorgenommen wurden. Alle Straßen waren ungepflastert und unbeleuchtet. Jeder mußte sich selbst „heimleuchten", aber auch „vor seiner Tür kehren".

An der Südseite der Stadt stand die Pfarrkirche St. Jacobi, eine im Wehrkirchenstil des Ordens wohl im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts fertiggestellter dreischiffiger Backsteinbau, den man zu den bedeutendsten Schöpfungen der Ordensgotik rechnete. Dem Portal gegenüber lag der Pfarrhof („Widdem"). Das von der Kirchenkasse unterhaltene Gebäude der „Lateinschule" stand auf dem Ostteil des Kirchplatzes neben dem kleinen Glöcknerhaus.

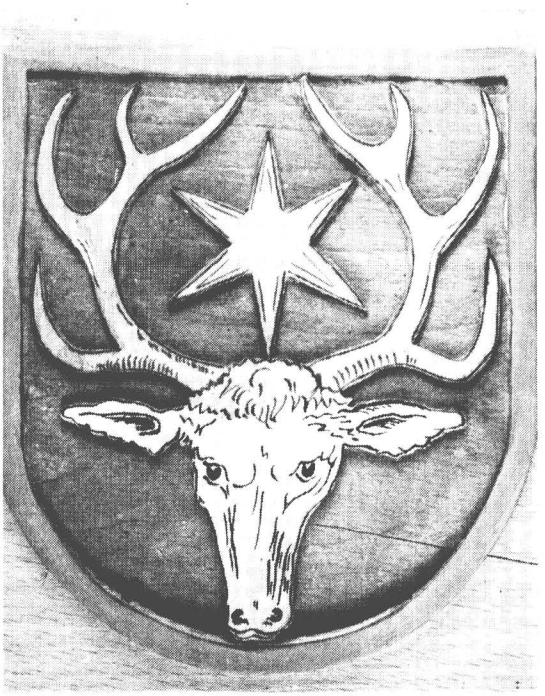
Das Rathaus war etwa 1381—1382 in der Mitte des Marktplatzes errichtet worden. Ihn umsäumten die Häuser der wohlhabenden Bürger.

Die Baustellen hatten das für die damalige Zeit typische Aussehen: schmale Front, größere Tiefe, dahinter ein Hof mit Wirtschaftsgebäuden, auch Stallungen für Vieh.

Das Acker- und Weideland und die Scheunen der Bürger lagen außerhalb der Stadtmauer in der Feldmark. Auf Gemeindeland wurde 1402 von der Bürgerschaft zu ihrer wirtschaftlichen Erleichterung „Bürgersdorf" angelegt, und zwar als deutsches Dorf, während z. B. Aucken (später Gut Augken westlich von Wehlau) noch 1419 als „prußisches Dorf" erwähnt ist.

Wehlau mit seinem Marktverkehr war damals der Mittelpunkt des Siedlungsgebietes in der näheren Umgebung, aber auch Stätte kleingewerblichen Lebens.

Die der Stadt vom Orden gewährte weitgehende Selbstverwaltung lag in den Händen des Rates, der erstmalig 1407 urkundlich bezeugt ist. Der Landesherr, vertreten durch den Komtur in Tapiau, hatte sich nur die üblichen Rechte vorbehalten, z. B. einen Teil der Zinszahlungen, die Gerichtsbarkeit über die Prußen, die Anlage von Mühlen und die urkundliche Bestätigung aller städtischen Neuerwerbungen (1405 fünf



Stadtwappen Wehlau. Auf grünem Grund ein Achtender-Rothirschkopf mit Stern zwischen den Geweihstangen. Der Stern wird als Heilssymbol des Christentums gedeutet

Morgen Strauch- und Wiesenland, 1407 das Gut Pinnau, genannt nach seinem früheren Besitzer Nicolaus Pinnau, 1409 zwanzig Morgen Wiesen- und Bruchland aus Ordensbesitz und 24 Hufen aus Privatbesitz). Die „Fischereigerechtigkeit" der Stadt erstreckte sich auf dem Pregel eine halbe Meile auf- und abwärts und auf der Alle eine halbe Meile aufwärts, doch durfte die Schiffahrt nicht behindert werden.

Das Stadtwappen des 14. Jahrhunderts zeigte im grünen Felde einen silbernen, nach vorn gewandten Hirschkopf mit goldenem Geweih von acht Enden, dazwischen einen goldenen Stern mit sechs Zacken.

Die wirtschaftliche Entwicklung des jungen Gemeinwesens vollzog sich wahrscheinlich im Grunde wie in den anderen Städten des Ordenslandes. Es entstanden „Bruderschaften" oder „Gewerke" von Handwerkern, deren „Rollen" genaue Vorschriften verschiedenster Art und Strafbestimmungen für Übertretungen enthielten. Die älteste nachweisbare „Rolle" war die des Höker-Gewerks vom Jahre 1367. Die Tonnenmacher (später Böttcher) erhielten ihre „Rolle" 1426. Von jeher waren der Besitz des Bürgerrechts und eheliche Geburt Voraussetzungen für das selbständige Betreiben eines Gewerbes. Gefordert wurde ein christlicher Lebenswandel mit fleißigem Kirchenbesuch. Auf die Einzelbestimmungen solcher „Rollen", von denen eine größere Anzahl aus späterer Zeit, teilweise in verbesserter Verfassung, erhalten geblieben war, kann in dem begrenzten Rahmen dieser Darstellung nicht eingegangen werden.

Am 27. Juli 1450 kam der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen auf seinem Huldigungsumzug auch nach Wehlau und nahm den Huldigungseid der Stadt entgegen. Im Herbst dieses Jahres erhielt Wehlau eine Verschreibung über sechs Hufen und 20 Morgen Strauch- und Wiesenland hinter Augken aus Ordensbesitz.

In dem Krieg zwischen dem „Preußischen Bund" und dem Orden stand Wehlau auf der Seite des Bundes und wurde auch direkt in diesen Krieg hineingezogen. Schließlich rückte im Juli 1460 der Hochmeister selbst mit einem großen Heere vor die Stadt. Die Belagerer warfen vor dem damals zur Befestigungsanlage gehörenden Stadtgraben auf der Süd- und Ostseite bis zum Pregel hin eine große Schanze auf und beschossen die Stadt mit „großen Büchsen". Ende Oktober mußten die Wehlauer die Verteidigung einstellen, weil sie keine Lebensmittel und keine Munition mehr hatten. In der Stadt blieb für eine Zeit eine Besatzung aus Ordenssöldnern zurück, die sich mancherlei Ausschreitungen zuschulden kommen ließen.

Nach und nach wurden die durch die Belagerung entstandenen Schäden beseitigt. Zäher Bürgerfleiß und geschäftlicher Unternehmungsgeist waren nicht erloschen. Die geographische Lage begünstigte den sogar bis Danzig ausgedehnten Handelsverkehr, durch den der Wohlstand beträchtlich gefördert wurde. Auch die rittermäßige Kunst des „Vogelschießens" blühte wieder auf, die schon früher in hohem Ansehen ge-

standen hatte. Die „Schützenbrüderschaft" war Vorläuferin der späteren Schützengilde, deren alljährliche Schützenfeste zu den bedeutendsten gesellschaftlichen Ereignissen zählten.

Als die Stadt neuen Bürgern keine Baustätten mehr gewähren konnte, bildete sich außerhalb der Stadtmauer vor dem Alletor „im Freien" (später „Freiheit" genannt) eine Ansiedlung, die noch 1692 ein eigenes Schulzenamt und eigene Verwaltung hatte. Bei der vor 1437 erbauten St. Georgskapelle auf der Alle-Insel (im Gründungsprivileg erwähnt) stand von etwa 1477 bis zum Abbruch im Jahre 1520 ein Franziskanerkloster. Die Mönche wurden in das Kloster in der Stadt verlegt und sind um 1523 abgewandert.

Nach Pfingsten 1524 hielt die Reformation ihren Einzug auch in Wehlau. Der erste lutherische Geistliche war Johann Röder, der bisherige Vikar an der St. Georgskapelle (abgebrochen 1558).

Von 1525 bis 1870

Die Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum durch den letzten Hochmeister Albrecht von Brandenburg im Jahre 1525 machte eine Neugestaltung der Landesverwaltung erforderlich. So wurden aus den ehemaligen Komtureien Hauptämter, an deren Spitze Amtshauptleute standen. Für die verwaltungsmäßige Beaufsichtigung der Stadt Wehlau war nunmehr der Amtshauptmann in Tapiau zuständig.

Herzog Albrecht hat der Überlieferung nach für Wehlau eine besondere Vorliebe gehabt, soll die Stadt oft seine „Rose" genannt und geäußert haben: „Aus Wehlau wäre noch etwas Vortreffliches zu machen."

In den dreißiger Jahren entstand vor dem Alletor die „Große Vorstadt" mit einer Töpferei. 1537 wurde für die „Lateinschule" auf dem bisherigen Grundstück ein neues Gebäude errichtet. Diese Schule hat damals „in guter Verfassung gestanden" und wurde in den sechziger Jahren zu den ansehnlichsten Lehranstalten in Preußen gezählt.

Für die aufstrebende Stadt bedeutete die große Feuersbrunst im August des Jahres 1540 einen schweren Rückschlag. Nach diesem Brande war es verboten, Häuser mit Stroh zu decken. Das ausgebrannte Rathaus war erst 1555 wiederhergestellt. Gegen Ende des Jahres 1549 raffte die Pest rund 600 Menschen dahin.

Im ganzen gesehen, war aber die Regierungszeit Herzog Albrechts „ein goldenes Zeitalter" für Wehlau. Er hat die Stadt in den fünfziger Jahren viermal in kurzen Abständen besucht, um persönlich verschiedene Angelegenheiten zu ordnen. Im Jahre 1561 befreite er Wehlau vom Königsberger Stapelrecht und verlieh der Stadt ein eigenes Stapelrecht, das erhebliche wirtschaftliche Vorteile mit sich brachte. In jener Zeit entwickelte sich der Wehlauer Handel nicht nur über das Hinterland bis



Wehlau um 1900.
Die große Vorstadt vor dem Steintor



Die Kirchenstraße um 1900

zur Landesgrenze und über diese hinaus nach Litauen, es bestanden auch direkte Handelsbeziehungen über Königsberg und Danzig mit Schweden und Holland. Wehlau war ein bedeutender Umschlagplatz vor allem für Getreide, handelte außerdem mit Pelzwerk, Wachs und Bier. Vor allem wurde jährlich viel Leinwand verkauft. Die Leinenweber und Zücher waren ein ansehnliches „Gewerk" in der Stadt. Andere „Gewerke": Schneider, Töpfer, Mälzenbrauer, Schuster, Schmiede.

Im gleichen Jahr 1561 erhielt die Stadt durch herzogliche Verschreibung den Platz vor dem Alletor, auf dem ehedem das Kloster und die St. Georgskapelle gestanden hatten. Hier fand seitdem alljährlich Ende Juli der Jacobi-Markt statt, ein Vorläufer des späteren großen „Pferdemarktes" (erstmalig 1613 bezeugt). Zur Zeit des Jahrmarktes entwickelte sich schon damals ein reges Leben. Viel Volk strömte in Wehlau zusammen, das Geld rollte, und nicht wenig davon blieb in der Stadt.

In der zweiten Hälte des 16. Jahrhunderts entstanden nicht geringe wirtschaftliche Probleme durch die zunehmende Konkurrenz Insterburgs. Das beweisen die zahlreichen Beschwerden des Wehlauer Rats an den Landesherrn über die schwere wirtschaftliche Schädigung durch die Insterburger, die das Bier nicht mehr aus Wehlau bezogen, sondern aus Königsberg, Friedland und anderen Orten. Außerdem kauften sie in der Umgebung Gerste zu einem höheren Preis auf, als er damals üblich war. Daher kam keine Gerste mehr auf den Wehlauer Markt, während in Insterburg mehr Bier gebraut wurde, als es das Brauprivileg gestattete, und nun auch in den Landkrügen zum Verkauf gelangte, die früher nur von Wehlau aus beliefert worden waren.

In einer dieser Beschwerden (Sept. 1576) an Herzog Albrecht Friedrich wies der Rat auf die große finanzielle Belastung der Stadt hin, die sich aus der Notwendigkeit einer ständigen Instandhaltung oder Erneuerung der Brücke über den Pregel, der Brücke über die Alle vor dem Alletor, der „Gewölbten Brücke" vor den Scheunen und der fünf Stege über die Gräben ergab. Das als Material verwendete, allerdings reichlich vorhandene Holz war der starken Strömung bei Hochwasser und Eisgang nicht gewachsen. Noch in späterer Zeit war der Zustand der „Langen Brücke" über den Pregel und der Allebrücke zeitweise so schlecht, daß es vor allem für Fuhrwerke gefährlich war, sie zu passieren. Daher stammte das geflügelte Wort „Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau". In ganz Preußen gab es keine einzige Kleinstadt, die sich in Beziehung auf Brücken und Stege in jener Zeit mit der Insel-Stadt Wehlau vergleichen konnte.

Sehr aufschlußreich waren die Berichte über die Kirchenvisitationen in jener Zeit. Seit dem Jahre 1574 war Wehlau Sitz des Erzpriesters (nach 1806 Superintendent), der auch die Schulinspektion ausübte. Seit jeher bestand eine enge Verbindung zwischen Kirche und Lateinschule, deren Lehrer zu den „Kirchenbedienten" gehörten und daher ihre Ge-



Die Pregelspeicher,
Seit 1561 eigenes Stapelrecht. Davor lag der Roßmarkt



Allebrücke

hälter ebenfalls aus der Kirchenkasse erhielten. Die Kirchenkassen-Rechnungen, die seit 1557 von den Amtshauptleuten geprüft wurden, wiesen beispielsweise auch aus, wann, wofür und in welcher Höhe kirchliche Geldmittel bei Reparaturen an den Kirchengebäuden und an der Schule Verwendung fanden. Der „Kirchendezem" wurde z. B. in der Zeit von 1532 bis 1586 viermal erhöht, gestaffelt nach der sozialen Situation der Gemeindemitglieder. Für kirchliche Zwecke wurde nach dem Gottesdienst am Ausgang der Kirche gesammelt, außerdem bei den „Umgängen" am Christtag, zu Ostern und Pfingsten, am Jahrmarktstag und auf dem gewöhnlichen Wochenmarkt. Bemerkenswert ist die damalige Bestimmung: „Wer ohne zwingenden Grund den Gottesdienst versäumt, hat der Kirche einen Groschen Strafe zu zahlen." Ein fleißiger Kirchenbesuch war den „Gewerken" zur Pflicht gemacht. Sie ließen „Kirchenstände" einrichten, in denen sie gemeinsam am Gottesdienst teilnahmen. Zum kirchlichen Begräbnis eines Meisters oder einer Meistersfrau mußte das ganze „Gewerk" mitsamt den Ehefrauen erscheinen.

Allerdings spukte auch damals noch der mittelalterliche Hexenaberglaube in Wehlau. So wurde 1591 eine Frau enthauptet, weil sie angeblich denen, die sie nicht leiden konnte, durch Zauberei „das Bier verdorben" hatte.

Wiederholt wurde das Städtchen — wie schon in früheren Jahren — von der sogenannten „Pest" heimgesucht, beispielsweise 1602. Die alten „Pestedikte" mit dem Verbot der Abhaltung von Märkten traten wieder in Kraft. Das bürgerliche Leben stockte, weil die Furcht vor dem grauenvollen Tode wie ein Alpdruck auf allen lastete. Die Stadt mit den weißen, als Zeichen des Pesttodes aus den Fenstern gehängten Laken glich einem großen Leichentuch. Über 700 von den etwa 1500 Einwohnern sollen in diesem Jahr der Epidemie zum Opfer gefallen sein.

Um so fröhlicher war die bürgerliche Geselligkeit in ruhigen Zeiten. Erwähnt seien die großen Schützenfeste, zu denen auch Auswärtige eingeladen wurden, z. B. 1584 die Königsberger Schützen. Diese waren aber den Wehlauern überlegen und heimsten sämtliche Gewinne ein, darunter einen Ochsen. In dem großen, erhalten gebliebenen Keller des ehemaligen Klosters an der Stadtmauer wurde 1594 durch Privatinitiative die erste Kegelbahn eingerichtet.

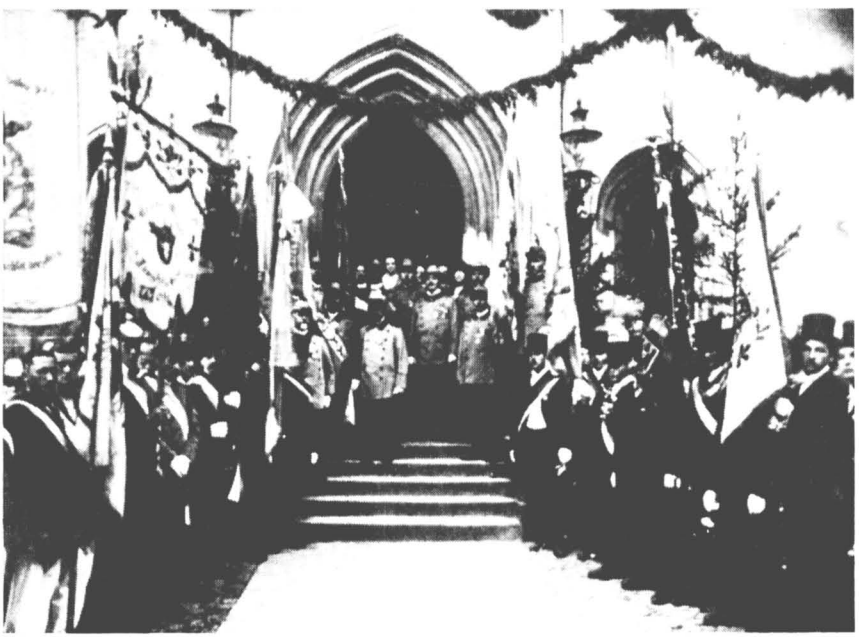
Nach der vom Landesherrn am 1. September 1634 bestätigten „Handwerkerspezialordnung der Stadt Wehlau" bestanden damals 28 Gewerbezweige. Allen waren die Verkaufsstellen genau vorgeschrieben. Denn nur so konnten Gewerk und Stadtbehörde eine Kontrolle der Beschaffenheit und des Preises der feilgebotenen Erzeugnisse ausüben. Von diesen Verkaufsstellen bezog die Stadtverwaltung nicht unbedeutende Einkünfte.

Wehlaus damalige Zusammensetzung der Stadtverwaltung hatte wohl im Vergleich mit anderen keine wesentlichen örtlichen Besonderheiten

aufzuweisen. Ein Gerichtsgebäude ist erstmalig 1591 bezeugt und wurde 1632 durch einen Neubau ersetzt. Oberstes Appellationsgericht war das Hofgericht in Königsberg (vgl. meine Darstellung in „Altpreußische Forschungen" 1924, Heft 2). Das Gebäude der Lateinschule wurde wegen Baufälligkeit 1612 abgebrochen und auf der gleichen Stelle ein zweistöckiger Massivbau errichtet. Außerdem bestand eine private Mädchenschule, nachweisbar für 1624/25, für deren Einrichtungsgegenstände ebenfalls die Kirchenkasse sorgte.

In jener Zeit hatte sich die „Neustadt am Kloster" (später „Kleine Vorstadt" genannt) gebildet. Wehlau besaß eine Walkmühle, in der wollene Gewebe mechanisch zubereitet wurden, und eine Ziegelei, für die der lehmhaltige Boden der Umgebung das Material lieferte. Die Einkünfte flossen in die Kämmereikasse. Im ganzen verlief das Leben friedlich in den üblichen Bahnen einer kleinen Stadt. Auf die Erhaltung der Befestigungsanlage wurde jedoch vorsorglich großer Wert gelegt.

Im Rathaus zu Wehlau wurde am 19. September 1657 vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit Polen der denkwürdige Vertrag geschlossen, durch den die volle Souveränität des Kurfürsten und seiner erblichen Nachfolger über das Herzogtum Preußen auch von Polen anerkannt wurde.



Die Schützengilde vor dem Rathausportal (etwa 1930)



Gemälde des Gr. Kurfürsten im Ratssaal zur Erinnerung an den Vertrag von Wehlau (1657). Unten das vom Scheunenbrand erleuchtete Wehlau

Der Name der Stadt Wehlau war seitdem aufs engste mit der geschichtlichen Weiterentwicklung des preußischen Gestamtstaates verknüpft. Die anderen europäischen Mächte bestätigten im Frieden von Oliva (3. 5. 1660) die Bestimmungen des Wehlauer Vertrages. Er stand fortan unter europäischer Garantie.

Zur Erinnerung „an den größten Tag der Geschichte Wehlaus" schuf ein unbekannter Künstler ein Gemälde, das den Kurfürsten auf einem Schimmel sitzend darstellt. Dieses Bild fand dann im Sitzungssaal des Rathauses einen würdigen Platz.

Als Hintergrund für dies Ölgemälde hatte der Maler den großen Scheunenbrand vom 21. Mai 1659 gewählt, der durch Blitzschlag entstanden war. Dabei wurden fast alle Scheunen eingeäschert, die südlich der Stadtmauer in der sogenannten Scheunenstraße lagen (später Parkstraße).

Am 15. Mai 1673 vernichtete in der schon ziemlich gut bebauten „Großen Vorstadt" eine Feuersbrunst 17 Wohnhäuser und 7 Scheunen. Von den Abgebrannten mußten 11 Familien „sich bei guten Leuten in der Stadt herumstoßen". Durch kurfürstliche Verordnung wurde ihnen zunächst ein, dann ein zweites „Freijahr" bewilligt, d. h. Befreiung von Einquartierung, Kontribution, Hufensteuer, Schoß- und Grundzins. Am 6. Mai (galt als Gefahrenmonat) legte ein Brand fünf Bürgerhäuser und einen Speicher in Asche. Ein Blitzschlag zerstörte am 9. Mai 1677 den Kirchturm mitsamt den drei Glocken durch Feuer, außerdem einen großen Teil der fast hundertjährigen Orgel.

Von wirtschaftlicher Bedeutung in jener Zeit war die Akzise, die vornehmlich beim Einbringen von Lebensmitteln und Kaufmannswaren als indirekte Steuer an den Schlagbäumen vor den Toren durch kurfürstliche Beamte erhoben wurde.

Im Jahre 1699 wurde Wehlau planmäßige Station für die „Reitende Post", die zweimal wöchentlich Briefe von Königsberg nach Insterburg und Ragnit und wieder zurück beförderte.

Das traurigste Ereignis in der Regierungszeit Friedrichs III. (nach der Königskrönung in Königsberg am 18. Januar 1701 Friedrich I.) war die Pest, die von Danzig her über das Land ging. In Wehlau wütete sie vom Juni 1710 bis in den November hinein und raffte 1653 Menschen dahin. Am 5. Juni 1712 stellte der Rat der „Privilegierten Medizinalapotheke" (erstmalig urkundlich bezeugt 1684) das Zeugnis aus, daß sie während der Pest den Anforderungen entsprochen hätte.

Friedrich Wilhelm I., der „Soldatenkönig", wollte in seinem Lande „gute Christen, fleißige Bürger, tapfere Soldaten und pflichttreue Beamte" haben. Unter diesem Aspekt standen auch seine großen Verwaltungsreformen in den zwanziger Jahren. Seitdem erhielten im Interesse einer finanziell unabhängigen Amtstätigkeit der Bürgermeister, der Stadtkämmerer und die vier ältesten Ratsmitglieder eine angemessene Besoldung aus der Wehlauer Kämmereikasse. Ein Jahr später wurde auch dem Richter ein festes Gehalt zugesprochen, dessen bisheriger Verdienst die verhängten Strafgelder gewesen waren. Aus der Kämmereikasse wurden ferner die „Unterbedienten" bezahlt. Zu diesen gehörte der Uhrsteller, der Stadtmusikus, der Stadtwachtmeister, der Polizeidiener, der Nachtwächter und der Spritzenmeister (vorwiegend ein Schmiedemeister). Nach den Akten des Generaldirektoriums waren in Wehlau z. B. 1735 zur Bekämpfung der immer wieder auftretenden Brände vorhanden: 8 metallene und 269 hölzerne Spritzen, 274 Ledereimer, 22 Wasserkufen, 15 Leitern, 254 Haken zum Einreißen.

Die Wehlauer Stadtverwaltung unterstand in steuerlicher, finanztechnischer und polizeilicher Hinsicht der Kontrolle des „Steuerrats", eines von der „Kriegs- und Domänenkammer" (Finanzverwaltungsbehörde) beauftragten Beamten, auch als „Stadtkommissar" bezeichnet.



Platzkonzert auf dem Markt in Wehlau anläßlich des Schützenfestes
Südteil des Marktes



Das alte Landratsamt in der Kleinen Vorstadt in Richtung zur Pregelbrücke.
Hier übernachtete 1806 auf der Flucht nach Memel Königin Luise
und einige Tage später weilte hier Napoleon

Das Wirtschaftsleben wurde vom Rat der Stadt kontrolliert. Vor allem hatte er darauf zu achten, daß stets das Grundprinzip unbedingter Ehrlichkeit gewahrt wurde. Niemand durfte übervorteilt werden. Der Rat mußte die Maße und Gewichte kontrollieren und die „Gewerks-Rollen" prüfen, ob sie in allen Punkten der Bürgerschaft zuträglich und vom König bestätigt waren. Der „Blaue Montag" wurde in einer „Allgemeinen Handwerksordnung" ausdrücklich verboten, weil er „eine zur Unordnung und zum Zeitvertreib gereichende böse Gewohnheit" war.

Im Jahre 1724 erwarb die Stadt von der Kirche den Platz des ehemaligen Klosters in der Neustadt, soweit er noch nicht mit Wohnhäusern bebaut war. In dem alten Kellergewölbe wurde eine Malzdarre und über ihm eine Brauerei errichtet. Von den in die städtische Kämmereikasse fließenden Einkünften erhielt die Kirche statt eines Kaufgeldes ein Viertel als jährlichen Zins. Nur aus dieser „Klosterbrauerei" durften z. B. der Allekrug und der Krug in Alt-Wehlau (nördlich von Wattlau jenseits der Pregelbrücke), die Eigentum der Stadt und von ihr verpachtet waren, ihr Bier zum Ausschank beziehen. Den Pachtzins erhielt die Kämmerei, der damals auch eine Wind- und eine Wassermühle gehörten.



Pregelstraße, Blick nach West, Richtung Steintor.
Am Ende der Straße, quer — das Witoldsche Haus, ältestes Haus in die westliche Stadtmauer einbezogen, nördlich des Steintors. Witold war ein Enkel des Litauerfürsten Kinstut

Zur Hebung des wirtschaftlichen Lebens trugen besonders die evangelischen Salzburger bei, die 1731/32 ihre Heimat verlassen mußten und in Ostpreußen angesiedelt wurden. Von ihnen ließen sich 230 in Wehlau nieder, für die laut Anordnung vom 9. September 1732 entsprechende Wohnungen geschaffen werden mußten.

Wegen des ständig größer gewordenen Auftriebs von Pferden war schon durch Verfügung vom 25. Juni 1712 der Pferdemarkt vom Jahrmarkt getrennt und auf den „Roßmarkt" in der großen Vorstand verlegt worden. Nach der Einrichtung des Stutamts Trakehnen im Jahre 1732 steigerte sich seine Bedeutung von Jahr zu Jahr.

Ein weiteres wichtiges Ereignis auf wirtschaftlichem Gebiet war die Anlegung eines großen Wassermühlenwerkes auf der Pinnau an der Alle 1763—1766 durch den Königsberger Kaufmann Johann Caspar Dittrich. Zu diesem Werk gehörten: Eine doppelte Ölmühle zur Herstellung von Lein- und Rüböl für den Bedarf in Wehlau und auswärts, eine neue Wassermühle mit vier Mahlgängen für Getreide und zwei Perlgraupengängen, eine doppelte Schneidemühle für Holz, ein Kupferhammer und eine Walz- und Lohmühle für den Bedarf der Fabriken und die Anlage einer Stauschleuse, damit die Schiffahrt nicht behindert wurde. In dem „Königlichen Privilegium" vom 13. Juni 1766 erhielt Dittrich die Genehmigung, seine Waren in Kähnen oder anderen Fahrzeugen ohne Umladung in Königsberg direkt nach Pillau oder nach Memel zum Einladen in fremde Schiffe bringen zu lassen. Nach 12 Freijahren mußten Dittrich und nach seinem Tode die Erben jährlich 200 Taler an die Königliche Kasse und 10 Taler an die WehlauerAkzisekasse zahlen. Zeitgeschichtlich interessant ist die Bestimmung in Punkt 17 des Privilegs: Alle in den Mühlenwerken benötigten Arbeitskräfte werden vom Militärdienst freigestellt. Dittrich hat „sich zu hüten, daß er keine außerordentlich großen Leute engagiere". (Für „lange Kerls" hatte nämlich das Militär Interesse.)

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand an der Allemündung ein malerisches Speicherviertel zwischen dem „Roßmarkt" und dem Pregel. Einige von diesen Speichern waren erhalten geblieben und wurden wie andere aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts später unter Denkmalsschutz gestellt. Die Speicher waren durch Namen oder Wappen gekennzeichnet.

Auf das damals immer noch eng miteinander verbundene Kirchen- und Schulwesen kann im Rahmen dieser Darstellung nicht näher eingegangen werden. Zum „Erzpriestertum" Wehlau gehörten die Städte Wehlau, Allenburg und Tapiau sowie 14 Dörfer. Die „Lateinische Stadtschule" erhielt ein neues Gebäude, das um 1732 durch Anbau eines Flügels am südlichen Teil erweitert wurde. In wissenschaftlicher Hinsicht entsprach sie so weit den Anforderungen, daß sie die Schüler unmittelbar zum Universitätsstudium entlassen konnte. Die Namen der Abiturienten von 1740 bis 1810 mit kurzen Angaben über ihr späteres Leben (vgl. meine



Das Steintor, Feldseite. Gebäude links des Tores mit überdachtem Gang zum Tor enthielt das Heimatmuseum des Kreises Wehlau

Arbeit in „Altpreußische Geschlechterkunde" Jahrgang V, Heft 1, 1931) sind für Familienforscher bedeutsam. Die Gründung einer festen Stiftung durch Kommerzienrat Kruse 1763 ermöglichte die Einrichtung einer vierten Lehrerstelle (Subrektor, gleichzeitig Organist).

Die Mädchenschule wurde nach einem Revisionsrezeß von 1734 von 40 Schülerinnen besucht. 1756 betrug ihre Zahl 89. Im Jahre 1739 wurde durch das Testament des Kavalleriekapitäns Dreher die Einrichtung einer „Armenschule" ermöglicht.

Auch während der Regierungszeit Friedrichs d. Gr. schädigten Brände, Überschwemmungen, Eisgänge empfindlich die Stadt und ihre Bewohner. Obendrein lag nach der zweiten Invasion der Russen in Ostpreußen 1758 eine russische Besatzung zeitweilig in der Stadt und ließ sich nach einem zeitgenössischen Bericht zahlreiche grobe Ausschreitungen zuschulden kommen. Nach der Beendigung des Krieges fand in Wehlau am 22. August 1762 ein großes Friedensfest statt.

Nach dem Stande vom Jahr 1782 hatte Wehlau 2627 Einwohner. Im Besitz der Stadt befanden sich Bürgersdorf mit den Erbpachtvorwerken Großhof und Kleinhof, Vorwerk und Waldwächterhaus Neuwalde im

„Neuen Stadtwald", die Vorwerke Milchbude, Preußlauken und Schwebsfelde südlich vom „Grünen Husch", das in Erbpacht gegebene Allevorwerk mit Allekrug, die Holländerei und die in Erbpacht gegebene Pinnau. (Vorwerk war damals der Hauptwirtschaftshof eines Gutes.) Der agrarische Einschlag Wehlaus war auch Ende des 18. Jahrhunderts erhalten geblieben, z. B. zählte man im Jahre 1792 neben 278 Häusern 162 Ställe und 113 Scheunen. Wenn allgemeine Mißernten eintraten, führten sie im jeweils folgenden Jahr zu einer ständig größer werdenden Teuerung. Beispielsweise stieg nach dem großen Mißwachs im Jahre 1794 der Preis für einen Scheffel Roggen oder Weizen von anfänglich 5 Gulden auf 10 bis 12 Gulden. Der Mangel an Getreide war so drückend, daß die Wehlauer Kaufleute Roggen aus den Königsberger Speichern kommen ließen.

Der gesamte Handel in der Stadt lag schon seit dem Mittelalter in den Händen von Christen. Juden durften nur dann Handel treiben, wenn sie gegen Entgelt einen sogenannten Schutzbrief erworben hatten und dadurch „Schutzjuden" geworden waren. Nach den Akten des Generaldirektoriums ist erst 1770 „unter königlichem Schutz und Geleit" der Jude David Levin mit Familie und Gesinde in Wehlau ansässig geworden und durfte „einen offenen Laden halten". Von Durchreisenden erhob die Stadt „Judengeleitsgelder", deren Beträge in den Akten aufgezählt waren. Übrigens waren die Juden durch einen Erlaß von 1805 vom Militärdienst befreit.

Als oft recht unbequeme Last wurden die häufigen Einquartierungen teils fremder Besatzer, teils preußischer Formationen empfunden. Da militärische Unterkünfte nicht vorhanden waren, mußten die Soldaten in Privatquartieren, die Pferde in den Stallungen der Bürger untergebracht werden. Diese erhielten allerdings aus einer besonderen Kasse der Stadtverwaltung eine gewisse finanzielle Entschädigung, aber diese wog, wie vielfache Beschwerden zeigten, die Einquartierungslasten nicht auf. Andererseits brachten die eigenen Einheiten den Kaufleuten und Handwerkern, wahrscheinlich auch den Krugwirten, manche Vorteile. Im allgemeinen waren nur einzelne Eskadronen von Kavallerie-Regimentern und häufig wechselnd in Wehlau stationiert. Erst seit etwa 1718 kann Wehlau als Garnisonstadt bezeichnet werden. 1780 werden ein in der „Großen Vorstadt" gelegenes militärisches Futtermagazin und ein „Reithaus in der Stadt" erwähnt. Als Lazarett dienten drei in einem Privathaus gemietete Stuben. Auf dem Gelände bei Petersdorf fanden seit 1740 im Juni die großen Revuen (Besichtigungen) der ostpreußischen Kavallerie-Regimenter statt.

Über die „Freizeitgestaltung" in Wehlau in der zweiten Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts erfahren wir aus den zeitgenössischen Manuskripten nur wenig. Es ist aber interessant, wie bescheiden doch die Ansprüche in jener Zeit waren. Man vergnügte sich,

vornehmlich auf dem Sommermarkt, mit Glückstöpfen, hörte den Marktschreiern zu, bestaunte die Darbietungen von Seiltänzern und Tierbändigern, die Hunde, Pferde, Affen, Meerkatzen, gelegentlich auch Löwen, Kamele oder Bären vorführten. Besonderes Aufsehen erregte einmal ein als „Wunder der Technik" bezeichneter „Redender Türke", der auf Fragen Antworten erteilt haben soll.

In der Sommerzeit waren „Picknicks im Freien" modern, zu denen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer etwas beisteuern mußten. Man lagerte sich auf dem Rasen und veranstaltete nach dem Essen Schäferspiele, Blinde Kuh u. a. m. Im Winter gab es lustige Schlittenfahrten, z. B. nach dem Senklerkrug. Abends traf man sich bei Konzerten.

Seit dem ersten öffentlichen Maskenball im „Adlerkrug" in der Großen Vorstadt waren diese Festlichkeiten zunächst recht beliebt, verloren dann aber nach und nach an Reiz. Denn der Teilnehmerkreis war doch meistens ziemlich der gleiche. Bald wurden diese Bälle mehr von Fremden vom Lande und aus den benachbarten Städten besucht als von Einheimischen.

Die Honoratioren hatten unter sich Männerklubs nach Art der Engländer gebildet. „Ressourcen" wurden in dem Hause gegenüber dem Steintor (später Café Steintor) gehalten, und zwar meistens an den Donnerstagabenden. Man diskutierte über die Französische Revolution, die „Septembermorde" der radikalen „Commune" (1792), die Hinrichtung des Königspaars, die französischen Kriege usw.

Gelegentlich kamen Wanderschauspieler mit ihren Wagen nach Wehlau, blieben einige Wochen dort und führten abends in der Reitbahn bei Olfunzellicht ihre Stücke auf. Diese sogenannten Komödianten mußten im Besitz einer schriftlichen „Konzession" sein.

Viel Bewunderung fanden auch die großen Feuerwerke, die in jenen Jahren abgebrannt wurden, z. B. auf der Wattlau jenseits der Pregelbrücke.

Eine große Zuschauermenge hatte sich eingefunden, als im Frühjahr 1798 ein fremder „Künstler" an der Reitbahn einen Heißluftballon aufsteigen ließ, der die Größe, Form und Farbe eines Menschen hatte. Dieser Ballon wurde vom Winde über die Stadt hinweggetrieben und ging schließlich beim Dorfe Damerau (östlich von Wehlau) nieder.

Nach der Niederlage des preußischen Heeres bei Jena und Auerstedt kam am 6. Dezember 1806 König Friedrich Wilhelm III. mit seiner Familie und einem kleinen Gefolge auf der Flucht vor den Truppen des Kaisers Napoleon I. nach Wehlau. Das Königspaar nahm Quartier im Hause des Stadtkämmerers Fichtner (später Kreishaus) in der Klosterstraße bis zur Weiterfahrt nach Memel am 10. Dezember. Eine Abteilung von 80 Mann Garde zu Fuß blieb bis zum Anfang des Jahres 1807 in der Stadt. Dort wurde für die preußischen und die verbündeten russischen Truppen ein Kriegsmagazin eingerichtet. Bis ins Frühjahr hinein mußte sich Wehlau an den Lebensmittellieferungen für die Russen beteiligen, die sich bei

ihren Durchmärschen und häufigen Einquartierungen wie Eroberer benahmen. Aber Mordtaten, Brandstiftungen und Schändungen sind damals nicht vorgekommen.

Nach der großen Niederlage der Russen bei Friedland am 14. Juni 1807 flüchtete die russische Armee. Ihre Nachhut steckte die Allebrücke, die Kähne auf der Alle und die Pinnau in Brand. Am Morgen des 16. Juni überschritten die letzten russischen Einheiten die Pregelbrücke, verbrannten diese und die Wattlau und setzten ihre Flucht in der Richtung Tilsit fort.

Die weiteren Ereignisse in Wehlau können ebenfalls nur kurz gestreift werden. Die Spitze der französischen Armee erreichte am 16. Juni morgens Wehlau, reparierte sogleich die Allebrücke und stellte ebenso rasch bei Sanditten über den Pregel eine Schiffsbrücke her, über die bereits mittags Napoleon seinen Einzug in Wehlau hielt. Er übernachtete im Hause des Kaufmanns Hufnagel (später Kriszat) und setzte am folgenden Vormittag mit dem Hauptteil seiner Armee die Verfolgung der Russen fort. Nach dem Abzug des Kaisers plünderte die in Wehlau zurückgelassene französische Besatzung die Stadt gründlich. „Das Elend geht über alle Beschreibung", berichtete Rektor Reinhard, der damals Leiter der Lateinschule war.

Diese Zustände dauerten in Wehlau auch nach dem Abschluß des Friedens von Tilsit im Juli 1807 an. Schulunterricht und Sommermarkt fielen aus. Erst nach Abzug der Franzosen rückten zwei preußische Schwadronen ein, die schon vor dem Kriege in der Stadt gestanden hatten, wurden aber bald wieder abberufen.

Groß waren Hungersnot und Teuerung. Handel und Gewerbe lagen darnieder. Rund 500 Menschen (von etwa 2700) starben im Jahre 1807 an ansteckenden Krankheiten, vor allem an der epidemischen Ruhr. Dieses große Sterben dauerte bis ins folgende Frühjahr an. Die Zahl dieser Todesfälle ist nicht überliefert.

Beim Pfingstgottesdienst des Jahres 1809 wurde feierlich die Einführung der „Städteordnung" des Freiherrn vom Stein verkündet. Nunmehr lag die Selbstverwaltung in den Händen des Magistrats und der aus 20 Mitgliedern bestehenden Stadtverordnetenversammlung. Die städtische Gerichtsbarkeit ging auf ein staatliches Gericht über. Die Pflichten des bisherigen Stadtkommissars wurden dem Landrat in Tapiau zugewiesen.

Durch die Erklärung der Gewerbefreiheit (1811) verloren die Zünfte ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung, und den Juden wurde die Möglichkeit geboten, ohne weiteres Gewerbe zu treiben. Nachdem sie allgemein das Recht erhalten hatten, Bürger zu werden, ließen sich 1814 zwei in einem Hause am Markt nieder und eröffneten einen Kramladen. Ihnen folgten weitere, so daß ihre Zahl 1816 auf 20 angestiegen war. Sie trieben Handel mit dem Lande und mit den Nachbar-

städten und hielten ihren Gottesdienst „in einem Hause am Markt in der zweiten Etage".

Im Frühjahr 1812 bekam Wehlau wieder häufig Einquartierung, zunächst von Teilen des preußischen Hilfskorps, das den Franzosen für ihren Kampf gegen Rußland zur Verfügung gestellt werden mußte. Dann folgten französische Truppen. Napoleon selbst hielt sich am 17. Juni nur kurz in der Stadt auf. Zurück blieb eine französische Besatzung, unter der die Einwohnerschaft fast ebensoviel zu leiden hatte wie 1807. Auch die Preise für Lebensmittel erreichten dieselbe Höhe wie damals.

Nach dem Zusammenbruch der „Großen Armee" mußte Wehlau die „Absetzbewegungen" der Franzosen über sich ergehen lassen, dann folgten russische und preußische Truppen auf der Verfolgung der Franzosen.

Nach der Ständeversammlung am 5. Februar 1813 in Königsberg, zu der auch Wehlau einen Deputierten entsandt hatte, wurde aus Einwohnern des Wehlauer Gebiets ein Landwehrbataillon gebildet, ausgerüstet mit Flinten und Lanzen, nach tagelangem fleißigen Exerzieren feierlich in der Kirche vereidigt und eingesegnet. Dann zog die Formation den preußischen Truppen nach. Bald darauf wurden vier Landsturm-Kompanien, bewaffnet mit Lanzen und einigen Flinten, und eine Reiter-Schwadron (mit Säbeln und Pistolen) aufgestellt, nötigenfalls zur Verteidigung der Stadt. Aber dazu kam es nicht mehr, denn am Morgen des 15. April 1814 erfuhr man von dem Einzug der Verbündeten in Paris. Um 11 Uhr fand ein Dankgottesdienst in der alten Ordenskirche statt. Nachmittags dröhnten Böllerschüsse von der Schanze her, und die Bürgerschaft feierte bis in die Nacht hinein in ihrer Weise.

Das große Friedensdankfest wurde zusammen mit dem preußischen Krönungsfest am 18. Januar 1816 gefeiert.

Auf Königlichen Befehl fand am 5. Juli in der Kirche eine würdige Totenfeier für die Gefallenen statt. 15 Totenkerzen standen auf dem schwarz umflorten Altar. Eine Gedächtnistafel mit den Namen der Gefallenen der Gemeinde wurde enthüllt. Eine weitere Erinnerungsfeier wurde am Sonntag nach dem 18. Oktober, dem Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, veranstaltet. Dieser Tag wurde damals für die Folgezeit zum offiziellen Staatsfeiertag erklärt, ebenso der 18. Juni (Belle-Alliance) und der 31. März (Einzug in Paris).

Nach einer Aufstellung des Magistrats vom Ende des Jahres 1816 beliefen sich Wehlaus Kriegsschäden durch Einquartierungen, Requisitionen, Plünderungen usw. auf 324 856 Taler. Im August 1817 rückten zwei Schwadronen Kürassiere in Wehlau ein und mußten wie früher in Bürgerquartieren untergebracht werden.

Im Jahre 1818 wurde Wehlau Kreisstadt und damit Sitz des Landrats. Im Stadtgebiet lebten damals 3212 Einwohner.

Ein Gesetz vom 30. Mai 1820 schaffte die Akzise ab und ersetzte sie durch eine Gemeindeabgabe. Nach der Einrichtung des Provinzialschul-

kollegiums in Königsberg 1825 übte dieses die Aufsicht über das Gymnasium aus. Die Kosten der Schule gingen zu Lasten der Stadtverwaltung. Der Lageplan des Festungsoffiziers Giese aus dem Jahre 1826 zeigte, daß der Stadtkern sich seit dem Mittelalter nicht verändert hatte. Nur auf der Nordseite waren Kavallerieställe eingezeichnet. Die Pferde der Garnison brauchten also damals nicht mehr in Privatstallungen untergebracht zu werden. Die Soldaten aber lagen weiterhin in Bürgerquartieren.

Am 2. Oktober 1827 erhielt die Stadt Wehlau das Ehrenbürgerrecht der Haupt- und Residenzstadt Königsberg.

Nach wie vor wurden die Wehlauer von Bränden und Überschwemmungen heimgesucht. Der gewaltige Eisgang auf Alle und Pregel im April 1829 riß die 1816 neu gebaute Allebrücke und eine Anzahl Joche der 1822 festlich eingeweihten „Langen Brücke" über den Pregel fort. Die Grabenstraße an der Pregelseite, die Kleine und die Große Vorstadt, die Freiheit und das Allevorwerk standen unter Wasser. Auf der Freiheit wurden mehrere Häuser ganz oder teilweise weggerissen. Die Einwohner hatten sich selbst noch rechtzeitig retten können. Der notdürftigste Verkehr wurde mit Kähnen bewerkstelligt. Aber auch die Keller der höher liegenden Häuser waren mit Wasser gefüllt. Es war von der Schanzenwiese bis unter die Kirche gedrungen, so daß der Fliesenboden an einigen Stellen einfiel.

Eine bedeutsame Änderung vollzog sich in Wehlau auf dem Gebiete des Schulwesens: Im Jahre 1830 wurde durch einen „Schulverein" interessierter Eltern eine „Höhere Töchterschule" gegründet, am 3. August 1831 feierlich eröffnet und im Februar 1834 als öffentliche Privatschule von der Regierung anerkannt.

Seitdem die Stadt für längere Zeit Standort ein und derselben Formation geworden war, kam ein besseres Verhältnis zwischen dem Militär und der Bürgerschaft zustande. Auch die Stadtverwaltung hatte bald die Nützlichkeit einer Garnison als Einnahmequelle erkannt. Andere Städte wollten gern eine Garnison haben und erboten sich freiwillig zu erheblichen Geldopfern. So entschloß sich die Wehlauer Verwaltung im Jahre 1833, auf Kosten der Kämmereikasse (über 12 000 Taler) eine neue Stallanlage für 112 Pferde errichten zu lassen. Das Militärlazarett lag damals in der Nähe des Steintors, die Reitbahn zwischen den Speichern. Eine Militärgemeinde wurde eingerichtet und dem zweiten Geistlichen anvertraut. Seit 11. April 1833 waren zwei Schwadronen des 3. Kürassier-Regiments in Wehlau stationiert.

Eine Straßenbeleuchtung gab es seit dem 1. November 1834. „Das sind unsere Laternen", sagten nach einem zeitgenössischen Bericht die Bürger, die freiwillige Spenden zur Anschaffung der neun Hängelampen gegeben hatten. Das notwendige Öl wurde aus der städtischen Servis-Kasse bezahlt. In den damals noch ungepflasterten Nebenstraßen mußte man sich weiterhin mit Windlichtern oder Fackeln behelfen.

In der Umgebung von Wehlau fanden in jenen Jahren noch häufig Treibjagden auf Wölfe statt, wenn sie sich in größerer Zahl zeigten. Für die Erlegung dieser gefährlichen Raubtiere wurden, wie schon vor hundert Jahren, besondere Prämien gezahlt. Diese wurden im Amtsblatt bekanntgegeben, von Zeit zu Zeit erhöht und betrugen beispielsweise ab 1. März 1817 für einen alten Wolf 10 Taler, für eine alte Wölfin 12 Taler und für einen Jungwolf 8 Taler. Als Beleg diente damals der rechte Hinterlauf. Früher mußte der Balg vorgewiesen werden.

Am 25. Januar 1836 beging die Stadt in feierlichster Form ihr fünfhundertjähriges Gründungsfest, dessen Verlauf hier nicht geschildert werden soll. Schon in folgendem Jahre erkrankten in der Zeit vom September bis Dezember 61 Personen an der Cholera, 23 davon starben.

Auf die Nachricht vom Tode Friedrich Wilhelms III. am 7. Juni 1840 nahm Wehlau an der allgemeinen Landestrauer teil. Vierzehn Tage lang läuteten die Glocken der Kirche täglich von 12 bis 1 Uhr mittags, Lustbarkeiten und Musik waren untersagt.

Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. war das erste wichtige Ereignis in Wehlau die feierliche Einweihung des neuen dreistöckigen Gebäudes der „Lateinischen Stadtschule" am 20. Oktober 1842. Es war auf dem Grundstück des bisherigen Schulhauses errichtet worden und galt als eines der schönsten der Provinz.

Am 3. und 4. August 1843 feierte die Schützengilde, die 1732 aus unbekannten Gründen eingegangen war, das Fest ihrer Neugründung. Vor dem Rathaus wurde in Gegenwart der „Prominenz" die neue Fahne geweiht.

Nach einer damaligen Statistik hatte 1844/45 die Stadt 3401 Einwohner, davon 27 Katholiken und 45 Juden. Es gab 18 Fabriken, Mühlen- und Magazin-Gebäude, 3 Wirtshäuser „für gebildete Stände", 5 Krüge mit „Ausspannungen" für Fuhrwerke, 1 Speisewirtschaft, 21 Schankwirtschaften und 6 Brauereien. Die große Zahl von Meisterbetrieben bezeugt den Gewerbefleiß in Wehlau, beispielsweise 79 Spinnereien, 16 Fleischer mit 20 Gehilfen, 35 Schuhmacher mit 44 Gehilfen, 9 Schlosser mit 14 Gehilfen, 9 Tischler mit 20 Gehilfen, 14 Schneider mit 15 Gehilfen. 29 Kaufleute versorgten die Einwohnerschaft mit „Viktualien" verschiedenster Art. Ein Krammarkt auf dem „Lohberg" fand in jedem Juli eine Woche lang neben dem regelmäßigen Wochenmarkt statt. Der Pferdemarkt war weiterhin eine besondere „Attraktion", die ebenso wie der Jahrmarkt im Sommer viele anlockte. Für die Verbreitung von Nachrichten sorgte das „Wehlauische Kreisblatt" (vorher „Wehlauer Wochenblatt"). Erwähnt seien auch 2 Buch-, Kunst- und Musikalienhändler und eine Leihbücherei.

Einen „agrarischen" Einschlag bewiesen 340 Scheunen und Schuppen und der Viehbestand: 106 Pferde, 205 Rindvieh, 127 Schafe, 242 Schweine. Von Ziegen hat man nur wenig gehalten, es wurden nur 9 gezählt.

Wehlau war aber auch Beamtenstadt. Neben dem städtischen Magistrat hatten folgende Königliche Behörden ihren Sitz in der Stadt: Landratsamt, Land- und Stadtgericht, Domänen-Rentamt, Kreissteuerkasse, mit der eine Salzfaktorei verbunden war, die sämtliches Salz vom Königlichen Salzamt in Memel erhielt. 1853 wurde die Kreissparkasse gegründet.

Für das Gesundheitswesen waren zuständig: 1 Kreisphysikus, 1 Stadtchirurgus, 1 Kreistierarzt und die schon erwähnte Apotheke. Die älteste ostpreußische Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke Allenberg, drei Kilometer von Wehlau entfernt, wurde nach vierjähriger Bauzeit am 1. September 1852 in Betrieb genommen.

Zu den bemerkenswerten Ereignissen der fünfziger Jahre rechnete man eine Feuersbrunst im Scheunenviertel, die 67 Scheunen und 9 Schuppen vernichtete (15. Juli 1855). Die Stadtverwaltung ließ die Brandstätten nicht mehr mit Scheunen bebauen, sondern erwarb nach und nach die Grundstücke zur Vergrößerung der Stadt. In Zukunft sollten nur massive Scheunen errichtet werden, und zwar nach der Ziegelei („Glumsberg") zu.

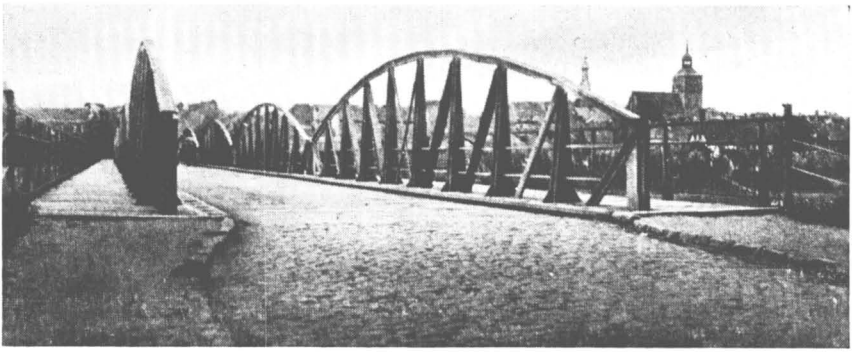
Am 18. Mai 1856 fuhr zum ersten Male ein „Dampfboot" von Königsberg her an Wehlau vorbei, wendete an der Ziegelei und fuhr dann wieder pregelabwärts. Einige Tage danach legte erstmalig ein anderes Dampfboot zur Aufnahme mehrerer Passagiere in Wehlau an und wurde bei der Rückkehr festlich empfangen. Dieselbe Ehrung wurde im Juli dem Dampfboot „Wehlau" zuteil.

Das Jahr 1857 erhielt eine besondere Bedeutung durch die 200-Jahr-Feier des Vertrages von Wehlau. Viele Einwohner gingen danach in das Rathaus, um das im erneuerten Sitzungszimmer hängende Ölgemälde des Großen Kurfürsten zu besichtigen.

Der Pferdemarkt war wegen des ständig zunehmenden Auftriebs Anfang des 19. Jahrhunderts auf die Schanzenwiesen verlegt worden und begann im Jahre 1857 am 14. Juli. Mehrere tausend Pferde gelangten durch Kauf oder Tausch in andere Hände. Vornehmlich waren es Wirtschaftspferde, die besonders von jüdischen Pferdehändlern angeboten wurden.

In wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht brachte der Bau der Eisenbahnstrecke Königsberg—Eydtkuhnen erhebliche Vorteile. 1858 wurde das Fundament zum Bahnhofsgebäude gelegt, am 4. Juni 1862 passierte der erste Zug die neue Station, die zwei Kilometer von der Stadt entfernt war und auch Spaziergänger anlockte.

In den sechziger Jahren gehörte Wehlau bereits zu den über 5000 Einwohner zählenden Städten Ostpreußens. Am 12. November 1860 wurde die „Elementarschule" im „Deutschen Haus" eröffnet und am 19. Mai 1865 die bisherige private „Höhere Töchterschule" als mehrklassige Anstalt von der Stadt übernommen. Am 1. Dezember 1865 erhielt der Pferdemarkt eine besondere „Marktordnung".



Lange Brücke über den Pregel mit Blick auf Wehlau

Nach Beendigung der nur kurzen kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich im Jahre 1866 empfing die Wehlauer Bevölkerung ihre zurückkehrenden Soldaten mit großem Jubel. Die Reithalle war zu einer Festhalle hergerichtet worden, und hier wurde zu Ehren der siegreichen Feldzugsteilnehmer ein Festmahl veranstaltet.

Am 19. Juli 1870 erklärte Frankreich aus Prestigegründen Preußen den Krieg, mußte ihn dann aber gegen Deutschland führen. Entgegen französischen Erwartungen stellten sich nämlich die süddeutschen Staaten an die Seite des Norddeutschen Bundes. So wurde dieser Krieg zu einem Beispiel begeisterter Einmütigkeit, die ihren Ausdruck in den damals viel gesungenen Liedern aus dem Jahre 1840 fand: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" (Nikolaus Becker) und „Die Wacht am Rhein" (Max Schneckenburger). Auch in Wehlau wurden Reservisten und Landwehrmänner zusammengezogen und folgten den aktiven Truppen nach Frankreich hinein. Nun wartete man in der Stadt auf Nachrichten von der Front. Sie kamen in schneller Folge nach dem 4. August: Weißenburg, Wörth, Vionville/Mars-La-Tour, Gravelotte, Sedan. Dann hieß es: Paris wird belagert. Groß war die Freude über die deutschen Siege, hoffnungsvoll erwartete man den Frieden.

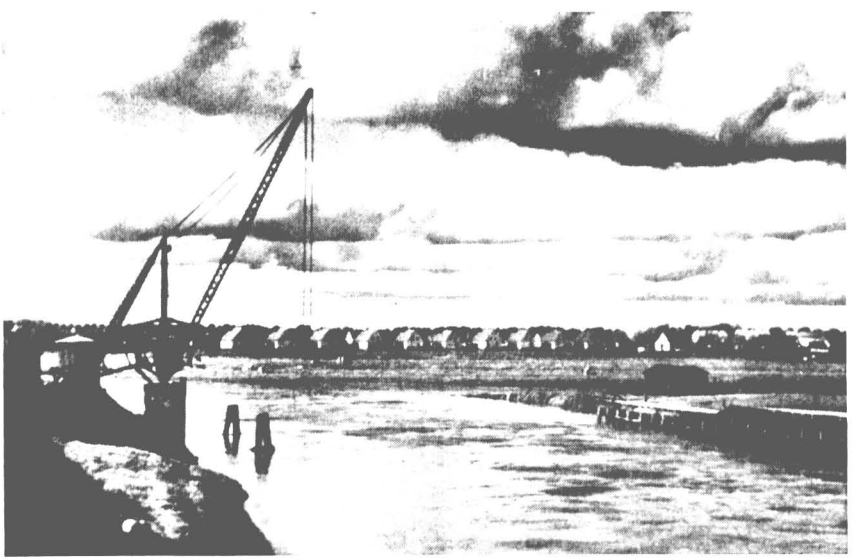
Von 1871 bis 1918

Am 18. Januar 1871 wurde König Wilhelm I. von Preußen im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen. Die Abwertung dieses markanten historischen Ereignisses blieb bis in die Gegenwart hinein gewissen Parteipolitikern vorbehalten. Bismarck drängte auf rasche Beendigung des Krieges und vermied bei den Verhandlungen die Demütigung der Besiegten. Aber der Revanchegedanke

Frankreichs belastete seitdem die deutsch-französischen Beziehungen. Das Ergebnis dieses erzwungenen Krieges war für Deutschland die langersehnte Einigung. Das Deutsche Reich war keine Diktatur, sondern ein Bundesstaat, dessen erster Reichskanzler Fürst Bismarck durch seine Vertragspolitik die Sicherung des Friedens erstrebte. Auch das soll im Interesse der historischen Wahrheit festgehalten werden.

Wie überall in Deutschland, wurden auch in Wehlau die zurückkehrenden Soldaten mit jubelnder Begeisterung empfangen. Die Gestaltung der Begrüßungsfeierlichkeiten lag in den Händen der städtischen Behörden, der Schützengilde, des Turnvereins und des Gesangvereins: Umzüge, Illuminationen, Festessen. 1872 verließ die 3. Schwadron der Wrangel-Kürassiere, die seit 1865 in Wehlau stationiert war, die Stadt, und die 2. Reitende Batterie des Feldartillerie-Regiments Nr. 1 rückte ein.

Zur Sicherung des Verkehrs wurde die inzwischen durch einen Eisgang wieder zerstörte Holzbrücke über die Alle nunmehr durch eine massive Eisenkonstruktion ersetzt und am 26. August 1872 feierlich dem Verkehr übergeben. Im Interesse einer besseren Verkehrsverbindung zwischen Wehlau und dem südlichen Hinterland wurde in einer Denkschrift an den Landrat vom 10. Juni 1872 die Anlage einer Eisenbahnstrecke Richtung Allenburg—Friedland vorgeschlagen. Aber dieses Projekt kam über Ver-



Blick von der Allebrücke auf die Mündung der Alle in den Pregel. Hinten Siedlung der dreißiger Jahre

messungsarbeiten im Vorgelände von Wehlau, bei Neu-Wehlau und bei Paterswalde im Frühjahr 1873 nicht hinaus.

Auch im „Maschinenzeitalter" blieb Wehlaus landwirtschaftlicher Einschlag nicht nur erhalten, vielmehr ergab eine am 10. Januar 1873 in der Stadt durchgeführte Viehzählung sogar einen sehr erheblich größeren Bestand als vor dreißig Jahren, nämlich 263 Pferde, 362 Rinder, 164 Schafe, 537 Schweine, 15 Ziegen. Allerdings war auch die Einwohnerzahl in der Zwischenzeit angewachsen. In dieser Aufzählung werden erstmalig auch 50 Bienenstöcke genannt. Sicher fand schon damals ein Teil des Honigs Verwendung bei der privaten Herstellung des berühmten „Bärenfangs".

Nachdem bereits Ende der dreißiger Jahre eine neue Feuerlöschordnung entworfen und ein besonderer „Rettungsverein" gebildet worden war, erbaute man im Jahre 1874 zur besseren Unterbringung der Löschgeräte ein „Spritzenhaus".

Zu dem städtischen Besitz gehörte auch der Stadtwald. Eine Neuvermessung und forstwirtschaftliche Einteilung fand 1878 statt. Nach den seinerzeit im Stadtarchiv aufbewahrten Karten und Beschreibungen umfaßten der „Alte Wald", der „Neue Wald" und der „Grüne Husch" rund 734 Hektar. Die städtischen Jahreseinnahmen aus diesem Stadtforst setzten sich zusammen aus Gelderträgen für Holz, Grasernte und Jagd und betrugen in den achtziger Jahren im Durchschnitt rund 15 000 Mark.

Zur Pflege der Kameradschaft über die Militärdienstzeit hinaus wurde am 31. März 1880 ein „Kriegerverein" gegründet. Seine satzungsgemäße Verpflichtungen waren Treue zu Kaiser und Reich und Ehrung der toten Kameraden.

In diesem Jahr wurde die „Lange Brücke" (rund 300 m) über den Pregel und die angrenzenden Wiesen neu erbaut, und zwar — wie schon die Allebrücke — aus einer Eisenkonstruktion auf massiven Pfeilern, die dem Hochwasser und Eisgang Widerstand leisten konnten. Dieser Neubau wurde am 11. Dezember 1880 feierlich eingeweiht.

Interessante Einblicke gewährten die im Zusammenhang mit der damals vorbildlichen, und daher später von anderen Staaten nachgeahmten Sozialgesetzgebung Bismarcks, erstatteten jährlichen Berichte der Polizeiverwaltung an das Kgl. Landratsamt. Sie enthielten die Ergebnisse der Erhebungen über die Beschäftigung von Kindern (12—14 Jahre) und Jugendlichen (bis 16 Jahre) in Fabriken und gewerblichen Betrieben, über Arbeitseinschränkungen oder Entlassungen von Arbeitern, über Versicherungen und über Sonntagsarbeit.

Beispielsweise: 1883 wurden beschäftigt:

1. in der „Industrie Steine und Erden" (5 Betriebe) 14 männliche und 18 weibliche Kinder, 16 männliche und 13 weibliche Jugendliche,
2. in der Eisengießerei und Maschinenfabrik Ruhnau 4 männliche Jugendliche,

3. in der Fabrik für Heiz- und Bauschlosserei 5 männliche Kinder, 2 männliche und 3 weibliche Jugendliche.

Die Arbeitszeit der Kinder sollte sechs Stunden an Werktagen nicht überschreiten.

Männliche Jugendliche mit nicht genügenden Schulkenntnissen erhielten in einer „Lehrlings-Sonntagsschule" im Winterhalbjahr an jedem Sonntag von 1 bis 3 Uhr mittags allgemeinen Unterricht.

Die tägliche Arbeitszeit an den sechs Wochentagen umfaßte zehn und mehr Stunden. Regelmäßige Sonntagsarbeit leisteten Bäcker, Barbiere, Fleischer, Fuhrhalter, Getreidemahlmühlen, Grob- und Hufschmiede, Schneider und Schneiderinnen, Schuhmacher und Uhrmacher. Bei kurzfristigen Lieferterminen, also nur zeitweise, arbeiteten sonntags auch Stubenmaler, Tischler, Töpfer, die Fabrik Ruhnau und die Ziegelfabrik Schulz in Neu-Wehlau.

Gegen „haftpflichtige Unfälle" hatten die Mühlenbetriebe der Aktiengesellschaft „Pinnau" und Fabrikbesitzer Ruhnau ihre Arbeiter versichert. Die Arbeiter bei Ruhnau gehörten dem „Gewerkverein der deutschen Maschinen- und Metallarbeiter" (in Berlin) an, der eine Unterstützungs- und Krankenkasse besaß.

Arbeitseinschränkungen oder Entlassungen von Arbeitern in größerem Umfange sind in der Zeit von 1880 bis 1885 nicht vorgekommen. Auch von Lohnforderungen, Demonstrationen oder Streiks wurde nichts berichtet.

Einige Sorgen bereitete die seit 1881 drohende Verlegung der ständigen Garnison. Aber alle Bemühungen der Stadtverwaltung, Wehlau den Status einer Garnisonstadt zu erhalten, blieben erfolglos. 1882 wurde die vor zehn Jahren eingerückte Batterie zu ihrem Regiment nach Königsberg zurückbeordert. Als schwachen Ersatz erhielt Wehlau zwei Jahre später ein Wehrmeldeamt des Wehrbezirkskommandos Königsberg-Land.

Auch auf dem Gebiet des Wehlauer Schulwesens vollzogen sich damals einige bemerkenswerte Veränderungen.

Wegen der ständig steigenden Unterhaltungskosten für das städtische Gymnasium hatte sich die Stadtverwaltung schon seit längerer Zeit um die Übernahme der Schule durch den Staat bemüht. Nach langen Verhandlungen kam ein acht Paragraphen enthaltender Vertrag zustande, durch den die Schule mit Wirkung vom 1. April 1882 als „Königliches Gymnasium" in das Patronat des Staates überging.

Für die „Elementarschule" und die „Armenschule" erbaute die Stadt 1883/84 ein gemeinsames Schulhaus, „eine wahre Zierde der Neustadt, gegenüber der Abzweigung der Pinnauer Straße (1896 Volksschule mit 6 Jungen- und 6 Mädchenklassen).

Die „Höhere Töchterschule", die seit 1875 im Hause des Bürgermeisters Rabe in der Pinnauer Straße untergebracht war, bezog 1884 das bis da-

hin von der „Elementarschule" benutzte, neu ausgebaute Schulhaus in der Deutschen Straße.

Außerdem bestanden eine zweiklassige „Landwirtschaftliche Winterschule", an der außer dem Leiter nebenamtlich Gymnasiallehrer Unterricht erteilten, und die zweiklassige Privatschule von Fräulein Kersandt, in der Jungen und Mädchen für die höheren Schulen vorbereitet wurden (bis 1903).

Im Jahre 1883 wurde in Wehlau eine „Freiwillige Feuerwehr" gebildet und erhielt eine einheitliche Uniform. Näheres über die wichtige Einrichtung war nicht zu ermitteln. Die Neuanschaffung von Feuerlöschgeräten war seit jeher Sache der Kämmerei (erwähnt z. B. in einem Bericht vom 19. September 1722). Zahlende Mitglieder dürften wie in Tapiau die Haus- und Grundbesitzer gewesen sein.

Auch für die Erholung der Einwohnerschaft wurde einiges getan. So schuf der schon einige Zeit bestehende „Verschönerungsverein" mit der Hilfe der Stadtverwaltung im Jahre 1885 auf dem Gelände der ehemaligen Ziegelei bei Wehlau eine Parkanlage, die bis in die Neuzeit hinein ein beliebtes Nahziel der Bürger war. Dieser Stadtpark, „Glumsberg" genannt, war städtisches Eigentum, ebenso das 1893 dort errichtete Wirtschaftsgebäude, das verpachtet wurde. Zur Einkehr lud ein über dem Lokaleingang angebrachtes Schild ein:

„Schlug Wunden Dir ein Tag zu Haus,
der Glumsberg heilt sie alle aus."

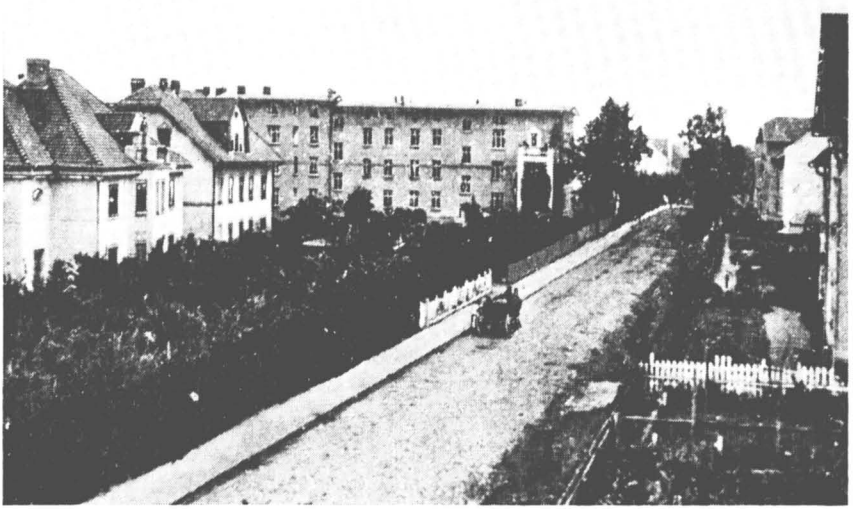
Auch die Schießstände der Schützengilde befanden sich dort, und zur Zeit des Schützenfestes herrschte auf dem sonst ruhigen Glumsberg ein enormer, ziemlich geräuschvoller Betrieb. Später wurden Tennisplätze und ein Kinderspielplatz angelegt. Der „Ruderklub" hatte am Pregel sein Bootshaus, bis es abbrannte und ein neues an der Alle (Straße nach Paterswalde) errichtet wurde.

Das Andenken an den Glumsberg hat sich unauslöschlich dem Gedächtnis der Wehlauer eingeprägt. So erinnerte sich z. B. Willy Helbing noch im 77. Lebensjahr fern der Heimat 1957: „Am Glumsberg floß in vielen Krümmungen der Pregel vorbei. In der Gastwirtschaft wurde als Spezialität ‚Schmand mit Glums' abgegeben, d. h. weicher Quarkkäse in Sahne. Wir Gymnasiasten hatten auch Aufgaben übernommen, die für die Allgemeinheit von Nutzen waren. Unter Führung eines unserer Professoren, der dem Wehlauer Verschönerungsverein vorstand, zogen wir in die engere und weitere Umgebung, u. a. auch auf den Silberberg an der Alle, um von dort geeignete Sträucher und Bäumchen zu holen und in die Anlagen des Glumsbergs zu verpflanzen. Dort fand in der Regel das Schulfest statt, das immer Anfang September zur Erinnerung an den Tag von Sedan gefeiert wurde. Unter Vorantritt der in schmucke Matrosenuniform gekleideten Schülerkapelle — Trommler und Pfeifer — marschierte das

ganze Gymnasium hinaus, flankiert von zwei Stadtpolizisten. Abends ging es in der gleichen Reihenfolge zurück."

Andere Ausflugsziele waren der „Gerichtsberg" mit Ausblick auf das schöne Tal der Alle, auf die Pinnau und auf die Heil- und Pflegeanstalt Allenberg, ferner der „Silberberg" auf dem hohen Alle-Ufer bei Kl.-Nuhr mit der Stätte einer prußischen Fliehburg. Auch die ausgedehnten städtischen Waldungen lockten Ausflügler an. Wer die „besonderen Stellen" kannte, brachte große Mengen von Himbeeren nach Hause — auch das gehört zu den Jugenderinnerungen alter Wehlauer. In welchem Umfange die Eisenbahn in jener Zeit zu Ausflügen oder sonstigen Fahrten benutzt wurde, ist nicht bekannt.

Sehr rege war aber schon damals der Postverkehr. In der Stadt waren 21 Briefkästen angebracht, die fleißig benutzt wurden. Beispielsweise gingen 1886 vom Kaiserlichen Postamt in Wehlau 224 820 Briefe und 14 490 Pakete ab, 247 014 Briefe und 23 040 Pakete trafen ein. Mit dem Postamt war eine Telegrafenstation verbunden, die außerhalb der eigentlichen Dienststunden, auch nachts, dienstbereit war, namentlich bei Feuer- oder Wassergefahr. Elf Jahre später wurde eine Fernsprechverbindung mit den Städten des Kreises und weiteren Städten eingerichtet.



Die Parkstraße; sie führte zum Glumsberg, wo Schützenfeste und Sängerfeste gefeiert wurden

Im Sommer des Jahres 1887 wurde das neu erbaute städtische Schlachthaus seiner Bestimmung übergeben. Anfänglich war gegen die Errichtung eines so „neumodischen" Baus viel geredet worden. Aber allmählich kam man doch zu der Einsicht, daß diese Einrichtung recht nützlich für die Bürgerschaft sei.

In der Trauerzeit nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. am 9. März 1888 herrschte in Wehlau überaus strenge Kälte. Schneestürme verwehten Wege und Stege, auch die Eisenbahnstrecke. Die Verbindung mit der Außenwelt war abgeschnitten. Einen Monat später trat schlagartig anhaltende Wärme ein. Die Schnee- und Eisschmelze hatte eine katastrophale Überschwemmung zur Folge. In 50 Häusern standen die Erdgeschoßwohnungen unter Wasser. Der Verkehr mußte wieder durch Kähne aufrechterhalten werden, bis die Wassermassen sich verlaufen hatten.

An der Gabelung der Neustadt und der Pinnauer Straße wurde in einer Grünanlage des Verschönerungsvereins im September 1890 ein Ehrenmal aus grauem Sandstein mit einer Büste Wilhelms I. errichtet. Dieses Erinnerungsmal trug zwei Marmortafeln mit den Namen der Gefallenen und die Inschrift: „Der Kreis Wehlau seinen mit Gott für König und Vaterland in den Kriegen 1866, 1870/71 gefallenen Söhnen."

Im Jahre 1890 hatte Wehlau 5385 Einwohner. In diesem Jahr wurde eine später staatlich anerkannte Hufbeschlag-Lehrschmiede eingerichtet. Die 1891 gegründete Fortbildungsschule für junge Kaufleute fiel 1923 der Inflation zum Opfer.

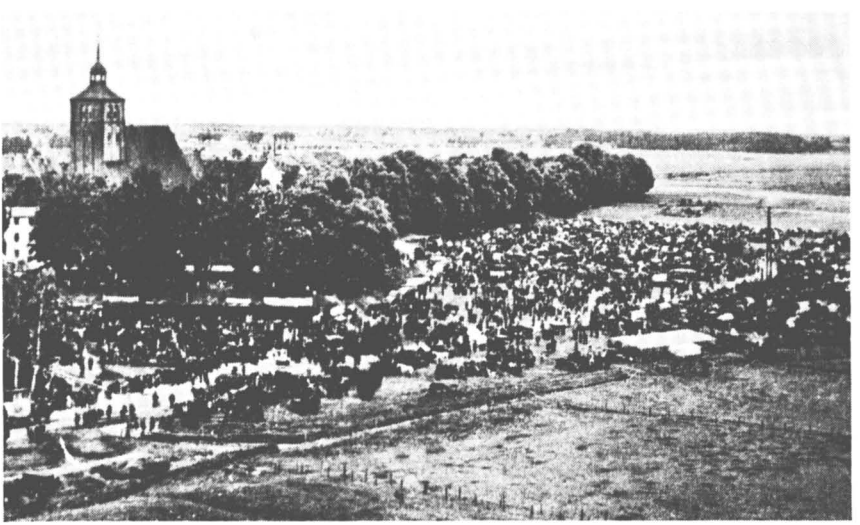
Im November 1891 wurde der „Evangelische Jünglingsverein" ins Leben gerufen und hat bis in die Neuzeit hinein bestanden. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, in der heranwachsenden Jugend „ein Christentum der Gesinnung und der Tat" zu wecken, zu fördern und zu bewahren. Wertvolle Arbeit leistete auch der „Vaterländische Frauenverein". Er kaufte beispielsweise ein Grundstück in der Pinnauer Straße, damit dort die Diakonissen-Station und die mit ihr verbundene, seit 1884 bestehende „Klein-Kinderschule" ein angemessenes Heim erhielten.

Durch anhaltenden Regen im Jahre 1891 wurde eine schwere Mißernte herbeigeführt, die ein Ansteigen der Preise für Lebensmittel zur Folge hatte. Ein Dreipfundbrot z. B. kostete 50 Pfennige, ein Zentner Kartoffeln 3 Mark, also 100 bis 150 Prozent mehr als früher.

Trotz dieser wirtschaftlichen Notzeit gab es weder Streiks noch Lohnerhöhungen. Die Arbeiten an dem Neubau des städtischen Krankenhauses in der Parkstraße gingen zügig weiter. Die feierliche Einweihung fand im Jahre 1892 statt. Im gleichen Jahr wurde eine Regulierung des Pregels stromaufwärts durchgeführt, so daß der Fluß nunmehr auch von größeren Schiffen benutzt werden konnte. Auch diese Neuerung kam der Wehlauer Wirtschaft zugute. 1893 wurde für die wandernden Handwerker eine „Herberge zur Heimat" gegründet.

Im März 1893 feierte die „Liedertafel", die seinerzeit aus einem „Gesangverein" hervorgegangen war, ihr 50jähriges Stiftungsfest. Auch die „Schützengilde" konnte in diesem Jahr auf ihr 50jähriges Bestehen zurückblicken. Bei dem großen Schützenfest im folgenden Jahre trug sie zum ersten Male die schmucke grüne Jägerjoppe und den grünen Hut. Die Jungschützen erschienen in Cut und Zylinder. 1895 wurden der „Hausbesitzerverein" und ein „Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene" gegründet. Der körperlichen Ertüchtigung dienten der schon erwähnte „Ruderklub" und der „Männerturnverein". Aus Erinnerungen alter Wehlauer geht hervor, daß schon in den neunziger Jahren eifrig Fußball gespielt und im Winter auf dem Eis der überschwemmten Schanzenwiesen Schlittschuhsport getrieben wurde.

Eine größere öffentliche Veranstaltung war im Jahre 1895 die Feier des 25. Jahrestages des Sieges bei Sedan. Die Straßen waren festlich geschmückt, die Dienstgebäude und die Wohnhäuser mit den schwarz-weißroten Fahnen des Kaiserreichs beflaggt. Nach einem Umzug der Vereine und Schulen durch die von Zuschauern umsäumten Straßen wurde eine Gedenkfeier am Ehrenmal in der Neustadt gehalten. Dann erdröhnten Böllerschüsse vom Schanzenwall, am Denkmal wurden Kränze niedergelegt und die Veteranen mit Kränzen geschmückt. Im Anschluß an diese würdige Feier, zu der sich auch viele Zuschauer eingefunden hatten, marschierte der Festzug zur Innenstadt zurück. Nach einer Parade auf



Gesamtbild des Pferdemarktes auf den Schanzenwiesen. Etwa in der Zeit 1925—1940



Auftrieb zum Pferdemarkt.
Deutsche Straße mit Volksschule. Unmittelbar rechts lag das Kreishaus.
Hier nur das Eingangstor sichtbar.

dem Marktplatz verteilten sich die Vereine auf die ihnen als „Standquartiere" zugewiesenen Lokale. Abends waren wieder einmal viele Häuser illuminiert, und auf dem Schanzenwall wurde ein besonders prächtiges Feuerwerk abgebrannt.

Im gleichen Jahre wurde das ehrwürdige Rathaus durch den Abbruch dreier angebauter Häuser zur Freude der Bürgerschaft wenigstens zum Teil wieder freigelegt. Nachdem die Ostseite des Marktplatzes schon vor einiger Zeit mit Lindenbäumen bepflanzt worden war, erhielten nunmehr auch die Nord- und Westseite je eine Reihe Lindenbäume.

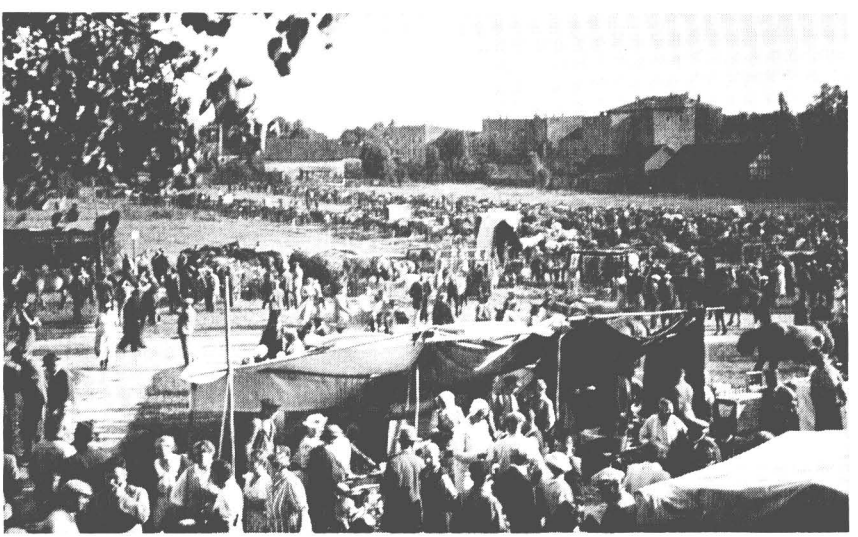
Im Juli dieses Jahres besuchte der neue Oberpräsident Ostpreußens Graf von Bismarck die Stadt, um den berühmten Pferdemarkt kennenzulernen. Nach den statistischen Angaben standen 7573 Pferde zum Verkauf auf den Schanzenwiesen, über 2000 waren in Privatstallungen untergebracht oder wurden auf den Straßen verhandelt. In jener Zeit fanden sich nicht nur Käufer aus Ost- und Westpreußen zum Markt ein, sondern auch aus Berlin, Hannover, Westfalen, Posen, Schlesien, Sachsen, sogar aus Dänemark, Schweden, Österreich-Ungarn, Rußland, Serbien, Kanada. Besonders eifrig waren, wie schon seit langem, die meist jüdischen Pferdehändler, die bis in die neuere Zeit ebenso zum Marktbild gehörten wie die Zigeuner mit ihren Planwagen, ihren Frauen (Wahrsagerinnen) und unentwegt bettelnden Kindern an offenen Lagerfeuern am Rande des Markts nach dem Glumsberg hin. Allerdings hieß es, wenn

die Zigeunerwagen anrollten: „Macht die Türen zu, die Zigeuner kommen!"

Dieser einzigartige Pferdemarkt hatte günstige Auswirkungen auf die Pferdezucht und die Landwirtschaft. Aber dieser Markt, der gemäß Verordnung vom 1. Januar 1898 seinen offiziellen Anfang am ersten Dienstag (später am Montag) nach jedem 1. Juli nahm und so in die allgemeinen Schulsommerferien fiel, brachte auch der Stadt Wehlau recht beträchtliche Vorteile. Die Stadtverwaltung kassierte Standgeld für die Aufstellung der auf den Schanzenwiesen angebotenen Pferde, für die Futterwagen, Buden und Zelte, in denen Kramhändler, Schankwirte und Schausteller gute Geschäfte machten. Es war üblich, einen Pferdekauf oder -tausch erst mit einem kräftigen Handschlag und dann mit einem mindestens ebenso kräftigen Trunk zu besiegeln. Der Vergnügungsrummel lockte nicht nur Erwachsene, sondern auch viele Kinder an.

Große Einnahmen wurden ebenso von den Geschäftsleuten, von den Gastwirten und von den Wirtschaften mit Ausspannung erzielt. Da aber die Gasthäuser niemals ausreichten, um den gewaltigen Zustrom von Fremden zu beherbergen, vermieteten viele Bürger Zimmer an Händler und andere Besucher des Pferdemarkts und schränkten sich selbst in dieser Zeit räumlich ganz erheblich ein.

Die Reichsbahn erhob Frachtgeld für die Pferde, legte Güterzüge für ihren Transport und Bedarfszüge zur Bewältigung des Personenverkehrs ein.



Schanzenwiesen mit Pferdemarkt. Hinten rechts Gerichtsgebäude

In diese Zeit fällt die Instandsetzung des Inneren der alten Ordenskirche. Zur Einweihungsfeier am 30. August 1896 waren auch der Oberpräsident und der Generalsuperintendent Braun erschienen. Die Festteilnehmer versammelten sich im Rathaussaal und zogen von dort unter Glockengeläut durch die mit Tannengrün, Blumen und Fahnen geschmückte Stadt nach der Kirche. Die Weiheandacht hielt der Generalsuperintendent, die neuerbaute Orgel ertönte zum ersten Male. Nach dem Festgottesdienst fand das übliche gemeinsame Essen in einem Lokal statt.

Der Förderung des Wirtschaftslebens diente die im September 1896 vom Kreistag beschlossene Aufhebung des Chausseegeldes. Das alte Wohnhaus „Zum letzten Groschen" erinnerte an die Zeit, als dort das Chausseegeld erhoben wurde.

Ein besonderer Übelstand in der Stadt war jedoch das Fehlen einer ordentlichen Kanalisationsanlage. Vor allem das Gymnasium hatte darunter zu leiden, daß an seiner Ostseite eine offene Gosse vorbeiführte, welche einen großen Teil der Abwässer der Stadt in einen Sammelgraben leitete. Dieser zog sich unterhalb der nach der Schanze zu gelegenen Gärten hin und mündete in den Pregel. In den vier nach Osten liegenden Klassenräumen und im Konferenzzimmer konnte man den Gestank aus der Gosse während des größeren Teils des Jahres kaum aushalten. Bei den Vorarbeiten für eine Kanalisation im Jahre 1895 stieß man auf die Reste der „herrlichen Wasserkunst", die schon vor 1600 durch fast die halbe Stadt geführt und den Bürgern bequem frisches Trinkwasser zugeleitet hatte. Als Folge eines großen Streits zwischen dem Bürgermeister, dem der Wasserzins zustand, und dem Rat, der den Zins in die Stadtkasse fließen lassen wollte, ging zum Schaden der Bürgerschaft die Wasserleitung ein. Im Oktober 1897 war durch eine Teilkanalisation die Gosse beseitigt. Aber die von der Bürgerschaft schon seit langer Zeit gewünschte Wasserleitung fehlte immer noch. Wer keinen eigenen Brunnen am Hause hatte, mußte das Wasser weiterhin aus den öffentlichen Brunnen oder Pumpen holen.

Von solchen Kalamitäten abgesehen, bot das wirtschaftliche Leben in den langen Friedensjahren der Regierung Kaiser Wilhelms II. ein ganz erfreuliches Bild. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß die wirtschaftliche Blüte Deutschlands z. B. in England nicht gern gesehen wurde. So schrieb die englische Wochenschrift „Saturday Review" am 11. September 1897: „Wenn Deutschland morgen ausgelöscht wäre, so gäbe es übermorgen keinen Engländer, der nicht um so viel reicher wäre." Ein Wetterleuchten am außenpolitischen Horizont — die Wehlauer dürften, wie überhaupt die Allgemeinheit in Deutschland, damals kaum Kenntnis davon erhalten haben, ebensowenig von den Pogromen im zaristischen Rußland und von den Zwangsarbeitslagern in Sibirien. Für Wehlau galt

immer noch der im Anfang des 18. Jahrhunderts am Steintor unter dem Stadtwappen angebrachte Spruch:

„Der große Gott, so unser Leitstern ist
Und uns bisher so treulich hat geführet,
Bewahr die Stadt vor Feinden, Feur und Zwist
Und segne den, der dieses Reich regieret."

Im Jahre 1897 war Wehlau zum ersten Male Tagungsort: Das 53. Jahresfest des Ostpreußischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung fand hier statt. Zu dieser Veranstaltung war eine große Anzahl Geistlicher aus der ganzen Provinz nach Wehlau gekommen. Sie weilten zwei Tage lang in der Stadt.

Einen bemerkenswerten Fortschritt bedeutete die Modernisierung der Straßenbeleuchtung. Nach Einrichtung einer Gasanstalt im Jahre 1902 wurden die 52 Petroleumlaternen, die an die Stelle der früheren Ölfunzeln getreten waren, nach und nach durch Gaslampen ersetzt. Auch in den Haushaltungen und Büros bürgerten sich Gaslampen mehr und mehr ein. Aber die alten Wehlauer erinnern sich noch der Zeit, in der sie ihre Schularbeiten im traulichen Schein einer Petroleumlampe erledigten.

Auf erzieherischem wie auch auf wirtschaftlichem Gebiet bedeutungsvoll war die Einrichtung einer Fürsorge-Erziehungsanstalt für schulentlassene Jungen durch die Kirchengemeinde Wehlau. Sie erwarb von der Stadtverwaltung das Kämmereigrundstück Altwalde II und errichtete dort ein Heim, das am 1. Oktober 1903 eingeweiht wurde. 1905 kaufte sie das Kämmereigrundstück Altwalde I (vier Kilometer östlich der Stadt) und das zwischen I und II gelegene damalige Privatgut Senklerkrug hinzu und konnte die dortigen Gebäude ohne größere Veränderungen für ihre Zwecke nutzbar machen. Alle drei Anlagen stellten das „Provinzial-Erziehungsheim Altwalde" dar und konnten zusammen etwa 100 Zöglinge aufnehmen. Jeder „Hof" war ein landwirtschaftlicher Betrieb mit Molkerei und Gärtnerei. In fünf Handwerksbetrieben wurden Lehrlinge ausgebildet (Schneider, Schmiede, Stellmacher, Tischler, Schuhmacher). Im Winterhalbjahr erhielten die unter 18 Jahre alten Jungen Fortbildungsunterricht in sieben Fächern. Durch die Aufteilung in „Kameradschaften" wurde die „Selbsterziehung" entscheidend gefördert. Der von den Jungen gegründete Sportverein „Natangia" führte völlig gleichberechtigte Wettkämpfe mit Vereinen des Kreisgebietes Wehlau und darüber hinaus durch.

Der größte Teil der zur Entlassung kommenden Jungen wurde in ländliche Arbeitsplätze abgegeben.

Im Jahre 1906 befand sich die Eisenbahnstrecke Wehlau—Allenburg—Friedland im Bau. Nach Fertigstellung dieser „Südbahn" (1910) war die Kreisstadt Wehlau zum Eisenbahnknotenpunkt geworden, dessen mannigfache Vorteile sehr geschätzt wurden.

Ständig zunehmende Aufgeschlossenheit für Fortschritt war mit der Pflege historischer Tradition verbunden. So fanden sich die Wehlauer in großer Zahl im Jahre 1908 am Geburtstag Kaiser Wilhelms II. (27. Januar) zu einer erhebenden Feierstunde auf dem Marktplatz zusammen. Eine am Rathaus angebrachte Bronzetafel mit dem Reliefbild des Großen Kurfürsten wurde enthüllt. Diese Tafel sollte für alle Zeiten an den 19. September 1657 und an den Begründer des deutschen Großstaates Preußen erinnern.

Wenn es nach den Wünschen der Wehlauer gegangen wäre, hätte die Stadt schon damals die Rest-Kanalisation und eine moderne Wasserleitung erhalten. Das fertige Projekt lag dem zuständigen Ministerium bereits 1908 vor, aber die Genehmigung zur Ausführung ließ lange auf sich warten. Daher konnten die Arbeiten für beide Einrichtungen erst 1913 beendet werden. Nach dem Ortsstatut mußte jeder Hausbesitzer jährlich 16 Mark „Wassermiete" zahlen.

Am 10. März 1913 ließ die Stadtverwaltung am alten Kreishaus in der Klosterstraße eine Gedenktafel anbringen mit der Inschrift: „Hier weilten vom 6. bis 10. Dezember 1806 Königin Luise und Friedrich Wilhelm III." Der Volksmund nannte dieses Gebäude „Luisenhaus". Der „Luisenbund" war eine Vereinigung von Frauen, die das Andenken an die „Königin in Preußens schwerer Zeit" pflegte und im Bundesabzeichen die Kornblume hatte, die Lieblingsblume der Königin.

In diesem Jahr wurde auch der großen Volkserhebung vor hundert Jahren, der Befreiung von der napoleonischen Herrschaft, gedacht. Man trug seidene „Vivatbänder" mit den Bildnissen von Yorck, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau und anläßlich des 25. Regierungsjubiläums des Kaisers (15. Juni) Anstecknadeln mit den Bildnissen der Kaiserin Auguste-Viktoria und Wilhelms II., geschmückt mit kleinen schwarz-weiß-roten Schleifen.

Inzwischen hatte sich auf kulturellem Gebiet „im Zuge der Zeit" eine bedeutsame Veränderung ergeben: Die Umwandlung des Kgl. Gymnasiums in eine „Kgl. Realschule", beendet 1907. Aber die Bürgerschaft war damit gar nicht einverstanden und hatte sich schon seit 1906 in mehreren Petitionen an das Ministerium für die Wiedereinrichtung einer Vollanstalt eingesetzt. Allerdings entsprach das Gebäude hinter der Kirche nach dem Gutachten des Kreisarztes Dr. Holz und des Direktors Heinrich vom Februar 1914 schon längst nicht mehr den Anforderungen der Neuzeit. Der Direktor schlug daher die Errichtung eines Neubaus auf dem Grundstück neben der 1906/07 fertiggestellten Turnhalle in der Richardstraße jenseits der Bahnlinie Königsberg—Eydtkuhnen vor. Aber die Ausführung dieses Projekts mußte auf eine spätere Zeit verschoben werden. Größere Ereignisse beeinträchtigten empfindlich die friedliche wirtschaftliche und kulturelle Weiterentwicklung.

Die neoslawistischen und imperialistischen Kreise in Rußland (Außenminister Sasonov) veranlaßten den Zaren Nikolaus II. dazu, die Mobil-

machung am 29. Juli 1914 anzuordnen. Als sie am Morgen des 31. in Berlin bekanntgeworden war, versuchte die Reichsregierung, den Frieden zu retten. In einem Ultimatum forderte sie die Einstellung jeder Kriegsmaßnahme. Erst als nichts geschah, erfolgte am 1. August nachmittags die Kriegserklärung des Deutschen Reichs an Rußland und der Befehl zur allgemeinen Mobilmachung. Erster Mobilmachungstag war der 2. August. Aber da hatten bereits russische Truppen an mehreren Stellen die deutsche Grenze überschritten, waren nach bedeutungslosen Gefechten in das friedliche und friedliebende Ostpreußen eingebrochen und drangen mit berittenen Vorausabteilungen bis in die Nähe von Königsberg vor. Niemand ahnte damals, daß diese Invasion mit dem Ziel „Marsch auf Berlin" eine entscheidende Zeitwende war. Viele Jahrzehnte eines glücklichen und sicheren Lebens gingen im Jahre 1914 zu Ende.

Das Wehlauer Stadtgebiet war zunächst von den Aggressoren noch nicht berührt worden. In der alten Ordenskirche fand am 2. August ein besonderer Gottesdienst für die Militärpflichtigen und ihre Angehörigen statt. Bald rollten die ersten Transportzüge mit deutschen Truppen, von den Wehlauern freudig begrüßt, durch den Bahnhof. Aber die hoffnungsvolle Begeisterung in Wehlau verflog schnell, als aus den Grenzgebieten oft endlose Trecks von deutschen Flüchtlingen kamen, die ihre notwendigste Habe auf Leiterwagen gepackt hatten. Entsetzt erzählten sie den Wehlauern von den barbarischen Greueltaten der Russen. (Zahlreiche authentische Erlebnisberichte von Pfarrern, Lehrern, Förstern usw. sind später veröffentlicht worden, geheim blieb das von der „Greuelkommission" gesammelte Material.)

Wie überall in Ostpreußen, waren auch in Wehlau irgendwelche Vorkehrungen für einen planmäßigen Abtransport der Zivilbevölkerung nicht getroffen worden. Die auf einen Krieg überhaupt nicht vorbereiteten Verwaltungsbehörden waren ratlos. Eine Fühlungnahme mit den militärischen Kommandostellen fehlte gänzlich. „Was ich erfuhr, kam mir zufällig und gelegentlich zu Ohren", berichtete der Regierungspräsident, der noch am 22. August von Wehlau nach Insterburg fahren wollte, aber im letzten Augenblick unterwegs von abrückender deutscher Kavallerie gewarnt wurde. Auch die Wehlauer erfuhren erst am 23. abends beiläufig davon, daß russische Vorausabteilungen schon bis in die Gegend von Puschdorf (etwa zehn Kilometer östlich von Wehlau) vorgestoßen waren. Nun begann eine wilde Massenflucht in Richtung Königsberg. Die Eisenbahn vermochte die Menge nicht zu fassen. Viele benutzten daher Wagen oder Räder, manche machten sich zu Fuß auf den Weg ins Ungewisse. Oft entstanden gefährliche Stauungen durch die Flüchtlingstrecks aus den östlichen Gebieten und behinderten den planmäßigen Rückzug deutscher Verbände auf die einigermaßen befestigte Deime-Linie.

Im Laufe des 24. August stellte das Postamt den Betrieb ein, das Landratsamt wurde nach Tapiau, später nach Königsberg verlegt, die öffent-

lichen Kassen brachten das Geld in Sicherheit, die städtische Verwaltung wurde aufgelöst, der Schulunterricht eingestellt. Der letzte Zug nach Königsberg verließ am 25. gegen 6 Uhr morgens überfüllt den Wehlauer Bahnhof. Eine Anzahl Wehlauer hatte allerdings die Stadt nicht verlassen.

Als die ersten russischen Kavalleriepatrouillen gegen 8 Uhr morgens auf der Feldmark Ripkeim gesichtet wurden, eröffneten deutsche Pioniere sofort das Feuer auf sie. Da zogen sich die Russen schnell wieder zurück. Einundeinhalb Stunden später sprengten die Pioniere einzelne Joche der Pregelbrücke. Um 2 Uhr nachts sprengten die letzten deutschen Soldaten die Eisenbahnbrücke über die Alle zwischen dem Bahnhof und der Stadt und wurden dann mit einem Militärzug nach Tapiau abtransportiert. So fiel Wehlau am 26. August kampflos in die Hände der Russen.

Im Gebäude des Wehrmeldeamts wurde ein Brigadestab untergebracht. Brigadegeneral Janson folgte einer Einladung des Buchdruckereibesitzers Richard Scheffler zum Abendessen und versprach ihm auf seine Bitte, die Stadt „nach Möglichkeit" zu schonen. Trotzdem wurde in den nächsten Tagen entsetzlich geplündert. Die ausgeraubten Wohnungen der Geflohenen wurden obendrein furchtbar verunreinigt.

Am 30. August wurde Scheffler (49 Jahre) durch den russischen Adjutanten zum Bürgermeister ernannt und erhielt den Auftrag, für Ordnung in der Stadt zu sorgen. Bei der Ausübung dieser schweren Pflicht als Beauftragter der russischen Militärverwaltung bot er ein leuchtendes Beispiel deutschen Bürgersinns. In ihrem Namen mußte er durch Anschläge in der Stadt „binnen 2 Stunden" bekanntgeben, daß jeder, der in der Stadt Wehlau stiehlt oder plündert, mit Waffen getroffen wird oder gar schießt, sofort mit dem Tode durch Erhängen bestraft wird.

Gleichzeitig mußte eine Bekanntmachung des Generals Rennenkampff „an alle Bewohner Ostpreußens" angeschlagen werden, deren Bestimmungen ebenfalls der Nachwelt überliefert werden sollen:

„1. Jeder, von Seiten der Einwohner dem Kaiserlichen Russischen Heer geleistete Widerstand wird schonungslos ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters bestraft werden.

2. Orte, in denen auch der kleinste Anschlag auf das Russische Heer verübt wird oder in denen den Verfügungen desselben Widerstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.

3. Falls die Einwohner Ostpreußens sich keine feindlichen Handlungen zuschulden kommen lassen, so wird auch der kleinste dem russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und belohnt werden. Die Ortschaften werden verschont, und das Eigentum wird gewahrt bleiben."

Bürgermeister Scheffler richtete eine neue Stadtverwaltung ein, die von der russischen Kommandantur bestätigt wurde. Stellvertretender Bürgermeister und Stadtkämmerer war Gerbereibesitzer Gustav Meyer, Rendant und Stadtsekretär Buchhalter Kurt Scheffler. Polizeibefugnis

wurde erteilt an Maschineningenieur Hermann Thomas, Klempnermeister Genski, Bürovorsteher Gustav Lolley, Maschineningenieur Hermann Kratz, Rentier Pinnau, Kaufmann Weidner, Bäckermeister Kullack, Steinsetzmeister Smarra, Schneidermeister Scheffler, Malermeister Staar, Rendant a. D. Tauchel, Rentier Schmidtke und Rentier Bräuer. (Alte Wehlauer können sich der Namen noch erinnern.) Diese Polizisten trugen auf russische Anordnung weiße Armbinden mit dem Geschäftsstempel der Buchdruckerei Scheffler, da ein russischer Stempel nicht vorhanden war. Durch Maueranschläge vom 3. September wurde verkündet: „Wer sich ihren Anordnungen widersetzt, macht sich des Widerstandes gegen die Staatsgewalt schuldig und wird dementsprechend bestraft. In der Nachtzeit von 7 Uhr abends bis 5 Uhr morgens darf sich kein Zivilist in den Straßen der Stadt aufhalten. Zuwiderhandelnde werden bestraft und setzen sich außerdem der Gefahr aus, daß sie auf der Stelle erschossen werden."

So waren die in der Stadt zurückgebliebenen Deutschen ziemlich „verunsichert", besonders die zwei Geiseln, die von der Stadtverwaltung in jeder Nacht der Militärkommandantur gestellt werden mußten. In Wehlau ist aber während der Besatzungszeit niemand verhaftet oder „liquidiert" worden.

Anders stand es um die von Rennenkampff garantierte Wahrung des Eigentumsrechts. Die Russen legten längs der Alle von den Speichern bis zur Pinnau Schützengräben an, holten aus den Häusern Betten und anderen Hausrat und machten es sich damit in den Stellungsgräben bequem. Auch in den Straßen standen überall Sessel, Sofas, Matratzen, Betten und anderes Mobiliar herum. Dagegen waren natürlich auch die Polizisten machtlos. Sie konnten weder einige Brandstiftungen unbekannter Täter bei Kriszat, Schlaugieß & Vogt, Salecker am Markt verhindern, noch den Raub der in der Kirche aufbewahrten „Kaiserfahne" des Kreiskriegervereins.

Lebensmittel waren in Wehlau zunächst ausreichend vorhanden. Allerdings verbrauchten die Russen eine Menge für sich selbst und schafften außerdem viel fort. Daher mußte man bald das nötige Mehl von der Kommandantur erbitten. Interessant sind die Höchstpreise für ein Pfund Fleischwaren: Rindfleisch 50 Pf, Schweinefleisch 40 Pf, Schweinefüße 20 Pf, Leber-, Blut- und Fleischwurst 40 Pf, geräucherter Speck und geräuchertes Bauchstück 50 Pf. Eine Überschreitung dieser Höchstpreise wurde, wie es aber nur in einem Falle nötig war, auf Anordnung der Kommandantur mit 50 Mark bestraft.

Die Stadtverwaltung richtete eine besondere Lebensmittelstelle und eine Mehlausgabestelle ein. Dort konnten Bedürftige, vor allem auch viele Flüchtlinge, die nicht weiter gekommen waren, gegen Bescheinigungen des Bürgermeisteramts verbilligt einkaufen. Die Mehlhandlung auf der Pinnau gab in solchen Fällen Mehl sogar kostenlos ab.

Aber dann stand am frühen Morgen des 10. September der Mehlspeicher auf der Pinnau in hellen Flammen und brannte vollständig nieder. Das Feuer hatten wahrscheinlich die Russen angelegt, bevor sie in der Nacht schnell und heimlich die Stadt räumten. Ein zurückgelassenes Kommando sprengte gegen 6 Uhr morgens noch in aller Eile die Allebrücke.

Gegen Mittag erschien die erste deutsche Kavalleriepatrouille in der Stadt und wurde stürmisch begrüßt. Auf dem Kreishause stieg die schwarz-weiß-rote Flagge empor, die in den weiteren Kriegsjahren noch oft die Siege der deutschen Truppen verkünden konnte. Die Reichsfahne und zwei schwarzweiße preußische Fahnen der Realschule hatten die Russen als Kriegstrophäen mitgenommen.

Nach der Verjagung der Russen aus Schallen und Allenburg zogen weitere deutsche Truppenteile durch die Stadt. Der Bericht des Angehörigen einer Maschinengewehrkompanie, Arthur Mews, soll auszugsweise wiedergegeben werden als Beispiel dafür, wie auch im Kriege Menschen zusammengeführt werden konnten: „Wir erreichten Wehlau am 13. September 1914 gegen Abend. Die Brücke über den Pregel war durch eine Notbrücke ersetzt, über die wir in die Stadt einfuhren. Unsere Fahrzeuge wurden an der Schanze aufgestellt. Die Stadt hatte unter der Zerstörungssucht der Russen stark gelitten. Viele Bewohner waren geflüchtet. Die Zurückgebliebenen suchten uns in ihrer Freude über die Befreiung vom russischen Joch den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Mit noch 12 Mann unserer Kompanie kam ich in die Nähe der Kirche bei einer Familie August Jungnischke ins Quartier. Sie freuten sich sehr und gaben uns von den wenigen Lebensmitteln, die ihnen die Russen gelassen hatten, noch etwas ab. Mit der Tochter des Hauses, Amanda, freundete ich mich an. Am 13. Mai 1917 hatten wir Kriegstrauung in Wehlau. Ich habe eine gute Frau bekommen. Am 13. Mai 1967 konnten wir in Berlin unsere Goldene Hochzeit feiern."

Die weiteren Kriegsereignisse haben Wehlau nicht mehr unmittelbar berührt. An der Tapferkeit und Einsatzbereitschaft zahlloser überwiegend ost- und westpreußischer Soldaten unter dem Oberbefehl Hindenburgs (Siege bei Tannenberg und an den Masurischen Seen 1914, nach der zweiten Invasion 1915 in der Winterschlacht in Masuren) waren die Großangriffe der Russen, zu denen auch Tataren und Kosaken gehörten, vollständig gescheitert. Die für die damalige Zeit gewaltigen Verluste an friedlichen Einwohnern, Gebäuden und sonstigen Sachwerten, an Vieh aller Art, an Ernte usw. sind durch die Kriegshilfskommission unter Vorsitz des Oberpräsidenten Adolf von Batocki-Bledau 1916 festgestellt worden.

In Wehlau normalisierte sich das Leben nach und nach einigermaßen. Die geflüchteten Einwohner kehrten zurück und beseitigten mit großem Schaffenswillen die Schäden der Besatzungszeit. Die Arbeit in den Be-

trieben, in den Behörden, in den Schulen usw. wurde wieder nach Möglichkeit in vollem Umfange aufgenommen. Man fühlte sich sicherer, seitdem die deutsche Front fern von Ostpreußen in Rußland stand. Trotzdem fanden vorsorglich seit November 1914 vormilitärische Übungen der älteren Realschüler statt, wie sie in perfektionierter Form heutzutage schon lange in der DDR praktiziert werden. Als dann auf Anregung der Regierung Ende Januar 1915 eine „Jugendwehr" gegründet wurde, meldeten sich alle über 16 Jahre alten Schüler freiwillig und nahmen in der „Jugendkompanie XI Wehlau" eifrig an den Übungen teil. Mit Begeisterung beteiligten sich auch die Schüler und Schülerinnen an den angeordneten Sammlungen. So erbrachte die erste Sammlung von Goldmünzen an der Kgl. Realschule vom 1. bis 6. März 1915 den stattlichen Betrag von 9560 Goldmark, die in Papiergeld umgewechselt wurden. Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe veranlaßten viele Wehlauer, ihre goldenen Trauringe, Uhrketten u. a. gegen eiserne mit der Prägung „Gold gab ich für Eisen" einzutauschen, nach dem Vorbild ihrer Vorfahren im Jahre 1813.

Am 10. September 1915 fand in der Kirche ein Gedenkgottesdienst für die im Verteidigungskampf gegen die Aggressoren Gefallenen statt. Die Zahl der aus Wehlau stammenden Toten ist nicht bekannt. Ernst und gefaßt ertrugen die Wehlauer auch die schmerzlichen Verluste der folgenden Kriegsjahre. Aber immer drückender wurde der Materialmangel, immer primitiver wurden die Ersatzmittel. Da ja das Deutsche Reich nicht auf einen Krieg vorbereitet war, hatte die Rationierung erst allmählich begonnen, gekennzeichnet durch das Marken- und Bezugscheinsystem. England, das dem Deutschen Reich am 4. August 1914 ohne triftigen Grund den Krieg erklärt hatte, verhängte nach dem napoleonischen Beispiel der „Kontinentalsperre" die sehr erfolgreiche „Hungerblockade" über Deutschland. Aber der damals propagierte Gruß „Gott strafe England!" bürgerte sich nicht ein. Das deutsche Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 auf der Grundlage der Verständigung wurde von der Entente hohnvoll zurückgewiesen. Der katastrophale „Steckrübenwinter" 1916/17 trug dazu bei, daß sich neben dem schon seit 1916 tätigen „Spartakus-Bund" der linke Flügel der SPD in Gotha am 6. April 1917 als USPD (Unabhängige SPD) organisierte. Beide Gruppen propagierten „die Diktatur des Proletariats als einzig wahre Demokratie". Es ging also um politische, nicht um wirtschaftliche Ziele. Denn die „Schwerarbeiter" erhielten Löhne in unangemessener Höhe und neiderregende Zulagen an Lebensmitteln, während der Soldat an der Front seine Pflicht erfüllte, hungerte, kämpfte und starb. So tat sich allmählich ein tiefer Riß zwischen Heer und Heimat auf, der durch die von der USPD angeheizten Streiks der Rüstungsarbeiter im April 1917 und im Januar und Februar 1918 noch vertieft wurde.

Auf die Einzelheiten der militärischen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung, die von uns Älteren persönlich z. T. miterlebt und dann in den zwanziger Jahren von namhaften Historikern sorgfältig unter-

sucht und eingehend dargestellt worden sind, kann hier nicht eingegangen werden.

Von örtlichen Besonderheiten, durch die sich das Leben in Wehlau von dem in anderen kleinen Städten Ostpreußens unterschieden hat, ist zu erwähnen, daß der traditionelle Pferdemarkt für das Jahr 1915 verboten worden war. In den folgenden Kriegsjahren fand er wieder statt, hielt sich aber natürlich in nur bescheidenen Grenzen.

Über die Rückkehr der deutschen Truppen aus ihren Stellungen weit in Feindesland nach dem Waffenstillstand am 11. November 1918 berichtete das Wehlauer Tageblatt vom 27. Oktober 1928: „War die Freude des Wiedersehens auch durch den Schmerz über den tragischen Ausgang des Krieges gedämpft, so gab doch der Stolz auf das Heer und die von ihm vollbrachten Taten sowie die Dankbarkeit des Volkes dem Einzug das Gepräge, Girlanden und Fahnenschmuck grüßten auch in Wehlau die Heimkehrenden. Herzlich war der Empfang, den ihnen die Behörden und die Einwohnerschaft bereitete."

Nach den „Informationen der Bundeszentrale für politische Bildung" (Folge 109, 1964) „war es das geschichtliche Verdienst und die große Leistung Friedrich Eberts und der von ihm geführten SPD, daß sie mit der Obersten Heeresleitung und mit der deutschen Beamtenschaft ein Bündnis eingingen, um mit Hilfe von Freiwilligenverbänden des ehemaligen Kaiserlichen Heeres die Bolschewisierung Deutschlands zu verhindern, die tödlich bedrohte Ordnung einigermaßen aufrechtzuerhalten und die Schaffung neuer Rechtsgrundlagen zu ermöglichen."

Von 1919 bis zum Ende

In Wehlau tagte im Februar 1919 die bisherige Stadtverordnetenversammlung zum letzten Male. Unter den 18 Punkten der Tagesordnung waren einige von hervorragender Bedeutung für die weitere Entwicklung der Stadt. So wurde ein Umbau der Gasanstalt beschlossen, um sie rentabler zu gestalten. Ferner bewilligte die Versammlung 150 000 Mark für Neubau- und Umbauzwecke, um die Wohnungsnot zu lindern, die durch das jahrelange Ruhen der Bautätigkeit, durch den Verfall einzelner Wohnungen und durch den Zuzug von Flüchtlingen entstanden war. Am 3. April trat die nach der Umwälzung neu gewählte Stadtverordnetenversammlung zusammen, führte die Neuwahl der Deputationen und Kommissionen durch und stimmte der Eingemeindung eines Teils des Gutsbezirks Pinnau zu.

Da auch nach dem Waffenstillstand die „Hungerblockade" bis 12. Juli 1919 nicht aufgehoben wurde, mußte die Lebensmittel-Rationierung beibehalten werden. Lebensmittelmangel und Teuerung hatten einen Streik zur Folge. Durch Vermittlung des Landrats Wrede gelang es, eine Vereinbarung mit der Streikleitung zu treffen, die den Arbeitern weit-

gehende Zusicherungen machte. Daher wurde die Arbeit nach kurzer Zeit wieder aufgenommen.

Zur besseren Verbindung zwischen Wehlau und dem nördlichen Hinterland wurde eine planmäßige Kraftfahrzeugverbindung mit Personen- und Paketbeförderung nach Gertlauken und Schirrau eingerichtet.

Weniger erfolgreich war die unter dem Leitwort „Wissen ist Macht" von der Regierung angeregte Gründung einer Volkshochschule im Jahre 1919. Das Interesse an ihr verflog bald, und sie hat nicht lange bestanden.

Durch die harten, ungerechten und maßlosen Bedingungen des Versailler Diktats vom 28. Juni 1919 gewannen zwar die Alliierten endgültig den Ersten Weltkrieg, verloren aber auf weitere Sicht den Weltfrieden. Es war ein Gewaltfrieden statt des Verständigungsfriedens, den man durch die Abschaffung der Monarchie im Sinne der Alliierten und nach Wilsons 14 Punkten erwartet hatte. Der Sturz der Monarchie wurde übrigens noch im Mai 1969 im „Westdeutschen Fernsehen" als ein „Sieg der deutschen Arbeiterklasse" bezeichnet. Beginnend mit der Matrosenmeuterei am 29. Oktober 1918 und mit der Revolte in Kiel am 3. November, wurde das Reich unter der Regierung des „Rats der Volksbeauftragten" und der „Arbeiter- und Soldatenräte" durch kommunistische Aufstände, Generalstreiks und revolutionäre Zusammenstöße erschüttert, die Tausenden von Menschen mitten im Frieden das Leben kosteten (Berlin, Halle, München, Ruhrgebiet, Thüringen und Sachsen). Aber alle staatserhaltenden Parteien von der SPD bis zu den „Deutschvölkischen" waren sich einig in der Abwehr der durch Artikel 231 des Versailler Diktats aufgezwungenen Anerkennung von Deutschlands Alleinschuld am Kriege. Auch mit anderen Bestimmungen hat sich die Weimarer freiheitlich-demokratische Republik nicht abgefunden, z. B. mit der Abtrennung Ostpreußens vom Reich, die für die Wirtschaft des deutschen Ostens schwere Nachteile zur Folge hatte. Die in Wehlau erhobenen Proteste waren vergeblich. Der „Flaggenstreit" wegen der nie populär gewordenen neuen Farben dauerte noch lange Zeit an.

Durch Artikel 144 der Reichsverfassung vom 11. August 1919 wurde die geistliche Schulaufsicht aufgehoben und auf hauptamtliche Kreisschulinspektoren (spätere Amtsbezeichnung Kreisschulräte) übertragen. In Wehlau übernahm dieses Amt als erster Karl Pacyna, der zehn Jahre später als Ruheständler eifrig bei der Einrichtung des Kreisheimatmuseums tätig war.

Anfang 1920 trat an die Stelle der bisherigen Lehrlingsschule eine Pflicht-Fortbildungsschule. Sie hielt sich aber nur bis zur Inflation, deren Herannahen damals noch nicht recht spürbar war.

Das Friedensdiktat legte dem deutschen Volk ungeheure finanzielle Lasten als „Reparationen" auf. Das Reich übernahm die bisher den Ländern und Gemeinden vorbehaltene Steuerhoheit und schuf die Finanz-

ämter. Auch Wehlau erhielt eine solche Behörde und mußte vorerst selbst für seine Unterbringung sorgen. Daher beschloß die Stadtverordnetenversammlung im Juni 1920 den Ankauf des am Fischmarkt gelegenen Hotels „Deutsches Haus" für 180 000 Mark, das zu Büroräumen hergerichtet wurde. Den Bauplatz für den zu errichtenden Neubau in der Neustadt hinter dem Alten Friedhof stellte die Stadtverwaltung dem Staat kostenlos zur Verfügung und gewährte außerdem dem Wohnungsbauverein für etwa zehn Wohnungen einen Zuschuß von 6000 bis 10 000 Mark je Wohnung mit der Auflage, in diesen Neubauten nur Finanzbeamte unterzubringen.

Dem ständig wachsenden Verkehr wurde das mittelalterliche Steintor nicht mehr gerecht. Um dieses ehrwürdige Gebäude zu erhalten, den Verkehrsbehinderungen aber entgegenzuwirken, kaufte die Stadt das neben dem Tor liegende Grundstück Nilson für 60 000 Mark, um es niederzulegen und eine bequeme Fahrstraße auf der Nordseite des Tores zu schaffen.

Einen besonderen Grund zum Feiern hatten auch die Wehlauer, als das Ergebnis der Volksabstimmung am 11. Juli 1920 in den Gebieten von Marienwerder und Allenstein bekannt wurde. Die Bevölkerung hatte sich trotz eifriger polnischer Propaganda fast hundertprozentig für ihr Verbleiben bei Deutschland entschieden. Der „Treudank" in Allenstein mit der Inschrift „Dies Land bleibt deutsch" erinnerte bis in die Neuzeit daran, daß die schon Ende 1915 den Alliierten von dem Leiter des „Polnischen Nationalkomitees" Roman Dmowski (von ihm stammte die Bezeichnung „Korridor") überreichte Denkschrift mit der Forderung der Abtretung des gesamten deutschen Ostens an Polen nicht den „Realitäten" entsprach.

Aufgeputscht durch von auswärts gekommene Agenten, traten am 29. August 1920 die Wehlauer Transportarbeiter in den Streik. Ob sie irgendwelche Forderungen dabei gestellt haben, ist nicht bekannt. Jedenfalls nahmen sie schon nach einer Woche die Arbeit bedingungslos wieder auf. Zur künftigen Abwehr von derartigen, das Wirtschaftsleben der Stadt schädigenden Unternehmungen wurde in Wehlau ein „Bürgerbund" gegründet, an dessen Stelle später die „Technische Nothilfe" trat. Diese Vereinigung von technisch und handwerksmäßig vorgebildeten Männern übernahm die Aufgabe, im Falle der Gefahr lebenswichtige Betriebe aufrechtzuerhalten.

Natürlich wirkte sich die fortschreitende Geldentwertung auch in Wehlau auf das ganze wirtschaftliche Leben sehr ungünstig aus. Im August 1922 wurde aus der „schleichenden" Inflation eine „galoppierende". Die deutsche Währung stürzte ins Bodenlose. Am 1. November 1923 mußte infolge der katastrophalen Geldentwertung das städtische Krankenhaus geschlossen werden. Mit „gemischten Gefühlen" denken ältere Wehlauer an jene hektische, durch Putsche verschiedener Richtungen verunsicherte

Zeit der „Goldenen zwanziger Jahre" zurück. „Golden" waren sie z. B. für die Schrotthändler, und die Wehlauer konnten in Königsberg die riesigen Schrotthalden bestaunen. Denn Deutschland als einziger Staat ließ sein Kriegsmaterial verschrotten. Man sprach von „Erfüllungspolitik", „Pleitegeier", „Sicherer Pleite Deutschlands" und interpretierte pessimistisch „Schwarz ist die Zukunft, rot ist die Gegenwart, golden war die Vergangenheit". In Stammtischecken Wehlauer Lokale hingen Sprüche an den Wänden, die recht drastisch gegen das „Republikschutzgesetz" verstießen. Aber das taten auch die Putschisten in den blutigen Auseinandersetzungen „im Reich" in den Monaten Oktober und November in diesem turbulenten Krisenjahr 1923. Ein noch heutzutage zitierter „deutscher Dichter" schuf das Poem „Wenn wir den Krieg gewonnen hätten mit Wogenprall und Sturmgebraus" mit dem Schluß „zum Glück gewannen wir ihn nicht". Das war eine „zeitgemäße" Abwandlung des zu Anfang des Krieges noch oft von ausrückenden Truppen gesungenen Liedes „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall" usw.

Schließlich gelang es der Reichsregierung, überall die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Der geplante Streik der Arbeiter in der staatlichen Notenpresse, durch den die termingemäße Ausgabe der „Rentenmark" verhindert werden sollte, wurde einfach verboten. Und so machte am 15. November 1923 das „Wunder der Rentenmark" der Inflation ein Ende und brachte die ersehnte Stabilisierung der deutschen Währung. Allerdings hatte besonders der deutsche Mittelstand, der keine Waren usw. hatte „horten" können, sämtliche Rücklagen und Ersparnisse verloren.

Eine gewisse Wiederbelebung der Wirtschaft trat auch in Wehlau ein, nachdem im Zusammenhang mit dem Dawes-Plan vom April 1924 dem Deutschen Reich eine Anleihe von 800 Millionen Goldmark gewährt worden war.

Der städtische Waldbesitz hatte sich nach der Flurberechnung von 1924 gegenüber der Vermessung vom Jahre 1878 unter Einbeziehung des inzwischen erworbenen „Achtelbruchs" (rd. 78 Hektar) auf 859,88 Hektar vergrößert. (Hirsche, Rehe, Damwild, aber auch Elche konnten gesichtet werden.)

Nach dem Tode des ersten Reichspräsidenten Ebert wurde am 26. April 1925 der Befreier Ostpreußens Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt. Dieses Wahlergebnis wurde auch in Wehlau besonders freudig von den Rechtsparteien begrüßt. Bei der Volkszählung am 16. Juni 1925 betrug die Einwohnerzahl 5472. Am 1. Oktober dieses Jahres konnte das städtische Krankenhaus in der Parkstraße, das infolge der Inflation zwei Jahre lang geschlossen gewesen war, wieder eröffnet werden. Im städtischen Armenhaus an der Schanze waren durchschnittlich 8 bis 10 Personen untergebracht. In Allenberg

begann man mit Erweiterungs- und Neubauten auf dem Anstaltsgelände und auf der Schanze mit der Errichtung einer städtischen Turnhalle. An ihr wurde eine Gedenktafel mit der Inschrift „Für unsere Helden 1914—18" und mit einer Siegfriedsfigur angebracht, die symbolisch die im „Nibelungslied" geschilderte heimtückische Ermordung Siegfrieds durch Hagen mit den November-Ereignissen des Jahres 1918 in gedankliche Verbindung brachte. Zwar hatte die USPD danach mit Stolz ihre „Handlungen mit der Absicht der Wehrlosmachung der Truppe" detailliert zugegeben, aber dies Treiben allein hat nicht den unglücklichen Ausgang des Krieges mit allen seinen schweren Folgen verschuldet. Jedoch ermöglichte der Zusammenbruch der inneren Front es den Alliierten, dem deutschen Volk so katastrophale Bedingungen zu diktieren. Spätere Generationen sollten daran denken, daß Deutschland in einer militärgeographisch so exponierten Lage trotz Hungerblockade über vier Jahre lang gegen 25 Feindstaaten durchgehalten hat, daß aber das Mahnwort „Nie wieder Krieg!" sehr ernst genommen werden muß. Die Namen der Gefallenen waren auf Gedenktafeln in der Kirche und im Rathaus verzeichnet, im Sinne der Worte des Arbeiterdichters Heinrich Lersch: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!"

Die Turnhalle wurde im Jahre 1926 feierlich eingeweiht. In ihr konnten auch Wannen- und Brausebäder verabfolgt werden. Ihr Hausmeister Rosengart war ein „Wehlauer Original" und stadtbekannt. Später richtete die Stadt eine Flußbadeanstalt an der Alle in der Nähe der Eisenbahnbrücke ein (Eröffnung am 11. August 1928). Am 20. Juni 1926 scheiterte auch in Wehlau ein Volksentscheid auf Grund eines von SPD und KPD durchgedrückten Volksbegehrens auf entschädigungslose Enteignung der früheren Monarchen. Inzwischen war nämlich durch Veröffentlichung von Aktenmaterial bekanntgeworden, daß z. B. der Kaiser nicht „feige nach Holland geflohen" war, sondern erst nach erheblichen Auseinandersetzungen mit seiner Umgebung diesen ihm vorgeschlagenen Weg „zur Vermeidung eines Bürgerkrieges" am 10. November 1818 gewählt hatte, nachdem am Tage davor vom Reichstagsgebäude (Widmung Wilhelms II. „Dem deutschen Volke") aus durch Staatssekretär Scheidemann (SPD) die Thronentsagung verkündet worden war: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt!"

In Wehlau trat nach dem plötzlichen Tode des Bürgermeisters Müller im Januar 1927 an seine Stelle Gustav Makowka. Während seiner Amtszeit seit 1. April d. J. sind viele Verbesserungen baulicher und sonstiger Art durchgeführt worden, obwohl die Stadt bei der „Hilfeaktion für Ostpreußen 1926/27" unberücksichtigt geblieben war und die Stadtverwaltung bei der Erfüllung ihrer kommunalen Aufgaben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

So nahm man im Sommer 1927 einen Umbau am städtischen Schlachthaus vor und erweiterte nach Anhörung der Fleischerinnung die Schlacht-

halle um ein beträchtliches. Im sanitären Interesse erhielten alle Räume einen Ölfarbeanstrich. Außerdem richtete man eine elektrische Ventilation und Beleuchtung ein. Um die Kosten von 5000 Mark zu decken, mußte ein auf fünf Jahre befristetes Darlehen bei der Stadtsparkasse aufgenommen werden.

Den elektrischen Strom bezog Wehlau schon seit längerer Zeit vom „Ostpreußenwerk". Das Schalthaus des Elektrizitätswerks stand neben dem städtischen Wasserwerk mit Pumpstation am Hammerweg, das Transformatorenhaus neben der städtischen Turnhalle auf der Schanze. Der Stromumsatz betrug im Kalenderjahr 1927 bereits 148 904 Kilowatt. Werkstätten, Haushaltungen, Geschäfte, Behörden, das Krankenhaus usw. waren auf elektrischen Strom umgestellt worden. Die elektrische Straßenbeleuchtung bestand aus sieben Bogenlampen in der Großen Vorstadt, in der Kirchenstraße und in der Kleinen Vorstadt.

Auf Anregung von Bürgermeister Makowka wurde am 19. Mai 1927 in Wehlau eine Theatergemeinde des „Bühnenvolksbundes für Stadt und Land" mit anfänglich rd. 390 Mitgliedern gegründet. Im Winterhalbjahr vom Oktober bis April wurden allmonatlich Vorstellungen veranstaltet, hauptsächlich von der Tilsiter oder von der Allensteiner Bühne, zunächst im Großen Saal des Hotels Kaiserhof. Die Theatergemeinde hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das geistige Leben zu pflegen und die künstlerische und sittliche Bildung auf religiöser Grundlage zu fördern.

Am 1. Oktober 1927 verlegte die Stadtverwaltung die 34 Jahre alte „Herberge zur Heimat" aus dem Privathause am Steintor in ein städtisches Gebäude in der Langgasse (Parallelstraße zur Pregelstraße). Diese städtische soziale Einrichtung war mit einer Verpflegungsstelle verbunden und erfreute sich großer Beliebtheit vor allem bei ungelernten Gelegenheitsarbeitern und wandernden Handwerksburschen.

Die ehemalige Fortbildungsschule eröffnete der Bürgermeister am 7. Oktober neu unter dem Namen „Gewerbliche und Kaufmännische Berufsschule". Der Unterricht fand zunächst von 6 bis 8 Uhr abends im Gebäude der Grundschule unter Leitung des Grundschulrektors Würth statt. Die Grundschule hatte damals vierzehn Klassen und eine Hilfsschulklasse. Die Schülerzahl betrug rd. 600, von denen 120 an der Schulspeisung teilnahmen. In die Kosten von jährlich ca. 2000 Mark teilten sich die Stadt, der Kreis und die Provinz.

Für die staatliche Realschule, die durch Ministerialerlaß vom 8. Mai 1926 auf Antrag des Direktors, des Lehrerkollegiums und der Elternschaft das Recht erhalten hatte, sich „Staatliche Deutschordensschule, Oberrealschule i. E." zu nennen, begannen die Vorarbeiten für einen Neubau gemäß dem Vorschlag vom Februar 1914. Die beträchtlichen Kosten übernahmen der Preußische Staat, die Stadt und der Kreis Wehlau gemeinsam.

Die Stadt hatte in jener Zeit 5892 Einwohner. In 562 Haushaltungen wurden insgesamt 286 Pferde, 585 Rinder, 1077 Schweine, 43 Schafe,

40 Ziegen, 36 Kaninchen, 3652 Stück Federvieh gehalten. Die Zahl der Bienenstöcke hatte sich auf 215 erhöht.

Im städtischen Krankenhaus, für das eine Bachsche Höhensonne und eine Röntgen-Apparatur angeschafft worden waren, wurden z. B. 1927/28 260 männliche und 187 weibliche Patienten, dazu 31 Kinder stationär behandelt.

Dem Magistrat gehörten der Bürgermeister, der Beigeordnete und fünf Ratsherren an. Die Stadtverordnetenversammlung zählte 17 Mitglieder unter Vorsitz des Vorschußvereinsdirektors Paulini. Wir müssen es uns hier versagen, die Namen aller derer zu nennen, die in den 9 Dezernaten oder 14 Kommissionen ihre Pflicht zum Wohle der Stadt erfüllt haben. Von letzteren soll wenigstens eine hervorgehoben werden: Die Armenkommission. Sie diente der Armen-, Kranken- und Wohlfahrtspflege. Die Bewilligung einer laufenden Unterstützung bis zu 15 Mark monatlich erfolgte nach Prüfung durch die jeweils zuständigen 5 Bezirksarmenpfleger durch den Magistrat. Für höhere Beträge mußte das Einverständnis des Bezirks-Fürsorge-Verbandes eingeholt werden. Beispielsweise erhielten im Etatjahr 1927/28 (1. 4. 27—31. 3. 28) laufende Unterstützungen 41 Personen, einmalige Unterstützungen z. B. wegen stationärer Krankenhausbehandlung, 34 Personen. Für 35 Hilfsbedürftige wurden Kurkosten übernommen.

Sämtliche Zahlungen leistete der Magistrat, der die verauslagten Beträge beim Bezirks-Fürsorge-Verband zur Erstattung von 70 Prozent halbjährlich nachträglich anzumelden hatte. Den Rest mußte die Stadtkasse tragen.

Eine weitere soziale Leistung wurde durch die Arbeitslosen- und Krisenfürsorge erbracht. Im Berichtsjahr 1927/28 betrug die Höchstzahl der Arbeitslosen 279 Männer, 28 Frauen, die der Krisenempfänger 33 Männer, 11 Frauen. Die Krisenempfänger wurden zu einer unbezahlten wöchentlichen Pflichtarbeit von 16 Stunden herangezogen. Von der gezahlten Krisenunterstützung entfiel 1/5 auf die Stadtgemeinde. Zahltag war der Freitagnachmittag. Die täglichen Kontrollen mußten aus räumlichen Gründen vom Rathaus in die Turnhalle verlegt werden.

Die Wohnungsfürsorge ließ sich die Stadtverwaltung besonders angelegen sein. Vor allem wurden Wohnungen am Wasserwerk und auf der Vogelweide (auch eine Verbindungsstraße zwischen Hammerweg und Augker Straße) für Arbeiter-, Handwerker- und andere minderbemittelte Familien errichtet. Zu jeder Wohnung gehörten ein Stall, ein Hofanteil und ein kleiner Garten. Das Bauland auf der Vogelweide erwarb die Stadt zum Preise von 50 Pf pro qm. Der Bebauungsplan der „Ostpreußischen Heimstätte" sah dort weitere 72 Wohnungen mit Garten vor, es entwickelte sich eine sehr rege Bautätigkeit in Wehlau. 1927/28 waren 26 Mietsgrundstücke im Eigentum der Stadt, dazu rd. 50 Hektar Ländereien. Eingemeindungen von Bezirken, die ohnehin eine

wirtschaftliche Einheit bildeten, wurden damals in Aussicht genommen, z. B. des Bezirks der Anstalt Allenberg, der 1927/28 an die Wehlauer Gasanstalt angeschlossen wurde. Die Gasproduktion betrug in diesem Berichtsjahr 333 486 cbm bei einem Kohleverbrauch von 1191 Tonnen.

Im Interesse einer Hebung des Fremdenverkehrs trat Wehlau dem damals gegründeten Verkehrsverband „Samland-Ermland-Pregelgau" bei. Im Vorstand war Bürgermeister Makowka Vertreter für den Bezirk „Pregelgau". Außerdem gehörte er zum Aufsichtsrat der Gesellschaft „Ostpreußische Heimstätte". In beiden Eigenschaften konnte er zum Wohle Wehlaus wirken. Einer Verbesserung des Verkehrs innerhalb der Stadt diente die Neupflasterung der Straßen zwischen der Alle- und Pregelbrücke, dann der Grabenstraße, des Fischmarktes und einiger Teile des Marktplatzes. Diese Pflasterungen wurden z. T. als „Notstandsarbeiten" mit schwedischen Kopfsteinen ausgeführt, weil man eine Asphaltierung für unzweckmäßig hielt. Im wirtschaftlichen Interesse regte die Stadtverwaltung die Einrichtung eines telefonischen Selbstanschlusses an, aber aus finanziellen Gründen konnte ein solches Amt damals nicht eingerichtet werden.

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in der Stadt reichten drei städtische Polizeibeamte aus, an deren Namen sich manche alten Wehlauer noch erinnern dürften: Dorsch, Lissat, Klein. Ein Hilfspolizist versah den Nachtdienst. Die Polizeiverwaltung berichtete am 31. März 1928: „Demonstrationen haben nicht stattgefunden."

Der „Große Pferdemarkt" hatte in der Nachkriegszeit stetig an Bedeutung zugenommen und Ende der zwanziger Jahre mindestens den früheren hohen Stand erreicht. Erfolglos blieben jedoch die Bemühungen der Stadtverwaltung, durch entsprechende Bekanntmachungen in großen Tageszeitungen größere industrielle Betriebe aus dem Reich heranzuziehen. Wegen der allgemeinen politischen Lage und wegen der Abschnürung der Provinz Ostpreußen vom Reich waren auswärtige Firmen nicht geneigt, dort irgendwelches Kapital zu investieren. Diese Meinung vertrat der städtische Verwaltungsbericht vom 31. März 1928.

Die Bautätigkeit wurde fortgesetzt. So entstanden auf der Wattlau, an der Augker Straße und an der Parkstraße neue Wohnhäuser. Im damals „letzten Haus von Wehlau" wurde im Erdgeschoß das Katasteramt untergebracht. Die „Ostpreußische Bau- und Siedlungsgesellschaft" errichtete Gebäude mit geräumigen, hellen Wohnungen. Die „Vogelweide" entwickelte sich zu einem neuen Stadtteil mit etwa 1800 Einwohnern.

Da die Raumverhältnisse der Stadtsparkasse im Rathaus nicht mehr ausreichten, wurde durch Umbau eines städtischen Gebäudes an der Nordseite des Rathauses ein lichter, freundlicher Raum für den Kassenbetrieb und den Publikumsverkehr geschaffen. Auch die Stadtkasse erhielt in diesem Hause ihren Arbeitsplatz.

Der öffentliche Brunnen auf der Südseite des Marktplatzes erinnerte bis in die Neuzeit daran, daß in vergangenen Zeiten Wasser aus vier Brunnen auf dem Markt für den täglichen Gebrauch geholt werden mußte.

Die Kreissparkasse in der Großen Vorstadt konnte 1928 ihr 75jähriges Jubiläum feiern. Das Erziehungsheim Altwalde ging von der Kirchengemeinde Wehlau gegen eine Abfindung von 25 000 Mark in den Besitz der Provinzialverwaltung über. In Wehlau bestand damals ein „Evangelischer Arbeiterinnenverein" mit mehr als 100 Mitgliedern und einer sehr aktiven Jugendgruppe. Der „Evangelische Männer- und Jünglingsverein" besaß ein eigenes Heim mit Versammlungsräumen, Bibliothek und einem auch zum Turnen geeigneten Saal.

In diesen Jahren wurde wohl auch der „Neue Friedhof" an der Richardstraße eingerichtet, denn die Einwohnerzahl war am 1. Oktober 1928 auf rund 8000 angewachsen, vor allem durch Eingemeindungen, die allerdings nicht genau datiert werden können. Wahrscheinlich fällt in diese Zeit auch die Erbauung einer katholischen Kapelle nahe dem „Alten Friedhof" in der Neustadt. Am 11. und 12. August feierte die „Freiwillige Feuerwehr" ihr 45jähriges Stiftungsfest mit einer Fahnenweihe (52 Aktive unter einem Oberbrandmeister. Etatmittel 1927/28: 1800 Mark. Beihilfe der „Feuersozietät": 670 Mark).

Interessant ist ein Artikel anläßlich des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Rundfunks im „Wehlauer Tageblatt", „amtliches Anzeigenblatt für den Kreis Wehlau mit den Städten Wehlau, Tapiau und Allenburg", vom 31. Oktober (Reformationstag) 1928. Es wurde Klage darüber geführt, daß der oberste Grundsatz für Sendungen „strikte politische Neutralität" nicht beachtet würde. „Da durfte ein Sängerbund nicht singen, weil er dem deutschnationalen Handlungsgehilfenverband an-


Wehlauer Tageblatt

Wehlauer Kreis-Zeitung

Wehlauer Zeitung

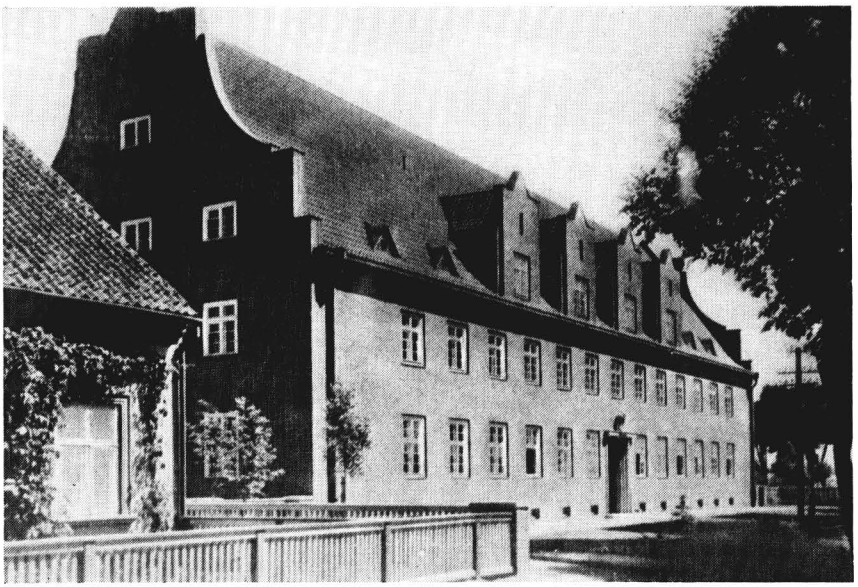
Älteste Tageszeitung für den Kreis Wehlau

mit den Bekanntmachungen d. örtl. Behörden

Nummer 124 — 105. Jahrgang

Dienstag, den 30. Mai 1944

Kopf des Wehlauer Tageblattes



Finanzamt am alten Friedhof

gehörte, aber auf der anderen Seite übertrug man nicht nur sozialistische und kommunistische Morgenfeiern und Jugendweihen, sondern auch Lobgesänge sozialistischer Minister und sogar Ministerpräsidenten über das Wesen des Sozialismus, über die Geschichte des Staatsumsturzes vom 9. November 1918 und ähnliches."

Pfarrer Hugo Linck erinnerte sich aus seiner Amtszeit in Wehlau (1922—1930) an einen Kommunistischen Umzug durch die Stadt am 1. Mai, dem 1889 in Paris zum „Tag des Klassenkampfes" erklärten „Feiertag der Werktätigen", voran die Schalmeienkapelle von Gr.-Nuhr, ferner an eine Kundgebung auf dem Marktplatz, bei der im Sprechchor „Nieder mit der Kirche!" gerufen wurde, und schließlich an eine Versammlung, in der die These von der „kapitalistischen Ausbeutung durch die Kirchensteuer" eindeutig widerlegt werden konnte: „Die Partei kassiert als Monatsbeitrag den Lohn von zwei Arbeitsstunden, nämlich zweimal 72 Pf = 1,44 Mark, die monatliche Kirchensteuer dagegen beträgt ca. 50 Pf."

Unverständlich blieb vielen Wehlauern, weshalb gerade die Kommunisten, die doch so sehr gegen „Militarismus" und gegen Krieg gewesen waren, so stramm hinter ihren roten Fahnen hermarschierten, weshalb sie als betont „Friedliebende" bei passender Gelegenheit nach der Parole



Das alte Gebäude der einst „Kgl. Realschule" unmittelbar an der Ostchorwand der Pfarrkirche

handelten: „Willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein!"

Es fanden in Wehlau aber auch Aufmärsche nationaler Traditionsverbände statt, z. B. des „Bundes der Frontsoldaten", der sein Emblem, den Stahlhelm, in der ehemaligen Reichskriegsflagge führte, oder des „Kyffhäuserbundes" der Kriegervereine und selbstverständlich der „Wehlauer Schützengilde".

Im ganzen gesehen, verlief das Jahr 1929 in Wehlau noch recht ruhig. Einige Ereignisse sollen hervorgehoben werden.

Seit diesem Jahr veranstaltete man die sogenannten Universitätsvorträge. Den ersten Vortrag hielt am 13. Februar der Königsberger Universitätsprofessor Dr. Rothfels über das Thema „Geschichte als Schicksal".

Eine würdige und erhebende Feier fand am 11. Juli vormittags 11 Uhr in der alten Ordenskirche statt. Der bisherige Erste Geistliche Paul Hardt

wurde durch Generalsuperintendent D. Gennrich, Königsberg, in sein neues Amt als Superintendent des Kirchenkreises Wehlau eingeführt. Die Eingangsliturgie hielt Pfarrer Linck, die Predigt Superintendent Hardt, die Schlußliturgie Superintendent a. D. Kittlaus, dessen Amtssitz bis zu seiner Pensionierung Tapiau gewesen war.

In diesem Jahr wurde der stattliche Neubau für das Finanzamt fertiggestellt und bezogen. In seinem bisherigen Dienstgebäude wurden gegen Mietezahlung an die Stadtverwaltung untergebracht: Die Landkrankenkasse, die Kreis- und Forstkasse mit Wohnung für den Oberrentmeister. Durch den notwendigen Umbau der Räume erwuchsen der Stadt Kosten in Höhe von rd. 15 000 Mark. Weitere 10 000 Mark waren erforderlich, um die Elektrizitätsversorgung durch Einbau von entsprechenden Apparaten und eines zweiten Transformators zu verbessern. Das frühere Gebäude der „Deutschordensschule" wurde für 50 000 Mark vom Staat zurückgekauft und sollte für Berufsschulzwecke verwendet werden.

In der Anstalt Allenberg wurden die Erweiterungs- und Neubauten beendet. Nunmehr konnten dort rd. 1400 Kranke untergebracht werden. Die Gesamtanstaltsfläche betrug rd. 991 Morgen, von denen 677 landwirtschaftlich genutzt wurden.

Zur Linderung der immer noch bestehenden Wohnungsnot der ärmeren Bevölkerung sollten „Reichswohnhäuser" errichtet werden. Die Stadtverordnetenversammlung erklärte sich am 10. Oktober 1929 bereit, einen Zuschuß von 1500 Mark für jede erstellte Wohnung zu bewilligen und das Baugelände kostenlos zur Verfügung zu stellen.

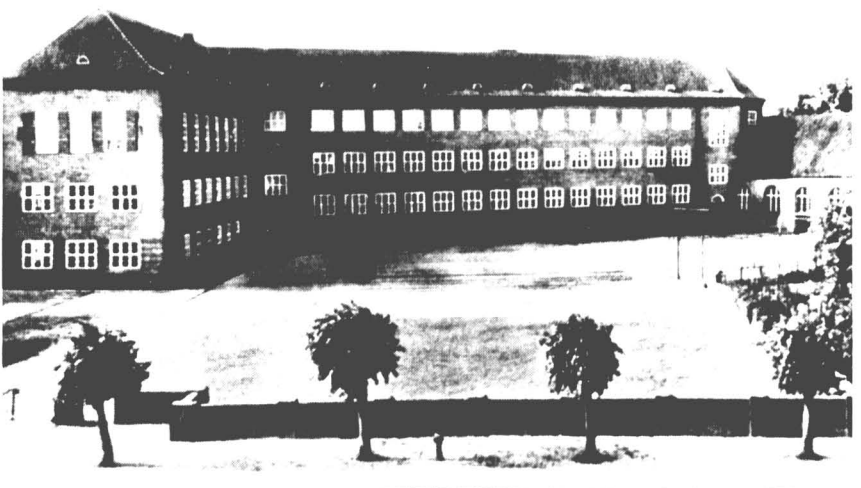
Von diesem Winterhalbjahr an fanden die Theateraufführungen im Großen Saal des „Gesellschaftshauses Rebuschatis" statt, dessen Bühne inzwischen entsprechend hergerichtet worden war. Die Spielzeit begann am 18. Oktober mit der Aufführung des Schauspiels „Yorck" von Ernst Lissauer. Die Theatergemeinde umfaßte damals rd. 400 Mitglieder. Aber dieser Saal bot auch Nichtmitgliedern Platz. Die Eintrittspreise: I. Platz 2 Mark, II. Platz 1,20, III. Platz 50 Pf. Da sämtliche Vorstellungen sehr gut besucht waren, konnte die Theaterkasse einen beträchtlichen Überschuß verbuchen. Im Gesellschaftshaus fanden später auch die beliebten Militärkonzerte statt. Das „Urania-Kino" (Karpowski) neben dem „Café am Steintor" bot außer den täglichen Filmvorführungen an Feiertagen wie zu Weihnachten Sonderprogramme, ferner nachmittags „Familienvorstellungen bei kleinen Preisen", gelegentlich mit Gratisverlosungen.

Der 16. November 1929 war ein Festtag für die ganze Stadt und ein Ehrentag für die staatliche „Deutschordensschule", deren Neubau mit einem Festakt in der Aula eingeweiht wurde. Dieses Gebäude zählte zu den modernsten und schönsten der ganzen Provinz. Die Inneneinrichtung war mustergültig: helle, luftige Klassen- und Sammlungsräume, ein großes Konferenzzimmer, eine prachtvolle Aula mit der mahnenden Inschrift über ihrem Eingang:

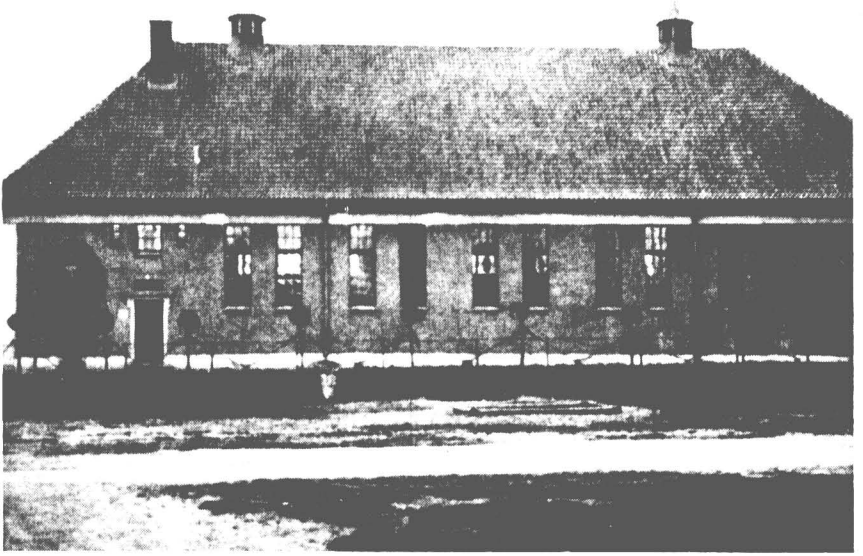
„Nur nicht im Hafen liegen und schlafen,
Sei es im Glück, sei es im Weh',
Leben ist nur auf offener See."

Auf eine Schilderung der Einweihungsfeier muß hier verzichtet werden. Die Schule war im August des vorhergehenden Jahres als Oberrealschule anerkannt worden. Ostern 1929 fand zum ersten Male seit 22 Jahren wieder eine Reifeprüfung in Wehlau statt, und es begann die Umwandlung in ein Realgymnasium unter der Leitung ihres bisherigen Direktors Dr. Leo Pilch. Im Sommer dieses Jahres wurde die „Deutschordensschule" beim Schlagballwettbewerb für die ostpreußischen höheren Schulen unter der Leitung des Turn- und Sportlehrers Hundertmark Provinzmeister und siegte überragend im Winter beim Eishockey-Wettkampf mit Königsberger Schulen.

Die Kreisstadt Wehlau war in dieser Zeit immer noch Einkaufsstadt nicht nur für die Ortsansässigen, sondern auch für die Bewohner des Kreisgebiets. Zahlreiche Geschäfte aller Art und viele Handwerksbetriebe hatten ihren festen Kundenkreis. In aufgezeichneten Rückerinnerungen alter Wehlauer wurden als Träger des wirtschaftlichen Lebens in der Stadt genannt: Die Kaufleute Alex, Schmeer, Schlaugieß, Felsch, Venohr. Ferner die Fleischereien Dobrick, Kaiser, Oberüber und



Die Deutschordensschule, Realgymnasium zu Wehlau



Turnhalle auf der Schanze. Links Siegfried-Monument

Mesus, die Bäckereien Kullack und Wicio, die Kolonialwarenhandlungen Steiniger & Radtke, Hecht, die Manufakturgeschäfte Salecker, Plondzew, Klementz (auch Schuhwaren), „Zigarren-Schöttke", die Kgl. Priviligierte Apotheke und Adlerdrogerie Portugal, Alexanderdrogerie, Porzellan- und Kristallwaren Kuhrau („der Süße"), Germania-Drogerie und Fotogeschäft Wohlfromm, Uhrmacherei Dombrowski, die Druckereien Scheffler (Wehlauer Tageblatt) und Karla (mit Papierhandlung), die Eisenwarenhandlung Scheffler, Frisiersalon Sierski (Rasierski), die Lederhandlung Gasentzer, die Kohlen- und Getreidehandlung Belgard, Töpferei und Ofenfabrik Rothaupt, Fahr- und Motorradhandlung Kuster, Tischlerei Morgenroth, Maschinenfabrik Menzel & Schoof, die Speditionsfirmen Hantel und Cherubini. Es gab drei große Gärtnereien: Herrenkind, Scheide und Prawitz.

Die weithin bekannte ostpreußische Gastlichkeit und Geselligkeit wurde sowohl beim Verkehr der Familien miteinander gepflegt, als auch in den vielen Gastwirtschaften (z. T. mit Ausspann für Fuhrwerke oder mit Kegelbahn) und Schankstätten. Frau Irmgard Liers schwärmte noch 1968: „Die beste Fleck gab es bei Mutter Kubert in der ‚Amboßhalle', und in der ‚Ilskefalle' bei Birkholz gab es Ringelschwänzchen-Essen und zur sogenannten Schweinevesper zum Korn Käsestückchen." Mancherlei

Erinnerungen sind auch mit anderen Namen verbunden: Bahnhofsrestaurant Küssner, Smolinski („Schmul"), Nilson, Donalies, Hecht, Torkler (am Rathaus), Weinstuben Kriszat (Inhaber als Major gefallen). Beliebte Treffpunkte waren Café und Konditorei Ammon am Markt und Café Steintor. Für Übernachtungen standen zur Verfügung z. B. das Hotel „Kaiserhof", in dem auch Kurse der Privat-Tanzschule Liedtke stattfanden, „Kronprinz" und das „Hotel Rabe" (Ferdinand Neuhaus).

Als Ärzte praktizierten: Dr. Mirtsch, Dr. Kienapfel, Dr. Fröschmann, Dr. Fiebach, Dr. Kob, als Zahnärzte Dr. Erich Fischer („Zahn-Fischer" zum Unterschied vom „Kassen"- und vom „Studien-Fischer"), Putzki und Urbach, als Tierärzte Dr. Lehmann und Dr. Döll. Für Rechtsstreitigkeiten waren zuständig die Rechtsanwälte und Notare Gottschalk und Dr. Wrobel. „Stadtfotograf" war Rieger, dem Wehlau viele Aufnahmen von dokumentarischem Wert zu verdanken hat.

Rege war auch das gesellschaftliche Leben in den zahlreichen Vereinen, die durch Inserate zu besonderen Veranstaltungen wie zu Weihnachtsfeiern mit Kinderbescherungen und Verlosungen einluden.



Turnhallenwart Rosengart und Heimatdichter

Der schon erwähnte Hausmeister der Turnhalle auf der Schanze Rosengart bezeichnete Wehlau als „Stadt des Sports" und erinnerte sich — allerdings ohne Datierung und ohne Angabe der Mitgliederzahlen — an folgende Vereine:

1. Rasensportverein für Männer (Leitung Sportlehrer Hundertmark, Deutschordensschule),
2. Rasensportverein für Damen (Leitung Mittelschullehrerin Grabowski),
3. Männerturnverein mit Damenriege,
4. Schwerathletik-Sportverein mit Boxermannschaft (Leitung Gruschkus),
5. Ruderklub mit Zweier-, Vierer- und Achter-Booten (Leitung Paulini),
6. Fußballklub,
7. Freie Turnerschaft mit Fußballriege und Trommlerkorps.

Natürlich wurde auch in den Schulen eifrig Sport getrieben. Die „Deutschordensschule" hatte eine Ruderriege mit eigenen Booten, mit denen die Schüler gern längere Ruderfahrten unternahmen. Betreuer waren Sportlehrer Hundertmark und Studienrat Riech, der regelmäßig rotgebrannt von solchen Fahrten zurückkehrte. Die moderne Aulabühne diente dem Laienspiel.

Die guten Eisenbahnverbindungen ermöglichten den Wehlauern auch Fahrten in die Nachbarstädte, besonders nach dem nur 50 Kilometer entfernten Königsberg und von dort in die schönen Ostseebäder. Ein besonderes Erlebnis war eine Fahrt „ins Reich", z. B. nach Berlin, Mitteldeutschland usw. Seit 1. Dezember 1926 durften auf der Strecke Königsberg—Dirschau—Konitz—Berlin nur je ein Tages- und Nachtschnellzug in beiden Richtungen verkehren. 1928/29 wurde von den Polen die Münsterwalder Weichselbrücke abgebrochen, über die früher die Eisenbahnlinie Wehlau—Allenburg—Wormditt—Marienwerder führte, die als Abkürzungsstrecke zur Entlastung der Ostbahn der Verbindung des zentralen Wirtschaftsgebiets Ost- und Westpreußen mit dem „Reich" gedient hatte. Wir erinnern uns noch recht gut der langsamen Fahrten durch den „Korridor". Die Abteilfenster mußten geschlossen bleiben. Wer sich etwa an einem offenen Fenster zeigte, riskierte eine polnische Kugel. Die früher deutschen Bahnhöfe, auf denen niemand aussteigen durfte, lagen leer und verkommen da. Der Widersinn der Grenzziehung an der Weichsel durch das Versailler Diktat war eindeutig. Aber noch viel eindrucksvoller war eine Fahrt nach Kurzebrack und Gr.-Weide, an der ich selbst im Rahmen einer geschichtlichen Arbeitsgemeinschaft in Marienwerder vom 25. bis 30. November 1929 teilgenommen habe. Am sogenannten Dreiländereck mit dem Gedenkstein „Traité de Versailles" und an anderen charakteristischen Stellen erläuterte uns Landrat Dr. Ulmer die Unerträglichkeit der durch das früher deutsche Kulturland gezogenen polnischen Grenze, die entgegen den Versailler Bestimmungen auf das rechte Weichselufer verlegt war und zum Teil durch Felder, Wiesen, Gärten oder Gehöfte deutscher



MTV Wehlau (Männerturnverein)
mit anderen Sportvereinen beim Umzug durch das Kirchdorf Plibischken



Eine siegreiche Rennvier-Crew des Wehlauer Ruderclubs (WRC)
auf dem Pregel.
Von rechts nach links: Huhn, Kuhnert, Morczek, Wanning, Steuermann Böhm

Bauern verlief. Die ihnen gegenüber von polnischen „Grenzern" praktizierten vielfältigen, unnötigen Schikanen, die ständigen „Verunsicherungen" machten die von den Deutschen angestrebte „friedliche Koexistenz" einfach unmöglich. Ihr standen auch der erwähnte Abbruch der Brücke und die 1925 erfolgte rücksichtslose Ausweisung von rd. 20 000 deutschen Optanten durch die polnische Regierung entgegen, ferner die historisch falsche, aber seit 1919 von chauvinistischer Seite ständig wiederholte Behauptung: „Das ganze Land von Memel bis zu den Karpaten ist urpolnischer Boden." Die polnischen Nationalisten verfolgten also weiterhin das Ziel ihrer Vorfahren, die seit etwa dem Jahre 1000 versucht hatten, sich das Prußenland zu eigen zu machen. Der Gegenstoß der Prußen veranlaßte dann den Herzog Konrad von Masowien, den Deutschen Ritterorden um Hilfe und ins Land zu bitten. Der heutigen jungen Generation in Westdeutschland sind diese Zusammenhänge weitgehend unbekannt. Daher soll wenigstens kurz auf sie hingewiesen werden, zumal auch Wehlau später in den Strudel der Ereignisse hineingerissen wurde.

Welche Probleme die Stadtverwaltung Ende 1929 beschäftigten, ging aus einem Artikel des Bürgermeisters Makowka „Wehlaus Wünsche zum Jahreswechsel" in der „Königsberger Allgemeinen Zeitung" vom 31. Dezember 1929 hervor. Einiges soll im Wortlaut wiedergegeben werden, weil es sehr aufschlußreich ist.

„Bei Hochwasserzeiten liegt Wehlau wie auf einer Insel. Die Schanzenwiesen stehen monatelang unter Wasser. Mindestens 100 Morgen Wiesen werden Jahr für Jahr für eine weidewirtschaftliche Nutzung unbrauchbar gemacht. Die Milchwirtschaft erleidet hierdurch einen erheblichen Schaden. Des öfteren wird auch die Deutsche Straße unter Wasser gesetzt, so daß die Neustadt mit den Behörden wie Amtsgericht, Landratsamt, Katasteramt u. a. von der Altstadt abgeschnitten sind. Zahlreiche Häuser stehen alsdann unter Wasser. Um diesem Übel ein Ende zu bereiten, hat die Stadt vor neun Monaten ein Projekt für die Errichtung eines Dammes zum Schutze der Schanzenwiesen gegen den Pregel eingebracht, das zur Zeit dem Regierungspräsidenten zur Prüfung vorliegt. Die Verwirklichung dieses Projektes ist nur unter Beteiligung der Provinz und des Landwirtschaftsministeriums an den Kosten möglich. Recht dankbar würde es die Stadt begrüßen, wenn der Damm im Jahre 1930 errichtet werden könnte. Für eine größere Anzahl Arbeiter könnte hier gleichzeitig Arbeitsgelegenheit geschaffen werden.

Wünschenswert erscheint auch die Errichtung einer Eisenbahn-Unterführung für den Durchgangsverkehr in der Bahnhofstraße vor der Eisenbahn-Allebrücke. Etwa 40 Züge durchfahren täglich diese Strecke in Richtung Königsberg, Insterburg und Friedland. Während dieser Zeiten muß die Durchgangsstraße Allenburg—Friedland gesperrt werden. Ist schon an gewöhnlichen Tagen diese Sperre unangenehm, so bildet sie an Markttagen geradezu ein Verkehrshindernis, da unzählige Fuhrwerke und Autos hier anstauen. Da jetzt die Provinzialanstalt Allenberg zum

Stadtbezirk gehört und mit der neuen Siedlung auf der Vogelweide einen neuen Stadtteil mit 1800 Einwohnern bildet, ist eine neue ungehinderte Verbindung mit der Altstadt notwendig.

In Übereinstimmung mit der Industrie- und Handelskammer Königsberg und mit zahlreichen anderen Städten hat die Wehlauer städtische Körperschaft in einer Eingabe an den Handelsminister und an zahlreiche Abgeordnete und Behörden die Bitte ausgesprochen, man möchte den begonnenen Arbeiten am Masurischen Kanal Fortgang geben. Damit könnte gleichzeitig der Arbeitslosigkeit in Ostpreußen in ganz erheblichem Maße gegengesteuert werden. Die Durchführung dieses Projektes würde eine Frachterleichterung für Handel und Gewerbe bringen. Wehlau ist auch daran interessiert.

Die Stadt hat infolge ihres ausgedehnten Stadtgebiets, zu dem 3500 Hektar gehören, viele Straßen und Wege zu unterhalten, wodurch erhebliche Kosten entstehen und den städtischen Etat sehr belasten. Gewährung von Beihilfen an die Stadt aus dem Provinzialwegebaufonds und aus der Kraftfahrzeugsteuer, insbesondere für die öffentlichen Durchgangsstraßen, ist daher sehr erwünscht.

In Wehlau besteht noch immer große Wohnungsnot. Viele Familien warten sehnsüchtig darauf, daß dem von der Stadt gestellten Antrag auf Bau von Reichshäusern entsprochen wird. Nicht Eigenheime, sondern eine größere Anzahl Mietwohnungen werden hier in erster Linie benötigt.

Ein recht schwieriges Problem für die Stadtverwaltung bildet auch die Schaffung von weiteren Räumen für die Volksschule. Für 700 Volksschüler, welche in 16 Klassen unterrichtet werden, stehen nur 12 Räume zur Verfügung, so daß vier fliegende Klassen eingerichtet werden mußten. Auch die Höhere Mädchenschule erhofft im Jahre 1930 eine bessere Unterbringung, da das derzeitige Gebäude unzureichende und ungeeignete Klassenräume aufweist. Der Staat soll in beiden Fällen helfen. Die Erfüllung der aufgeführten Aufgaben bedeutet Dienst am Volke und am Vaterlande." (Diese Werte wurden damals von den meisten Menschen noch nicht „in Frage gestellt".)

Die Ereignisse des Jahres 1930 spielten sich bereits auf dem Hintergrunde einer immer bedrohlicheren Weltwirtschaftskrise ab, die dann zum Ende der Konjunkturperiode führte. Zunächst war in Wehlau noch nicht viel davon zu spüren. Durch die schon 1928 begonnenen Eingemeindungen hatte sich das Stadtgebiet um ca. 800 Hektar vergrößert und umfaßte nunmehr 3578,86 Hektar. Zu Wehlau gehörten damals: Das Gebiet der Heil- und Pflegeanstalt Allenberg, die Gutsbezirke Pinnau, Augken und Rödersbruch, die Wattlau (früher ein Vorwerk der Grafschaft Sanditten) und die Gemeinde Holländerei. Später wurden die Pregelwiesen der Gemeindebezirke Friedrichsthal, Bürgersdorf, Grünwalde und Michelau eingemeindet.



Arbeitsausschuß des Kreisheimatmuseums.
Von links nach rechts: Die Herren Werner, Diemke, Renz.
Unten: Dr. Fischer, Schulrat Pacyna

Aus dem Gedanken heraus, daß eine Kreisstadt mit einer 600jährigen Geschichte eine Stätte braucht, in der die noch erhaltenen Gegenstände von kulturhistorischer Bedeutung aus dem Kreisgebiet konserviert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können, konstituierte sich auf Einladung von Bürgermeister Makowka am 25. Februar 1930 ein Ortsausschuß für die Einrichtung eines Kreisheimatmuseums. Studienrat Dr. Fischer hielt dabei ein Referat über die Bedeutung dieses Museums für die Vertiefung der Liebe zur engeren und weiteren Heimat, über den geplanten Aufbau der Sammlungen und über die primären Aufgaben des gewählten Arbeitsausschusses. Zu diesem gehörten Kreisschulrat i. R. Pacyna, Lehrer Hellmig, Konrektor Diemke, Studienrat Dr. Fischer, Hauptlehrer Werner, später die Lehrer Donner und Koch. Die Arbeitssitzungen fanden anfänglich in einem dafür zur Verfügung gestellten Raum des Evangelischen Jünglingsvereins statt.

Der Ortsausschuß (19 Unterschriften) veröffentlichte am 1. März im „Wehlauer Tageblatt" einen Aufruf zur Abgabe von näher bezeichneten Gegenständen, die in einer Sammelstelle im Rathaus unter Wahrung des Eigentumsrechts und gegen Empfangsquittung von Stadtobersekretär Renz entgegengenommen werden sollten.

Die Sammlungs- und Ausstellungsräume wurden im ordenszeitlichen Steintor und in einem mit ihm verbundenen Neubau (mit Durchfahrt) eingerichtet. Welche Kulturgüter von der frühesten Siedlertätigkeit an in über zehnjähriger vorbildlicher Gemeinschaftsarbeit hier zusammengetragen und sorgsam gepflegt worden sind, hat Fritz Hellmig in seinem Manuskript „Kreisheimatmuseum Wehlau" bis ins einzelne dargestellt.

Eine andere historische Sehenswürdigkeit war das durch Ortsstatut vom 20. Dezember 1929 unter Denkmalsschutz gestellte Speicherviertel am Roßmarkt. Wenn z. B. die Dampfer der Königsberger Firma Meyhöfer im Hafen an der Allemündung anlegten, boten diese Speicher den Fahrgästen einen ersten Eindruck von der früheren „Handelsmetropole Wehlau". Nach dem Aufsatz des Bürgermeisters Makowka in der Königsberger Allgemeinen Zeitung vom 11. April 1930 (mit Foto dieses Viertels) dienten damals nur noch einige Speicher der Lagerung von Getreide. Durch die Kriegs- und Nachkriegszeit war der Handelsverkehr so weit zurückgegangen, daß die Stadt im wesentlichen auf den eigenen Umsatz angewiesen war.

Im Sommer 1930 kam Zirkus Barum nach Wehlau. Fotos aus jenen Tagen zeigen, welche Menge Schaulustiger sich auf der Schanzenböschung gelagert hatte, um den Aufbau des Zeltes, besonders auch die Arbeit der Elefanten dabei, mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Das Standgeld kam der Stadtkasse zugute. Zu den Vorstellungen, die durch Anschläge in der Stadt und ihrer Umgebung angekündigt worden waren, erschienen viele aus Stadt und Land, und wie bei den Märkten, so blieben auch aus diesem Anlaß erhebliche Summen Geldes in Wehlau.

Am 4. August fand eine „Waldbereisung" mit Fuhrwerken statt. Anschließend saßen die Teilnehmer mit ihren Damen bei Hering und Pellkartoffeln an vorher aufgestellten weiß gedeckten Brettertafeln unter schattigen Bäumen, zwischen denen Fähnchenketten und ein Rundfunkgerät aufgehängt waren. Auch von dieser Veranstaltung zeugen Privatfotos.

Von so gewaltigen Bränden, wie sie in früherer Zeit die Stadt heimgesucht hatten, blieb Wehlau in diesen Jahren glücklicherweise verschont. Aber in der Nacht vom 19. zum 20. September entstand in Neu-Wehlau ein Scheunenbrand, zu dessen Bekämpfung die Wehlauer Feuerwehr und die Allenberger Spritze eingesetzt wurden. Ein Foto zeigt, wie vier Männer am Pumpenschwengel diese Spritze bedienen — ein Dokument für „Feuerlöschgeräte", wie sie damals für kleinere Bezirke noch ausreichend waren.

Die erste Luftschutzübung in Ostpreußen fand vom 1. bis 3. Oktober 1930 statt, also schon lange vor Gründung des „Reichsluftschutzbundes". Diese Übung zeigte, daß man „höheren Ortes" die der Provinz drohende Gefahr ernst nahm. Die seit 1926 von Staatsarchivrat Dr. Recke, Ostinstitut in Danzig, herausgegebenen „Ostlandberichte" brachten polni-

sche Originaltexte mit danebenstehender deutscher Übersetzung aus Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, Reden usw. und bewiesen eindeutig, daß die Polen mit ihrer Beute nicht zufrieden waren. Ihr Ziel war unabänderlich ein polnisches Großreich. Alarmierend war auch das 1932 erschienene Buch von Nitram „Achtung, Achtung! Ostmarkenrundfunk und Danzig: Polnische Truppen haben heute Nacht die ostpreußische Grenze überschritten!" Es gab damals noch viele andere Publikationen, die sich mit dem völkerrechtlichen, politischen und wirtschaftlichen Problem der Grenz-„Realitäten" auseinandersetzten. Über die gegenwärtigen „Realitäten" informiert der vom Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen herausgegebene „Pressespiegel" und „Jenseits von Oder und Neiße" mit seinen Berichten aus polnischen Zeitungen und Zeitschriften, auf Anforderung kostenlos erhältlich vom Gesamtdeutschen Institut, Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben, Abteilung IV, 1 Berlin (West) 31, Bundesallee 216—218. Ebenfalls kostenlos erhältlich ist der „Informationsdienst Ostpreußen" der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., 2 Hamburg 13, Parkallee 86. Gerade die jüngere Generation sollte sich mit diesen Informationen beschäftigen, die anderswo nicht „nachgelesen" werden können.

Aus dem Absatzschwund infolge der Wirtschaftskrise ergaben sich auch in Wehlau Arbeitseinschränkungen oder Arbeitseinstellungen. Die Anwohner der Parkstraße erinnern sich noch an die zahlreichen Arbeitslosen, die 1930 von der damaligen Zahlstelle im Lokal „Glumsberg" ihre Unterstützung abholten. Manche setzten dort gleich einen Teil des Geldes in Alkohol um, verbittert über die Ausweglosigkeit ihrer Situation. Viele sehnten sich im Gegensatz zu ihrer früheren Streikfreudigkeit nach der Zeit zurück, in der sie „auf Arbeit" gehen durften. Das ständige Absinken der Kaufkraft bekamen auch die Wehlauer Kaufleute und Gewerbetreibenden in steigendem Maße zu spüren. Die Notverordnungspolitik zur „Sicherung von Wirtschaft und Finanzen" brachte am 1. Dezember 1930 auch den Beamten eine Kürzung der Gehälter mit einer entsprechenden negativen Auswirkung auf das Wehlauer Geschäftsleben. Aber in dieser mit der Landwirtschaft aufs engste verbundenen Kreisstadt machte sich die Wirtschaftskrise doch nicht so katastrophal bemerkbar wie in den Großstädten und Industriezentren.

So wurde das von der Stadtverwaltung für 50 000 Mark vom Staat zurückgekaufte alte Gebäude der „Deutschordensschule" mit einer Beihilfe des Ministers für Handel und Gewerbe von 25 000 Mark zu einer städtischen Berufsschule umgebaut und am 8. Januar 1931 in Gegenwart des Regierungspräsidenten Dr. von Bahrfeldt feierlich seiner Bestimmung übergeben.

Am 12. März 1931 fand in Wehlau ein Kreis-Kirchentag statt, zu dem Superintendent Hardt auch die Synodalen, Kirchenältesten und Gemeindeverordneten des Kirchenkreises eingeladen hatte. Die Tagung stand

unter dem Leitgedanken „Kampf und Sieg der Kirche" und fand bis auf die in der Kirche gehaltene Morgenfeier und den Nachmittags-Gottesdienst mit der Ansprache von Generalsuperintendent D. Gennrich im „Gesellschaftshaus Rebuschatis" statt. Dort wurde von der Wehlauer Evangelischen Frauenhilfe ein Mittagessen für 50 Pf gereicht. Die Leitung der geistlichen Posaunenmusik in der alten Ordenskirche hatte Pfarrer Machmüller-Tapiau. Sinn und Zweck dieser Zusammenkunft war es, im Hinblick auf die ernste Not eine lebendige Zusammenarbeit im kirchlichen Bereich immer inniger herbeizuführen.

Die allgemeine Finanzkrise hatte am 14./15. Juli 1931 eine Schließung der Banken, Sparkassen und Börsen zur Folge. Auch in Wehlau verloren immer mehr Menschen den Glauben an die kraft- und hilflos erscheinende Weimarer Republik, in der es Ende Dezember dieses Jahres bereits 5,66 Millionen Arbeitslose gab. Die vierte Notverordnung vom 8. Dezember brachte weitere Lohn- und Gehaltskürzungen mit sich, die Leistungen der Arbeitslosenfürsorge wurden herabgesetzt. Immerhin hat das Deutsche Reich bis Januar 1932 insgesamt 53 Milliarden und 155 Millionen Mark für „Reparationen" bezahlen müssen. Diese Leistung sollte nicht übersehen werden, wenn man sich die damalige Situation vergegenwärtigen will.

So stagnierte auch in Wehlau im Jahre 1932 weitgehend das öffentliche Leben. Zu erwähnen sind nur folgende Änderungen auf dem Gebiet des Schulwesens: Da die Räume für die Höhere Mädchenschule (Mittelschule) unter der Leitung von Rektor Dr. Walter Kuck nicht mehr ausreichten, wurde diese Schule in das frühere Gebäude der „Deutschordensschule" verlegt, wo schon im Jahre davor die Berufsschule für die Abendstunden untergebracht worden war. Wegen des Raummangels in der Grundschule teilte man dieser ein Jahr später vier Klassenräume im alten Gebäude der Mädchenschule zu.

Im übrigen bot die Kreisstadt Wehlau ein Spiegelbild im Kleinformat dessen, was sich im ganzen Deutschen Reich in dieser turbulenten Zeit ereignete. Hindenburg war zwar am 10. April 1932 zum zweitenmal zum Reichspräsidenten gewählt worden, aber die allgemeine Krise dauerte weiter an. Die Arbeitslosenziffer überstieg die Sechs-Millionen-Grenze. Durch die Notverordnung vom 14. Juni wurden die Arbeitslosen-, Krisen- und Wohlfahrtsunterstützungen weiter gekürzt und reichten kaum noch für die Beschaffung von Lebensmitteln. Die politischen Gegensätze verschärften sich in beängstigender Weise. Karl Kossack, damals Polizeimeister in Wehlau, berichtete 1969 unter anderem:

„Im Jahre 1932 fand in Wehlau die NSDAP viele Anhänger. Das war darauf zurückzuführen, daß viele Arbeiter nur vom Stempelgeld leben mußten. Dadurch wurde die SA radikal und suchte Streit mit den Linksparteien. Sobald auf dem Marktplatz eine kommunistische Kundgebung stattfand, zog die SA singend an den Demonstranten vorbei. Daß dabei

Drohungen und Rempeleien vorkamen, war nicht zu vermeiden. Aber auch sonst bestand ständig die Gefahr, daß die Kommunisten und die SA zusammenprallten. Der von Kaufmann Kriszat geführte „Stahlhelm" beteiligte sich nicht an Übergriffen. Auch der „Jungstahlhelm" sah der Entwicklung mit Ruhe entgegen. Die HJ wurde von einem Malerlehrling geführt und von ihm immer wieder gegen die Staatsgewalt aufgehetzt. Er achtete die bestehenden Gesetze in keiner Hinsicht. Lediglich sein Befehl war für die HJ maßgebend. Die Polizeibeamten wurden dann als Feinde der NSDAP angesehen."

Kommunistisch ausgerichtet war auch die durch Abspaltung von der SPD 1931 durch den sächsischen Radikalen Seydewitz neu gegründete SAP (Sozialistische Arbeiterpartei). Aber auch die NSDAP war, wie der Name sagte, eine „Sozialistische Arbeiterpartei", und hatte mit den Linksradikalen vieles gemeinsam: Die rote Fahne, wenn auch mit Hakenkreuz, den Kampf gegen „Reaktion", „Bourgeoisie", Beamtentum (Hitler: „Komme mir keiner mit den wohlerworbenen Rechten der Beamten!"), gegen die „Korrupte Demokratie" und für einen „Sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat", in dem die Wehrpflicht „Ehrendienst" sein sollte. Trotzdem „Die rote Front schlagt sie entzwei!" und auf der anderen Seite „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!" Allerdings waren und sind im KP-Jargon alle Nicht-Kommunisten eben Faschisten. Der jungen Generation, die diese Zeit nicht miterlebt hat, sei die vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen 1966 herausgegebene Schrift von Reinhart Beck, „Die Geschichte der Weimarer Republik im Spiegel der sowjetzonalen Geschichtsschreibung", nahegelegt.

Die traurige Zerrissenheit des deutschen Volkes dokumentierte sich in der Vielzahl der damaligen Parteien, nach einem Faksimile des Wahlzettels für die Reichstagswahl am 31. Juli 1932 waren es 32, die sich mit „Wahlversprechungen" um die Wählerstimmen bemühten. Was war aus diesem Volk geworden, von dem der Kaiser am 4. August 1914 sagen konnte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche." In den 14 Jahren seit 1919 wechselte zwanzigmal der deutsche Reichskanzler. Reichstagsauflösungen und Neuwahlen, die in Wehlau wie überall die Erregung der Menschen steigerten, trugen mit dazu bei, das Ansehen der Demokratie immer mehr zu zerstören.

Am 30. Januar 1933 berief der Reichspräsident den Führer der damals zahlenmäßig stärksten Partei Adolf Hitler zum Reichskanzler. Landrat Hoffmann gehörte zu den ersten Beamten, die den „Veränderungen" zum Opfer fielen. Obwohl die Überprüfung durch die neuen „Machthaber" im Kreishaus eindeutig ergeben hatte, daß die Kreisverwaltung während seiner Amtszeit seit 1925 „gut und sparsam gewirtschaftet" hatte, wurde er in den „einstweiligen Ruhestand" versetzt, verließ Wehlau im Juli 1933 und war dann beim Regierungspräsidenten in Liegnitz tätig.

Karl Kossak berichtete: „Am 29. Januar 1933 stand das politische Barometer in Wehlau auf Sturm. Die Polizeibeamten mußten die Um-

züge der KPD und der NSDAP begleiten, um Schlägereien zwischen den Parteien zu verhindern, und ermahnten sie zur Vernunft. So blieb es bei schweren Drohungen beider Parteien gegeneinander. Am 30. Januar 1933 fanden wieder Aufmärsche der NSDAP und der KPD statt. Die Polizeibeamten waren ganz erstaunt darüber, daß in den Reihen der NSDAP Mitglieder der KPD mitmarschierten und Drohungen gegen die KPD ausstießen." Alte KP-Lieder wurden „umgedichtet". Früher sangen die Kommunisten: „Dem Karl Liebknecht haben wir geschworen, der Rosa Luxemburg reichen wir die Hand." Jetzt sang man nach derselben Melodie: „Dem Adolf Hitler haben wir geschworen." Nach der Eingliederung des „Stahlhelm" in die SA (Reserve I, der „Kyffhäuserbund" wurde SA-Reserve II) ertönte beim Marsch der braunen Kolonnen, ebenfalls nach alter Melodie: „Einst waren wir Kommunisten, Stahlhelm und SPD, heut' Nationalsozialisten, Kämpfer in der NSDAP."

Wer diesen „Aufbruch der Nation" nicht miterlebt hat, wer noch heute die Frage stellt: „Wie hat das alles so kommen können?", der lese die Bilddokumentation von Bertram Otto „Hitler marschiert in der Sowjetzone", Berto-Verlag Bonn 1961.

Einen zusammenhängenden Erlebnisbericht über die Ereignisse in Wehlau verdanken wir Fritz Hellmig, dessen Darstellung im wesentlichen übernommen werden soll.

„So erlebte Wehlau diesen schicksalsschweren 30. Januar 1933: Ein Fackelzug mit Musikkapelle riß die Einwohner aus ihrer abendlichen Ruhe. Die städtische Abendberufsschule hatte vorzeitig geschlossen, um Jugendlichen die Teilnahme an dieser Kundgebung zu ermöglichen. In strammem Marschschritt, unter Absingen neuartiger Marsch- und Kampflieder, uniformiert mit braunen Blusen und Windjacken, einheitlichen Mützen und Hakenkreuzarmbinden zogen die Anhänger Hitlers und seiner Partei durch die Straßen der Stadt. Vor den Haustüren standen die Menschen in dichten Gruppen oder schauten aus den geöffneten Fenstern — manche Fenster waren illuminiert — auf das sich bietende Schauspiel. Auf vielen Gesichtern lag Freude, Hoffnung, Vertrauen, auf nicht wenigen aber auch Skepsis, Beklommenheit und Staunen über das, was da vor sich ging.

Zwölf Jahre später, fast auf den Tag genau, ging die Stadt in Flammen auf!

Mit der „Machtübernahme" begann der Auf- und Ausbau der Parteiorganisation. Kreisleiter wurde Ernst Wagner, ein Jungbauer aus Köthen, Kirchspiel Grünhayn. Sein Kreisbüro war Freiheit Nr. 4. Ortsgruppenleiter wurde Schlossermeister Pannewitz aus der Allestraße, ein Mitkämpfer der Seeschlacht vor dem Skagerrak 1916.

Bald überzog ein dichtes Netz von Zellen- und Blockleitern die Stadt, um an alle „Volksgenossen" herankommen und sie kontrollieren zu können. Für neue Mitglieder war die Partei bis zum 1. Mai geöffnet. Auf

Beamte und Angestellte der Verwaltungen und die Lehrkräfte der Schulen wurde seitens der Partei ein gelinder Zwang zum Beitritt ausgeübt, um die nötigen Fachkräfte zu gewinnen. Alle wichtigen Ämter und die Vorstände von Organisationen und Vereinen wurden mit der Partei ergebenen Menschen — meistens Pg. — besetzt. Im Rahmen der „Säuberung" wurden Schulrat Krauledat, Rektor Dr. Kuck, Lehrer Gädtke inhaftiert, aber nach einiger Zeit freigelassen. Ersterer durfte jedoch nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren. An seine Stelle trat Schulrat Amling, den Schulrat Grohnert ablöste.

Eine in solchem Umfang nie gekannte geschickte Propaganda suchte die Menschen für die Ziele der NSDAP zu gewinnen, u. a. für ein völkisches, d. h. rassisch reines Großdeutschland, das die Heimat aller Deutschen sein sollte.

Der Jude war als Nichtarier Ursache aller politischen und wirtschaftlichen Mißgeschicke, der innere Staatsfeind Nr. 1. Es gab in Wehlau eine kleine jüdische Gemeinde, die noch zu Anfang des Jahrhunderts einen Textilkaufmann als Stadtverordnetenvorsteher gestellt hatte. Die Zahl der in ihren Händen befindlichen Geschäfte und Unternehmungen war schon seit einiger Zeit zurückgegangen. In der Parkstraße hatte die Gemeinde ihren Friedhof, umgeben von einer hohen Mauer. Durch das schmiedeeiserne Gitter sah man, daß die Grabstätten in Ordnung gehalten waren. In der Reichskristallnacht (9./10. November 1938) wurde dieser Friedhof geschändet, die Mauer eingerissen und die Grabsteine umgeworfen. Die Feindseligkeiten gegen die Juden hatten schon im Frühjahr 1933 begonnen. An den Schaufensterscheiben ihrer Geschäfte klebten judenfeindliche Plakate, und vor den Eingangstüren ihrer Läden standen je zwei SA-Leute, die die Kunden durch Überredung davon abhielten einzutreten. Durch diesen Boykott waren die Geschäftsinhaber genötigt, ihre Läden aufzugeben, sie zogen fort. Wer blieb, wurde durch eine gelbe Juden-Armbinde als solcher kenntlich gemacht. Auch diese Gestalten verschwanden nach und nach aus dem Stadtbild.

Mit Mißtrauen begegneten die nationalsozialistischen Machthaber der Kirche, die mit manchem, was mit dem christlichen Glauben und dem Gewissen unvereinbar war, nicht einverstanden sein konnte. In Form von persönlichen Aussprachen trat man an die Lehrerschaft der Stadt heran mit der Aufforderung, als Protest gegen das Verhalten der Kirche den Religionsunterricht niederzulegen. Dieses Ansinnen wurde in großer Mehrheit abgelehnt, und die Partei kam nicht weiter darauf zurück. Die Einstellung der Stadtbevölkerung war im allgemeinen religiös und kirchenfreundlich. Überzeugte Nationalsozialisten dagegen ließen ihre Kinder nicht taufen, nicht am Religionsunterricht teilnehmen, nicht konfirmieren. Statt der Konfirmation gab es eine Jugendweihe und für Brautpaare statt der kirchlichen Trauung eine feierliche Zeremonie vor einem Parteiamt bzw. dem Standesamt. Geistliche beider großen Konfessionen,

die treu zu ihrem Glauben standen, hatten mancherorts Schweres zu erdulden. Von der unter einem Reichsbischof stehenden evangelischen Kirche spaltete sich bald die Bekennende Kirche ab, deren Mitglieder unerschrocken in einem „Kirchenkampf" für das reine Evangelium und für Bekennertum eintraten. Ein Vertreter dieser Richtung war der allen Wehlauern bekannte, beliebte Pfarrer Hugo Linck, der jedoch schon 1930 von Wehlau nach Königsberg verzogen war und dort bei seiner Gemeinde bis zur Ausweisung im Jahre 1948 ausharrte. Sein Nachfolger in Wehlau, Pfarrer Lange, wurde von der Geheimen Staatspolizei beschattet. Die Kreisdiözese verwaltete der letzte Superintendent von Wehlau Zachau.

Neben diesen kulturkämpferischen Maßnahmen ergriff die neue Reichsregierung sofort und energisch Maßnahmen zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit und zur Belebung der Wirtschaft. Neue Fabriken entstanden, die vorwiegend der Wehrwirtschaft dienten. Große Bauvorhaben von Staat, Partei und Gemeinden brauchten Arbeitskräfte. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, des Freiwilligen Arbeitsdienstes und der Arbeitsdienstpflicht beseitigte auch die letzten Arbeitslosen in Wehlau. Hier entstanden neben den vorhandenen Industrieanlagen eine zweite Papierfabrik und ein Margarinewerk, beide auf dem Gelände zwischen Ostbahn und Allenberg gelegen. Auch die private Bautätigkeit belebte sich. Durch neue, schöne Eigenheime wurde die Parkstraße bis zum Glumsberg hin ausgebaut, und jenseits des Pregels gegenüber der Allemündung entstand die Wohnsiedlung Wattlau. Der über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte große Pferdemarkt und mit ihm der jahrhundertealte Jacobi-Jahrmarkt erlebten eine letzte Blüte. Handel und Gewerbe belebten sich, die Kaufkraft der Bevölkerung nahm zu. Die Zahl der am Sparsystem für den Volkswagen Beteiligten wuchs ständig und mit ihr die Hoffnung auf einen höheren Lebensstandard.

Das kulturelle und gesellschaftliche Leben einer kleinen Stadt wie Wehlau wurde auch in den dreißiger Jahren weitgehend durch Vereine und Vereinigungen aller Art bestimmt. Man ließ daher die meisten bestehen oder legte solche mit gleichen oder ähnlichen Interessen zusammen. So wurden die Gewerkschaften in der Deutschen Arbeitsfront, die verschiedenen Lehrerverbände in der NS-Lehrerschaft zusammengefaßt. In theoretischen und praktischen Schulungskursen aller Art und „Zellenabenden", die auch der Unterhaltung dienten, machte man die Einwohnerschaft mit dem NS-Gedankengut vertraut. Erstrebt wurde eine „rassischreine" Volksgemeinschaft, die frei von Klassenbewußtsein und Standesdünkel und jederzeit hilfs- und opferbereit war. Die ständigen Straßen- und Haussammlungen durch SA, SS, HJ, BdM u. a. brachten namhafte Summen für die NSV ein. „Niemand sollte hungern und frieren." Am „Tag der nationalen Solidarität" hatten auch die Spitzen der Verwaltung von Staat und Partei, Leiter und Lehrer der Schulen Sammel-

büchsen in Händen, und an einem festgelegten Sonntag in jedem Monat aß man Eintopf zugunsten der NSV. Die „Gemeinschaft Kraft durch Freude" ermöglichte auch weniger bemittelten Volksgenossen weitere Urlaubsreisen. Sonst waren beliebte Urlaubsziele die wundervollen Strände der Ostsee im Samland und auf der Kurischen Nehrung. Kinderreiche Mütter erhielten Ordensauszeichnungen und wurden von der NSV zur Erholung verschickt. Die gesamte Jugend wurde nach und nach in einer Staatsjugend zusammengefaßt: die männliche Jugend in der HJ, die in zunehmendem Maße der vormilitärischen Ausbildung zugeführt wurde, die weibliche Jugend in dem BdM, der sich den Betreuungsdienst in der Volksgemeinschaft zur Aufgabe gemacht hatte durch Hilfsdienst in der Ernte, in kinderreichen Familien, bei Kranken u. a., und die unter 10 Jahre alten Kinder im Jungvolk („Pimpfe"). Die Jugend war mit Begeisterung dabei, hatte Uniformen und Musikkapellen, Fanfaren und Landknechtstrommeln, hinter denen sie marschierte. Sie hatte ihre Ideale, für die sie sich begeisterte: den Führer, Großdeutschland, die Volksgemeinschaft und berühmte Gestalten aus der deutschen Vergangenheit. Als Staatsjugend beanspruchte sie ein Vorrecht vor Elternhaus und Schule, woraus sich mancherlei Reibereien und Mißhelligkeiten ergaben. Den Kindern drohten durch unerfahrene und fanatische Jugendführer („Gelobt sei, was hart macht!") gesundheitliche Schäden und Entfremdung von der Familie und den Aufgaben der Schulen, die sie auf das Leben vorbereiten sollten und die in Wehlau einen guten Ruf hatten. Die Jugend hatte ihre Freude daran, alte Bräuche wie Sommer- und Wintersonnenwendfeiern wieder aufleben zu lassen. Sie pflegte das Laienspiel, das naturgemäß einen anderen Charakter hatte als das von den Vereinen dargebotene. Diese gaben auch ihr Bestes her, boten u. a. sogar Operettenaufführungen und Konzerte — auch aus dem Musikpavillon im Stadtpark. Größere Bühnen waren nicht vorhanden. Anspruchsvolle Wehlauer fuhren zu Oper und Theater mit dem Zug nach Königsberg. Das einzige Lichtspieltheater in Wehlau genügte in diesen Zeiten den Einwohnern. Sie sahen hier ihre Lieblinge Zarah Leander, Willy Birgel, Heinrich George u. a. in schönen, spannenden Filmen. Zu Hause hörte man in dem schon 1933 entwickelten Volksempfänger, der Unbemittelten auch kostenlos überlassen wurde, Musik, Vorträge, Ansprachen, Nachrichten, neben kulturell Wertvollem viel NS-Propaganda. Im Hinblick auf die bevorstehende Jahrhundertfeier hatte die Stadt den historischen Rathaussaal und die Aula der Stadtschule (Volksschule) mit Motiven aus Wehlaus Geschichte durch einen namhaften auswärtigen Künstler ausmalen lassen.

Eine bemerkenswerte kulturelle Stätte wurde 1936 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht durch die Einweihung des Kreisheimatmuseums. Es ging damit ein lange gehegter Wunsch der Lehrerschaft in Erfüllung. Das Museum lag neben dem mittelalterlichen Stadttor („Steintor") und umfaßte außer diesem noch einen von der Stadt erstellten Neubau. Hier fanden die in Privatbesitz, Gemeindearchiv, Schulen und Vereinen be-

findlichen Sammlungen und Einzelstücke zur Heimatgeschichte und Heimatkunde eine geeignete würdige Stätte, Sicherheit und fachgerechte Betreuung. Unter Anteilnahme der Bevölkerung des Kreises Wehlau war eine große Zahl oft wertvoller Ausstellungsstücke — von der Eiszeit bis zum Ersten Weltkrieg — zusammengekommen. Das Museum hatte eine erdgeschichtliche, eine vorgeschichtliche und eine geschichtliche Abteilung. Letztere enthielt u. a. ein großes, farbiges Gipsmodell der Stadt Wehlau um 1400. Aufgabe dieses Museums sollte sein, durch Kenntnis und Verständnis der Heimat die Heimatliebe zu wecken und zu pflegen. Es war ein Sachwalter der Heimat und frei von nationalsozialistischen Tendenzen.

Über die Stadt waren manche Kriegsstürme hinweggegangen. Nun drohte erneut vom Osten her die Gefahr des kommunistischen Rußland. Doch nach der Wiederaufrüstung und Erstarkung Deutschlands fühlte man sich sicher.

In den letzten Jahren dieses Jahrzehnts bot sich der Stadt noch oft Gelegenheit, Flaggenschmuck anzulegen. Die nach dem Ersten Weltkrieg abgetrennten bzw. besetzten Gebiete kehrten zurück, Österreich und das Sudetenland schlossen sich dem Reich an, auch das von den Litauern 1923 völkerrechtswidrig besetzte urdeutsche Memelland (Vertrag v. 22. März 1939). Es fehlte noch das Einverständnis Polens mit dem deutschen Vorschlag, das Reich mit Ostpreußen durch eine exterritoriale Eisenbahnlinie und Autobahn zu verbinden.

Die Anzeichen für einen bevorstehenden Krieg waren nicht mehr zu übersehen. 1939 fanden in Wehlau die ersten Luftschutzübungen statt, Sirenen heulten, und die Stadt wurde verdunkelt. Es gab Volksgasmasken zu kaufen. In der Turnhalle der Deutsch-Ordensschule lagerten Brotgetreidevorräte. Im Sommer erfolgten Einberufungen von Reservisten zu Übungen. Die polnische Generalmobilmachung am 30. August war gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an Deutschland. Die deutsche Wehrmacht kam dem polnischen Angriff zuvor und marschierte am 1. September in Polen ein. Am 23. August hatte die deutsche Reichsregierung mit der sowjetrussischen Regierung einen Nichtangriffspakt abgeschlossen. Nach einem erfolgreichen „Blitzkrieg" von wenigen Wochen wurde Polen zwischen Deutschland und Sowjetrußland aufgeteilt.

Unter den ersten Opfern dieses Krieges war ein junger Familienvater, Beamter des Landratsamtes Wehlau. Er fiel bei einem Sturmangriff als Leutnant d. R. und wurde aus seinem Grab in polnischer Erde nach Wehlau überführt, in einer Feierstunde vor dem Altar der alten Kirche aufgebahrt und auf dem heimatlichen Friedhof beigesetzt. Die durch den Bahnhof Wehlau nach den Garnisonen zurückfahrenden Militärtransportzüge waren geschmückt, die Soldaten freuten sich auf ein baldiges Wiedersehen mit ihren Familien. Es wurde für die meisten eine bittere Ent-

täuschung, denn schon am dritten Tag nach dem Einmarsch in Polen hatten England und Frankreich Deutschland den Krieg erklärt. Das Friedensangebot der Reichsregierung an England vom 6. Oktober 1939 wurde — wie auch spätere — abgelehnt."

Die Nachkriegsforschung — vor allem auch die ausländische — hat ergeben, daß einer der wichtigsten Gründe für Englands Kriegspolitik die Besorgnis war, Deutschland würde zu stark werden und könnte das „Gleichgewicht der Kräfte auf dem europäischen Kontinent stören". So weitete sich die „Lösung des Korridorproblems" zum Zweiten Weltkrieg aus, auf den Deutschland in industrieller Hinsicht überhaupt nicht vorbereitet war. Eine Zusammenstellung der Feindstaaten bringt Dr. Karl Ploetz, Auszug aus der Geschichte, Bielefeld 1951, S. 892—893. Auf die zahlreichen Publikationen zur Geschichte dieses Krieges kann hier nicht eingegangen werden, zumal Wehlau direkt erst an seinem Ende von ihm erfaßt wurde.

Zu der von Fritz Hellmig erwähnten politischen „Säuberung" in Wehlau berichtete Karl Kossak: „Der größte Teil der Bevölkerung billigte nicht die Entlassung. Als der unerfahrene, etwa 25 Jahre alte Kreisleiter Wagner auf dem Marktplatz gegen die Lehrer eine Hetzrede hielt und schrie, derartige Lehrer müßten an eine Schule im Moosbruch versetzt werden, sagte eine von zwei neben mir stehenden Frauen zu der anderen: „Was denkt sich der Schnodder, wohnen denn dort keine Deutsche?"

Nach einem Bericht von Erich Werbing wurde Bürgermeister Makowka, ein ausgesprochener Verwaltungsfachmann, am 31. März 1933 auf Drängen der NSDAP, die dieses Amt mit einem „alten Kämpfer" besetzen wollte, auf Weisung der Aufsichtsbehörde amtsenthoben, obwohl ihm irgendwelche Verfehlungen nicht nachgewiesen werden konnten. Er erhob dagegen Einspruch und klagte auf Weiterzahlung seiner Bezüge bzw. auf Gewährung von Versorgungsbezügen. Die Stadt wurde verurteilt, an ihn die volle Pension unter Anrechnung sämtlicher pensionsfähiger Dienstjahre zu zahlen. Nach drei ergebnislosen Zwischenlösungen wählte das Stadtparlament auf Geheiß der Kreisleitung den bisherigen Kassierer bei der Wehlauer Volksbank und „alten Kämpfer" Franz Noruschat zum Bürgermeister. „Gerade in einer Kleinstadt wie Wehlau machte sich der Parteieinfluß — besonders in der Personalpolitik — außergewöhnlich bemerkbar, während bei den Reichsbehörden Mitsprachen der Partei entfielen. Noruschat hatte keinerlei Kenntnisse als Verwaltungsfachmann. Aber in der Verwaltung waren langjährig erprobte und erfahrene Beamte tätig, die bei ihrer Fachkenntnis die Verwaltungsgeschäfte bestens abwickelten. Bei Kriegsbeginn wurde Bürgermeister Noruschat zum Wehrdienst einberufen und mit seiner Vertretung der bisherige 1. Beigeordnete Kaufmann Adolf Neumann durch die Aufsichtsbehörde — Kreisverwaltung Wehlau — beauftragt. Er trat nur



600-Jahr-Feier der Stadt Wehlau (1336—1936), das illuminierte historische Rathaus

repräsentativ in Erscheinung. Da die Dienststellenleiter und die Sachbearbeiter mehr oder weniger „u.K." gestellt wurden, konnte der Dienstbetrieb ohne größere Störungen abgewickelt werden."

Studiendirektor Dr. Pilch, Leiter der „Deutschordensschule für Jungen und Mädchen" vom 1. Oktober 1921 bis 15. März 1933, wurde unter Beibehaltung seiner Amtsbezeichnung und des entsprechenden Gehalts in eine Studienratsstelle an der Oberschule für Jungen in Tilsit versetzt. An seine Stelle trat Dr. Benno Böhm. Die Leitung der „Mittelschule für Knaben und Mädchen" übernahm Rektor Natau als Amtsnachfolger von Dr. Kuck. Näheres über diese Veränderungen geht aus den vorliegenden Berichten nicht hervor.

Der frühere „Tag des Klassenkampfes (1. Mai)" war als „Tag der Arbeit" zum Staatsfeiertag unter der Devise „Freut euch des Lebens!" erklärt worden und vereinigte die „Arbeiter der Faust und der Stirn"

beim gemeinsamen Umzug. Zahllose Fahnen und Spruchbänder bekundeten den Anbruch einer neuen Zeit, in der die Klassengegensätze endgültig überwunden waren.

Auf dem Gebiet des Wirtschaftslebens soll nur noch die im Herbst 1933 erfolgte Umstellung auf Kreisinnungen erwähnt werden. Damit entfiel die eigene Wahl zwischen freier oder Pflichtinnung, und die Mitgliedschaft aller selbständigen Handwerker bei ihren zuständigen Innungen wurde obligatorisch. Im ganzen gesehen, war das Handwerk in Wehlau neben der Landwirtschaft eine der wichtigsten Berufsgruppen, sehr fortschrittlich und anpassungsfähig, fest verwurzelt mit der Heimat. Zu den größeren Betrieben gehörten die Baufirma Krauskopf, die Mühle Freund und die Pinnauer Mühlenwerke, die besonders gut florierten, zumal sie die Wasserkraft der Alle für die Gewinnung des elektrischen Stroms ausnutzten. Dort ließ Gauleiter Koch als Bestandteil seiner Erich-Koch-Stiftung" eine Margarine- und Papierfabrik anlegen. Die Anstalt Allenberg mußte 1935/36 hierfür 26 Morgen Acker mit dem daraufbefindlichen Wohnhaus abgeben. Dieses industrielle Unternehmen wurde die zweitgrößte Getreidemühle und Papierfabrik Ostpreußens. Bemerkenswert dürfte auch ein anderer Betrieb sein, der allerdings am Westrande des Kreises Wehlau lag, aber in wirtschaftlicher Beziehung zur Kreisstadt stand: Die Leinenweberei Hof Kapkeim (Leiter Dr. Wilhelm Neufeld). Auf 30 mechanischen Webstühlen wurden Aussteuerwäsche, Dekorations- und Kleiderstoffe in Reinleinen hergestellt, als Spezialität bunte und handgestickte Gedecke aus handgewebtem Leinen. Hierfür und für die Lehrlingsausbildung standen 6 Handwebstühle zur Verfügung. Ausbildung und Erziehung waren vorbildlich. Aus diesem Betrieb gingen Gau- und Reichssieger im Berufswettkampf hervor.

Im Sommer des Jahres 1936 beging die Stadt die Feier ihres 600jährigen Bestehens. Die zahlreichen Veranstaltungen anläßlich der Feier und des Pregelgautreffens der NSDAP vom 13. bis 21. Juni 1936 gehen aus dem erhalten gebliebenen Programm (8 Seiten) hervor. Über den Verlauf berichtete eingehend das „Wehlauer Tageblatt" vom 15. Juni und die besondere „Festausgabe" dieser Zeitung. In beiden Ausgaben sind neben Aufsätzen historischen Inhalts alle Ansprachen inhaltlich und die vielen Glückwünsche wörtlich wiedergegeben — alles in allem: Ein Zeitdokument ersten Ranges! Aus dem Eigenbericht der Zeitung soll wenigstens einiges zitiert werden: „Die Stadt erstrahlt (am 13. abends) in einem Lichterglanz von nie gesehener Schönheit. Alle Häuser haben illuminiert. Perlenkränze von Lichtern umspannen die Fassaden des Rathauses, laufen an den Mauern des Steintors, an den Bogen der Brücke entlang. Noch wuchtiger als sonst erscheint die Kirche. Ihre Flächen werden von riesigen Scheinwerfern angestrahlt, ebenso auch der Turm des Rathauses, von dem lange Fahnenwimpel herabwehen. Sie leuchten prächtig im vieltausendkerzigen Licht. Wehlau gleicht einer Märchenstadt.



Ordensritter im Festumzug anläßlich des Stadtjubiläums vor dem Heimatmuseum

Den Großen Zapfenstreich auf dem Marktplatz erlebte eine Menge Menschen als feierlichen Abschluß des ersten Tages. Höhepunkt der Jubelfeier war der Sonntag. Choralblasen von den Türmen und Glockengeläut begrüßen den Hauptfesttag. Volksgenossen der Nachbarkreise und -städte besichtigen die Jubelstadt, ihre Straßen, ihre Häuser, ihre Fenster. Der frühe Vormittag (8 Uhr) bringt die Eröffnung der Handwerksausstellung in der Turnhalle. Kreishandwerksmeister Otto Schadewinkel, Allenburg, hält an die versammelten Meister die Begrüßungsansprache, aus seinen Worten klingt der Stolz auf das Geschaffene. Die Besichtigung der Ausstellung überrascht den Besucher. Wir sehen hier nicht nur handwerkliche Arbeit, sondern größtenteils handwerkliche Kunst. Man kann nur sagen: „Geht hin und bewundert die Arbeit euer heimischen Meister."

Um 9 Uhr fand der Festgottesdienst statt, der durch Rundfunk übertragen wurde. Die Zeitung vom 15. Juni berichtete:

„Unser Gotteshaus, das untrennbar mit dem Erleben unserer Stadt verbunden ist, nahm am gestrigen Tage eine feiernde Gemeinde auf. Hier fand oftmals ein bedrängtes, um ihre Heimat bedrohtes Volk Trost

und das Gefühl des Geborgenseins. Als die Glocken erklangen, betrat der Rat der Stadt, geführt von seinem Bürgermeister, die Kirche, gemeinsam mit dem Vertreter des Kommandierenden Generals des I. Armeekorps Generalmajor Lieber. Ein Vorspiel der Orgel, dann sang der Kirchenchor „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit". Nach dem gemeinsamen Liede „Großer Gott, wir loben dich" hielt Pfarrer Lange die Eingangsliturgie. Hierauf betrat Direktor Pastor Stuhrmann die Kanzel. Seine Predigt stand unter dem Wort 2. Timotheus 1, 3: „Ich danke Gott, dem ich diene von meinen Voreltern her mit reinem Gewissen." (Pastor Heinrich Stuhrmann war in seiner Geburtsstadt Wehlau 2. Pfarrer von 1896—1904). Nach der Festpredigt sprach Superintendent Hardt das Schlußgebet mit Segen. In der Kirche fand auch ein festliches Konzert am Abend des 15. Juni statt (Händel, Bach, Haydn), ausgeführt vom gemischten Chor und von Mitgliedern der Kapelle der SA-Standarte 3.

Im Rahmen dieser Festtage gab es einen Feuerwehrverbandstag mit einer Luftschutzübung des 1933 gegründeten „Reichsluftschutzbundes", einen „Tag der Bauern und Jäger", einen „Tag des Handwerks", einen „Tag der Jugend", Sportwettkämpfe auf der Schanze, eine Anzahl von Tagungen, eine Sonnenwendfeier mit Fackelzug der SA und als Abschluß ein großes Volksfest. Erwähnt sei noch die Festaufführung des Dramas „Der Strom" von Max Halbe im „Gesellschaftshaus" durch Primaner(-innen) der Deutschordensschule (Marianne Krüger, Heini Schergaut, Fritz Neumann, Bruno Peter, Eva Papendick, Hermann Hardt, Elsa Dietschmann) unter der Leitung von Dr. Gustav Bertram.

In der Begrüßungsansprache des Bürgermeisters Noruschat bei dem Festakt auf dem Marktplatz (14. Juni) finden sich viele, z. T. wörtlich übernommenen Wendungen meiner gerade noch rechtzeitig erschienenen „Geschichte der Stadt Wehlau".

Über den historischen Festumzug berichtet die Zeitung u. a.: „Lebendige Geschichte unserer Stadt zog an der staunenden Menschenmenge vorbei. Als nach dem Vorbeimarsch der Ritter, Ratsherren, des Großen Kurfürsten, der Salzburger, die den „Alten Fritz" verkörpernde Gestalt hoch zu Roß erschien, kannte die Begeisterung keine Grenzen. Ebenso wurden mit reichem Beifall bedacht der Wagen der Königin Luise, die Befreiungskämpfer von 1813, Turner und Soldaten in der Vorkriegsuniform. Die Szene vom großen Wehlauer Pferdemarkt war auch stilecht gelungen."

Diese Szene wurde vom Personal der Anstalt Allenberg dargestellt, berichtete Borgmann und fügte hinzu: „Bei einem bald darauf in Königsberg stattfindenden großen Umzug, an dem sich sämtliche Städte der Provinz beteiligten, mußte das Anstaltspersonal mit der Wiederholung der Darstellung die Stadt Wehlau vertreten."

Wenn man die in 35 Jahren vergilbten Zeitungsblätter durchliest, stimmt manches recht nachdenklich. Auf Einzelheiten kann hier nicht

näher eingegangen werden. Nur zweierlei soll Erwähnung finden. Einmal der Passus: „Obwohl man mit der Zahl 13 in die folgenden Jahrhunderte ging, der erste Tag — ein herrlicher Sommertag — zeigte sich von der besten Seite und wird, das hoffen wir alle, auch in Zukunft eine gute, segensreiche Fortsetzung erfahren." Ferner in dem Glückwunsch des Bürgermeisters während der russischen Besatzungszeit Richard Scheffler der Satz: „Möge der Allmächtige Gott sie für alle Zeit vor solchen Gästen bewahren, wie sie im Jahre 1914 hat beherbergen müssen."

Die enge Verbindung der Stadt Wehlau mit der Landwirtschaft blieb unverändert bestehen. Durch Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 15. April 1937 wurde die „Landfrauenschule zu Wehlau" als eine Anstalt des Reichsnährstandes, Landesbauernschaft Ostpreußen, anerkannt. Nach der vorliegenden Geschäftsordnung war es der Zweck dieser Anstalt, „Jungbäuerinnen im nationalsozialistischen Sinne zu erziehen und ihnen sowohl theoretische Anleitungen als auch praktische Unterweisungen in allen Verrichtungen und Arbeiten zu geben, die in das Tätigkeitsfeld einer Bäuerin fallen." Diese Schule war ein Internat, in dem die Schülerinnen mit der Vorsteherin und den Lehrerinnen eine Familie bildeten. Eine strenge Hausordnung sollte die mindestens 16 Jahre alten Mädchen aus der ganzen Provinz für ihr späteres Leben an Pünktlichkeit und Ordnung, an Einfachheit und Sparsamkeit gewöhnen. Verstöße gegen die Hausordnung und gegen die Forderung von Gehorsam, Fleiß und sittsames Betragen wurden durch Verweis, bei Wiederholung durch Ausschluß aus der Anstalt bestraft. Der einjährige Besuch der Landfrauenschule befreite von dem Besuch der ländlichen Berufsschule (Hauswirtschaftsschule) und von dem hauswirtschaftlichen Unterricht der gewerblichen Berufsschule. In einem anerkannten Lehrgeflügelhof der Landfrauenschule konnten auch Geflügelzuchtgehilfinnen ausgebildet werden.

Als 1938 auf dem früher erwähnten Gelände bei Petersdorf ein Wehrmachtsmanöver stattfand, wurde eine Kompanie in Wehlau einquartiert. Als Zeitdokument interessant ist der Bericht Karl Kossaks: „Kompanieführer war Prinz Wilhelm von Preußen, ein stiller, ruhiger Offizier. Jedesmal habe ich beobachtet, wenn die Kompanie mit klingendem Spiel morgens zur Übung ausmarschierte oder, von der Pregelbrücke her kommend, in die Stadt einzog. Der Prinz, hoch zu Pferde, blickte weder nach rechts noch nach links, sondern jedesmal nur auf die goldenen Buchstaben der Gedenktafel am „Luisenhaus". Die Bevölkerung brachte dem Prinzen viel Sympathie entgegen und viele Huldigungen dar. Als er zu später Stunde ohne Begleitung einen Spaziergang durch die Stadt machte, habe ich als diensttuender Polizeibeamter zackig militärisch gegrüßt. Der Prinz blieb stehen, gab mir die Hand, und wir unterhielten uns über die Vergangenheit, auch über seinen Großvater Wilhelm II. Über die NSDAP hat er kein Wort gesprochen, sondern nur von seinen

Soldaten, die ihm alle treu ergeben waren. Später habe ich von ihm ein Foto mit eigenhändiger Unterschrift erhalten. Im Frankreichfeldzug ist der Prinz in vorderster Front gefallen. Ortsgruppenleiter Pannewitz äußerte sich mir gegenüber: „Ich verstehe nicht, daß die Bevölkerung dem Prinzen sozusagen nachrennt, während die Partei gar nicht beachtet wird."

Bei der Volkszählung am 17. Mai 1939 betrug die Einwohnerzahl des Wehlauer Stadtgebiets 8606 Personen. Am 1. Juli wurde Rektor Alfred Kuhnke als Leiter der Mittelschule in sein Amt eingeführt, mußte aber bald wegen Einberufung zum Wehrdienst vertreten werden, z. B. 1943 bis 1944 von Rektor Wittke, Tapiau. Letzter Leiter der städtischen Berufsschule war (seit 1935) Dipl.-Handelslehrer Oskar Olschewski, die „Stadtschule" (Volksschule) unterstand Rektor Grünhagen. Sein Amtsvorgänger (seit 1930) Richard Papendick war als Kreisschulrat nach Gerdauen versetzt worden.

Nach Kriegsausbruch blieben Wehlau und ganz Ostpreußen zunächst noch „Oasen des Friedens" insofern, als sie nicht unmittelbar vom Kriege betroffen waren. Allerdings begann nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges die Rationierung der Lebensmittel diesmal sogleich bei Kriegsausbruch. Beispielsweise standen dem „Normalverbraucher" für die Woche vom 25. bis 31. Dezember 1939 auf „Reichsnährmittelkarte" zu: 500 g Fleisch, 3000 g Brot, 200 g Butter, 250 g Margarine, 250 g Zucker.

Die Kriegszeit verhinderte jedoch manche Planungen, die der Stadt Wehlau zugute gekommen wären, wie den Um- und Erweiterungsbau des städtischen Krankenhauses, die Errichtung eines Kreiskrankenhauses und eines neuen Gebäudes für die Mittelschule u. a. Auch der Plan, durch den nördlichen Teil des Kreisgebietes die Reichsautobahn zu legen, konnte nicht mehr verwirklicht werden. Aber im Rahmen der „Arbeitsschlacht" war der seinerzeit von Bürgermeister Makowka vorgeschlagene Damm zum Schutze der Schanzenwiesen gegen Überschwemmungen geschaffen worden. Neue Wiesen-, Fahr- und Gehwege trugen wesentlich zur Verbesserung des Verkehrs bei. In der Parkstraße hatte die Stadt ein Altersheim erbauen lassen. Um den Pregel zwischen Wehlau und Insterburg auch für größere Schiffe befahrbar zu machen, waren Staustufen errichtet worden, eine dicht bei Wehlau, eine andere bei Taplacken östlich der Stadt. Hinter der Wattlau gab es einen Rennplatz für den in Ostpreußen besonders beliebten Reitsport. In der Wattlau waren große Blocks freundlicher Häuser emporgewachsen, mit kleinen, gepflegten Vorgärten, und hinter den Gebäuden erstreckten sich Flächen für den Anbau von Kartoffeln und Gemüse. Die Wohnbauten lagen westlich und abseits vom Durchgangsverkehr auf der Oppener Straße und waren durch neue, moderne Straßen miteinander verbunden: Memeler, Niddener, Schwarzorter Straße. Die neuen Straßen auf der Vogelweide trugen Namen wie Danziger, Essener, Lindendorfer, Feldstraße. Auch

Äußerlichkeiten können charakteristisch sein: Im Gegensatz zu anderen Städten ist in Wehlau weder nach 1918 noch nach 1933 eine Straße auf den Namen einer „Parteigröße" umgetauft oder eine neugebaute entsprechend benannt worden.

Im April 1940 kam die deutsche Wehrmacht durch die Besetzung Dänemarks und Norwegens nur ganz knapp einer englischen Aktion zuvor. Es ist nicht bekannt, wie die Wehlauer diese Nachrichten aufgenommen haben. Aber ein Ereignis im Stadtbereich ließ sie bestimmt aufhorchen. Im Juni erfolgte nämlich die Auflösung der Heil- und Pflegeanstalt Allenberg. Die Kranken wurden nach Borgmanns Bericht auf die anderen ostpreußischen Anstalten verteilt, nachdem eine Anzahl in die offene Familienpflege gegeben worden war. Zunächst fand die Anstalt als Kaserne eines Waffen-SS-Bataillons Verwendung. Die Landwirtschaft und die Gärtnerei wurden an die Wirtschaftsabteilung der SS in Berlin verpachtet. Das technische und Wirtschaftspersonal blieb in Allenberg, die Ärzte und das Pflegepersonal wurden an die anderen Anstalten versetzt.

Nach der siegreichen Beendigung des Frankreich-Feldzuges wurden kriegsgefangene Belgier und Franzosen in Baracken vor dem Steintor (Große Vorstadt) untergebracht und zu ihrer Bewachung Landesschützen stationiert. Über ihre Zahl ist nichts bekannt. Das Standquartier soll nach Werbings Bericht gegenüber Kaufmann Komp gelegen haben, vielleicht im Gebäude des Wehrmeldeamtes. Auch sonst gab es viele Einquartierungen. Ende 1940 oder Anfang 1941 wurde mit der Anlegung eines Feldflugplatzes im „Grünen Husch" zwischen Wehlau und Eschenbruch begonnen. Mancher Wehlauer mag sich damals gefragt haben, welchem Zweck dieser Flugplatz dienen sollte. Darüber wurde man aber nicht mehr lange im unklaren gelassen. Am 22. Juni 1941 marschierten — wie genau vor 129 Jahren Napoleon — deutsche Divisionen in Rußland ein. „Die Rote Armee, die sich im Aufmarsch befand, wurde durch den deutschen Angriff überrascht und flutete zurück." (Boris Meissner, Die deutsch-sowjetischen Beziehungen von 1941 bis 1967, Göttinger Arbeitskreis 1967.) Der letzte deutsche Kaiser erlebte diesen Einmarsch nicht mehr. Er starb am 4. Juni in Doorn (Holland) und wurde dort bestattet. Er hat Deutschland nicht wiedergesehen.

Täglich fuhren lange Munitions-, Versorgungs- und Truppentransportzüge durch den Wehlauer Bahnhof, zurück kamen Lazarettzüge mit Verwundeten und Kranken. Aus den Trümmerstädten der Industriegebiete und aus Berlin durch die Partei Evakuierte fanden wie in ganz Ostpreußen auch in Wehlau eine vorläufige private Unterkunft und wurden von der NS-Frauenschaft, von der NS-Volkswohlfahrt und vom Deutschen Roten Kreuz betreut. Aber auf Wehlau war noch keine einzige Bombe gefallen, und so konnte man keine rechte Vorstellung davon gewinnen, was die alten Frauen und Männer, die Mütter mit ihren kleinen Kindern bei den oft pausenlosen Luftangriffen durchgemacht hatten. Doch auch die nicht betroffenen Wehlauer wurden durch die

Anzeigen im „Wehlauer Tageblatt" und in der „Preußischen Zeitung" daran erinnert, welche Todesopfer der Krieg immer weiter forderte.

„Der Winter 1942/43", berichtete Margret Kuhnke, „war so streng, daß der Schnee sich zu hohen Wällen auf beiden Seiten der Straßen türmte. Nur schmale Durchgänge führten zu den Hauseingängen, und wir fühlten uns wie abgeschnitten und doch geborgen zwischen den weißen Schneemassen. Unzählige warme Kleidungsstücke gingen in diesem Winter in Päckchen und Paketen an die Front. In diesen Kriegszeiten rückte man näher zusammen, hatte die gleichen Sorgen um die im Felde stehenden Männer und stand gemeinsam und geduldig mit seinen Lebensmittelkarten „Schlange". Daher ist mir auch das kleine Lebensmittelgeschäft von Ella Linde neben der Kapelle der Christlichen Gemeinschaft in der Parkstraße noch heute vertraut. Dort tauschte man auch immer die letzten Neuigkeiten und Gerüchte aus. In den Schulen wurden 1943/44 Nachtwachen eingerichtet und von den Lehrkräften abwechselnd besetzt. Im Juli 1944 wurde der Unterricht geschlossen." Die Klassenräume dienten seitdem anderen Zwecken (Lazarett, Unterbringung von Flüchtlingen usw.).

In diesem Sommer gab die SS die Anstaltsgebäude in Allenberg auf. Die Krankenhäuser wurden dann als Ausweichstellen für die durch fortgesetzte Fliegerangriffe sehr gefährdeten und teilweise zerstörten Krankenhäuser, die als solche durch rote Kreuze auf weißem Grund weithin kenntlich gemacht waren, in den Städten Tilsit, Insterburg und Königsberg benutzt. (Im Januar 1945 mußten die Anstaltsgebäude geräumt werden.)

Das schnelle Vordringen der Roten Armee hatte zur Folge, daß die evakuierten Berliner und die anderen Westdeutschen in ihre Heimatorte zurückkehrten bzw. nach Sachsen, Thüringen oder Pommern gebracht wurden. Es bestand ja damals noch ein ziemlich reger Zugverkehr auf den Strecken Königsberg—Eydtkuhnen und Wehlau—Bartenstein. Das Reichskursbuch vom 3. Juli 1944 verzeichnete von insgesamt 22 Zügen die Abfahrts bzw. Ankunftszeiten für den Wehlauer Bahnhof. Die Lokomotivtender trugen die Aufschrift: „Räder rollen für den Sieg." Die Reichsbahn brachte in dieser Zeit wohl auch einige besonders wertvolle Zuchtpferde mit der Elchschaufel als Brandzeichen aus dem Gestüt Trakehnen nach dem Westen, und ihre Nachkommen „grasen friedlich auf den Koppeln des Paulinenhofes zwischen Köln und Leverkusen", berichtete eine Zeitung vom 12. Dezember 1958. Nach Westen zogen allerdings auch zahlreiche deutsche Formationen, die von der Ostfront kamen. Die „Absetzbewegungen" erfolgten meistens nachts. Biwakiert wurde auf den Schanzenwiesen. Tagsüber täuschte Wehlau ein friedvolles Leben vor, trotz der ständig wechselnden Einquartierungen. Mit den Wehrmachtsangehörigen, vor allem auch den Verwundeten und Erholungsbedürftigen in den Lazaretten, stand die Bevölkerung in einem guten Verhältnis. Beispielsweise berichtete Frau Kuhnke: „Die Opfer-

bereitschaft war groß, und ich denke heute noch an jenen strahlenden Augustnachmittag, an dem die Soldaten auf dem Glumsberg mit Unmengen Kuchen, belegten Broten und Getränken bewirtet wurden, und jeder von uns sich bemühte, „seinen" Soldaten die schrecklichen Erlebnisse vergessen zu lassen. Zu demselben Zweck fand auch später ein Nachmittagskaffee mit buntem Programm in Allenberg statt. Ich hatte mit 6- bis 9jährigen Mädels und Jungs allerlei lustige Szenen und kleine Theaterstückchen eingeübt, die viele „Vorhänge" und großen Applaus ernteten. — Wir erlebten dann das grausige Schauspiel der beiden Nachtgroßangriffe britischer viermotoriger Bomber auf die Wohnviertel Königsbergs (26./27. und 29./30. August 1944). Detonationen erschütterten grollend die Erde, und der Himmel war blutrot gefärbt. Verstörte Menschen kamen bereits am nächsten Morgen, um in Wehlau Zuflucht zu suchen!" Kranke und Verwundete fanden in Allenberg Unterkunft.

Flüchtlinge trafen nun auch aus den bedrohten Grenzkreisen ein. Einige Trecks machten auf den Schanzenwiesen Station. Sie hatten nur das Allernotwendigste auf Wagen geladen in der Erwartung, „bald wieder auf ihre Scholle zurückkehren zu können wie einst im Ersten Weltkrieg", berichtete Erich Werbing. „Obwohl die Wehlauer Bevölkerung genug eigene Sorgen hatte, regten sich überall helfende Hände. Bald zogen die Wagenkolonnen ab und neue trafen ein, um nach einer kleinen Verschnaufpause weiterzuziehen. Dann wurden unerwartet mehrere tausend Stück wertvolles Herdbuchvieh aus den Grenzkreisen auf die fruchtbaren Pregelwiesen unterhalb des Glumsbergs getrieben. Die Wehlauer hatten durch diesen Viehauftrieb immerhin gewisse Vorteile in ernährungsmäßiger Hinsicht. Denn die unzähligen Kühe mußten ihre Milch loswerden. So machten sich viele, Frau oder Mann, jung oder alt, mit Eimern auf, den Kühen die für uns so kostbare Milch zu entnehmen." Hier sei ein Episödchen eingeflochten, das Frau Kuhnke berichtete: „Bewundernd schaute ich den Frauen zu, die geschickt und schnell ihre Eimer füllten. Plötzlich schrie meine kleine Tochter begeistert: ‚Mutti, komm schnell, ich hab' eine am Zagel!' Fest hielt sie den Kuhschwanz umklammert. Als das Tier sich aber in Galopp setzte, stolperte meine Kleine, ließ den Schwanz los und patsch, lag sie in einem großen, weichen Kuhfladen." Bei vielen Tieren kam die Melkaktion zu spät, sie mußten — ebenso wie zahlreiche Jungtiere — im städtischen Schlachthof notgeschlachtet werden. Das Fleisch wurde zu billigen Preisen abgegeben und verhalf den Haushaltungen zu vollen Kochtöpfen. Sogar bis Königsberg hatte sich das Ereignis herumgesprochen, und viele Hausfrauen kamen von dort nach Wehlau, um einige Pfund Fleisch zu holen. Bald zog diese Viehkolonne weiter, dann folgten in den nächsten Tagen andere, bis auch dieser Viehauftrieb verebbte. An sich funktionierte die Versorgung nach dem Kartensystem immer noch ohne Schwierigkeiten. Viele Wehlauer hatten ja auch ihren Garten, außerdem auf dem Lande Verwandte oder gute Bekannte, bei denen man „hamstern" konnte.

Aber der Einbruch der Sowjets in das Memelland Anfang Oktober und die Nachrichten von den entsetzlichen Leiden der Bevölkerung, die erst am 7. Oktober den Räumungsbefehl erhalten hatte und daher zu einem großen Teil den Rotarmisten in die Hände gefallen war, steigerten die Furcht der Wehlauer vor einem gleichen Schicksal. Der Räumungsbefehl für Wehlau wurde weiterhin verweigert, obwohl am 17. Oktober bereits Schirwindt (ca. 20 Kiliometer nordöstlich von Eydtkuhnen) von den Sowjets erobert worden war. Ihre Stoßrichtung zielte eindeutig auf Königsberg, der Weg dorthin führte über Wehlau. „Immer wieder", berichtete der als letzter Verwaltungsfachmann noch übriggebliebene Stadtoberinspektor Werbing, „wird das Rathaus von den Bürgern überlaufen. Überwiegend werde ich um Erteilung von Ausreisegenehmigungen für Fahrten ins Reich gebeten, also für Reisen ohne Umkehr. Vielen (z. B. Alten, Kranken und Frauen kinderreicher Familien) konnte geholfen werden, aber oftmals mußte ich den Bittstellern ein hartes Nein entgegenhalten. Denn noch wird die Bevölkerung durch die Partei (d. h. Gauleiter Koch) am Gängelband gehalten und stets die Mär von dem Einsatz einer neuen Armee verbreitet." (Einheit von Staat und Partei, die immer recht hat!)

Im Winter kamen wieder viele Trecks nach Wehlau und machten kurze Rast auf den Schanzenwiesen. Nacht für Nacht kündete der Feuerschein am nordöstlichen Himmel von dem Inferno der Dörfer und Städte. Die „Weihnachtsbäume" als Zielmarkierungen für die Bomber, Geschützdonner, Leuchtspuren und Fliegeralarme verstärkten die Unruhe und die Angst vor dem, was unausweichlich auf Wehlau zukam. Von Luftangriffen ist Wehlau trotz der Nähe der Front auch im Jahre 1944 verschont geblieben. Nur an einem Abend nach der Entwarnung wurde eine Bombe abgeworfen. Sie explodierte im Uferrand des Pregels. Durch den Luftdruck zersplitterten Fensterscheiben und Dachziegel in der Umgebung, z. B. in der Parkstraße nahe dem Glumsberg.

In der Mitte des Dezembers machte sich auf der Alle und dem Pregel Eistreiben bemerkbar. Mit einem baldigen Zufrieren der Flüsse war zu rechnen, und dann würden sie mindestens für Infanterie begehbar werden. Die Stimmung der Bevölkerung bei diesem letzten Weihnachtsfest war recht gedrückt. Obendrein wurden die Wehlauer am 2. Feiertag zwischen 10 und 11 Uhr vormittags durch eine gewaltige Detonation aufgeschreckt. Die massive Brücke über die Alle lag zusammengeknickt im Flußbett. Bekannt wurde, daß deutsche Pioniere schon einige Zeit vor diesem Unglück vorsorglich Sprengkapseln in die Betonpfeiler eingesetzt hatten, um die Brücke beim Herannahen der Sowjets schnellstens zu zerstören. Wodurch aber die vorzeitige Vernichtung dieser wichtigen Brücke eintrat, konnte trotz sorgfältiger Untersuchungen nicht ermittelt werden. Durch die Sprengung waren Versorgungsleitungen beschädigt worden. Die Feuerwehr legte in aller Eile Behelfsleitungen für Gas und Wasser. Pioniere bauten sofort eine Pontonbrücke, die aber für schwere

Fahrzeuge nicht befahrbar war. Für Fußgänger blieb noch der schmale „Eiserne Steg" neben den Schienen der Eisenbahnbrücke als Verbindung zwischen Stadt und Bahnhof. Erst in letzter Stunde, am 21. Januar, wurde eine Gitterträgerbrücke fertig. Die Wichtigkeit dieser Brücke sollte sich in besonderem Maße bald erweisen. Da die auf der Nordseite des Pregels vorbeiführende Reichsstraße 1 möglichst für die Bewegungen der deutschen Wehrmacht freigehalten werden sollte und die — erhalten gebliebene — „Lange Brücke" schon längst nicht mehr für die Bewältigung des gewaltigen Flüchtlingsstroms mit den Trecks ausreichte, baute die O.T. (Organisation Todt) eine zweite Pregelbrücke über den Wiesengrund zwischen Sanditten und dem Wehlauer Bahnhof. Der Frost hatte verstärkt eingesetzt, die Flüsse trugen bereits eine Eisdecke und waren um die Mitte des Monats Januar 1945 für Infanterie und leichte Fahrzeuge passierbar, nicht aber für Panzer.

Eine knappe Zusammenfassung der Ereignisse jener Tage bringt der Dokumentarbericht „Der Kampf um Ostpreußen" von Major Kurt Dieckert und General Horst Grossmann, 1960 erschienen in dem früheren Königsberger Verlag Gräfe & Unzer, München. Auf dieses mit Kartenmaterial und Fotos gut ausgestattete Werk soll hier besonders hingewiesen werden. Die vom Bundesministerium für Vertriebene herausgegebene „Dokumentation der Vertreibung", Bonn 1956 ff., ist erschütternd, enthält aber nur wenige Wehlau betreffende Berichte. Sehr lesenswert ist die Dokumentation von General Otto Lasch „So fiel Königsberg", Gräfe & Unzer, 2. Aufl. 1959, weil zahlreichen Wehlauern die Flucht nur bis Königsberg geglückt ist und sie daher die dortigen Ereignisse miterleben mußten.

Nach der trügerischen Ruhe zu Anfang des Jahres 1945 vernahmen die Wehlauer am 13. Januar morgens von Osten her das unheimliche Grollen eines Trommelfeuers. Zur Beruhigung der Bevölkerung wurde von der Parteileitung (damals Gehrke, Kreisleiter Wagner war vom Gauleiter Koch nach Königsberg berufen worden) die Parole verbreitet, daß nunmehr die deutsche Wehrmacht zum Gegenangriff angetreten sei. Der immer näher kommende Geschützdonner, die „Weihnachtsbäume" bei den Bombenangriffen auf Insterburg, die Flüchtlingstrecks bewiesen das Gegenteil. „Daher", so berichtete Werbing, „vermehrte sich der Ansturm aufs Rathaus wegen Erteilung von Fahrtgenehmigungen, ohne die es ja keine Reise-Lebensmittelkarten gab. Aber wiederholte Rückfragen bei der Kreisverwaltung — Landrat von Einsiedel stand damals im Wehrdienst, auf Kreisbürodirektor August Strehlau lastete die Verantwortung — und bei den Parteidienststellen wegen der Erteilung von Evakuierungsbefehlen wurden stets abschlägig beschieden, obwohl verschiedene einflußreiche Personen und Organisationen immer wieder darauf drängten." Erziehungsdirektor Meyhöfer, Altwalde, erhielt von der NSV Wehlau telefonisch die Zusicherung, daß die Wehlauer Bevölkerung am 22. oder 23. Januar in Sonderzügen evakuiert werden würde.

Er verließ sich jedoch zum Glück nicht darauf, sondern traf seine Maßnahmen aus eigener Machtvollkommenheit. Die Jungen erhielten Reisegeld, Verpflegung und Urlaubsschein und fuhren mit der Reichsbahn von Wehlau ab. Über den Treck mit dem wichtigsten Anstaltsgut vgl. „Der Kampf um Ostpreußen" S. 123.

Am 19. Januar (Freitag) kamen sehr viele Flüchtlingswagen von der Hauptchaussee und den Nebenstraßen an der Wattlau vorbei über die „Lange Brücke" nach Wehlau hinein. Durch diese Flüchtlinge erfuhr man, daß einzelne Sowjetpanzer bereits bis Taplacken (12 Kilometer vor Wehlau) vorgestoßen wären. Diese Schreckenskunde verbreitete sich sehr schnell in der Stadt. Die Wagen fuhren ohne anzuhalten durch die Klosterstraße, Pregelstraße, die Große Vorstadt über die Notbrücke der Alle und dann weiter auf der Chaussee Richtung Allenburg und Friedland. Seit Sonnabend (20. Januar) riß der Flüchtlingsstrom der Wehlau durchfahrenden Wagen nicht mehr ab, auch nachts nicht. Manche Trecks legten für ein paar Stunden eine Rast auf den Schanzenwiesen ein, wo der weltberühmte Pferdemarkt schon seit 1940 nicht mehr stattgefunden hatte. Wenn Menschen und Tiere sich nach den furchtbaren Strapazen ein wenig ausgeruht hatten, ging die Fahrt ins Ungewisse weiter. Für Unzählige wurde es eine Fahrt in einen greuelvollen Tod.

Obgleich die sowjetischen Kampfverbände schon so weit vorgedrungen waren, ließ sich der Räumungsbefehl immer noch nicht erreichen. Bei den Behörden wurde am 20. Januar noch bis 1 Uhr mittags Dienst getan. Erich Werbing berichtete über seine Vorbereitungen für die wohl nicht mehr aufzuhaltende Flucht: „Von der Molkerei besorge ich mir verschließbare Holzkisten, um wenigstens die allernotwendigsten und wichtigsten Dokumente, Urkunden, Personenstandsbücher usw. einzupacken. Aus den vorhandenen Personalakten entnehme ich z. B. alle Personalbogen von den Beamten, Angestellten und Arbeitern, ferner Ernennungsurkunden und Beförderungsnachweise, Geburts-, Heirats- und Sterberegister des Standesamtes aus den letzten Jahren, aus dem Tresor der Stadthauptkasse die dort aus Sicherheitsgründen aufbewahrten Originalurkunden aus der Zeit des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen usw., Urkunden der Zünfte, Gilden und Innungen. Im Kreisheimatmuseum waren nur Fotokopien dieser Dokumente ausgestellt. Nach dem Kassenabschluß brachte ich ca. 8000 RM zur Kreissparkasse. Für diese — wie für alle anderen Geldinstitute — war der 20. der letzte Zahltag. Auf Anordnung der Kreisverwaltung wurden vor dem Rathaus die noch vorhandenen Lebensmittelkartenbestände u. a. verbrannt. Die Geschäfte verkauften ohnehin bereits Waren, Lebensmittel, Spirituosen usw. ohne Marken. Die Fleischgeschäfte und die Bäckereien verteilten ihre Vorräte. In langen Schlangen stehen die Menschen am Rathaus nach Flüchtlingsausweisen. Alles schien sich aufzulösen. Überall sah man, wie von Verwandten, Freunden und Bekannten unter Tränen Abschied genommen wurde. Viele Leute hasteten mit ihren Wägelchen zum Bahn-

hof in der Hoffnung, mit einem der noch planmäßig fahrenden Züge in Richtung Königsberg mitzukommen. Meinem Sohn und unserer Nachbarin Naraschewski glückte es. Und er ist tatsächlich bei Verwandten in Berlin eingetroffen.

Unterdessen reißt der Flüchtlingsstrom nicht ab. Die Trecks werden durch die zerstörte Allebrücke sehr behindert. Die Uferböschungen sind vereist und daher besonders rutschig. Es kommt auch hier zu Wagenstauungen. Der Frost wird immer stärker, weit mehr als —10 Grad.

Die frühe Dunkelheit bricht herein. Der Kampflärm wird ständig lauter. Gelegentlich tauchen die ersten Leichtverwundeten auf und werden von uns zur Verbandsstelle in der nahegelegenen Mittelschule gewiesen.

Gegen 16 Uhr erscheint wieder stellv. Bürgermeister Neumann im Amt. Auf mein Drängen hin nimmt er telefonisch Verbindung mit der Kreisverwaltung auf. Bürodirektor Strehlau kann einen direkten Evakuierungsbefehl nicht erteilen, äußerte aber, daß sich die Bevölkerung nunmehr nach Belieben in Richtung Danzig zurückziehen kann. Die aufgeregten Menschen müssen nun auf eigene Faust versuchen, auf verschneiten, ausgefahrenen und verstopften Straßen dem Hexenkessel zu entkommen. Besonders bedauernswert sind die Frauen, die neben ihrer kärglichen Habe noch Kleinkinder oder sogar Säuglinge betreuen müssen. Viele Menschen bringen nicht mehr die Kraft und den Mut auf, unter Zurücklassung ihrer Habe den Marsch ins Ungewisse anzutreten. Viele wählen aus bebender Furcht vor den „Befreiern" den Freitod. Andere wiederum sind optimistischer und bleiben in der Stadt, weil sie von den Russen keine Grausamkeiten erwarten. Diese bedauernswerten Menschen glaubten bisher, diese Grausamkeiten seien den Russen nur von den Nazis angedichtet worden. Wie haben sich diese Leute getäuscht! Hunger, Kälte und schwerste Drangsal waren die Folgen für diese Unbelehrbaren."

An diesem 20. Januar wurden auf Veranlassung des Generals Lasch die Sarkophage des Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten Paul von Hindenburg und seiner Gemahlin Gertrud mitsamt den Nachbildungen der Fahnen ost- und westpreußischer Regimenter aus dem 1927 errichteten Tannenberg-Nationaldenkmal nach Königsberg abtransportiert, dort verladen und sind später nach Marburg gelangt. „Ist es nicht symbolhaft für die letzten Monate des Krieges? Der Sieger von 1914 weicht vor dem Sieger von 1945. Hindenburg hat Ostpreußen verlassen", schreibt Cajus Bekker in seinem Dokumentarbericht „Kampf und Untergang der Kriegsmarine." Das Reichsehrenmal wurde am 22. Januar von deutschen Pionieren gesprengt, um es vor Schändung zu bewahren.

Im Postamt Wehlau ging der Dienst am 20. Januar über 13 Uhr hinaus weiter. Erna Hoffmann trat zu dieser Stunde ihren Dienst beim Fernamt an. Sie berichtete u. a. von einem Telefonat der Leiterin der NSV-Kreisamtsleitung mit ihr: Auf ihre Anforderung mehrerer Züge für Mütter,

Kinder und Greise bei der NSV-Gauamtsleitung in Königsberg habe man ihr entgegengeschrien: „Nehmen Sie Ihre Frauen und Kinder bei der Hand und gehen Sie zu Fuß, immer nach Süden, immer nach Süden!" Im Fernamt gab es sehr viel Betrieb und nach Telefonaten mit anderen Postämtern große Aufregung. Taplacken meldete sich auf einen Anruf gegen 15 Uhr nicht. Nach einem Telefonat des Postamtmanns Lehmut mit der Kreisleitung durfte das Postamt packen. Nur das Fernamt mußte bis zur Aufgabe der Stadt besetzt bleiben. Die Oberpostdirektion Königsberg ordnete an, daß sich alle Postangehörigen in Zinten zu sammeln hätten. Nun eilte Frau Hoffmann „zu den Häusern mit dem Posthorn auf der Freiheit", um die dort wohnenden Postkollegen zum Packen und Verladen der Wertsachen zu bestellen und um ihre eigenen „Klamöttchen" zusammenzupacken. „Danach nahm ich meinen Platz am Fernschrank wieder ein. Der große Postomnibus wurde inzwischen beladen. Alle dienstfreien Postangehörigen durften mitfahren. Doch die Ehemänner und Töchter überließen ihre Plätze im Bus Frauen und Müttern und machten sich teils per Fahrrad, teils zu Fuß auf den Weg nach Zinten. Als die Straße endlich frei war, fuhr der Omnibus ab." Aus dem Bericht ist zu entnehmen, daß gegen 23 Uhr eine starke Detonation hörbar wurde. Die Brücke über den Pregel bei Taplacken war von der deutschen Wehrmacht gesprengt worden. Später keuchten zwei Landser auf Fahrrädern nach Wehlau hinein und erzählten im Postamt, sie wären auf Gut Ripkeim zurückgelassen worden, um beim Abtransport des dortigen Heersverpflegungslagers zu helfen. Aber die erwarteten Lastkraftwagen aus Richtung Wehlau wären nicht gekommen. Dann hätten sie verdächtige Geräusche aus der entgegengesetzten Richtung Taplacken vernommen. Als sie fremde Laute hörten, wären sie schnell abgehauen. Offenbar war ein sowjetischer Spähtrupp im Schutze der Dunkelheit in das Verpflegungslager eingedrungen und hatte sich dann eingehend mit den dortigen Vorräten beschäftigt. Doch die Katastrophe für Wehlau nahte unabwendbar.

Am 21. Januar bald nach 10 Uhr vormittags wurde Sturm geläutet. Die Wehlauer sollten nunmehr beschleunigt ihre Heimatstadt in Richtung Süden räumen. In den Dienststellen zurückbleiben mußten die dafür bestimmten Beamten und Angestellten — wenigstens zunächst.

Frau Kuhnke erinnerte sich noch genau dieses Tages: „Mittags 14 Uhr verließen wir unsere Wohnung und stapften durch den hohen Schnee zum Bahnhof. In der Pinnauer Straße nahmen die Menschenmassen immer mehr zu, und der „Eiserne Steg" war gedrängt voll von sich sinnlos hin- und herschiebenden Flüchtenden, die vor Nervosität und Angst nicht wußten, in welche Richtung sie sich wenden sollten. In den eisernen Verstrebungen des Steges hingen Pioniere. Sie legten Sprengkörper und füllten jede Öffnung mit Dynamit. „Beeilt euch", rief ein Pionier uns zu, „die Russen sind drüben im Wald, und wenn der erste Panzer auftaucht, lassen wir die Brücke hochgehen!" Ein mit Flüchtlingen vollgestopfter

Güterzug, der auf dem Bahnhof stand, nahm noch einige Wehlauer mit. Von unseren Freunden waren wir getrennt, und erst auf dem Bahnhof in Königsberg sahen wir einige von ihnen wieder."

Am Nachmittag dieses turbulenten Tages predigte Superintendent Johannes Zachau zum letzten Male in der alten Ordenskirche und segnete die erschienenen Konfirmanden ein. Dann hielt er in der Friedhofskapelle eine Trauerfeier für sechs Verstorbene, größtenteils Flüchtlinge aus der Umgebung, damit sie in ostpreußischer Erde bestattet werden konnten. Er geriet in sowjetische Gefangenschaft, aus der er erst 1946 zurückkehrte.

Am gleichen Nachmittag standen Hunderte vor Kälte und Angst bebende Menschen auf dem Bahnhof. Endlich lief nach dringendsten telefonischen Vorstellungen des Kreisbürodirektors Strehlau beim Oberpräsidium in Königsberg am späten Abend ein Güterzug ein und nahm die Flüchtlinge mit. Nachts sollen auch Militärzüge und Panzer Flüchtlinge mitgenommen haben. Die Buchhalterin der Landkrankenkasse in Wehlau M. Th. schilderte ihre Flucht — ein Beispiel für viele: „Meine Schwester und ich haben mit unserem Gepäck die ganze Nacht auf der Straße gewartet, bis uns und 13 Flüchtlinge vom Meldeamt Montag, 22. 1., früh 6 Uhr ein leeres Munitionsauto mit nach Tapiau nahm. Die Fahrt ging über Augken, Stanillien, Tiefenthamm. Dreifach war die Straße mit Fahrzeugen aller Art belegt: In der Mitte fuhren Militärautos, rechts von uns die Flüchtlingswagen, Radfahrer, Fußgänger. Uns entgegen kamen wieder Militärautos. Die Fahrt bis zum Tapiauer Bahnhof dauerte vier Stunden, da wir immer unter russischem Beschuß lagen. Mittags 12 Uhr wurden wir und flüchtende Tapiauer in einen offenen Güterwagen verladen und kamen bei Schneesturm und eisiger Kälte nach vielen Aufenthalten wegen Fliegerangriffen um 10 Uhr abends auf dem Königsberger Hauptbahnhof an. Unsere großen Gepäckstücke waren verlorengegangen, uns blieb nur das Handgepäck und was wir doppelt am Körper hatten. Als wir mit unserem Güterzug angekommen waren, ging von dort der letzte Flüchtlingszug nach dem Reich. Ein furchtbares Gedränge. Die Menschen, alle wie wild, durch die Abteilfenster hinein in die Wagen. Viele Hunderte warteten noch auf den Bahnsteigen. Die Zugänge waren von starkem Polizeiaufgebot abgeriegelt, da der Bahnhofsvorplatz und die Hallen von Tausenden von Flüchtlingen umlagert waren."

In den späten Abendstunden des 21. Januar wurde nach Werbings Bericht ein Fahrzeug des städtischen Fuhrparks fahrbereit gemacht. Zwei Pferde konnten noch aufgetrieben werden. Dann wurden die Kisten mit dem Behördengepäck aufgeladen. Erst gegen Mitternacht verließ der Wagen mit dem Ziel Tapiau die Stadt. Schlachthofverwalter Redmer und Angestellter Radzeweit fuhren mit. Am 22. Januar gegen 3 Uhr morgens rückten die vier Wagen der Freiwilligen Feuerwehr mit den Wehrführern

Feyerabend und Dobrick ab. Auf diesen Fahrzeugen befanden sich auch Angehörige der Wehrmänner und der stellv. Bürgermeister Neumann, der vor der Abfahrt den Stadtinspektor Werbing angewiesen hatte, bis zur endgültigen Aufgabe der Stadt auf seinem Posten im Rathaus zu verharren und sich stündlich telefonisch bei der Aufsichtsbehörde zu melden. „Dieser Befehl wurde strikt ausgeführt." Außerdem blieb im Rathaus zurück die Angestellte Strahl, die den Telefondienst versah. Beide waren dann sehr enttäuscht, daß sie nicht mit einem Wagen der Kreisverwaltung mitgenommen wurden, nachdem ihnen Kreisbürodirektor Strehlau gegen 9 Uhr morgens die Erlaubnis zum Abrücken erteilte hatte.

In der Kreisverwaltung wurden am Abend des 21. Januar die Geheimakten vernichtet, berichtete Kreisangestellter Heinz Kroll, der am 21. Januar gegen 22 Uhr mit dem Lkw der Eierverwertung (Jeschonke) mitfahren durfte. Vor dem Kreishause wurde Halt gemacht, um einige Kisten Akten des Katasteramts oder des Amtsgerichts aufzuladen. Es war nach vielem Hin und Her fast 24 Uhr geworden, als es endlich losging, über Kl.-Nuhr Richtung Allenburg. Infolge des großen Verkehrs von Wehrmachtsfahrzeugen kam der Lkw nur sehr langsam weiter und traf erst am 22. Januar nach 19 Uhr in Allenburg ein. Von dort ging die Fahrt in der Nacht zum 23. Januar weiter, als schon oft Granaten in der Nähe einschlugen. Im Kreishaus war Kreisbürodirektor Strehlau zurückgeblieben. „Am 22. Januar (Montag) um 9 Uhr herum", berichtete er, „telefonierte Fräulein Gehrmann vom Postamt zum letzten Male mit mir und teilte mir mit, daß das Postamt den Fernsprechbetrieb sogleich einstelle, weil es weisungsgemäß die allerwichtigsten Teile der Fernsprechanlage lähmen müsse, damit der Russe sie nicht sofort dienstbereit machen könne. Im Einverständnis mit ihr rief ich nun schnell alle örtlichen Behörden an. Es meldete sich aber nur das Rathaus, Herr Werbing und Fräulein Strahl." Nach diesem letzten amtlichen Telefongespräch verließ Strehlau das Kreishaus und fuhr mit dem Wagen der Kreisverwaltung kurz nach 10 Uhr von Wehlau ab. Wer außer ihm, seiner Frau und Frau Damerau die Fahrt überAugken nach Gauleden mitmachte, ist nicht aus den Unterlagen zu ersehen.

Etwa zur gleichen Tageszeit rückten die beiden letzten Repräsentanten der Wehlauer Stadtverwaltung ab. „Mein Reisegepäck", berichtete Erich Werbing, „bestand aus einer Aktentasche mit Rasierzeug, Handtuch, 1 Eßlöffel und einem frischen Brot, das ich von dem Bäckermeister Kullack erhielt. Er hatte noch in der Nacht Brot gebacken und war nicht dazu zu bewegen, die Stadt zu verlassen. Fräulein Strahl und ich durcheilten nun die Pregelstraße. Wir hatten uns inzwischen mit Fahrrädern versehen. Zunächst ging's zur Allebrücke. Dort empfingen uns schon die Feldjäger, die uns zum schnelleren Verlassen der Stadt aufforderten. Im Eiltempo ging es über die Pontonbrücke, dann fuhren wir in Richtung Augken weiter. Bald hörten wir eine starke Explosion. Die Brücke war

gesprengt. Wir schoben mehr unsere Räder, denn die Wege waren zu aufgewühlt. Auf der Hälfte der Strecke nach Tapiau holten wir den letzten Treck mit dem Behördenfahrzeug ein. Die Mitfahrer Redmer und Radzeweit waren richtig durchgefroren, zumal der Treck immer wieder halten mußte. Stauungen auf den Straßen nahmen kein Ende. Denn aus allen Nebenstraßen kamen neue Wagen, die sich in den großen Treck einschleusen wollten. Redmer erklärte dem Kutscher, wo er sich mit dem Fahrzeug in Tapiau melden sollte. Wir vier von der Stadtverwaltung zogen allein weiter, nur fort aus der nahen Kampfzone war unser Bestreben. Fast vier Stunden benötigten wir für die ca. 10 Kilometer lange Strecke von Wehlau bis nach Tapiau. Im verabredeten Standquartier trafen wir auf die Kolonne der Freiwilligen Feuerwehr. Zunächst erwärmten wir uns durch echten Mokka. Bald darauf gab es dann Eintopfsuppe, die von den Frauen der Wehrleute zubereitet war. Das Warten auf den Behördenwagen dauerte nun bereits mehrere Stunden. Wir schwärmten deshalb aus, um diesen Wagen aufzuspüren. Unser Warten war vergeblich. Der Wagen mit dem Kutscher war und blieb verschwunden. Verloren somit die überaus wichtigen Dokumente und die sonstigen Akten.

In Tapiau erlebten wir an diesem Nachmittag nochmals das Zusammenballen vieler Flüchtlingstrecks. Aus allen möglichen Richtungen strömten die Fuhrwerke durch die engen Straßen der Stadt. Gegen 19 Uhr setzte sich die Wagenkolonne der Freiwilligen Feuerwehr, die uns mitnahm, in Richtung Königsberg in Bewegung. Es sollte keine glückliche Reise werden. Gleich hinter Tapiau wurde der Pkw, in welchem sich der Wehrführer Dobrick, der Wehrmann Dombrowski und auch stellv. Bürgermeister Neumann befanden, von einem anderen Fahrzeug gerammt. Der Wagen landete im Chausseegraben, Personen wurden nicht verletzt. Der erste Wagen fiel nun aus. Bald hatte der zweite Wagen Reifenpanne. Es war stockfinstere Nacht. Mit zwei Stunden Verspätung ging es wieder vorwärts. Im Dorfe Waldau machten wir Station. In einem Kuhstall fanden wir einige Stunden Ruhe.

Inzwischen war der 23. 1. 1945 angebrochen. Die Fahrt sollte weitergehen. Doch wir hatten mit der Tücke des Frostes nicht gerechnet. Der Motor des großen Wagens wollte nicht anspringen — kein Wunder bei der Kälte und der Überlastung. Nun fiel der zweite Wagen endgültig aus. Die Sachen wurden abgeladen und auf die beiden letzten Wagen verteilt. Die Mitfahrenden mußten zu Fuß weitermarschieren. Mittlerweile langten wir in Arnau an. Nun fing der dritte Wagen zu mucken an. Hier war für mich die Reise ins Reich vorläufig zu Ende. Königsberg war ja nun in Sicht. Deshalb nahm ich mein Fahrrad und meine Aktentasche mit den wenigen Habseligkeiten und zog von dannen. Sicherheitshalber ließ ich mir vom stellv. Bürgermeister Neumann einen sogenannten Marschbefehl ausstellen, daß ich auf der Suche nach wertvollem Behördengepäck und wichtigen Dokumenten bin und beim Auffinden dieser

Dinge den Auftrag habe, in einer Stadt in Pommern diese sicherzustellen. Dieser Marschbefehl wurde bei allen Kontrollen (Wehrmacht, Volkssturm, Partei) anerkannt und respektiert."

In Königsberg traf der Berichterstatter mit seiner Frau und seinem Schwager zusammen, und alle drei konnten sich von Pillau über See in Sicherheit bringen. Die Freiwillige Feuerwehr erreichte, wie Pfarrer Linck auch in seinem Buch „Königsberg 1945—1948", Verlag Rautenberg, Leer, S. 9, erwähnt, eines Tages sein Pfarrhaus in Liep, Außenbezirk der Gemeinde Löbenicht, wo er nach der Bombenzerstörung der Innenstadt Wohnung und Aufgabe hatte. „Was war das für eine Freude, die alten Bekannten wiederzusehen, meist wackere Handwerker, die ihre Frauen mit auf ihren Fahrzeugen gerettet hatten." Danach verliert sich ihre Spur wie die vieler Wehlauer. Es ist nicht bekannt, wieviele in der Stadt zurückgeblieben bzw. wieder dorthin zurückgekehrt sind oder zurückgeschickt wurden, auch nicht wieviele dort oder anderswo in der Heimat umgekommen sind. Auch eine detaillierte Schilderung des sowjetischen Einbruchs in die Stadt und der Kampfhandlungen kann nicht gegeben werden. So sind die folgenden Ausführungen nur ein Versuch, den Verlauf der Ereignisse auf Grund von Erinnerungsberichten zu rekonstruieren.

Am 22. Januar gegen 9 Uhr wurden die ersten Russen vom Kirchturm aus und gleichzeitig durch August Strehlau vom Turm des Kreishauses gesichtet. Sie kamen in Kolonnen vom Stadtwald her, wo Gauleiter Koch seit 1934 sein Jagdrevier und ein von der Stadtverwaltung für ihn errichtetes Jagdhaus gehabt hatte. Zwischen 10 und 11 Uhr sprengten deutsche Pioniere die Eisenbahnbrücke und die erst einen Tag alte Behelfsbrücke über die Alle. Die gleichfalls vorbereitete Sprengung der „Langen Brücke" über den Pregel unterblieb aus nicht bekannten Gründen.

Beim ersten Eindringen der Russen in die Stadt sollen nennenswerte Kämpfe nicht stattgefunden haben. Wehlau fiel fast unbeschädigt in sowjetische Hand. Dann gelang es deutschen Verbänden vorübergehend, den Gegner aus der Stadt hinauszuwerfen. Vermutlich war an diesen Kämpfen auch die „Kampfgruppe Knebel" beteiligt, die sich aus dem Stammpersonal der in Tapiau liegenden Kampfschule der 3. Panzerarmee, aus „Alarmeinheiten" und Volkssturmmännern zusammensetzte. Denn der Ritterkreuzträger Oberst Ernst Knebel wurde nach Auszügen aus den Akten seiner Familie im Wehrmachtsbericht mit dem Ehrennamen „Löwe von Wehlau" erwähnt. Er hat tagelang dem überlegenen Feind den Übergang über den Pregel verwehrt und dazu beigetragen, daß der Zusammenhang der Front zwischen den Masurischen Seen und dem Kurischen Haff gewahrt blieb. Aber Wehlau konnte gegen die sich immer verstärkenden russischen Kräfte nicht gehalten werden und ging nach hartem Abwehrkampf endgültig verloren. Der russische Wehrmachtsbericht vom 24. Januar meldete die Einnahme Wehlaus durch

Truppen der 3. weißrussischen Front („Der Kampf um Ostpreußen" S. 225).

Nach der Besetzung der Stadt plünderten die Russen die Häuser. Führerdienste bei diesen Enteignungsaktionen leistete ein ehemaliger Kriegsgefangener, der in Wehlau lange Zeit bei einem Schuhmachermeister gearbeitet hatte und die Verhältnisse in der Stadt gut kannte. Kleider, Stoffe, Uhren, kleinere Einrichtungsgegenstände und besonders Schuhe waren eine willkommene Beute für die Soldaten. Größere Einrichtungsgegenstände wurden zum Abtransport auf Lastkraftwagen verladen.

Die in Wehlau zurückgebliebenen Einwohner holte man aus ihren Kellern oder Wohnungen und sperrte sie für eine Nacht in der alten Ordenskirche ein. Dann wurden alle Frauen in die Kommandantur getrieben, die in dem ganz unbeschädigten „Luisenhaus" eingerichtet worden war, während die Männer zur Schanze mußten. Es waren überwiegend alte Leute. Viele von ihnen wurden ohne Grund an der Gärtnerei Scheide erschossen, z. B. Klempnermeister Richard Krause. Dasselbe Schicksal erlitt aber dort auch die Inhaberin des „Gesellschaftshauses" Grete Koslowski und ihre alte Mutter. Andere sollen auf dem Schießstand der Schützengilde auf dem Glumsberg (Stadtpark) „liquidiert" worden sein, z. B. die als „große Gegner der Nazis" bekannten Fleischermeister Johann Römpke und sein Schwager Fleischermeister Gustav Meyer, berichtete Karl Kossak.

Wie lange die Frauen in der Kommandantur festgehalten worden sind, ist nicht ersichtlich. Sie wurden dann nach Bürgersdorf getrieben. Wohl nur ein Teil konnte bald danach den Versuch machen zu fliehen. „Sie kamen noch bis zur Frischen Nehrung, von dort schickte der Russe sie zurück", berichtete Irmgard Liers. „In Parnehnen fanden sie in den Ställen Unterkunft und verhungerten. Meine Mutter starb am 15. Mai 1945. Dank sei Fräulein Gertrud Neumann, die meine Mutter und andere Frauen bis zuletzt gepflegt und besorgt hat. Diese Toten sind dann in einem Laufgraben verscharrt worden."

Eine besonders anschauliche zusammenhängende Schilderung des Zustandes der Stadt Wehlau verdanken wir Heinz Kroll. Er kehrte im Mai von Königsberg zurück und wurde zum Wagnerschen Hause in der Parkstraße gewiesen. „Ich fand dort schon Frau Keil, Herrn Cherubini mit seinen beiden Schwestern, Herrn Brombach mit Frau, Frl. Helene Huhn und Schwester Marie Huhn, Frau Fuchs aus der Kleinen Vorstadt, Krankenwärter Richter und Frau, Schneidermeister Weiß und Frau und verschiedene mir Unbekannte. Am 26. Mai 1945 meldete ich mich zur Arbeit."

Hier folgt sein Bericht:

„Die Stadt Wehlau fiel in fast unbeschädigtem Zustande in die Hand der Russen. Erst einige Tage nach der Besetzung ist die Stadt dann von

den ‚Befreiern' in Brand gesteckt worden. Rund 80 Prozent der Stadt ist ein Raub der Flammen geworden, und nur die noch vorhandenen Ruinen und Trümmer zeugen davon, daß an diesen Stellen früher massive Gebäude gestanden haben.

Im Jahre 1947 wurde Wehlau in Snaminsk von den Russen umbenannt. — Wenn man aus Richtung Oppen kommend, Wehlau erreicht hat, so hat man schon feststellen können, daß sämtliche — bis auf drei — der an der Oppener Chaussee gelegenen Siedlungsgrundstücke total zerstört sind. Auf der Wattlau sind die drei städtischen Wohnblocks und auch ein größeres Beamtenhaus ausgebrannt. Im zweiten städtischen Beamtenhaus hat man die russische Schule untergebracht. In der Ripkeimer Straße sind von den neuen Eigenheimen ca. 50 bis 60 Prozent noch in einen bewohnbaren Zustand gebracht worden. Die Wohnungen sind von den Russen bezogen. Auch auf der Kriegsopfersiedlung Wattlau sind ungefähr die Hälfte der Siedlungshäuser noch unversehrt geblieben. — Als einzige Wehlauer Brücke hat die Pregelbrücke den Krieg überstanden und ist auch jetzt noch nach Durchführung notwendig gewordener Reparaturen im brauchbaren Zustande. Die „Kleine Vorstadt" ist zum überwiegenden Teil zerstört. In den wenigen fast unversehrten Gebäuden hat man folgende russische Dienststellen und Betriebe eingerichtet:

frühere Autoreparaturwerkstatt Oelsner jetzt Dienststelle der russischen Miliz und Sauna, früheres Elektrogeschäft Schittko jetzt russischer Fotograf, früheres Restaurant Karbaum jetzt russisches Magazin, früherer Friseur Schattling jetzt russisches Magazin, frühere Firma Maeser jetzt russisches Magazin; früheres Wohnhaus links am Friseur Schattling jetzt russische Post, früheres Königin-Luise-Haus jetzt Militärkommandantur, ab 1947 russische Privatwohnungen.

Alle anderen Gebäude in der Kleinen Vorstadt sind total zerstört. In der Klosterstraße, Marktplatz, Kirchenstraße, Pregelstraße, Grabenstraße, Gartenstraße sowie sämtlichen kleinen Gassen der Innenstadt sind keine Häuser mehr zu finden, nur noch vereinzelte nicht eingestürzte Mauern und Ruinen lassen das ehemalige Vorhandensein von Geschäfts- und Wohnhäusern erkennen. Das Rathaus ist bis nahe an die Grundmauern abgebrannt. In den Ruinen und Trümmern wachsen Bäume und Sträucher, die im Laufe der Zeit eine schon beträchtliche Höhe erreicht haben. Die Kirche sowie die beiden Pfarrhäuser sind ebenfalls ausgebrannt. Der Dachstuhl und der Turm der Kirche fehlen. Von der Berufsschule sind nur noch die massiven Mauern vorhanden. Selbst das Steintor hat die schwere Zeit nicht überstehen können. Der obere Teil des Tores fehlt gänzlich, und wenn man im Torbogen steht, so kann man direkt in den Himmel sehen. Das Heimatmuseum ist ausgebrannt.

Auch in der „Großen Vorstadt" ist kein Gebäude verschont geblieben und nicht ein einziger Wohnraum vorhanden. Bank der Landschaft, Post,

Wehrmeldeamt, Kreissparkasse sowie sämtliche Geschäfts- und Wohnhäuser, auch auf dem Roßmarkt, sind dem Erdboden gleichgemacht. In der „Deutschen Straße" und Alleestraße sind keine bewohnbaren Räume mehr zu finden. Die Molkerei, Kreisbauernschaft, Arbeitsamt, Staatliches Gesundheitsamt — alles ist zerstört. Geht man von der „Deutschen Straße" die Neustadt bis zum Finanzamt hoch, so findet man nur zwei bis drei Häuser, die noch einigermaßen brauchbar geblieben und von den Russen bezogen worden sind. Die Volksschule, Kreishaus, Amtsgericht, Finanzamt sind bis auf die massiven Außenmauern total zerstört. In der Parkstraße findet man wieder einige Häuser stehen, die wohl auch leichte Schäden tragen, aber dennoch bewohnbar gemacht werden konnten. Unter diesen Gebäuden befinden sich das Städtische Krankenhaus, das ehemalige Zollamt, Grundstück Oberüber, Wagner, Lewandowski, Buttkus, die Christliche Gemeinschaft (jetzt russisches Magazin), die drei städtischen Häuser (Katasteramt), Dannat (jetzt russisches Speisehaus), Michel und ungefähr noch vier bis fünf weitere der neuen Eigenheime. Das Gartenlokal Glumsberg ist zum russischen Club und Kino eingerichtet. Die Deutschordensschule ist auch fast unbeschädigt geblieben, war Lazarett und ist jetzt Sitz verschiedener russischer Dienststellen. Außerdem kann in der Richardstraße noch ein weiteres Wohnhaus als unbeschädigt angesehen werden. Auch in der Pinnauer Straße findet man nur noch zwei oder drei bewohnbare Häuser. Die Pinnaumühlen-AG ist zum größten Teil unversehrt geblieben und ist nach Beseitigung der größten Schäden von den Russen in Betrieb genommen, ebenso die dazu gehörige Papiermühle. Auch ein größerer Teil der zum Pinnau-Betrieb gehörenden Werkwohnungen ist noch bewohnbar, die einzelnen Grundstücke „an der Pinnau" dagegen sind zum überwiegenden Teil total zerstört. Die von der deutschen Wehrmacht in die Luft gesprengte Eisenbahnbrücke ist von den Russen durch eine neue Holzbrücke ersetzt worden, die im August 1948 eingeweiht wurde. Über die Alle führte bisher nur ein kleiner Steg, dessen Benutzung mit großen Gefahren verbunden war. Mit dem Bau einer neuen Allebrücke wurde im Sommer 1948 begonnen. Jeder Fahrverkehr von der Stadt zum Bahnhof usw. wurde über Sanditten geleitet, wo noch eine Notbrücke, die seinerzeit von der deutschen Wehrmacht erbaut wurde, vorhanden war. Auch sämtliche Flutbrücken auf der Freiheit sind zerstört, eine von diesen ist inzwischen durch eine neue Holzbrücke ersetzt worden. Die Wohnhäuser auf der Freiheit und Hammerweg sind zum größten Teil völlig vernichtet, und vom Bahnhofsgebäude findet man auch nur noch Mauerreste. Auf der Vogelweide und in der Pflegerkolonie Allenberg sind etwa 40 bis 50 Prozent der Wohngebäude noch in brauchbarem Zustand. Die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt besteht nur noch zum Teil und diente den russischen Truppen als Standortquartier. Die Papierfabrik ist total zerstört, während die Margarinefabrik nach Beseitigung der Schäden und Instandsetzung der Maschinen von den Russen wieder in

Betrieb gesetzt worden ist. Das Schleusenhaus auf der Schanze steht noch und war 1945/46 zum Krankenhaus für Deutsche eingerichtet. Späterhin wurden in dem unter Aufsicht einer russischen Ärztin stehenden russischen Zivilkrankenhaus im Schloß Ripkeim (Landesbauernschule) in einem einzigen großen Zimmer deutsche Männer, Frauen und Kinder untergebracht und von einer alten deutschen Gemeindeschwester betreut. Russische Schwestern waren auch da.

Auch der Pregeldamm hat Schäden erlitten, und so kam es wieder wie in früheren Jahren zu Überschwemmungen auf der Schanze bis zur Stadtschule hin. Die städtische Turnhalle ist total zerstört. Nur der Wasserturm steht noch als Wahrzeichen von Wehlau, wenn er auch nicht mehr in Betrieb ist. Die Kanalisation ist völlig zerstört, und auch das Gaswerk sowie der Schlachthof existieren nicht mehr.

Die Stadt Tapiau, jetzt Kreisstadt und von den Russen in Gwardeisk umbenannt, hat nicht so gelitten wie Wehlau. Rund 80 bis 85 Prozent der Stadt ist unversehrt geblieben.

Allenburg dagegen soll zum großen Teil zerstört sein. In den Kirchen der ländlichen Gemeinden hat man, soweit diese nicht zerstört sind, Magazine, Kinos und Clubs eingerichtet. (Petersdorfer Kirche jetzt Magazin, Damerauer Kirche jetzt Club.)"

Es ist unverständlich, weshalb Wehlau nach der Besetzung von den Sowjets niedergebrannt worden ist. Letzten Endes schadeten sie dadurch auch sich selbst, da sie ja die Stadt behielten.

„Uns Koch ward uns all helpe!" hatte ein rotes Spruchband verkündet, das — wohl auf Anordnung des „linientreuen" Kreisleiters Wagner im Jahre 1935 quer über die Reichsstraße 1 in der Höhe von Wehlau gespannt worden war. Anfang April 1945 traf eine auf der Flucht nur bis Königsberg gekommene Wehlauerin Kreisleiter Wagner und fragte ihn, ob noch Hoffnung bestünde, wieder heimzukommen. Er erklärte, daß sie zur Ernte wieder zurück wären. Wagner, der dann bei der Verteidigung Königsbergs gefallen ist, hat recht behalten, aber in einem ganz anderen Sinne, als er es gemeint hatte. Die Rückkehr erfolgte dann unter Begleitumständen, die noch viel grauenvoller waren als vorher die Flucht.

Familien wurden auseinandergerissen, Frauen von ihren Männern und Kindern getrennt. Dann trieb man sie auf Fußmärschen bis zu 30 Kilometern am Tage in Richtung Wehlau. Plünderungen „bis aufs Hemd", Vergewaltigungen, Ermordungen, Verschleppungen kennzeichnen ihren Leidensweg. Andere mußten nach der Kapitulation der Stadt Königsberg am 9. April dort zunächst Tote bergen und begraben, Trümmer räumen usw. und wurden dann ins Samland geschafft. Schwere Feldarbeit von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Verpflegung „eine Scheibe schwarzes Brot, zwei Becher Tee, mittags eine Wassersuppe, in der hin und wieder ein Kohlblatt schwamm." Zu Beginn der Getreideernte kamen sie von

einer Kolchose zur anderen, bis sie schließlich in ihrer Heimatstadt Wehlau eintrafen.

Die wenigen, überwiegend von Frauen verfaßten Berichte über die Erlebnisse in der Folgezeit stimmen in den charakteristischen Merkmalen überein: großer Hunger, Ausbeutung der nur noch geringen Arbeitskraft, Typhus und andere schwere Krankheiten, allgemeine Verelendung, die bei sehr vielen zum Tode führte, der schließlich sogar als „Erlösung von diesem Übel" herbeigesehnt worden ist. Auf die Wiedergabe von Einzelberichten wird verzichtet, Zusammengehöriges miteinander verbunden und besonders Bemerkenswertes auszugsweise zitiert.

Der sowjetische Stadtkommandant setzte als deutschen Bürgermeister „einen Erzkommunisten namens Eduard Leppert ein, der aus dem Kreise Tilsit-Ragnit zu stammen behauptete. Besonders die älteren Bürger Wehlaus hatten unter ihm zu leiden, und manch einen hat er auf dem Gewissen. Den Namen dieses Schweinehundes werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen", wurde berichtet.

„Später konnten wir auf dem alten Marktplatz einen Basar erleben. Dort wurden von russischen Frauen aus der Umgebung Produkte und mal ein wenig Glumse feilgehalten. Ein Brot kostete 100 Rubel, ein Ei 6 Rubel, ein Becher Hafermehl 4 Rubel. Ein Lächeln konnte ich trotz des Elends nicht unterlassen, als ich beobachtete, wie Butter in Nachtgeschirren angeboten wurde. Die Frau des Bürgermeisters verkaufte Pelze, die aus dem ehemaligen Pelzgeschäft Pohlke stammten, und sonstige aus Kellern und Ruinen geborgene Textilien. Aber wir konnten nichts kaufen. Geld hatten wir nicht."

Das Leben der Wehlauer war einem ständigen Wechsel unterworfen. In den Rückerinnerungsberichten fehlen — das ist verständlich — im allgemeinen Datierungen für diese Elendsjahre. Daher ist meistens nicht ersichtlich, auf welche Zeit sich die eine oder andere Aussage bezieht. Das gilt auch für die Unterbringung in der Trümmerstadt. So heißt es in einem Bericht: „In den Ruinen wohnten wir Deutschen", in einem anderen ist von einem „Lager" im erhalten gebliebenen Hause des Drechslermeisters Karl Bonger in der Kleinen Vorstadt die Rede: „Dort traf ich Kaufmann Belgard, der dort verstarb und auf der Bleiche vergraben wurde, ferner die Hebamme Marquart und Frl. Neumann von der Post." Nach einem dritten Bericht war das ehemalige Krankenhaus Richtung Glumsberg (Parkstraße) Lager für zusammengetriebene Deutsche. „Hier wurden die noch verbliebenen Deutschen eingepfercht bis zu 10 Personen je Raum." Diesmal findet sich eine Zeitangabe über die Aufenthaltszeit dieser Frau in diesem Lager: „Vom 22. September 1946 bis 22. August 1948." Man kann vermuten, daß eine solche Zusammenfassung die Heranholung der Deutschen zum Arbeitseinsatz erleichtern sollte.

Über den oft wechselnden Arbeitseinsatz wird verschiedenes berichtet: „Wir mußten Schutt beseitigen, natürlich mit den Händen, wurden unter ständiger Bewachung auf den umliegenden Dörfern (Kolchosen,

Sowchosen) zu Erntearbeiten eingesetzt. Kartoffeln wurden mit den Händen ausgewühlt." Andere Arbeitsplätze: Gärtnerei Prawitz, dann Pinnauer Mühle (dafür gab es einen Beutel Mehl), im Fußmarsch zur Arbeit auf die Kolchose Parnehnen. Frauen mußten einmal an der Pinnau „Ziegel für den Aufbau angeblich der Stadt Moskau auf Lastkähne verladen". Frauen verrichteten Aufräumungsarbeiten in Sanditten, wo im Schloß ein Lager für gefangene deutsche Soldaten eingerichtet war, dann Arbeiten in der Landwirtschaft auf der Kolchose Gr.-Weißensee, dann wieder auf der Kolchose Parnehnen (nach Fußmarsch). „Nach vielem Wechsel der Arbeitsstellen kamen meine Schwester und ich wieder nach Wehlau, wo wir in russischen Haushalten und vom Oktober 1946 bis August 1947 im Krankenhaus Schloß Ripkeim schwer arbeiten mußten. Hier sind in dieser Zeit fast jeden Tag Deutsche an Hungertyphus gestorben, oder sie fielen auf der Straße hin und waren tot. Denn wer nicht arbeitete, verdiente nichts und konnte nicht leben bleiben." Damals war schon ein gewisser Barlohn eingeführt, aber zu Einkäufen auf dem Basar reichte er keinesfalls aus.

Die wichtige Frage, wie die Lebensmittelversorgung vor sich ging, kann auf Grund der Berichte nicht beantwortet werden. Vor dem Kriege konnte der Kreis Wehlau doppelt so viel Menschen ernähren, als er Bewohner zählte. Nach der Besetzung durch die Sowjets hielt der Hungertod grausame Ernte. Ein Zeitdokument ist der am 19. Februar 1947 aus dem Krankenhaus Wehlau geschriebene Brief einer dort untergebrachten Frau, in dem u. a. zu lesen ist: „Liebste Kinder und Kindeskinder! Dieses wird wohl der letzte Brief sein, hoffentlich kriegt Ihr ihn. Ich hoffte immer noch, Euch zu sehen. Jetzt muß ich die Hoffnung begraben, denn ich fühle mein Ende nahen. Hätte mir jemand gesagt, ich werde mal Hungers sterben, was hätte ich dem wohl gesagt, und nun ist es doch so. Bibel und Gesangbuch haben wir vom Dunghaufen aufgelesen. Wir kleiden uns mit Flicken aus dem Straßengraben, jetzt sind keine mehr zu finden. Liebe Kinder, denkt nicht an Eure Heimat, vielleicht nach Jahren, wenn's mal anders wird."

An eine schon im Januar 1945 geflüchtete Wehlauerin schrieb ihre in Wehlau zurückgebliebene Freundin am 20. Januar 1949 aus der DDR u. a.: „Ich könnte Ihnen eine Todesliste aufstellen nur von Wehlauern, daß Sie staunen würden, aber leider so viel Papier besitzen wir nicht." Aber aus der damals noch frischen Erinnerung zählte sie rd. 30 Namen auf „und andere mehr".

Den Wehlauern war das „Organisieren" von irgend etwas Eßbarem bei Strafe verboten. Trotzdem wurde es immer wieder versucht. „Meine Schwester", heißt es in einem Bericht, „wollte eines Tages in unserem jenseits der Schanze liegenden Garten nach Eßbarem suchen. Der hohe Bretterzaun um den Garten war abgerissen und vermutlich als Brennholz verbrannt, die Obstbäume waren abgesägt. Sie konnte einige Kartoffeln finden und versteckte sie in ihrer Bluse. Als wir abends bei der

Kontrolle in üblicher Weise abgefühlt wurden, entdeckte man die Kartoffeln und nahm sie ihr weg. Zur Bestrafung wurde meine Schwester in einen voll Wasser gelaufenen Keller gesperrt, wo sie die Nacht über bleiben mußte."

Die Bestattung der Toten erfolgte ohne jegliche Trauerfeierlichkeit: Angehörige oder Bekannte „vergruben sie auf der Bleiche." Wahrscheinlich war sie als Begräbnisplatz bestimmt worden. Andernfalls hätten die Beerdigungen auf dem Neuen Friedhof stattfinden können. „Einmal", so erinnerte sich eine Wehlauerin, „suchten wir die Gräber unserer Eltern auf dem Alten Friedhof auf. Dort hatten die Russen die schweren Platten von den Grüften gehoben in der Hoffnung, dort noch lohnende Beute zu finden. Die neben dem Wege stehenden Grabmonumente waren aufgebrochen, die Zinksärge umgestürzt oder herausgeschleppt. Es war grauenhaft."

Einigen Wehlauern glückte es, dem katastrophalen Zustand in Wehlau zu entkommen. Im Bericht einer Wehlauerin wird das knapp geschildert: „Es gelang mir, mit meiner Familie in der Nacht auszureißen und uns nach Königsberg durchzuschlagen. Dort waren die Arbeitsbedingungen günstiger. Ich habe in der Zellstoff-Fabrik in Nachtschichten Kohle geschippt. Zwei Tage vor meiner Ausreise erwischte mich noch die Malaria, so daß ich mit letzter Kraft den rettenden Westen erreichte. Mein Vater ist in Königsberg an Hungertyphus gestorben." Erheblicher Mut gehörte auch zu den um 1946/47 „modern" gewordenen, wenigstens zeitweiligen „Absetzbewegungen" nach Litauen. „Von Deutschen holten wir uns am Wehlauer Bahnhof Tips für die Litauen-Reisen und wagten danach den Sprung auf den fahrenden Zug. Zwischen den Puffern oder auf dem Dach liegend, befand man sich in Lebensgefahr. Die Razzien in Insterburg waren gefürchtet, aber wir überstanden alles und sprangen auf der Station vor Kaunas ab. Das Land schien uns wie verzaubert. Ärmliche, aber saubere Holzbauernhäuser, Kruzifixe an den Wegen, Blumen in den Gärten, Menschen, die einen nicht argwöhnisch aufs Korn nahmen. Wir trennten uns, um einzeln nach Beschäftigung zu suchen. Etwa drei Kilometer von der Bahnstrecke fragte ich nach Arbeit und wurde sogleich als Hilfskraft angenommen. Die Leute waren aufrichtig nett, der Dienst war mir nicht fremd, das Essen unglaublich gut. Ich schlief in duftendem Heu. Um nach meiner Mutter zu sehen, kehrte ich nach 14 Tagen, beschenkt mit etwas Geld und Lebensmitteln, nach dem Versprechen wiederzukommen, in derselben Weise wie auf der Hinfahrt zurück. Im Sommer 1947 fand ich mich wieder bei meinen Bauersleuten ein und konnte bei der Ernte helfen." Andere Wehlauer blieben länger dort und kehrten erst später zurück.

Die schon früher begonnene Umsiedlung von Zivilrussen mit Familien nach Ostpreußen wurde im Frühjahr 1948 intensiviert. Überwiegend um den 22. August herum begann man mit der Zwangsevakuierung der Wehlauer. Sie wurden auf sowjetischen Lastkraftwagen nach Tapiau

und von dort mit der Eisenbahn nach Königsberg gebracht. Dort fanden Kontrolle, Durchsuchung, Entlausung („Pulver in die Halsausschnitte vorn und hinten") statt. Nach diesen Prozeduren verlud man die Menschen in Viehwagen der Eisenbahn zum Abtransport aus der trotz allem Schweren geliebten ostpreußischen Heimat.

Einen ausführlichen, bemerkenswerten Bericht gab Heinz Kroll: „In der Nacht vom 20. zum 21. August 1948 gegen 2 Uhr erhielt jeder seinen Lohn bis zum 20. August und einen Propusk — Ausreisegenehmigung — in der Kommandantur. Gegen 4 Uhr morgens wurden wir auf Lkw geladen und zum Bahnhof Tapiau gebracht. Nach Überprüfung unserer Papiere, es war ein Sonntag, fuhren wir 17 Uhr ab und trafen 18.30 Uhr in Königsberg ein. Etwa 2300 bis 2500 Deutsche waren dort beisammen. Wir sollten uns für sieben Tage mit Verpflegung eindecken. Am Montag, 22. 8. 1948, war eine oberflächliche Untersuchung. Gepäck wurde nach schriftlichen Sachen untersucht, Briefe, Notizbücher mußten abgegeben werden, ebenso Wertsachen. Viele mußten sich bis aufs Hemd auskleiden. Ich hatte Urkunden in der Prothese versteckt, diese wurden nicht gefunden. In geschlossenen Viehwagen wurden wir zu 50 bis 70 Personen untergebracht. Die Waggonführer (Deutsche) wurden um 22 Uhr vom russischen Dolmetscher zusammengerufen. Ein russischer Offizier erklärte in der Bahnhofskommandantur, wie gut wir es doch unter den Russen in Ostpreußen gehabt hätten und daß alles, was uns genommen wurde, wir eben „freiwillig" als Dank für die Befreiung dem russischen Staat abgeliefert hätten! Dieses mußten wir auf einem uns vorgelegten Schreiben durch Unterschrift bestätigen. Dann fand noch eine Kontrolle in den Wagen statt, die nun verplombt wurden. An jedem Ende des Wagens postierte sich ein mit aufgepflanztem Seitengewehr bewaffneter Russe, und nachts gegen 24 Uhr setzte sich der Zug endlich in Bewegung. Bis Korschen, der ersten polnischen Station, blieben die Wagen geschlossen. Dort wurde geöffnet, und die Russen verließen uns. Am 28. 8. 1948 landeten wir in Pasewalk. Dort gab's Kaffee und Suppe für die Kinder. Sonntag, den 29. 8. 1948, trafen wir in Storkow, Kreis Beeskow, ein. Die Hälfte des Transportes kam nach Küchensee, die andere nach Falkensee, einem ehemaligen Konzentrationslager bei Berlin. Im Lager waren die Verhältnisse leidlich, mit der Verpflegung konnte man zufrieden sein. Ich wurde als Barackenältester gewählt, hatte 300 Personen zu betreuen. Die Quarantänezeit dauerte bis zum 11. 9. 1948."

Es gab aber auch andere bemerkenswerte Schicksale. Die zwei vorher erwähnten Schwestern waren nach ihrer Tätigkeit im Ripkeimer Krankenhaus ebenfalls nach Litauen gelangt und dort geblieben. Als sie davon hörten, daß die Russen Transporte von Deutschen nach dem Reich schickten, kehrten beide nach Ostpreußen zurück und fanden Unterkunft in einem Kirchdorf in der Nähe von Tilsit. „Ein katholischer Geistlicher half allen Deutschen, die zu ihm kamen und Hilfe erbaten. Für diese Hilfe

wurde er auf zehn Jahre nach Sibirien verbannt. Im Herbst 1950 nahmen die Russen Registrierungen der Deutschen vor. Aber erst vom 6. bis 9. Mai 1951 wurden wir in Pogegen gesammelt und am 9. Mai vormittags in einen Güterzug verladen, der am 10. Mai nachmittags nach Insterburg abfuhr. Dort trafen wir abends ein und erhielten von den Russen eine Suppe. Am nächsten Morgen, also am 11. Mai, durften wir endlich den deutschen D-Zug besteigen, der schon am Vorabend aus Berlin gekommen war. Deutsche Ärzte, Schwestern usw. begrüßten uns. Am Nachmittag ging's ab, und am Pfingstsonntag, dem 13. Mai, trafen wir im Lager Fürstenwalde (Spree) ein. Von dort wurden wir am 27. Juni 1951 entlassen und fuhren nach dem Lager Friedland (Leine). Mögen wir doch noch den Tag erleben, an dem es zurück zur Heimat geht, doch dieses bestimmt Gott allein."

Als ein konkretes Beispiel für Verschleppungen durch die Sowjets soll hier der Bericht der alteingesessenen Wehlauerin Anna Steinicke Platz finden: „Schließlich wurden wir — Männer und Frauen — von Wehlau nach Rußland verschleppt. In primitiven Baracken wurden wir untergebracht. Die Verpflegung war denkbar schlecht, der Hunger groß. Abfälle, verfaulte Kartoffeln und irgend nur eßbare Dinge mußten über den Hunger helfen. Mit der Zeit erhielten wir die Erlaubnis zu schreiben, aber unsere Briefe erreichten nie das Ziel. Einer Frau gelang es einmal, Post aus dem Lager zu schmuggeln. Dadurch erfuhren auch meine Angehörigen, wo wir waren. Jüngere Männer versuchten zu fliehen. Wir sparten uns die geringen Brotzuteilungen vom Munde ab, um ihnen die Flucht zu ermöglichen. Krank wurden wir alle. Viele starben vor Schwäche. Nach sechs Jahren sollte uns die Freiheit winken. Unter scharfer Bewachung wurden wir nach Fürstenwalde (Spree) gebracht. Wieder umschloß uns ein hoher Drahtzaun. Jeder Schritt, selbst in der Nacht zu den Latrinen, wurde überwacht. Wer in dem russisch besetzten Deutschland bleiben wollte, wurde freigelassen, halbwegs mit guter Kleidung und gutem Schuhzeug versehen. Uns, die in den Westen wollten, behielt man zwangsweise, unter Unterschlagung der Zuzugsgenehmigung, zurück. Erst als es mir gelang, Briefe an das schwedische und Deutsche Rote Kreuz zivilen Personen außerhalb des Lagers zu übergeben, konnte mir mein in der Nähe von Verden lebender Bruder eine Zuzugsgenehmigung beschaffen, und unsere sechseinhalbjährige Gefangenschaft ging zu Ende. Geblieben ist die in der Gefangenschaft zugezogene schwere Erkrankung, die noch heute eine ärztliche Behandlung notwendig macht."

„Aus Wehlau wäre noch etwas Vortreffliches zu machen", soll — wie im 2. Abschnitt dieser Darstellung erwähnt ist — seinerzeit Herzog Albrecht geäußert haben . . .

Die früheren Wehlauer, die heute „in der Zerstreuung" leben, werden das Bild ihrer einstmals blühenden Heimatstadt nicht vergessen können,

vielleicht in Erinnerung an die Worte der in Bad Nenndorf verstorbenen Königsberger Dichterin Agnes Miegel in einem ihrer Briefe:

„Zu tief, zu unauslöschlich lebt
in mir die Trauer um meine verlorene Heimat,
als daß ich um sie klagen könnte."

Hinweis auf Quellen:

Die vorliegende Darstellung ist ein jetzt überarbeiteter Auszug aus meiner s. Zt. im Auftrage der Stadtverwaltung verfaßten „Geschichte der Stadt Wehlau", Selbstverlag der Stadt 1936. Das umfangreiche, vorwiegend handschriftliche Quellenmaterial aus den Archiven in Wehlau, Königsberg und Berlin ist dort im Anhang S. 190—203 zusammengestellt. Meine Vorarbeiten waren

1. „Geschichte der Deutschordensschule zu Wehlau Teil I (1339-1739), Karla, Wehlau 1930,
2. „Die Abiturienten der Stadtschule zu Wehlau von 1740-1810", Altpreußische Geschlechterkunde 5, 1931.

Die „Geschichte der Stadt Wehlau" umfaßte den Zeitraum bis etwa 1930/31. Für die Folgezeit habe ich als Unterlagen eine große Zahl von Manuskripten verwendet. Ein Teil davon war schon Ende der fünfziger Jahre von Oberregierungs- und Baurat Kurt Dieckert und Kreisbürodirektor August Strehlau (beide inzwischen verstorben) gesammelt worden. Andere sind mir nach Aufrufen im „Ostpreußenblatt" und auf Grund meiner persönlichen Anschreiben bis 1970 zugegangen. Die Manuskripte werden im Wehlauer Kreisarchiv in der Patenstadt Syke deponiert. Hinweis für Familienforscher: Die Wehlauer Taufbücher 1835—1944, die Traubücher 1839—1944 und die Sterbebücher 1836—1944 befinden sich im Büro des Genealogen Hans Schinz, 1 Berlin 42, Furkastraße 80.

Zum besseren Verständnis der örtlichen Geschehnisse waren gelegentlich knappe Angaben über die allgemeinen Ereignisse erforderlich. Dagegen erübrigte sich die Beschreibung der Baudenkmäler (Kirche, Rathaus), weil diese in dem Werk von Dehio/Gall „Deutschordensland Preußen", Deutscher Kunstverlag München-Berlin 1952, ausführlich dargestellt sind.

Allen, die durch Beiträge oder sonstige Mithilfe die Abfassung der vorliegenden Arbeit ermöglicht haben, danke ich herzlich, im besonderen folgenden Damen und Herren:

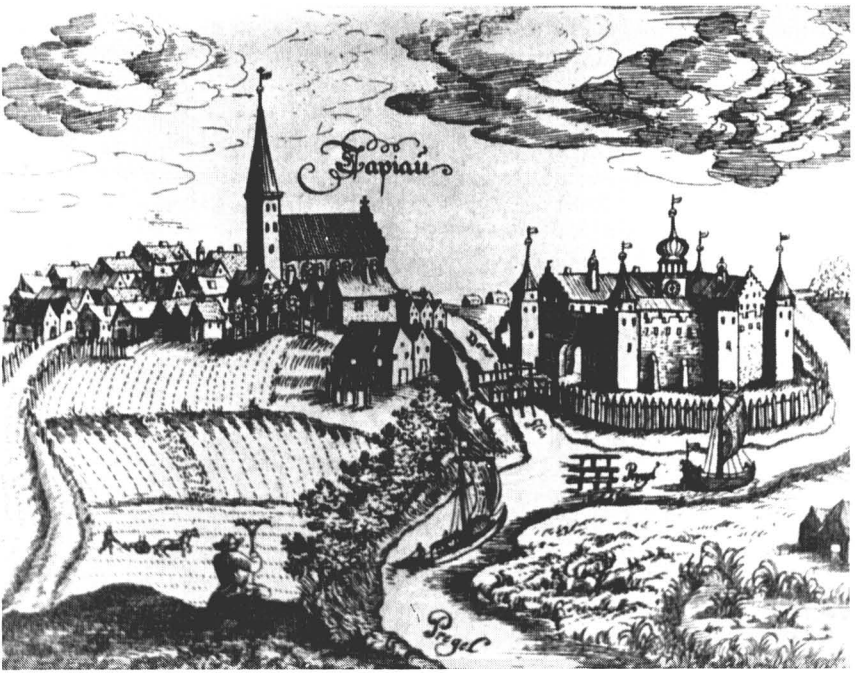
M. Borgmann, Bundesarchiv Koblenz, Elfriede Busse, Auguste Christian, Bruno Damerau, Elly Didszus, Kurt Dieckert, Anna Feyerabend, Willy Helbing, Fritz Hellmig, Erna Hoffmann, Franz Hoffmann, Karl Kossak, Heinz Kroll, Margret Kuhnke, Irmgard Liers, Hugo Linck, Werner Lippke, Arthur Mews, Otto Meyhöfer, Oskar Olschewsky, Erna Parczanny, Erika Pick, Ella Radtke, Rudolf Rosengart, Otto Schadewinkel, Hans Schenk, Hans Schinz, Anna Steinicke, August Strehlau, M. Th., Hans Weißfuß, Dr. August Weller, Erich Werbing, L. Willutzky.

Aus der Geschichte der Stadt Tapiau

Von Hans Schenk

Viele Teile Ostpreußens trugen bis 1945 jene Namen, die schon die frühesten Zeugnisse bewahren: Samland, Schalauen, Sudauen, Natangen. Sie entsprachen einer Gliederung der prußischen Stämme, die schon vor 2000 Jahren vollzogen war.

In der südöstlichen Ecke des Samlandes, an Pregel und Deime, liegt die Stadt Tapiau, von deren Entstehung und Geschichte nachstehend berichtet wird.



Stich der Stadt und der Ordensburg
Tapiau aus der Hartknochschen Chronik (1684)

Die Prußen und der Ritterorden

Das Samland wurde noch vor 1000 Jahren von dichten Wäldern bedeckt, in denen Wisent, Elch, Bär, Wolf und viele andere Tiere lebten. Nur an der Küste und den waldfreien Ufern der Flüsse und Niederungen hatten Menschen ihre Heimstätten gefunden.

Wer waren diese Menschen?

Tacitus, ein römischer Geschichtsschreiber, er lebte 50 bis 120 n. Chr., schrieb eine „germania", nicht aber eine „slavia", nannte dieses Volk: Aestii. Wir nennen sie heute Prußen. Wir begegnen auch der Schreibweise Pruzzen. Sie gehören zu der baltischen Volksgruppe und sind mit den Kuren, Letten und Liven verwandt.

Sie werden als ein friedliebendes Volk beschrieben, das sich mit Bernsteinfischen und Ackerbau beschäftigte. Handwerklich hoch begabt, verstanden sie kunstvolle Knüpfteppiche, Weben und Doppelweben sowie schöne Ofentöpfereien herzustellen. Die Kunst des Schreibens kannten

sie nicht. So ist ihre Sprache fast ganz untergegangen, und damit ist vieles von ihrem Leben unbekannt geblieben. Dem altprußischen Wortschatz entstammen einige ostpreußische Mundartworte wie: Marjell, für Mädchen, Kaddig für Wacholder, Palve für trockenes Grasland, Zarm für Leichenschmaus, die sich bis in unsere Zeit erhalten haben.

In jener Zeit verließ die Deime den Pregel noch nicht an der uns bekannten Stelle. Sie floß aus dem Pregel unterhalb des Westrandes des Sanditter Waldes und an diesem entlang nach Norden.

Bei Hochwasser, wenn die Wiesen zwischen Pregel und Deime überschwemmt waren, konnte von der großen Flutbrücke (zweijochig) aus beobachtet werden, daß die Strömung dem alten Deimebett folgte, während der Teil zwischen Stadt und Klein-Schleuse fast oder ganz stromlos war.

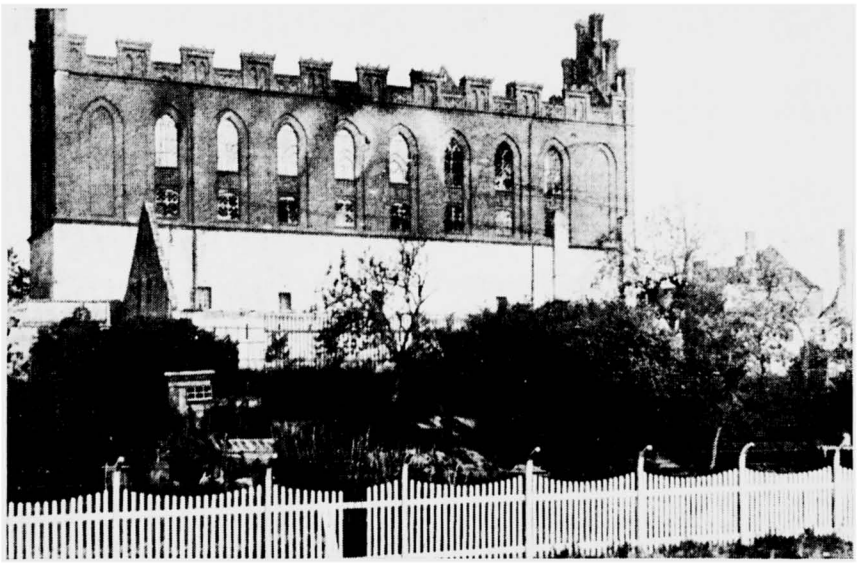
Von der Stadt aus auf den Pregel gesehen, fließt er von Süden auf die Stadt zu, macht hier einen fast rechtwinkligen Bogen und fließt weiter nach Westen.

Unweit dieses Bogens auf dem hohen nördlichen Ufer hatte sich der Edele Pruße Sapelle mit seinem Gefolge angesiedelt und eine Burg gebaut, die er Sugurbi nannte. Zwei parallel laufende Pfahlreihen, die mit Erdreich verfüllt waren, umschlossen ein weites Oval. Die Kronenbreite des Walles war so groß, daß im Falle einer notwendigen Verteidigung mehrere Reihen Kämpfer Platz hatten. Innerhalb des Wallringes standen die Unterkünfte für Menschen und Vieh.

Zeugen dieser frühgeschichtlichen Besiedelung sind mehrere Funde, die in und um Tapiau gemacht wurden. So wurden bei einer Pflasterung eine römische Kupfermünze aus dem Jahre 280 n. Chr., die vermutlich durch den Bernsteinhandel hierher gekommen war, auch ein durchlochter Steinhammer gefunden. Bei Ausschachtungsarbeiten zu einem Brunnen am Prußenwall kamen ein tönernes Henkelkännchen, Reste eines größeren Gefäßes, zwei spiralförmige Bronzeringe, ein offener etwa 4 mm breiter Bronzering und ein griffelartiges Bronzestück zutage. Dieser Fund wurde bis Januar 1945 von mir aufbewahrt. Bei Kleinhof wurde ein eisenzeitliches Gräberfeld mit Skelettbestattung (300 bis 400 n. Chr.), in Koddien ein Gräberfeld mit römischen Münzen, in Imten ein Hügelgrab aus der jüngeren Bronzezeit gefunden. Eine ganze Reihe weiterer Funde in der näheren und weiteren Umgebung Tapiaus legt von der Besiedlung Zeugnis ab.

Der Edele Sapelle herrschte unabhängig von anderen altprußischen Fürsten über das ganze Gebiet und war im Kriegsfalle Führer aller in und um seine Burg ansässigen Männer.

Während seine Gefolgsmänner die Ländereien bewirtschafteten, ging er der Jagd nach, teils um frisches Fleisch zu beschaffen, teils um dem Wild, das viel Schaden an seinen Ländereien anrichtete, Einhalt zu bieten. Alle Wälder im Umkreis standen ihm zur Jagd offen, nur im



Die ausgebrannte Ordensburg 1914

südlich des Pregels gelegenen Wald durfte er nicht jagen, da dieser heilig war.

In welchem Jahre Sugurbi entstand, ist urkundlich nicht belegt. Sie muß lange vor 1265 entstanden sein, denn bis zu diesem Jahr war Sapelle Herr der Burg.

Der Deutsche Ritterorden begann 1231 sein Missions- und Siedlungswerk, wobei es nicht ohne kämpferischen Widerstand der Prußen blieb. Wer sich nicht unterwarf und den Christenglauben annahm, wurde erbarmungslos niedergemacht und die Heiligtümer wurden zerstört.

Zu Sapelle war die Kunde gedrungen, daß sein Nachbar, der Edele Sklodo von Quednau sich unterworfen habe und ihm nichts geschehen sei. Als sich das Ordensheer pregelaufwärts Sugurbi näherte, unterwarf sich Sapelle willig, falls ihm und den Seinen das Leben und Eigentum gesichert sei. Er ließ sich taufen, gelobte dem Orden Treue, mußte dennoch seinen ältesten Sohn als Pfand ausliefern. Hierauf zogen sich die Ordensbrüder am Pregel entlang nach Königsberg zurück. In Sugurbi trat die alte Ruhe ein. Nach einem Bericht aus jener Zeit sollen Nadrauer, Schalauer und Sudauer, über den Abfall Sapelles erzürnt, mit einem großen Heer angerückt sein, um blutige Rache zu nehmen, wobei Sugurbi zerstört worden sei. Ein anderer Bericht sagt, daß nach der Übergabe der Burg an den Orden Sugurbi noch 30 Jahre bestanden habe.

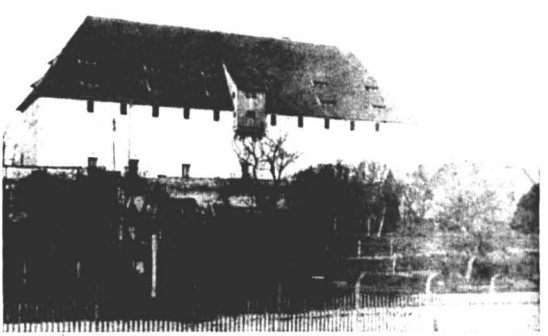
Es blieb nicht aus, daß der harte Frondienst und der Glaube, daß die Not aus dem Zorn der alten Götter über den Abfall entstanden sei, immer wiederkehrende Aufstände hervorrief. Hierdurch wurde der Orden gezwungen, auch in der Nähe von Sugurbi einen festen Platz zu errichten, um neuen Unruhen besser begegnen zu können.

Der Hochmeister Arno von Sangershausen ließ am nördlichen Pregelufer eine Burg errichten, die auf dem Gelände des uns bekannten Forstamtes Tapiau 1265 fertig wurde.

Da Tapiau für den Orden als Umschlagplatz für weitere Eroberungszüge ständig wichtiger wurde, beschloß er, eine neue größere Burg zu bauen. Als Platz wurde das östliche Ufer vor dem Pregelbogen gewählt. Unter dem Komtur (Verwalter mehrerer Ordensgüter) Ulrich von Baier wurde mit dem Bau 1280 begonnen. Da geplant war, in ihr einen Konvent unterzubringen, wurde sie groß und geräumig angelegt.

Bis in der Nähe eine Ziegelei errichtet war, brachten Wittinnen auf dem Pregel Ziegel und Baumaterialien heran. Erfahrene Bauhandwerker kamen auf dem gleichen Wege, die Hilfskräfte mußten die Prußen stellen.

Das ganze Burggelände umschloß eine massige Mauer mit Türmen an den vier Ecken. Die Vorburg, der größere nördliche Teil, umschloß den Burghof. Im südlichen Teil erhob sich das Schloß mit Keller, Erd- und Hauptgeschoß, in dem sich die Wohnungen des Komturs und Hauskomturs befanden. 1290 war der Bau vollendet. Es ist erstaunlich, welche ungeheure Arbeit in der zehnjährigen Bauzeit geleistet wurde. Hinzu kommt, daß von dem Pregelbogen bis zur Deime (alte Deime) ein Graben ausgehoben und die Burg hufeisenförmig mit einem Burggraben umfaßt wurde. So war sie allseitig vom Wasser umschlossen, und nur eine Brücke führte zum jenseitigen Grabenufer.



Das Ordensschloß nach seiner Wiederherstellung

Die Burg ist im Laufe der Jahrhundrete zum großen Teil verfallen. Erhalten geblieben war der nördliche Teil der Hauptburg mit dem Erd- und Hauptgeschoß und die Keller des Nord- und Südflügels. Sie sind auf Granit- und Ziegelmauerpfeilern mittels runder Kreuztonnen gewölbt. Ein Teil unter dem Nordflügel hat ausnahmweise schweres Kreuzgewölbe. Nach dem Zug der Keller zu urteilen, müssen Nord- und Südflügel ein Wehrgangsystem und über Dach selbständig ausgebildet gewesen sein. Ost- und Westflügel lagen dazwischen. In den noch vorhandenen Teil des Hochschlosses befindet sich das Schloßtor mit der hohen Fallgatterbahn. Im Scheitel derselben ist die Öffnung für die Aufhängekette sichtbar. Innen über dem Torbogen ragen Werksteine heraus, die verhindern sollten, daß das geschlossene Tor von außen aus den Angeln gehoben werden konnte. Durch den Torweg wird das Untergeschoß in zwei ungleiche Hälften geteilt. Rechts bleibt ein kurzer zweijochiger Raum, links zwei Säle von je drei Jochen. Durch nachträgliche Verputzung ist die Lage der Fenster und Türen nicht zu erkennen. Die Stützen und Gewölbe sind vielfach zerstört und mit Mauerwerk verblendet.

In den beiden links befindlichen Räumen sind zwei achteckige Granitsäulen erkennbar, deren Kapitel in breite viereckige Teller übergehen. Von den Ecken und Mitten gehen Gewölberippen aus, die an den Ecken gut anschließen. Die Mitten mußten mit kleinen Stützkonsolen an die Kapitelteller angearbeitet werden. Das Wölbprofil ist derb altertümlich. Hier findet sich erstmalig bei einem Erdgeschoß schweres kellerartiges Gewölbe auf profilierten Rippen.

Das Hauptgeschoß war ursprünglich vom Kreuzgang aus zugänglich. Heute gelangt man durch zwei Treppenhäuser hinauf. Auf der Mitte lag ein quadratischer Raum mit Tonnengewölbe ganz schmucklos, zur Hofseite mit einer Tür. Raumabteile zu beiden Seiten bestanden aus je zwei kleinen und einem größeren Gemach. Nach ihrer Lage und Bauart sind sie als je eine Wohnung der Gebietiger anzusehen. Zwei fast gleiche Gebietigerwohnungen sind im Hochschloß der Marienburg gefunden worden. Der Fund in Tapiau ist daher sehr von Bedeutung.

Die andere Wohnung ist, weil viel einfacher, als Wohnung des Hauskomturs anzusehen. Der Vorraum, der dem Treppenhaus weichen mußte, ist mit zwei Kreuzgewölben überdeckt. Die Tragsteine der Rippen haben einfache halb achteckige Form. Mit den hohen, schlanken Fenstern wirken die Räume sehr stattlich.

Das auf der Westseite gelegene Wohnrevier gehörte ohne Zweifel dem Komtur, bestehend aus drei Gemächern: zwei schmalen und einem fast quadratischen. Der schmale mittlere Raum war Vorraum und Eintritt. Das Schlafgemacht lag links, der Remter rechts.

Besondere Beachtung verdienen diese Räume wegen einiger Schmuckreste. Das schmale Gemach hat eine sehr hochliegende Wölbdecke und ein hohes kapellartiges Fenster. Die Tragsteine des Gewölbes sind

einfach. Das aus zwei Feldern bestehende Gewölbe ist mit je einem Rippenstern verziert. Dadurch entstehen zwei Haupt- und vier Nebenschlußsteine. Auf dem ersten Hauptschlußstein ist ein jugendlicher Minnesänger, die Laute spielend, auf dem zweiten ein Jungfräulein im Rosenhag abgebildet. Auf den anderen Schlußsteinen sind Adler, Drache, Kranich, Hirsch und ein phantastisches Ungeheuer dargestellt.

Der Wohnremter des Komturs ist von allen Räumen der stattlichste. Durch das achtteilige Sterngewölbe und die schlanken Fenster wirkt er besonders vornehm. Leider sind die Schlußsteine zerstört. Nur der mittlere ist erhalten und zeigt das Wahrzeichen des Landmeisters: die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten.

Von der Vorburg ist nichts erhalten geblieben.

Zurück zu Ulrich von Baier, von ihm wurde gesagt: „Er sei so großer Gestalt gewesen, daß zwanzig und mehr Feinde die Flucht ergriffen, wenn seine Gestalt in der Ferne auftauchte." In den Kämpfen um das Gebiet Sudauen ist er gefallen. Zu seinem Nachfolger wurde Dietrich von Spira (1296) berufen. Ihm folgte Heinrich von Senskow (1309—1315). Als letzter Komtur wird urkundlich Ulrich von Drieleben genannt.

Der Verbindungsgraben von der Pregelschlaufe bis zur alten Deime wurde 1351 schiffbar ausgebaut. Zur Regulierung des Wasserstandes wurden zwei Schleusen gebaut. Die kleinere gab Klein-Schleuse den Namen und die bei Moterau gebaute gab später dem Vorwerk den Namen Groß-Schleuse.

Das abgeschnittene Teilstück der Deime verlandete mit der Zeit. Nur ein kleiner Teil am Rande des Sanditter Waldes ist als Zeuge des einstigen Flußbettes bis in unsere Zeit zurückgeblieben.

Die Komturei wurde aufgelöst und in ein Pflegeamt umgewandelt. Der erste Pfleger wurde Heinrich von Dusemer. Er unternahm mehrere Kreuzzüge nach Litauen. Erfolge brachten sie ihm nicht. Vielmehr verstärkte sich der Widerstand und veranlaßte die Litauer, ihm blutige Rache zu schwören. Jagiello, ein Neffe des Litauer-Großfürsten Kynstut, nahm ihn gefangen und ermordete ihn. Trotz der dauernden Feindseligkeiten ließ der Litauerfürst Vitautas sich in Anwesenheit der Ordensbrüder Konrad Walroder und Wigand von Bildesheim und dem Schulzen von Tapiau als Zeugen 1383 im Ordensschloß taufen.

In den Kämpfen gegen die Litauer erhielt der Orden Unterstützung der ganzen christlichen Welt. So wohnten zeitweilig viele hohe Persönlichkeiten auf der Burg. Beispielsweise im Jahre 1377 war Herzog Albrecht von Österreich mit einem Gefolge von fünf Grafen, fünfzig Dienstmannen, vielen Rittern und Edelknappen Gast der Burg. Auch Graf Derby, der spätere König Heinrich IV. von England, weilte während des Kreuzzuges 1390/91 gegen die Litauer in der Ordensburg.



Stadtansicht Tapiaus mit Pregel

Das Waldamt Tapiau

Zu dem Bau der Burg waren neben den Handwerksmännern auch Handelsleute und sonstige Fremde nach Tapiau gekommen. Viele blieben hier, und aus dem ursprünglichen Arbeitslager wuchs mit den Jahren eine Siedlung auf der nördlichen Pregelseite. Sie wurde 1255 Tapiow genannt. Die Schreibweise des Ortes und der Flüsse erfuhr mehrfache Änderungen. So wurde aus dem vermutlich prußischen Namen Pregora 1303 Prigora, 1363 Pregor, 1460 Pregill, um schließlich bei Pregel zu bleiben. Deime, deren Namen Deym aus dem litauischen deywis (Gott) hergeleitet ist, wandelte sich 1450 in Deyme, 1465 in Deheme und wurde bleibend zur Deime.

Für Tapiow wurde 1258 Tapiom, 1290 Thapio, 1299 Tapiaw geschrieben, bis 1450 daraus Tapiau wurde.

Zu dem Waldamt Tapiau gehörten vormals auch die Städte Wehlau und Labiau. Nach der Herauslösung von Labiau war das Gebiet immerhin noch sehr groß. Es gehörten alle deutschen Dörfer und etwa die Hälfte der altpreußischen zum Waldamt. Einen genauen Aufschluß über die Größe gibt ein Auszug aus dem Ordensfolianten 111. Da mit der Besitznahme alles Land dem Orden gehörte, belehnte er Verdienstvolle und Treue mit Land. Alle mußten, mit Ausnahme der „Freien", Pacht (Zins) zahlen. Freie in Tapiau waren: Nicolos von der Frischnau, Matthis von Magutten (Magotten), Waysel von Augken (Auken), Kirsten von Kykaynen (Kukehnen), Lorenz von Sopen (Zohpen), Andris Quand von der Damerau, Thomas von der Damerau, Jacob von Kykaynen, Fritcze von Gawleiden (Gauleden), Workelin von Wargkellen.

Das Waldamt Tapiau nach dem Ordensfoliant 111 von 1404

		Hufen gesamt	Anzahl d. Hufen	Zinshufen Zins Mk	Zinshufen Zins Skot	Freie Hufen Schulzen	Freie Hufen Pfarrer	Freie Hufen unbesetzt	
85 v	Grünhayn	50	41	1/2	—	5	4	—	Der Schulze hat noch 1/2 Hufe Zugabe. Die Gemeinde 4 1/2 Zugabe. Wofür sie 2 M und 1 Vierdung zinst. Der Kretschmer zinst 2 M, der andere 1 M 8 Skot.
"	Poppendorf	40	24	1/2	—	4	—	12	
"	Wilkendorf	40	36	1/2	—	4	—	—	Der Kretschmer, welcher 1/2 M zinst, ist nicht besetzt.
"	Wissensee	40	36	1/2	—	4	—	—	
"	Petersdorf	60	49	1/2	—	6	4	1	Der Kretschmer, welcher 1/2 M gezinst hat, ist nicht besetzt.
"	Stobingen	19	17	1/2	—	2	—	—	
85 r	Frischnau	50	28	1/2	—	6	—	16	
86 v	Alnau	65	54	1/2	14	7	4	—	
"	Dietrichswalde	40	36	1/2	—	4	—	—	
"	Schönau	34	26	1/2	—	4	4	—	
"	Hunswalde	31	27	—	13	4	—	—	
"	Gonau	25	1/2	—	15	3	—	7	Für 20 Morgen zinst die Gemeinde 10 Skot. Jacob Steynmelze hat 4 Hufen und zinst für 1 Hufe 1/2 M.
"	Gr.-Engelau	54	21	—	15	6	4	23	Der Kretschmer zinst 20 Skot.
"	Kl.-Engelau	54	20 1/2	—	16	4 1/2	—	10	

86 r	Paterswalde	64	41	—	15	7	4	4	8 freie Hufen hat der Büchsenschütze. Der Kretschmer zinst 1 M 8 Skot.
„	Reichenau	32	17	1/2	—	5	—	10	
„	Pregelswalde	61	50	—	13	7	4	—	Der Kretschmer zinst 20 Skot.
„	Starkenberg	50	36	1/2	—	6	4	4	2 Hufen Moosbruch gegen 1 M Zins. Der Kretschmer zinst 1/2 M.
„	Codien	23	21 H + 3 M	—	15	2 H + 3 M	—	—	
„	Goldbach	50	36	—	13	6	4	4	Von beiden Kretschmern zinst jeder 2 M. Der Müller hat 1 Hufe und zinst 3 1/2 M.
87 r	Grünlinde	50	41	1/2	—	5	4	—	Der Kretschmer zinst 1 M 8 Skot. Der Schulze zu Tapiau hat 5 Hufen und zinst für jede Hufe 1/2 M.
„	Pomauden	50	45	1/2	—	5	—	—	

(1 Mark = 24 Skot = 60 Schilling = 720 Pfennig)

(Kretschmer = Krugwirt, Wissensee = Weißensee, Hunswalde = Hanswalde, Gonau = Gundau)

Die damalige Hufe hatte die Größe von rund 17 ha. Demnach umfaßte das Waldamt rund 17 000 ha und entsprach etwa der Größe des heutigen Kreises Wehlau.

Die Kolonisation des Ordens sagte den Litauern und Polen nicht zu. Sie sahen darin eine Behinderung ihrer eigenen Interessen und warteten hierzu auf eine passende Gelegenheit. Als der Litauer Jagiello sich mit Hedwig von Polen vermählte, schien dieser Augenblick gekommen zu sein. Gemeinsam kämpften sie gegen den Orden. Es kam zu der Schlacht bei Tannenberg, in der 1410 der Orden unterlag. Das Ansehen des Ordens litt darunter und seine Kampfkraft wurde geschwächt.

Der Adel und die Städte schlossen sich zum „Preußischen Bund" zusammen, fielen vom Orden ab, obgleich die Gebiete um Tapiau und deren Bewohner dem Hochmeister Ludwig von Ehrlichshausen im Schloß zu Tapiau gehuldigt hatten. Vertreter von Tapiau huldigten in Königsberg dem Abgesandten des Polenkönigs.

Dem Ordensspittler Heinrich Reuss von Plauen gelang es, Königsberg zu entsetzen, und am 16. April 1455 fiel auch Tapiau an den Orden zurück. Zwar versuchte der Preußische Bund Tapiau wieder in seine Hand zu bekommen, jedoch ohne Erfolg.

Als der Hochmeister seinen Sitz 1460 von der Marienburg nach Königsberg verlegte, wodurch die Stadt Hauptstadt Preußens wurde, kamen die Büchersammlung, das Archiv und die Kleinodien nach Tapiau zur Einlagerung in der Burg. Die Kanzleiladen (Kisten mit Akten) wurden in der Ratsstube, die über den Badestuben lag, untergebracht. Bei dem 1506 ausgebrochenen Brand wurden die Akten leider vernichtet.

Seit dem Umzug des Hochmeisters nach Königsberg hatte der Großkomtur seinen ständigen Wohnsitz in Tapiau, von wo er die innere Verwaltung des Landes leitete.

Die Gerichtsbarkeit lag in den Händen des Ordens. Die Gesetze waren streng, die Strafen hart. Sie gingen von der Prügelstrafe bis zur Todesstrafe und wurden von dem Scharfrichter vollzogen. Dieben wurden die Ohren abgeschnitten oder die Daumen abgehackt. Falschspieler wurden kurzerhand ersäuft. Ehebrecher wurden durch das Schwert oder Beil hingerichtet.

In den Verließen der Burg wurden Gefangene zur Festsetzung eingebracht.

So wurde auch der Bischof vom Ermland, Dietrich von Cuba, hier eingebracht. Er war ein leichtsinniger und ränkevoller Mensch. Gegen den Willen des Domkapitels erschlich er sich in Rom die samländische Bischofswürde und die päpstliche Genehmigung zur Ausschreibung eines Ablasses. Trotz der großen Armut, die eine Folge des 13 Jahre dauernden Krieges war, nahm er viel Geld ein. Der Hochmeister Heinrich von Richtenberg forderte von ihm Geld, um die große Not zu lindern. Cuba lehnte diese Forderung jedoch ab, da er den ehrgeizigen Plan hatte,

selbst Hochmeister zu werden. Seinen Günstlingen verschaffte er einflußreiche Stellen, wodurch er sie für seine Pläne gewinnen wollte. Das kostete ihn viel Geld. Dieses beschaffte er nicht auf ehrliche Weise. Es wird berichtet: „Entlehnte er von der Kirche etlich Geld, Gold, Silber und Kleinod, etliches nahm er mit Gewalt, auf daß er sein Sache gefüglich richten möchte."

Er durfte sich innerhalb der Burg frei bewegen. Diesen Umstand nutzte er zu einem Fluchtversuch, der jedoch fehlschlug. Er wurde in einem Gewölbe der Burgkirche gefangen gehalten und starb schließlich eines natürlichen Todes. Über seinen Tod gingen viele Schauermären um:

Eine sagte: „Etliche wollten sagen, er sei mit dem Kopf in ein Faß voller Asche gestoßen und also eines gräulichen Todes gestorben." In den Akten der Besserungsanstalt fand Karl Weiss eine Schrift folgenden Inhalts: „Er wurde heimlich in ein Gewölbe geführt und mit Händen und Füßen kreuzweise an die Wand gespannt, um ihn langsam verhungern zu lassen. Und er habe sich von seinen beiden Achseln Fleisch, soweit er es erreicht, abgefressen."

Die verschiedenen umlaufenden Gerüchte machten dem Orden viele Sorgen. Er veranlaßte eine öffentliche Untersuchung zur Feststellung der Todesursache. Obwohl eine Überführung der Leiche nach Königsberg und die Beisetzung in der Kirche erfolgte, wollten die Gerüchte lange nicht verstummen.

Die Auflösung des Ordens

Der jüngste Sohn des Markgrafen Friedrich von Ansbach war mit 21 Jahren Hochmeister des Ordens geworden. Da erschien 1520 ein Komet und versetzte die Bevölkerung in Angst und Schrecken. Nach dem damals herrschenden Aberglauben, bedeutete das Erscheinen eines Kometen kommenden Krieg und Not. Es brach auch wirklich ein Krieg mit Polen aus. Bauernaufstände verheerten das Land, und der Tod hielt reiche Beute. Die Macht des Ordens verfiel. Schließlich löste Albrecht von Brandenburg den Orden auf, dessen letzter Hochmeister er war.

Am 8. April 1525 wurde er weltlicher Herzog von Preußen. Er wollte sich im Juli huldigen lassen, doch mußte er eine dringende Reise nach Schlesien antreten und beauftragte den Bischof Polenz, an seiner Stelle die Huldigung zu empfangen. Sie fand in Tapiau am 15. August statt.

Durch die Auflösung des Ordens glaubten die Bauern frei von Steuern und Naturallieferungen zu sein. Im Samland kam es zu einem Bauernaufstand. 8000 Mann sammelten sich in der Nähe von Kaymen und bezogen am Abend des 4. September 1515 bei Kremitten ein Feldlager. Den Statthalter von Tapiau forderten sie zur Übergabe auf. Da er ihnen keine Antwort gab, zogen sie nach Königsberg weiter.

Herzog Albrecht kehrte zurück, lehnte die Forderungen der Bauern ab und hielt strenges Gericht.

Mit der Auflösung des Ordens erfuhr die Verwaltung entsprechende Änderungen. Sie wurde dem Amtshauptmann übertragen, der auch für die Rechtspflege und das Polizeiwesen verantwortlich wurde.

Tapiau selbst wurde zum Hauptamt erklärt. Die Burgen mit ihren Domänen wurden in herzogliche Domänen umgewandelt. Die Vertreter der Ämter gehörten dem Kollegium der Landräte an, aus deren Reihen die Oberräte des Herzogtums gewählt wurden.

Zur Aufgabe des Amtsrates gehörte das Einziehen der Abgaben, wobei ihn der Amtsschreiber unterstützte. Über alle Einnahmen und Ausgaben wurde genau Buch geführt. Zu den Einnahmen gehörten die Erträge der Domänen Kleinhof und Großhof, die der Milchbude, der Schäfereien und des Gestüts. Zeugnis des Gestütes war bis in unsere Zeit der Name: Fohlenwiese. Es ist dies das große Wiesenstück zwischen dem Bahndamm (Bahnhofstraße) und dem Kanal. Auf dem Meßtischblatt Tapiau ist diese Bezeichnung noch heute zu finden.

Außerdem gehörten zu den Einnahmen die Einkünfte aus dem Mühlenregal, denn nur die Regierung hatte das Recht, Mühlen anzulegen. Hinzu kamen der Grundzins und der Zins aus der Verpachtung der Fischereigerechtigkeit.

Auf der Ausgabenseite waren die Besoldung des Amtmanns, des Amtsschreibers, der Amtswachtmeister, der Kornschreiber, Büchsenmacher, Ober- und Unterkämmerer, Brauer, Torwächter, Baumschließer und Uhrsteller verbucht, ebenso die Mittel, die für bauliche Unterhaltung der Amtskasse erforderlich waren.

Die Besoldung des Amtmanns bestand neben einem Gehalt von 100 M, der Bezahlung der Reisekosten, aus Naturalien. So erhielt er:

4 Scheffel Weizen, 2 Last 56 Scheffel Reinkorn, 4 Last 17 Scheffel Gerste, 6 Last 10 Scheffel Hafer, 4 Scheffel Erbsen, 60 Scheffel Hopfen, 4 Ochsen oder 200 M, 10 Schöpsen, 11 Lämmer, 5 Kälber, 4 Mastschweine, eine Menge Butter, 2 Schock Käse, 1 Schock große und 2 Schock kleine Schafskäse, 1 Tonne Kleinsalz, 2 Tonnen Grobsalz, 14 Gänse nebst 7 Scheffel Hafer zur Mast, 2 Schock 28 Hühner, 1 Tonne Hering, 1 Tonne Dorsch, 2 Stein geschmolzenen Talg, 1 Tonne Buchweizen, 1 Tonne Honig, Saffran, Pfeffer, 4 Deputatkühe, 40 Achtel Holz, 60 Fuder Heu.

Auch die Gerichtsbarkeit war dem Amtmann übertragen. Zu seiner Unterstützung bei der Vollstreckung von Leibes- und Todesstrafen stand ihm der Scharfrichter zur Seite. Dieser erhielt ein festes Gehalt von jährlich 30 M, jede Amtshandlung mußte von der Gemeinde, zu der der Verurteilte gehörte, an ihn besonders bezahlt werden. Es war somit kein Wunder, wenn aus Gründen der Sparsamkeit Gemeinden und Private auf Anzeigen verzichteten, wodurch mancher Übeltäter unbestraft blieb. Die Strafen mußten in einer bestimmten Zeit vollstreckt werden, sonst blieb der Übeltäter straffrei.

Von der Gerichtsbarkeit zeugt ein Siegel, das irrtümlich lange Zeit als Stadtwappen galt. Es zeigte auf blauem Grund im oberen Teil eine Sonne mit den hebräischen Schriftzeichen: Jehova. Links und rechts waren zwei silberne Wolken angeordnet, aus deren rechte sich ein nackter Arm reckte, der ein Schwert (das Richtschwert) der Sonne entgegenstreckte.

Trotz der im Zusammenhang mit dem Scharfrichter erwähnten besonderen Umstände, fanden 1570 viele Hinrichtungen statt. An einem Tage wurden sechs Zauberinnen, ein Hirte mit einer Kuh verbrannt. Gegen Hexen ging man auch noch im folgenden Jahre vor. Eine von ihnen, die „Katerkopfsche", bekannte in der Folter, daß sie sich auf dem Ritt durch die Luft einen Zeh an der Kirchturmspitze abgestoßen habe.

In das Schloß zu Tapiau war der Amtshauptmann von Kunheim eingezogen. Er war es, der auf dem in Königsberg abgehaltenen Landtag für die Reformation und die Umwandlung des Ordensstaates in ein Herzogtum eintrat. Er wirkte von 1527 bis 1538. Zwei seiner Söhne studierten in Wittenberg bei Luther, und ein Sohn ehelichte Luthers Tochter Margarete.

Herzog Albrecht von Preußen

Nach der Auflösung des Ordens war Herzog Albrecht evangelisch geworden. Er veranlaßte zahlreiche Bauten, so auch den Ausbau des Königsberger Schlosses und gründete 1544 die Universität, die nach ihm „Albertina" benannt wurde.

Der Herzog hat sich oft und gerne im Tapiauer Schloß aufgehalten. So wohnte er 1549 mit seiner Tochter Sophie hier. Seit 1560 führte er persönlich Kirchenvisitationen durch. Seine nicht sehr glückliche Ehe mit seiner zweiten Gemahlin Anna Maria, die sehr leidend war und deren Wesen ihm nicht zusagte, mag der Grund seiner oftmaligen Aufenthalte in Tapiau gewesen sein.

Die in Königsberg erneut ausgebrochene Pest ließ ihn, auf das Drängen seines Gefolges, seinen Wohnsitz nach Tapiau verlegen. Die Anreise erfolgte mit einem Schiff. Seine Gesundheit war nicht die beste. Zwar kamen Tage der Besserung, an denen er in Gesellschaft speisen und ernste Unterhaltungen führen konnte .Aber zum Landtag, der Anfang 1568 zusammentrat, konnte er schon nicht mehr nach Königsberg fahren. Im Februar verschlechterte sich sein Befinden. Dennoch kümmerte er sich vom Krankenbett aus unermüdlich um das Wohl seines Landes. Noch am 1. März traf er in einem Streit einen Entscheid gegen einen Bischof zugunsten der Protestanten. Als er seinen Tod nahen fühlte, ließ er seine Getreuen rufen. Der Hofprediger mußte ihm Psalmen und das 53. Kapitel des Propheten Jesajas vorlesen. In den Morgenstunden

des 20. März 1568 erlöste ihn der Tod. Seine Leiche wurde nach Königsberg gebracht, wo seine Gemahlin an der Pest gestorben war, und mit ihr zusammen im Dom beigesetzt.

Das Amt Tapiau

Tapiau gehörte mit zu den wichtigsten Hauptämtern. In der Ordenszeit um 1400 wurde es als Waldamt geführt. Die Amtshauptmannsstellen waren mit Oberhauptleuten besetzt, die vorher schon ein anderes Amt verwaltet hatten.

Zur Ordenszeit waren zwei Höfe vorhanden: Tapiau und Alt-Wehlau, vor der Burg Wehlau gelegen. Der Hof Tapiau, der später der „Große Hof" genannt wurde, umfaßte eine Stutterei, sie hatte 1374 50 alte Kobbeln, 1379 deren 70 und 1438 61 Stuten neben 42 jungen Stuten, 23 Schälrosse und 86 Füllen.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts bestanden vier Betriebe: Der Große, Hof, der Kleine Hof, der Neue Hof (Magutt), der nach Kaspar von Nostiz der beste war, und Alt-Wehlau. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts verblieben von den vier Betrieben nur zwei in der Regie der Ämter. Alt-Wehlau wurde 1585 verpachtet, der Neue Hof Magutt aufgelöst, wo 1577 ein neues Dorf angelegt wurde.

Der Große Hof brannte 1636 völlig ab und wurde 1641 wieder bewirtschaftet. Ab 1647 wurden der Große Hof, der Kleine Hof und Sylacken, wo 1646 ein neues Vorwerk in Betrieb genommen war, an den Amtshauptmann und Landhofmeister Ernst von Wallenrodt bis 1656 verpachtet. Dieser hatte die Betriebe dann weiterhin bis 1663 „wegen dero vor geschooszener Gelder, weiln selbige ihme nicht gezahlt, gleich wie vorhin genutzet".

1696 wurde das Amt, wie alle Ämter dieser Zeit, verpachtet.

Die Einteilung der Landkreise war eine ständige Einrichtung. In jedem Landkreis hatten die Stände eine zentrale Verwaltung und den Landkasten.

Landkreis Samland Tapiau Großer Hof Kleiner Hof. 1563 gehörte Milchbude zum Amt Tapiau.

In der Zeit von 1695 bis 1698 wurden alle Vorwerke verpachtet. Hiernach ließ Friedrich Wilhelm I. keine Adligen als Domänenpächter zu.

Die Betriebsgrößen waren:

1600 Großer Hof: 9 Hufen, 12 Morgen; Kleiner Hof: 7 Hufen

1640 Großer Hof: 6 Hufen, 9 Morgen; Kleiner Hof: 24 Hufen, 6 Morgen

1683 Großer Hof: 16 Hufen, 23 Morgen; Kleiner Hof: 20 Hufen, 3 Morgen

1802 Großer Hof: 33 Hufen, 7 Morgen; Kleiner Hof: 134 Hufen, 16 Morgen.

Der Viehbestand war:
1610 Großer Hof: 14 Pferde, 39 Rinder, 92 Schweine
Kleiner Hof: 29 Pferde, 85 Rinder, 70 Schweine
1683 Großer Hof: 7 Pferde, 71 Rinder, 38 Schweine
Kleiner Hof: 13 Pferde, 97 Rinder, 60 Schweine.

Im gleichen Jahre hatten beide Höfe zusammen 162 Scharwerksbauern.

Im 17. Jahrhundert war Kleinhof Vorwerk des Amtes Tapiau, das an einen Generalpächter verpachtet war. Er mußte die Steuern, Zölle und Pachten aus dem Amt einziehen und an die Domänenkammer abführen.

Damals scharwerkten für Kleinhof 155 Bauern aus 15 umliegenden Dörfern. Für die damalige Zeit hatte das Vorwerk einen erheblichen Umfang mit etwa 22 Hufen, wovon zwei Drittel Wiesen waren. Der Viehbesatz war trotz guter und zahlreicher Wiesen niedrig und bestand zum größten Teil aus Schafen. Auszüge aus den Jahresberichten des Amtes Tapiau an die Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg aus den Jahren 1627 bis 1650 und 1701 lassen die damalige Verwaltung, Bewirtschaftung, und was damit zusammenhängt, erkennen.

Jahresrechnung des Amtes Tapiau
von Michaelis 1627 bis Michaelis 1628

„Das Vorwerk Kleinhof hellt vngefehr ann ravmen Acker 7 Hubenn vnd werden daselbst Wintter 4 Last mehr oder weniger weiln die Felder vngleich seinn wie auch im Sommer so viel Gersten angeseett, vnde seint in allennn drey Feldern ezliche Plezerchen Wiesen welches alles vrbahr ist. Noch seint zu diesem Hoffe wie auch Scheferey 14 Hubenn Wiesenwachs so ann der Deume vndt Pregel gelegen. Darauff werden vngefehr 750 Fuder Heuh welches inn beede Vorwerk vndt Scheferey geführt wirdt, gewonnen. Ist aber dieses Jahr kein Handt voll von solchen Wiesen einkommen, vndt scharwercken zu diesem Vorwerck folgende Dorffer: Frischnaw mit 10 Pawern, Silaucken mit 3, Romaw mit 5, Imbtten mit 10, Pregelswalde mit 15, Paterswalde mit 20, Klein Engelaw mit 10, Groß-Engelaw mit 17, Gundaw mit 10, Gawleden mit 14, Magotten mit 4, Klein Schonaw mit 8, Dittrichswalde mit 12, Bottchersdorff mit 17, Summa 15 Dorffer mit 155 Pawer."

Jahr-Rechnung des Amts Tapiau
von Michaelis 1650 bis Michaelis 1651

„Vorwerck Klein-Hoff hatt raumen Acker 8 Hufen 28 Morgen 132 Ruthen vhrbahr und 9 Morgen 93 Ruthen vnvhrbahr Landt, vermöge des Georg Müllers Landtmeßers Abriß, davon hiesiger Schaaffer auff Churfl. Befehlig 15 Morgen vhrbahr Landt in seinen Nutzen gebraucht, her-

gegenst Ihnnen kein Deputat außerhalb der Knechte Lohn gegeben wirdt. Vndt wirdt bey selbigem Vorwerck über Winter 4 Last und Weniger weiln die Felder vngleich seyn, wie auch im Sommerfelde so viel an Gersten angeseet, welches inn 3 Felder getheilet. Noch seind zu diesem Hoffe wie auch zur Schääfferey 12 Huben 22 Morgen 291 Ruthen Wieswachs auf Langen Pregel-Wiesen von Anger, hinab bis nach außgang des Coddier Sees und zwischen den Pregel, worinnen 2 Huben 5 Morgen 247 Ruthen mit begriffen, so Verschreibung darüber haben und theils verzinset werden, bleiben also wenn die abgezogenen Huben 17 Morgen 54 Ruthen ohn die Magottischen Fohlen und Schaaffwiese, welche noch nicht gemeßen, darauf seyndt dieses 1651ste Jahr — (1649 750 Fuder. 1652 900 Fuder Heuh) — Fuder Hew gewonnen, welches in beyde Vorwerck und Schafferey geführet und gewonnen wirdt, vndt Scharwercken zu diesem Vorwercke nachfolgende Dorffer, alß Romau mit 5 Pauren, Imbten mit 8, Pregelswalde mit 10, Magotten mit 3. Summa 4 Dorffer mit 26 Pauern.

Ferner helffen Wiesen gewinnen, Mist außführen, Gebewde undt Zeune verfertigen folgende Dorffer, alß Paterswalde mit 19 Pauern, Groß-Engelau mit 17, Klein-Engelau mit 9, Gundau mit 6, Schallen mit 7, Klein-Pottlacken mit $4^1/_2$, Groß-Pottlacken mit 3 Pauern. Summa 7 Dorffer mit $65^1/_2$ Bauern besetzet. Abgang 1 Pauer bey Paterswalde deßen Erbe wüst stehet. Vnter welchen die beyden Engelauer anietzo nachdeme sie verpfändet nichts mehr thun, alß Wiesen gewinnen helffen. Noch haben zu diesem Vorwerck hiebevor folgende gescharwercket Klein-Schönau mit 9, Dittrichswalde mit 12, Schonbaum mit 6 Pauern, welche anietzo verpfändet."

Arrende-Rechnung des Hauptamtes Tapiau von Trinitatis 1701 bis Trinitatis 1702

„Vorwerk Kleiner Hoff hat folgendes an Acker und Wiesen: 8 Huben 13 Morgen 132 Ruthen hat Vorwercks Acker so in 3 Feldern vertheilet, 15 Morgen Schäferlandt, welches der Schäfer ietzo bey Haltung der Arrende anstatt seines Deputats genießet. 9 Morgen 93 Ruthen gebraucht der Melcker, weil er kein Deputat bekombt, so ihm von Scharwerks Huben beeckert wird, wie bey Milchbude berichtet.

16 Huben 26 Morgen 1 Ruthe hält der Anger Wiesen ein, so theilß zu Behuff der Schäferey Melckerey Kleinhoff und Stutterey item in den Großenhoff und Deputater geaustet, theilß auch zur Trifft vor daß Vieh gebrauchet wird, wie viel an Wiesen und Trifften, kan ietzo, weiln es nicht aufgemeßen, eigentlich nicht beschrieben werden. 9 Morgen Wiesen so vorhin daß Tapiausche Gericht für ihre Auffwartung beym Ambte anstatt Deputat gehabt, sindt gemees 73 Visitation zum Vorwerk gezogen, ietzo gebrauchet solche der Pregell-Krüger zum Kruge wegen Obsicht der Ziegelscheune gegen 18 Thl. Zinß von denen Hern-Ober-

Räthen verschrieben. 8 Morgen hält Panzer in Besitz, zinßet 18 Thl. Vid. Haußbuch Lib. 5 Fol. 188. 8 Morgen sindt dem Bachmann verschrieben, Zinßet 4 Thl. 30 Schillg. Vid. Haußbuch Lib 5. Fol. 156. 26 Morgen Wiesen genießen nachgesetzte Deputater und Bediente zinßfrey, als: 2 Morgen der Pfarrer zu Tapiau, 7 Morgen der Zimmausche Krüger, 2 Morgen der Gauledsche Wiltnüßbereiter, 11 Morgen Loffschmiedt, 4 Morgen der Schlößer.

Summa des Vorwercks Acker und Wiesen 22 Huben 126 Ruthen, alß 8 Huben 13 Morgen 132 Ruthen Vorwercks-Acker, so besäet wirdt, 10 Huben 26 Morgen 1 Ruthe an Trifften und Wiesen. 15 Morgen Acker und Schäferland. 9 Morgen 93 Ruthen der Melcker. 9 Morgen der Pregelkrüger, 22 Morgen Wiesen, so zinßbaar. 26 Morgen so die Deputater und Bediente genießen.

Bey dem Heuschlag Schaarwerken Schallen mit 7 Pauren, Klein-Schönau mit 6, Zohzen mit 7, Paterswald mit 9, Groß-Engelau mit 17, Böttchersdorf mit 10, Kl Pottlack und Gr. Pottlack mit 4 Pauren, Hanßwald mit 9, Koddien mit 6, Wargienen mit 5, Fritzschienen mit 3, Klein-Engelau mit 7 Pauern."

Zu dem Vorwerk Kleinhof gehörte nach den Akten von 1768 auch eine Brauerei und eine Brennerei. Die Krüge waren verpflichtet, ihren Bedarf an Bier und Branntwein aus dem Amte zu entnehmen. Der Ertrag



Die am 27. August 1914 gesprengte Deimebrücke

der Brennerei wurde mit $31^{2}/_{5}$ Ohm, die innerhalb des Amts, $60^{3}/_{4}$ Ohm, die außerhalb des Amts verkauft wurden, angegeben. Zusammen waren es 93 Ohm, oder nach heutiger Rechnung 12 640 Liter.

In den folgenden Jahren wurden die wirtschaftlichen Verhältnisse verbessert. Die Pferdezucht wurde intensiver betrieben. So konnte Kleinhof in den Jahren 1835 bis 1865 die stattliche Zahl von 60 Mutterstuten, darunter mehrere Vollblutstuten, aufweisen. Es wurden Hengste und Remontepferde verkauft. Der Rindviehbestand wurde durch die Einführung des englischen Shorthorns aufgefrischt und ein gutgehender Bullenhandel betrieben, die Schafzucht durch Zuführung der Negrettis verbessert.

Die Melioration wurde vorangetrieben, 1200 Morgen der „Großen Heide" wurden urbar gemacht und unter den Pflug genommen.

Die Brennerei mit einem Brennrecht von 61 000 Litern stieß 38 000 Liter aus. Nach neuestem System war sie 1883 als Dampfbrennerei gebaut, erhielt 1906 einen neuen großen Dampfkessel mit einer 25-PS-Maschine, die nebenbei auf dem Speicher eine Schrotmühle, Ölkuchenbrecher und Ölkuchenmühle, ferner einen Schleifstein, die Pumpe zur Versorgung der beiden großen Viehställe mit Wasser und zur Lichtversorgung einen Dynamo antrieb.

1896 erhielt Kleinhof auf Betreiben des Ministers für Landwirtschaft eine elektrische Licht- und Kraftanlage, deren Strom die Brennerei und die Meierei mit je einem Dynamo von 14 PS lieferten.

Die Meierei, bis 1887 an einen Käser verpachtet, wurde danach auf eigene Rechnung übernommen. In ihr wurde eine milchwirtschaftliche Versuchsstation mit drei Chemikern eingerichtet, die bis 1910 bestand. Auch eine Molkereifachschule war angeschlossen.

Ein großer Mastschweinestall wird 1894 für rund 300 Mastschweine gebaut. Der Umsatz an Mastschweinen stieg auf 1500 bis 1700 Stück. 1885 wird der veraltete Viehstall durch einen neuen für 210 Stück Vieh ersetzt. 1886 folgt ein neuer Pferdestall für Arbeits-, Kutsch- und junge Pferde. 1897 wird ein Jungviehstall für 100 Stück Jungvieh und 40 junge Pferde gebaut, und als das Schäfereigehöft innerhalb drei Stunden restlos abbrennt, 1901 ein Stall für 400 Schafe, 30 junge Pferde und 24 Leutekühe gebaut.

Von der „Hohen Heide" blieben rd. 400 Morgen Waldbestand, der z. T. überaltert, neu mit Kiefern aufgeschont wurde. Jährlich wurden 4 bis 6 Morgen neu angepflanzt.

Die Amtmänner und Pächter der Domäne Kleinhof waren:

1747 bis 1757 Neumann, 1757 bis 1780 Johann Peterson, danach bis 1825 Johann Friedrich Peterson, es folgte von Schön bis etwa 1869, ihm folgte Moß bis 1973. Seit 1874 wurde Kleinhof von Hugo Schrewe, der gleichzeitig Amtsrat war, bis zu seinem Tode bewirtschaftet. Bis 1929

war sein Sohn Erich Pächter, dem Kleine folgte. Als Tapiau geräumt werden mußte, hieß der Pächter Hogrefe.

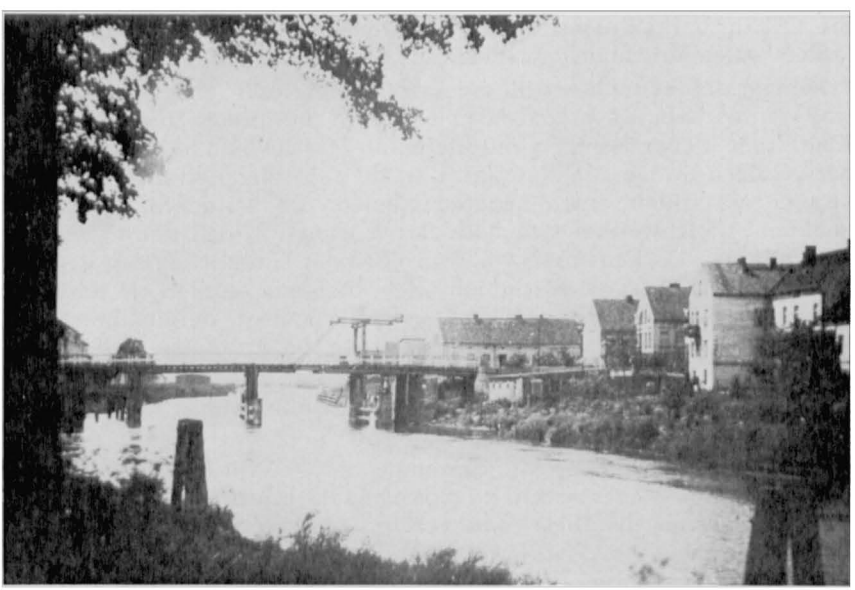
Die Meierei wurde modernisiert und in eine Genossenschafts-Molkerei umgewandelt. Sie verarbeitete die Milch zu Butter und Käse in fette und halbfette Ware, die, wie auch die Butter, bis zum Rhein vertrieben wurde.

Zur Zeit des Großen Kurfürsten

Tapiau war, als der Große Kurfürst die Regentschaft übernahm, bereits eine Lischke. Das Wort Lischke ist dem Litauischen entnommen: liskis bedeutet Hakelwerk.

Obrigkeitlich unterstand sie dem Schulzen. Mußten bisher die Einwohner zum Gottesdienst nach Pregelswalde, das damals eine Kirche hatte, gehen, wurde 1502 in Tapiau die erste Kirche erbaut. Erstmals wird in den alten Urkunden ein Pfarrer erwähnt. Es ist dies Johann Forsterus, der vierzig Jahre amtierte.

Der Kirchhof an der Ecke Königsberger, Labiauer Straße war zu klein geworden. Ein neuer Friedhof wurde 1595 angelegt, der sich bis in unsere Zeit erhalten hat, und den wir den „Alten Kirchhof" nannten. Ebenso



Die wiederhergestellte Klappbrücke über die Deime. Hier verlief der Verkehr vom Bahnhof zur Stadt

wurde ein Hospital gegründet, dessen Gründungsjahr 1619 ist. Neben dem ersten Kirchhof befand sich noch in unserer Zeit ein kleines bescheidenes Häuschen, an dessen Giebel eine gemalte Holztafel hing, die die Geschichte des armen Lazarus darstellte. Dieses Haus wurde Hospital zum armen Lazaraus genannt; ob es mit dem damals gegründeten Hospital identisch ist, kann mit Sicherheit nicht angenommen werden. Zwar ist in der Gründungsurkunde vom 26. November 1619 gesagt: „Nachdem der Litthauische Kirchhof am gelegenen Ort an der gaßen, und zwahr zwischen beyden Straßen, da alle Leute vorbey reisen, lieget, alß soll daselbst ein Spittal oder Siechenhauß mit Drey oder mehr stuben nach Gelegenheit auffgerichtet und aufgebaut werden."

Der 1618 ausgebrochene Dreißigjährige Krieg verschonte zwar das Herzogtum, doch in den übrigen Gebieten des deutschen Landes wurde die Not groß. Der schwedisch-polnische Krieg 1621/29 brachte für Tapiau viele Truppendurchzüge und in ihrem Gefolge Willkür und Requirierungen. Um die Not in den westlichen Landen zu lindern, rief der Große Kurfürst zu Spenden auf. Die Gebiete um Tapiau beteiligten sich an diesem „Lastenausgleich" um das Jahr 1643 mit 120 Stück Vieh und sagten eine weitere Lieferung von 60 Stück zu. Auch Geldspenden brachten die Tapiauer in den Jahren 1641 bis 1646 mit der beachtlichen Summe von 587 182 Talern auf, die zur Verteilung nach Berlin gingen.

Die Machtbefugnisse des Amtmanns schränkte der Große Kurfürst wesentlich ein. Die Verwaltung, die Polizeigewalt der Amtsdörfer und die Gerichtsbarkeit übertrug er den Domänenämtern Kremitten, Taplacken, Allenburg und Petersdorf.

Fünfzig Jahre konnte sich die Lischke der Ruhe erfreuen und sich weiterentwickeln. Da brach am 28. Mai 1661 ein großes Unglück herein. Eine troße Feuersbrunst vernichtete alle Gebäude auf beiden Seiten der „Großen Straße". (Vermutlich die Altstraße, denn auch die Kirchenstraße trug früher einen anderen Namen. Sie wurde Magazinstraße genannt. Viele werden sich noch daran erinnern, daß der freie Platz am Ende der Kirchenstraße vor dem Forstamt Hinteremagazin genannt wurde.) Die Schule, die Kirche mit allen Registern wurden ein Raub der Flammen. Die Kirchenbücher mußten neu angelegt werden, was noch im gleichen Jahre geschah. Eine Festsetzung der Frühlings- und Herbstmärkte erfolgte 1666.

1674 vernichtete wieder ein großes Feuer alle Häuser der Altstraße auf der Westseite.

Durch den Erlaß einer Marktordnung am 30. April 1689 wurde aus der Lischke ein Marktflecken. Im gleichen Jahr bricht am 13. Juli wieder ein großes Feuer aus. Dieses Mal vernichtet es die Schule, das Pfarrhaus und die Gebäude am Markt.

Die Pest im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges ist noch nicht erloschen, sie bricht 1709 in Tapiau aus, wütet zwei Jahre, und läßt das Kirchspiel 451 Tote beklagen.



Kirche am Marktplatz, Ecke Altstraße, vor 1914

Durch Kriege und Seuchen waren viele Dörfer und Bauernstellen leer geworden. Durch die Aufnahme von geflüchteten Protestanten versuchte Friedrich Wilhelm sie wieder zu füllen.

Der Marktflecken erhielt 1699 ein Postamt.

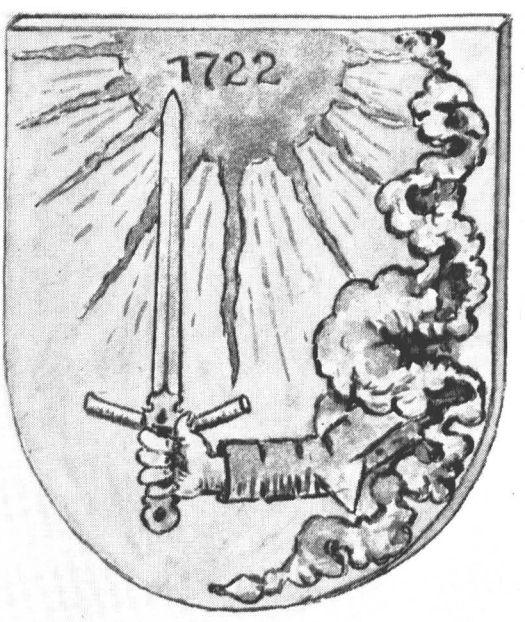
Marktfleckenordnung von 1684

1 Ermahnung zum Kirchgehen und Teilnahme am Abendmahl.
2 Gegen Mißbrauch des göttl. Namens durch Fluchen und Zaubern.
3 Alldieweilen das Feuer bei diesem Markt-Flecken zum öfteren, wie leider bekannt, großen Schaden getan, welchen wir bis dato noch nicht verwinden können, sollen alle 1/4 Jahr Oefen und Schornsteine von einer Deputation revidiert werden.
4 Bei Festtagen und Jahrmärkten soll jeder schon 3 Tage zuvor eine Tonne voll Wasser in oder vor dem Hause stehen haben.
5 Jeder Hauswirt muß haben: eine große Leiter, Feuerhaken und einen ledernen Wassereimer, die Krüger aber zwei.
6 Bei 6 Taler Strafe darf nach Bränden kein fremder Eimer behalten werden.
7 Gegen Diebereien bei Feuersbrünsten.
8 6 Taler Strafe dem, dessen Schornstein brennt.
9 6 Groschen Strafe dem, der Holz auf oder hinterm Ofen zum Trocknen verwahrt.
10 Wenn Holz hinterm Ofen brennt, 4 Taler Strafe.

11 Wer Pferde hat, muß bei Feuer eine „Theunwanne" Wasser herbeifahren bei 1 Taler 10 Groschen Strafe.
12 Wer zuerst mit Wasser am Feuer ist, erhält 2 Floren (Flore = etwa 1 Mark).
13 Scheunen sollen von Wohnhäusern möglichst weitab gebaut werden.
14 Schmiede sollen ihr Feuer nicht im Hause, sondern an apartem Ort haben.
15 Wer nicht, vorgeladen, vor Gericht erscheint, zahlt 10 Groschen Strafe.
16 Für eine Kuh auf öffentl. Weide 18 Groschen Weidegeld, Ochsen oder Giestvieh 20 Groschen Weidegeld, Schafe oder Schweine 5 Groschen Weidegeld.
17 Der Vor-Nachweide geht verlustig, wer sein Vieh anders wohin bringt.
18 Bei 12 Talern Strafe darf Tagelöhnern in Erntezeit nicht höherer, als ortsüblicher Lohn gezahlt werden.
19 Zum Aehrenlesen ein Konsens notwendig.
20 Die Cöllm. Krüger halten separiert Felder und hüten mit ihren Leuten. Die übrigen Einwohner des Fleckens dürfen bei Strafe nicht durch Gesinde oder Kinder apart hüten lassen.
21 Hirten werden nur mit Flecken-Gerichts-Konsens angenommen.
22 Besondere Pfandmeister sollen Aufsicht über Hirten führen, daß kein Schaden an anderen Aeckern und Vieh entsteht.
23 Die Feldzäune müssen bis 8 Tage nach Urbani in Ordnung sein.
24 Zum Herbst sollen Zäune nicht abgebrochen werden.
25 Wer seines Nachbarn Zaun abbricht, zahlt 10 Taler Strafe.
26 Durch wessen Zaun Schaden geschieht, soll der Zauneigentümer und Vieheigentümer jeder die Hälfte Schaden tragen.
27 12 Taler Strafe für Zaunaufbrechen.
28 Wer am Ausgang der Stadt sein Teil am Kirchhof nicht zäunet, zahlt 15 Groschen Strafe.
19 Die Pfandmeister ziehen von jedem Pferd oder Vieh 3 Groschen Pfand, Schwein 1 Groschen, wenn sie an verbotener Stelle weiden.
30 6 Taler Strafe bei Grenzabpflügen.
31 Bei höchster Strafe Grenzsteinverrücken verboten.
32 2 Taler Strafe für Vieh und Pferde auf verbotenen Stellen treiben.
33 Vieh soll zu rechter Zeit ein und ausgetrieben werden.
34 Gepfändetes Vieh mit Gewalt holen kostet 6 Taler Strafe.
35 Bei 10 Taler Vorflut dem Nachbarn schaffen.
36 Wer Vieh auf den Kirchhof treibt und weidet, zahlt für jedes große Vieh 1 Taler, für ein Schwein 5 Groschen an die Kirche.
37 Mist und Mott soll jeder Wirt, soweit seine Grenze geht, alle 8 Tage, und sooft Leichen getragen werden, von der Gasse auf einen Haufen bringen lassen. Auch sollen die an der Kirchenmauer wohnenden nicht unterstehen, Unflat oder Mist von den Gassen an die Kirchhofsmauer zu legen

38 Keiner soll bei 15 Groschen Strafe beim Mitfahren und Ernte oder sonst große Pferde außer Saugfohlen nachlaufen lassen.
39 Bäcker sollen Backordnung in acht nehmen.
40 Das Fleisch soll allemahl taxieret, auch die Höckerwaren, sooft als nötig untersucht und der Profit nicht höher als nach der Landesordnung sein.
41 Wer über beackerte Felder Fremder geht, zahlt 6 Taler.
42 Bei 20 Taler wird verboten, Palwen umzupflügen und neue Aecker zu machen.
43 Bei Trunkenheit hat das Schießen und Platzen zugenommen. Ein groß Unglück kann dadurch geschehen. Hochzeiten dürfen es auch nicht tun. Uebertreter sollen sofort ins Gefängnis gebracht werden.
44 Die Strafgelder (von denen 1/3 dem Gericht zugehört), sollen in eine verschlossene Büchse gelegt und nachher Feuer-Sprützen angeschafft werden.
45 Diese Willkühr muß jedes Jahr einmal öffentlich vorgelesen werden.

Unterschrieben ist die Marktfleckenordnung vom Stadtrichter Johann Gottlieb Pleeb und dem Amtshauptmann Freiherr von Schlieben. Sie wurde erstmalig am 30. April 1684 bekanntgemacht.



Stadtwappen: Ein aus Wolken sich hervorreckender Schwertarm mit Richtschwert, das in die Sonne weist

Durch das Patent vom 6. April 1722 des Königs Friedrich Wilhelm I. wird der Marktflecken zur Stadt erhoben. Es hat folgenden Wortlaut:

„Demnach Sr. Königliche Majestät in Preußen Friedrich Wilhelm I, unser allergnädigster Herr, in Gnaden resolieret, denen Marktflecken Stallupoehnen, Ragnit, Tapiau, Bialla und Nikolaiken, die Stadtgerechtigkeit, mithin die Freiheit, Handel und Wandel, auch allerhand bürgerliche Nahrung, Handwerk und Profession darin zu treiben, beizulegen und solche wegen der Jurisdiktion und Polizei auf gleichen Fuß den übrigen Städten des platten Landes in dero Königreich Preußen traktieren zu lassen; Sodann haben dieselbe durch dieses offene Patent dermännlich zu wissen fügen wollen, wie alle diejenigen Einheimischen oder Fremden, welche in besagten neuen Städten sich anbauen wollen, nebst dem freien Bürger- und Meister-Recht, ein Platz zum Hause nebst einem Stück Acker zum Garten nach Gelegenheit jeden Orts und eines jeden Nahrung, unentgeldlich angewiesen, auch demselben zum neuen Anbau gewisse Bau-Freiheits-Gelder, und zwar bis 30 Prozent, wenn sie des Anbaues halber nötige Sicherheit gestellet, baar bezahlet, auch noch überdem drei Freijahre von Akzise, und sechs Freijahre von Einquartierung und Servis, auch allen übrigen bürgerlichen Lasten akkordieret werden sollen. — Diejenigen nun, so in mehrgedachten neuen Städten sich anzubauen und anzusetzen Belieben tragen, haben sich unserm Preußischen Kommissariat in Königsberg, oder bei dem Steuer-Rat, oder auch bei dem neu zu bestellenden Bürgermeister des Orts zu melden, da ihnen dann sofort nach befundenen Umständen die Baustelle und der Platz zum Garten durch den Steuerrat und Kommissarium Loci angewiesen, auch durch denselben die obversprochenen Baufreiheitsgelder, wenn die erforderte Sicherheit wegen Anbaues gestellt, ausgezahlt werden sollen. Aber wird denen auf plattem Lande in anderen Dörfern befindlichen und daselbst nicht zu duldenden Handwerkern erlaubet, in diese neue Städte sich zu begeben, woselbst ihnen freies Bürgerrecht und Meisterrecht, auch wenn sie nur bei andern Einwohnern daselbst sich einmieten, demnach drei Freijahre von Akkzise, und allen übrigen bürgerlichen Lasten gegeben, denen Woll-Arbeiten auch überdem nötigen Verlag und Arbeit, durch besondere, desfalls aufzusuchende Kaufleute verschafft werden wird.

Und zwar die Brau-Nahrung darinnen zu treiben, noch zur Zeit keinen als den darin bereits befindlichen Brau Krügern gestattet werden kann. So soll denn künftig, wenn die neuen Städte mit Einwohnern mehr besetzet und angebauet werden, nach Proportion den neu angekommenen Bürgern, auch denen, welche dazu die bequemsten und vor Feuersgefahr sichersten Häuser erbaut haben werden, nach und nach eine Braugerechtigkeit konzedieret und beigelegt werden. Indessen bleibt demnach den neu bauenden Bürgern, welche das Branntwein-Brennen in ihren

neuen Häusern vor Feuersgefahr sicher betreiben können, solches gegen Erlegung der Akkzise zu tun frei und unverboten, ihren Branntwein in und außer den neuen Städten Tonnen- und Quart-Weise zu verzapfen oder zu verstellen.

Gegeben Berlin den 6ten April 1722 Friedrich Wilhelm."

Gleichzeitig wird der Stadt ein neues Wappen verliehen, das in Anlehnung an das alte Gerichtssiegel so beschrieben wird:

Ein aus Wolken am linken Schildrand hervorlangender geharnischter Arm hält ein Schwert senkrecht der strahlenden Sonne entgegen.

(Anmerkung des Verfassers: In der Heraldik werden die Seiten aus dem Wappen heraus gesehen bezeichnet, hier also rechtsseitig für den Beschauer.)

Erst nach Jahrhunderten besann sich die Stadtverwaltung auf dieses Wappen und ersetzte die hebräischen Schriftzeichen des Gerichtssiegels durch die Jahreszahl 1722.

Das bisherige Schöppengericht des Marktfleckens wird durch ein Magistrats-Kollegium abgelöst. An die Stelle des Schulzen tritt der Bürgermeister, der gleichzeitig Kirchenvorsteher ist. Er hieß Johann Christoph Schulz, Erster Stadtschreiber war Johann Gottfried Kalau.

Im Stadtgründungsjahr hatte Tapiau nur 64 Bürger. Da 1914 die gesamten Akten der Stadt verbrannten, können hier nur die Namen der ersten Bürger aufgezeichnet werden, wie sie den Kirchenbüchern entnommen werden konnten.

Außer den beiden oben Genannten sind es: Christian Becker, Amtskämmerer; Christian Wiedemann, Kgl. Kreiskalkulator; Heinrich Bamberg; Gottfried Buchau; Christian Lakeit. Die Grobschmiede: Johann Breuer, Georg Dreher; Nagelschmied: Andreas Schönrock; Böttcher: Michael Christian Lettau; Bäcker: Christoph Donat, Johann Jakob Wagner, Christoph Schargotatis; Schneider: Michael Bartke, Michael Surkau, Tobias Schulz, Gottfried Schiller, Johann Braun, Michael Rübland; Brettschneider: Johann Kliesch; Töpfer: Jakob und Gottfried Klein, George Endon, Abraham Heilsdorf, Michael Platenscheid, Friedrich Fröhlich, Gottfried Hoffleit, Michael Liedtke; Rademacher: Mathes Follmann, Gotfried Bludau, Johann Schlauch; Schuster: Christoph Waldau, Nikolaus Gran, Johann Ferber, Anton Kähler, Salomon Glaubitz; Maurer: Wilhelm Jakob; Tischler: Jakob Labeß, Jakob Neuland, Michael Tietz; Stadtmelzer: Martin Breuer; Fleischhauer: Jakob Meyert; Sattler: Friedrich Heinert; Leinenweber: Andreas Strobach, Andreas Haas; Rotgerber: Gottfried Rogewski; Buchbinder: Friedrich Roßfredt; Zimmermann: Gottfried Auerbach; Dreher (Drechsler): Friedrich Gutzeit; Müller: Johann Altrock.

Ein Jahr nach der Stadterhebung läßt der König auf seine Kosten beiderseits der breit angelegten Neuen Straße, sie hieß um 1723 Neue Labiausche Straße, gleichartige kleine Häuser bauen. Ursprünglich waren

sie für verdienstvolle Veteranen gedacht. Zur Wasserversorgung werden drei Brunnen gegraben, davon zwei in der Neustraße, einer in der damaligen Königsbergsche Straße, die Gartenstraße, vor dem Grundstück Bendrich (Meluhn). Sie wurden mit hölzernen Pumpen ausgerüstet und mit kleinen viereckigen Häuschen verkleidet, die auf ihren Dächern einen schmiedeeisernen preußischen Adler trugen. Bis zum Bau der städtischen Wasserleitung versahen sie ihren Dienst.

Friedrich der Große hob das Amt Tapiau auf, an seine Stelle trat der Kreis Tapiau. An die Spitze des Kreises kam ein Landrat. Meistens war es ein adliger Großgrundbesitzer, er war nicht Beamter und hatte die Interessen des Staates und seiner Standesgenossen zu vertreten.

Kriege und Pest hatten weite Gebiete menschenleer gemacht. Tausende Bauernstellen waren verwaist. Einwanderer wurden geworben. Hugenotten aus Frankreich, Niederländer, Hessen und Niedersachsen wanderten zu. Aber sie konnten das große Loch in der Bevölkerung nicht füllen. Erst als der Erzbischof Firmian bei Leibesstrafe den Protestanten im Salzburger Land das Verlassen des Landes aufzwang und 1730 im nordbayrischen Streifen zwischen den alten Städtchen Nördlingen und Donauwörth 30 000 der Exulanten Aufnahme gefunden hatten, und Anwerber dorthin geschickt wurden, konnten die Lücken geschlossen werden. 1732 zogen am 24. August die ersten Scharen der Salzburger durch Tapiau. Einige ließen sich hier nieder, gründeten Handwerksbetriebe und schlossen mit den Eingesessenen Ehen. Neue Handwerke wie: Handschuhmacher, Kammacher, Gürtler, Horn- und Holzdrechsler bürgerten sich ein.

Nach einem „Rathäuslichen Inventarium des Jahres 1731" hatte die Stadt nur 28 Hufen $7^{1/2}$ Morgen Grundeigentum, von welchen zu den, unter Herzog Albrechts Zeit, 6 privilegierten Krügen je 3, also 18 Hufen gehörten. Die anderen Bewohner wurden als Sechzehner und Neunzehner unterschieden, die nur kleine Ackerflächen, oft nur 15 oder 150 Quadratruten, die meisten zwischen 4 und 9 Morgen, einer 13, ein anderer 18 Morgen, zusammen 8 Hufen 27 Morgen besaßen. Außerdem gab es noch die sogenannte Hufe und Fischerwiese.

Die Acker der Krüge lag in zwei Feldern, an der Mühle und an dem Moterauschen Wege, auch „Deumeäcker" genannt. Die Äcker der Sechzehner und Neunzehner lagen zwischen dem Moterauschen und Pomaudischen Wege, nach der Mühle hin, wie auch etwas am Kleinschleusischen Wege.

Die sechs Krüge waren nach ihren Besitzern genannt, so der Rückerische, der Drostische, der Panzerische, der Steinhöfelische, der Schultzische und der Münchenbergische. Da die Verschreibungen während des Krieges in der Zeit von 1454 bis 1466 verloren gegangen waren, wurden sie, wahrscheinlich mit kleinen Änderungen, erneuert. Die im Jahre 1469 von dem Ordensstatthalter Heinrich Reuß von Plauen ausgestellte Hand-

feste über den Rückerschen Krug verleiht diesen dem „Einwohner der Lischke zu Tapiau" Mattes Scholze, dazu den Garten mit Wiese, die zum Kruge gehöret zu Büschen, Brüchen, Sträuchern in den angewiesenen Grenzen frei erblich und ewiglich zu kölmischem Rechte. Desgleichen erhält er freie Viehweide auf der Freiheit des Ordens in Tapiau gelegen. Scholze und seine Nachkommen soll jährlich zu Martini 6 Mark und 12 Scheffel Hafer, dazu 14 Hühner zinsen und verpflichtet sein, dem Orden zu „dienen mit Wagen und Pferden gleich anderen Krügern zu allen Reisen, wann und wie oft ihm das von des Ordens Brüdern wird geheißen."

Die Handfeste über den Drostischen Krug besagt, daß Herzog Albrecht 1525 dem Martin Andruntz, Einwohner der Lischke Tapiau, „den Krug in der Lischke, welchen man den Kylenkrug nennt, nächst der Schule gelegen, mit 16 Morgen Acker und Wiesen im Felde nach der Mühle wärts und Mühlenwiese gelegen, desgleichen etliche Wiesen, Büschen, Brüchern und Sträuchern, in den alten Grenzen, frei erblich und ewiglich zu kölmischem Rechte verschreibt. Außerdem sollte er Bau- und Brennholz zu seiner Notdurft aus dem Frischingwalde unter gewissen forstwirtschaftlichen Einschränkungen erhalten. Andruntz und seine Erben sollten dafür jährlich zu Martini für den Krug und die dazugehörigen Acker 8 Mark und 14 Hühner zinsen und auf Lichtmeß für den Acker nach „Motterau gelegen 45 Schillinge und für die Holzung im Frisching 14 Scheffel Waldhafer zinsen und mit Wagen und Pferden gleich anderen Krügern dienen."

Der Schultzische Krug ist ebenfalls von Herzog Albrecht 1533 verschrieben. Der Herzog verschreibt seinem Getreuen Georg Lehwald, Krüger zu Tapiau in der Lischke, den Krug, Perschenkrug genannt, in Tapiau in der Lischke gelegen, samt allen seinen Zubehörungen an Acker, Wiesen und Gärten in den alten Rainen und Grenzen zu kölmischen Rechten erblich und ewiglich zu besitzen. Davon sollen sie jährlich zu Martini 8 Mark und zu Lichtmeß drei Vierdung vom Acker und 1/2 Schock Hühner zinsen, von der Wiese, desgleichen 14 Scheffel Hafer Waldzins und 14 Hühner, nicht weniger das Scharwerk nach altem gewöhnlichen Gebrauch von dem Kruge neben anderen seinen Nachbarn zu leisten schuldig sein."

Die Verschreibungen für den Steinhöfelschen und Münchenbergschen Krug wurden vom Herzog gleichzeitig am 17. Mai 1542 ausgestellt. Sie stimmen mit den ersten Verschreibungen des Herzogs wörtlich überein.

Der Steinhöfelsche Krug, früher Jachßen Krug genannt, wurde dem Tewes Kledtke, der Münchenbergsche, früher Klingenbergische Krug genannt, dem Lange George verliehen. Auch der Panzerische Krug wurde von Herzog Albrecht 1561 verliehen.

In der Verschreibung verleiht er darin „dem Schulzen in der Lischke Tapiau und lieben Getreuen Gregor Kaddig" von ihm verkauften Krug

zu Tapiau samt zugehörigen Acker, Wiesen, Roß- und Hopfengarten. Der Zins betrug vom Kruge 8 Mark, vom Acker 45 Schilling, vom Hopfengarten 1 Mark, vom Roßgarten 4 Groschen, und 14 Scheffel Waldhafer nebst 14 Hühner. Scharwerk sollte nach altem Gebrauch geleistet werden.

Die ältesten von allen Verschreibungen und Verleihungen, die auf die Lischke Tapiau Bezug haben, besagt: der oberste Marschall verleiht zu Tapiau 1416 dem Getreuen Paul Richau 10 Morgen Wieswachs, gelegen zwischen der alten Deime und dem „Deimischen Graben" und zwischen Erdmanns und Brechers Wiesen, zu kölmischem Rechte, dazu das alte bei der Tapiauer Mühle gelegene Burgwall und die „Grube zwischen Herrschaft und der Kretschmer Grenze und die See gelegen" gegen 1 Mark jährlichen Zins.

Sicher haben Krüge schon vor 1416 bestanden. Der Bebauungsplan von 1723, zur Erweiterung der Stadt aufgestellt, vermerkt auf dem Schloßplatz, dem späteren Lovis-Corinth-Platz, den „Ambtskrug", der wohl einer der ersten gewesen sein dürfte. Der Umfang der Grundstücke läßt sich nicht genau ersehen, da in den Handfesten von den schon vorhandenen Grenzen die Rede ist, und in ihnen namentlich die Morgenzahl an einer bestimmten Stelle genau angegeben wird.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, welche Bedeutung die sechs Krüge für die Lischke Tapiau hatten.

Die Krüger zahlten um 1437 4 Mark Krugzins und 6 Schilling Roßgartengeld. Später ist der Zins gestiegen, ein Krüger zahlte nach der Handfeste von 1468 6 Mark und 14 Hühner. Die fünf übrigen Krüger, deren Handfesten von Herzog Albrecht in den Jahren 1525 bis 1561 erneuert wurden, zahlten schon 8 Mark und 14 Hühner, dazu für den nach Moterau zu gelegenen Acker noch 45 Schilling. Das Vorrecht, aus dem Frischingforst Brenn- und Bauholz zu entnehmen, bezog sich nur auf den Eigenbedarf.

Das Zinsregister von 1437 verzeichnet die Gärtner vor dem Hause Tapiau mit einem Gesamtbetrag an Zins von 19 Mark und 10 Skot. Mehrere Handfesten wurden ihnen gemeinschaftlich erteilt. Der oberste Marschall Heinrich von Rabenstein verschrieb zu Tapiau am 14. Oktober 1438 „den Gärtnern in der Lischke Tapiau" zu deren gemeinen Nutzen eine Hufe zwischen der alten Deime und dem Damme, und zu Wiesen und Weiden ewiglich zu kölmischen Rechten zu besitzen". Ferner war ihnen freie Holzung zu ihrer Notdurft im Walde Frisching und auf den Feldern des Ordens zu Tapiau freie Viehweide, gemeinschaftlich mit dem Pfleger zu benutzen zugesagt. Hierfür sollten sie jährlich zu Lichtmeß 1 Mark zinsen, und für die freie Holzung vom Rauch 3 Scheffel Hafer liefern. Außerdem mußten sie für den Pfleger jährlich an fünf Tagen im ‚Auguste' scharwerken, während sie von dem üblichen Scharwerk befreit waren, „das sie vormals nicht getan haben".



Neustraße 1920

1443 verlieh ihnen Kilian von Exdorf, oberster Marschall, „da sie der Viehweide halben großen Gebroch hatten" weitere 15 Morgen Strauch und Wieswachs zwischen dem Mühlenfließe an der Kehr an einem und dem Damme am anderen Teile viereckigt und im Gebiete Tapiau gelegen" gegen 1 Mark jährlich zu zahlenden Zinses zur Viehweide. Auch das Ackerland wurde in der Zeit des Markgrafen Georg Friedrich vermehrt. Mit dem Hauptmann von Tapiau einigten sie sich auf den Satz von 12 Groschen je überlassenen Morgen. Obgleich der Markgraf einen höheren Satz erwartet hatte, bestätigte er 1583 diese Abmachung. Demnach erhielten 20 kölmische Gärtner je 2 bis 5 Morgen zu 12 Groschen, der Pfarrer $7^{1}/^{2}$ Morgen zum gleichen Zinssatz. Zusammen waren 2 Hufen $23^{1}/^{2}$ Morgen für 50 Mark 6 Schilling bei Großhof angewiesen.

Die Handfeste der Gärtner von 1438 und die der Krüger von 1469 erfuhr durch eine Haushaltungsvisitation 1585 eine Änderung betreffs der Viehweide, die ihnen auf der Schloßfreiheit angewiesen war. Diese Änderung bestand darin, daß es jetzt „nach Veränderung der Zeit und des Ortes" ihnen nicht gestattet werden könne, ihr Vieh neben der Herrschaft Vieh zu treiben, und wiesen zur Vergütung über der Pregelbrücke längs des Pregel nach der Wiese zu den Gärtner zwei Hufen, dem entsprechend priviligierten Krüger 7 Morgen, auf welchen die Herrschaft sich den Grasschnitt zu Johannes vorbehielt, für ihr Vieh zur Vor- und Nachweide an.

Sechzehner waren die Gärtner, wie sich dies aus einer Notiz vom Jahre 1731 ergibt.

Über die Stellung der Neunzehner ist leider nichts Näheres bekannt, nur daß sie früherhin mit den Sechzehnern gegen Erlegung desselben Waldhafers geholzt haben. Mehrfach ließ die Forstverwaltung sie nicht dieses Privileg genießen. Bei Wiederzulassung wurde ihnen ein kleines Stammgeld von 6 Groschen auferlegt.

Krüger und Gärtner mußten 1692 die Wasserschälung bei der Tapiauschen Mühle im Handscharwerk verrichten und wenn die Herrschaft nach Tapiau kam, auf der Brücke mit Ober- und Untergewehr zu Stelle sein.

Die Einfügung des Inventariums von 1731 soll dem Leser ein Bild der damaligen Besitzverhältnisse vermitteln.

Im Folgenden wird der geschichtliche Ablauf fortgesetzt.

Die Not im Siebenjährigen Kriege

Erneute Not brachte der Siebenjährige Krieg (1756—1763). Eine Verteidigung Ostpreußens unter Lehwald erwies sich als unmöglich. Das preußische Heer mußte sich bis Pommern zurückziehen. Der russische Heerführer Fermor rückte zu Beginn des Jahres 1758 in Ostpreußen ein, Rußland war damals mit Österreich verbündet. Am 17. Januar zog er in Tapiau ein. Der Bürgermeister, die beiden Pfarrer und Vertreter der Bürgerschaft mußten im russischen Feldlager den Huldigungseid leisten. Vom 23. Juni ab mußten in allen Kirchen des Kreises Tapiau Gebete für die Kaiserin Elisabeth, den Großfürsten Peter und seine Gemahlin gesprochen werden. Aus den Siegeln und Schildern wurden der preußische Adler entfernt und durch den russischen Doppeladler ersetzt.

Als Elisabeth 1762 starb, schloß Rußland Frieden und am 15. Februar 1763 wurde zu Hubertusburg auch mit Österreich Friede geschlossen. Die Provinz fiel an Friedrich den Großen zurück.

Durch Einquartierungen waren große Lasten entstanden, im Schloß war ein Lazarett für gefangene deutsche Soldaten eingerichtet worden.

Seuchen waren eingeschleppt, alleine durch Typhus wurden 1762 nach den Kirchenbüchern 192 Tote beklagt. Der erstmalig 1760 erwähnte Stadtchirurgus Hohenstädt hatte überreichlich zu tun.

Aus heute nicht erkennbaren Gründen wurde 1769 der Pregel mit der Deime durch einen Kanal verbunden. Nach seinen Resten zu urteilen scheint er nicht schiffbar gewesen zu sein. Wahrscheinlich sollte er das Überschwemmungswasser schneller ablaufen lassen, oder es wurde die Hebung des Wasserstandes der Deime erhofft. Reste des Kanals bestanden noch in unserer Zeit. Bei einem Spaziergang über die „Fohlenwiese" zum Sanditter Wald überschritten wir ihn in der Nähe des „Kumsthauses", wie im Volksmund das Häuschen am Pregel gegenüber der Domäne Kleinhof hieß, auf einer kleinen Steinbrücke.

In den Jahren 1769 bis 1800 war Tapiau eine Garnison. Die kleinen, ehemals für die Veteranen gedachten Häuser der Neustraße waren verkauft. Soldaten, die ihre Frauen mitgebracht hatten, wurden hier einquartiert. Das spätere Alumnat der Gärtnerlehranstalt, war vor dem Umbau Wache und Kaserne. Einige Namen der damaligen Obristen sind bekannt, wie: von Tettenborn, von Sydow, von Boetcher, von Posadowski, von Thiele und ein Graf von Schlieben.

Jetzt bekam Tapiau auch eine Apotheke, oder wie es hieß: „Es wird das Medezin-Apotheken-Privilegium erteilt." Der Namen des ersten Apothekers ist Wasserfuhr, die nächsten sind nicht mehr zu ermitteln, doch einige Namen sollen hier in Erinnerung gerufen werden. Um 1900 war im Besitz der „Privilegierten Apotheke" ein Herr Heubach, von dem am 1. Juli 1910 Dr. Gerhard Kunze die Apotheke käuflich übernahm und sie 1941 an Hans-Günther Wagner verkaufte. Ihm gehörte sie bis 1945. Er geriet in russische Gefangenschaft.

Durch umherziehende Vengtiner und Invaliden entstand eine große Unsicherheit. Friedrich Wilhelm II., ein Neffe Friedrich Wilhelm I. sah sich gezwungen, diesem Unwesen abzuhelfen und die Kranken und verstümmelten Soldaten der friderizianischen Armee vor weiterem Elend zu bewahren. Er ordnete den Bau eines „Landarmen- und Versorgungshauses" an. Zu diesem Zweck wurde das am Ufer der Deime stehende, oft als Schloß angesprochene Gebäude auf den Grundmauern der Vorburg des Ordensschlosses errichtet. Eine über den Haupteingang angebrachte Tafel nennt 1792 als Baujahr.

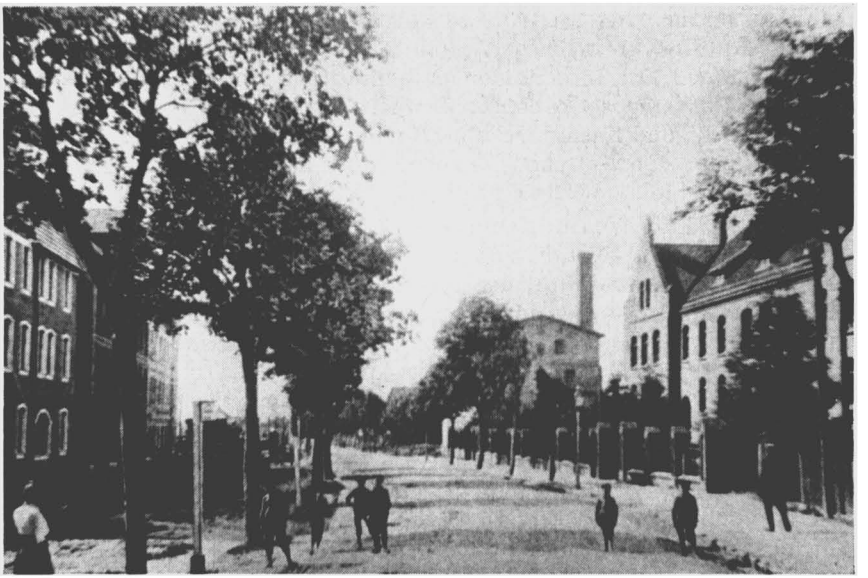
Königliches
Landarmen und Versorgungshaus
erbaut
Anno MDCCLXXXXII.

Dieses sozialen Zwecken dienende Haus wurde später in eine Besserungsanstalt und nach 1933 in eine Sicherungsverwahranstalt umgewandelt. In die Besserungsanstalt kamen arbeitsscheues Gesindel, Landstreicher und Dirnen. Mehr darüber in einem folgenden Bericht.

Der Napoleonische Krieg brachte 1807 für Tapiau schwere Zeiten. Für mehrere Wochen wurden französische Truppen einquartiert, die plünderten und alles Verwendbare raubten. Die eingetretene Lebensmittelknappheit hatte Ruhr und Typhus zur Folge. Im Kirchspiel erkrankten 270 Personen. An Kriegssteuer mußte die Stadt 3940 Taler aufbringen und die Verpflegungskosten der Soldaten, die weitere 1160 Taler Kosten verursachte, tragen.

In diesem Jahr wurde die Erbuntertänigkeit aufgehoben, wodurch die Bauern freie Männer wurden. Die Einwohnerzahl war 1800 auf 1652 gestiegen.

Im Feldzug gegen Rußland zog 1812 eine halbe Million französischer Soldaten durch Tapiau. Einquartierungen, Requirierungen bedrängten



Königsberger Straße mit Stadtschule

die Bewohner. Die Kriegslasten, die die Bevölkerung zu tragen hatte, waren groß. Als Quartierentschädigung wurde für 24 Mann je Tag ein Taler gezahlt. Doch schon um die Weihnachtszeit streiften Vorläufer der geschlagenen Armee wieder die Stadt. Trotz aller Not, die dieser Krieg mit sich brachte, bewiesen die Bürger in den Jahren 1812/13 wieder große Opferbereitschaft. Als Yorck am 5. Februar 1813 die preußischen Stände aufrief, stand Tapiau nicht abseits. Es wurden zur Landwehr 30 Mann zu Fuß, 2 zu Pferde gestellt und für die Aufrüstung 1040 Taler aufgebracht. Als dann Napoleon auch in Deutschland geschlagen war und 1814 abdanken mußte, kehrte in der Stadt ebenfalls Ruhe und Ordnung ein.

Für die schiffbar gemachte Deime und den Pregel wird ein Wasserbauamt geschaffen, auch der Wegebau kommt in Gang. 1832 wird der Wasserbaumeister als Vorsteher des Wasserbauamtes genannt. Er hieß von Baeckel, der königliche Wegebaumeister ist Hauptmann Quassowski. Landrat der damaligen Zeit war Freiherr von Buddenbrock.

Das unglückliche Jahr 1848 bringt für Tapiau die Cholera. Das Sterberegister verzeichnet 307 Tote. Auch sonst macht sich das Revolutionsjahr bemerkbar. Aber alle Widerwärtigkeiten im kirchlichen und bürgerlichen Leben können dank der festen Haltung der Bürger bald überwunden werden.

Ein Blick zurück auf die Gründungszeit der Stadt.

Ehemals standen an allen Stadteingängen Torschreiberhäuschen. Vier Torschreiber walteten hier ihres Amtes. Auch die Akziseeinnehmer hatten hier ihren Platz, um von allem eingeführten Schlachtvieh und sonstigen Waren die Akzise (Steuer) zu erheben. Das Landratsamt war in Tapiau, es wohnten dort der Kreisjustizrat, der Kreissteuereinnehmer und der Kreisbote.

Die Straßen hatten um 1723 andere Namen. Es gab weniger Straßen als zu unserer Zeit. Der Lovis-Corinth-Platz hieß Schloßplatz. Auf ihm, etwa dort wo der Baumkrug, das Grundstück Reinke, steht, stand der „Ambts-Krug". Vom Schloßplatz führte die Neue Labiauer Straße, einschließlich der heutigen Wagnerstraße, ab.

Der Teil, den wir heute Neustraße nennen, wurde von der Mittelstraße gekreuzt, die damals noch weiter über die Neustraße nach Osten geführt war. Der Markt wurde nach Abreißen von vier Häusern gegenüber der Kirche aufgeschlossen. Die Altstraße hieß „Krugstraße" bis zum alten Kirchhof. Von ihr ging etwa im Zuge des späteren Ludendorff-Dammes die „Neue Großhöfische Straße" ab. Die „Königsbergsche Straße" hatte den Verlauf wie wir sie kannten, ebenso die „Schleuse-Gasse". Die „Kirch-Gasse" deckt sich mit der Kirchenstraße, nur ging damals in Rich-



Markt — Nordseite und Kittlausstraße (1944)



Markt — Südwestecke (1944)

tung des Berges am Kewitzschen Grundstück von der Neuen Großhöfischen Straße eine Straße, die „Wasserstraße" hieß, bis zum Pregel ab. Die „Neue Gasse" war die Deimestraße. Die Wasserstraße unserer Zeit gab es noch nicht. Das Gelände an der Deime vor den Häusern ab Überlandwerk bis Erdtmann hieß „Die Lastadie".

Bis zum Jahre 1731 bestanden noch die vom Orden privilegierten sieben Krüge. Und bis 1818 war unser Städtchen noch Hauptstadt des Kreises Tapiau.

Das Wachsen der Stadt spiegelt sich in den Einwohnerzahlen. Es waren 1722 = 64 Bürger ungerechnet der Einwohner, 1782 = 1200; 1801 = 1652; 1816 = 1700; 1822 = 1922, davon 912 Bürger; 1843 = 3226; 1852 = 3474; 1867 = 3269 (viele durch Seuchen verstorben); 1890 = 3763; 1900 = 4320; 1910 = 5986 Einwohner, und bei der Räumung waren es fast 10 000.

Seit 1722 hatten die Schulzen ihre Ämter an die Bürgermeister abgetreten. Seit dieser Zeit gab es ein Stadtgericht, und 1792 vertraten zwei Älterleute die Kaufmannschaft, vier die Mälzenbräuer und 23 die Gewerke. Einige Namen dieser Vertreter seien genannt. So vertraten: die Kaufmannszunft: Gottfried Hintzmann und Franz Ludwig Schenikowski. Die Mälzbräuer: Daniel Schweichler, Christian Gehrke, Karl Ludwig Thiel, Karl Gottlieb Münchenberg. Das Schumacherhandwerk:

Aeltermann Glaubitz, Kompahn Salomon Schweichler, Schneidergewerk: Aeltermann Christoph Horn, Kompahn Christian Linser. Töpfergewerk: Johann Friedrich Falck. Schmiedegewerk: Aeltermann Skrebbe, Kompahn Wilhelm Schwaack. Schlossergewerk: Ludwig Heistreich, Heinrich Glaubitz. Bäckergewerk: Aeltermann Friedrich Wilhelm Kayser, Kompahn Johann Schwiedopp. Tischlergewerk: Aeltermann Karl Titz, Kompahn David Trampenau. Rademacher: Aeltermann Gottfried Riek, Kompahn Erdmann Haafke. Leinenwebergewerk: Aeltermann Heinrich Haase. Loh- und Weißgerbergewerk: Aeltermann Samuel Kattsteller. Fleischer: Berhard Herholz, Christian Wimmer. Zimmerer: Christoph Schoeneberg. Seiler: Gottlieb Rennert. Maurer: Johann Doerfling.

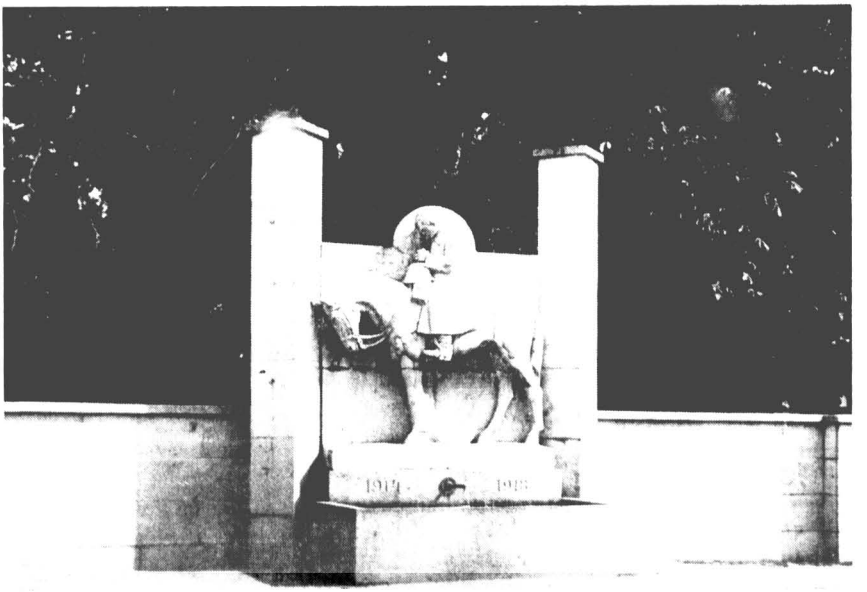
Die Post wurde 1699 gegründet. Weitere Angaben sind dem nachfolgenden Absatz Behörden vorbehalten.

Wie Tapiau um die Zeit seiner Erhebung zur Stadt ausgesehen hat, geht aus der vorstehenden Schilderung hervor. Ein Jahrhundert ist verflossen, das Jahr der hundertjährigen Wiederkehr der Stadterhebung ist da. Straßen sind hinzugekommen, ihre Namen haben Änderungen erfahren. Die Kirchenstraße, die in der Ordenszeit „Magazinstraße" hieß, führte über das spätere Gelände des Forstamtes bis zum Magazin, das letzte Ende wurde „Hinteremagazin" genannt. Noch um die Jahrhundertwende hieß der vor dem Forstamt gelegene Platz Hinteremagazin. In dieser Magazinstraße wohnten um 1822: Schuhmacher Klein, Witwe Beckmann, Nachtwächter Franz, Arbeiter Steffan, Schuhmacher Schulz, Invalide Dittmar, Arbeiter Bergau, Seilermeister Schroeder, Drechsler Bergau, Exekutor Reich, Riemer Schöntaub, Maurer Hannemann. In der Kirchenstraße selbst wohnte der Schuhmacher Funk; in der Schloßgasse Tischlermeister Faber, Schneider Riechert, Schuhmacher Voß, Schuhmacher Gottfried Zinth, Stadtkämmerer Ammon, Hutmacher Lott, Schuhmacher Kranz, Tischler Faber, Schuhmacher Diester, Invalide Pusch, Stellmacher Bergerow und Haas, Fleischer Herholz, Böttcher Danieleit. In der Institutsstraße (spätere Wagnerstraße) hatte der Schuhmacher Schützler seine Werkstätte, und am Labiauer Tor wohnten der Arbeiter Schikowski, Schuhmacher Reich, Invalide Kaehler. Am Schleusentor Invalidenunteroffizier Lindner, Tischler Gottfried Faber, Schuhmacher Martin Anton, die Gerber Kanzler und Minuth, die Arbeiter Lekiehn, Debbler, Reich, Poell und Mey.

Am Königsberger Tor wohnten Töpfermeister Klein, Schuhmacher Spolwig, Riemer Schweichler, Schuhmacher Reich, Bendrig, Schneider Kühn, Kaufmann Thiel, Stellmacher Korinth, Töpfer Kaiser.

In der Plantage Gärtner Albrecht. Auf dem Schloßberg Registrator Gottfried Fischer.

Am Markt Gastwirt Buchau, Schumacher Krause, die jüdischen Kaufleute Apolant und Krohn, Brauer König, Gendarm Barth, Bechlermeister Wohlgetan, Mehlhändler Schmelzer, Töpfer Bergau, Schuhmacher



Ehrenmal am Marktgarten
Denket daran 1914—1918

Wasserhausen, Tischler Seidenberg, Land- und Stadtgerichtsregistrator Herstopski, Schneider Bierwerth, Schuhmacher Schmelzer, Riemer Gruschki, Feldwebel Lerique, Registrator Rehländer, Schneider Schmelzer.

In der Wassergasse: Kreis-Justizaktuar Thefing, Nagelschmied Willmanski, Schneider Pommerenke, Institutsschreiber Jung, Arbeiter Mollenhauer.

Auf dem Goldberg (vermutlich das damals bergige Gelände vor dem südlichen Marktgarten) wohnte der Bürgermeister Eichmann.

Am Berge: Schuhmacher Krause, Unteroffizier Pahlau, Arbeiter Bolz.

Am Wasser: Lohgerber Thorun und Töpfer Bergau.

In der Alten Gasse: Hutmacher Lott, Weißgerber Stein, Meister Schlenkern, Bäcker Schödsack, Schneider Steffan, Gewürzkrämer Lettau, Fleischer Beeck, Töpfer Klein, Handschuhmacher Hill, Mälzenbräuer Krüger, Stellmacher Baegerau, Justizkommissar Hoffmann, Schreiber Lischewski, Schneider Elvenspoeck, Schuhmacher Schlenkert, Mälzenbräuer Gömbott, Töpfer Knoch, Böttcher Danieleit, Arbeiter Zint, Gewürzkrämer Wiedemann, Schuhmacher Meyer, Glaser Schödsack, Böttcher Dulz, Schneider Lettau, Brauer Behrendt, Kaufmann Liedtke.

In der Neustadt: Schuhmacher Möller, Witwe Roll, Schuhmacher Düster, Premierleutnant Gaul, Kaufmann Olck, Glaser Reuter, Riemer Beyer, Bäcker Paul, Nadkermeister Kotzer, Schuhmacher Salöwski, Exekutor Pust, Bürger Kaiser, Hutmacher Bäbbel, Schuhmacher Tiedtke, Steueraufseher Premierleutnant Rieber, Bäcker Ludisch und viele Invaliden. (Aus der letzten Nennung geht hervor, daß es sich bei Neustadt um die Neustraße handelt.)

In der Deimestraße wohnten: Uhrmacher Eggert, Kürschner Weißner, Färber Siegert, Mühlenmeister Schönrock, Kaufmann Heyn, Invaliden-Feuerwerker Brunnert, Tischler Marquardt.

Im Baumkrug: Baumkrüger Schimmelpfennig.

An der Institutsbrücke (Schloßbrücke) Lohgerber Wittig. Das Landarmen- und Versorgungshaus wurde damals Landarmeninstitut genannt und hieß 1822 schon Korrektionshaus. Schulen gab es ebenfalls, und zwar drei an der Zahl: Die Stadtschule mit 94 Knaben und 80 Mädchen, die Bürgerschule mit 83 Knaben und 43 Mädchen. In beiden Schulen unterrichteten der Rektor und Konrektor. Die dritte Schule war die Landarmenschule des Instituts mit 16 Knaben und 5 Mädchen.

Unter den vorgenannten Namen sind viele zu finden, die noch bis 1945 in der Stadt bekannt waren.



Altstraße mit Rathaus



Das 1922 eingeweihte Rathaus

Der 6. April 1822 war mit strahlendem Sonnenschein herangekommen. In der Kirche hatte sich eine große Zahl Einwohner eingefunden, die mit einem Festgottesdienst den Jubiläumstag feierten. Die Festpredigt hielt der Sohn des derzeitigen Superintendent Bruno, der Prediger im Institut war.

Obgleich die Stadt an der Hauptverkehrsstraße, der Chaussee Königsberg—Insterburg lag, war sie eine stille Kleinstadt. Die Straßen hatten kein Pflaster, eine Straßenbeleuchtung gab es nicht. Der Verkehr nach Osten ging bei Klein Schleuse über eine Brücke. Über den Pregel wurde eine Fähre nach der anderen Seite benutzt. Der Fährkrug war ein wirklicher Krugbetrieb, wo auch Reisende übernachteten. Zur Fähre wickelte sich der Verkehr über die Bergstraße ab.

In der Dunkelheit erleuchteten sich die Bürger selbst den Weg mit kleinen Handlaternen, in denen meist ein bescheidenes Talglicht brannte. Läden mit Schaufenster gab es nicht, meist dienten die Werkstätten oder gar Wohnräume als Läden. Der Verkehr auf dem Wasser war recht lebhaft. Besonders auf der Deime war er groß. Von Rußland brachten die Polen auf Wittinnen Getreide, Leinsamen, Teer, Flachs und Terpentin nach Königsberg. Oft lagen ganze Reihen dieser Schiffe am Ufer der Deime gegenüber dem Institut. Lange Holzflöße schwammen auf Deime

und Pregel. Die Flößermannschaft waren „Pollacken", wie das genügsame Völkchen genannt wurde. Nur mit einer Leinwandhose bekleidet, trugen sie an den Füßen „Pareeskes", wie die aus Bast geflochtenen Schuhe hießen, über den Schultern bei Kälte und Regen einen nicht bezogenen Schafspelz und eine kleine Schirmmütze auf dem Kopf. Auf einem offenen Holzfeuer kochten sie auf dem Floß ihr bescheidenes Mahl. Konnten sie nicht die Strömung zur Fortbewegung nutzen, mußte das Floß getreidelt werden. An langer Leine, die über einen Bock gespannt war und am Ende in mehrere Stränge auslief, zogen sie das Floß vorwärts, während die Steuerleute mit langen Stangen nachhalfen und die Richtung hielten. Legten sie gelegentlich zur Übernachtung an, dann waren gleich eine Zahl Jungen dort, um gegen blanke Knöpfe Angelhaken, Weidenflöten und ähnliche Dinge einzutauschen.

Im Jahre 1857 regte der zweite Geistliche Prediger Neumann an, den östlichen Teil des Marktes in einen Park umzugestalten. Bis 1945 erfreute er die Bürger, besonders wenn die Kastanien ihre Lichter aufgesteckt hatten, oder im mittleren Rund die Rosen blühten. Wir können uns den Marktgarten gar nicht aus dem Stadtbild denken.

Am 21. Juni 1858 wurde der über die Grenzen hinaus bekannt gewordene Maler Lovis Corinth, als Sohn des Gerbermeisters und Landwirtes Heinrich Korinth geboren.

Da ein großer Teil der Einwohner Ackerbürger war, selbst wenn sie einem Handwerk nachgingen, ist es kein Wunder, daß es in jener Zeit in Tapiau sechs Mühlen gab. Zwei davon standen an der Schleusenstraße in der Nähe des späteren Anstaltsfriedhofs und gehörten Deutschmann. Zwei Mühlen standen in der Königsberger Straße, dort, wo sich die Dampfmühle befindet, und schließlich die beiden letzten Mühlen am Ausgang der Königsberger Straße. Eine der Deutschmann'schen Mühlen stand noch bis etwa 1902. Auch an der Dampfmühle hat sich eine noch längere Zeit gehalten. Von den Mühlen am Stadtausgang, Mühle Nagel, war noch eine bis 1914 vorhanden. Ehemals war hier noch eine Wassermühle. Der Mühlenteich lag nördlich der Chaussee, wurde vom Gollebach gespeist und nahm das anfallende Wasser des Geländes Pomauden, Hasenberg, Hubenhof auf. Nach Verlassen der Mühle floß das Wasser durch den „Großen Mühlengraben" zum Pregel. Dieser Mühlengraben ist uns noch bekannt, und viele überschritten ihn auf dem Treidelsteg bei Spaziergängen durch die Wiesen des „Rosengartens" nach Koddien.

Am 4. Juni 1860 eröffnete der Prinzregent Wilhelm die Bahnstrecke Königsberg—Eydkuhnen (Eydkau). Damit erhielt Tapiau einen Anschluß an das Eisenbahnnetz. Zum Bahnhof ging noch immer der Weg über Fährkrug. Das war umständlich und es wurden die Brücken über Deime und Pregel gebaut. 1868 wurde die Bahnhofstraße angelegt. Hierzu mußte ein Grundstück zwischen der Bäckerei Klein und dem Klein'schen Wohnhaus abgebrochen werden, ebenso ein weiteres, das zwischen Glaubitz



Im Rathaus hing das Bild der Ratsherren von Tapiau (1917) von Lovis Corinth

Bürgersteig, auf dem sich bislang im Schlamm Enten tummelten und schnatterten, wurde zugeschüttet. Über den Graben führte von der Straße zur Wohnung des Barbiers Witt — jetzt Konditorei Klein — ein Brettersteg. Das Straßenflaster in der „Strumpfflickergasse", so genannt der Teil der Wasserstraße, der jetzt von der Schloßstraße zur Deimestraße führt und die Deimestraße selbst, war mehr als schlecht. Der sich neben der Wasserstraße erhebende Berg hieß der „Zobelberg" (identisch mit Goldberg?), und ein darauf stehendes Haus „Schloß Munterbach", so wurde es auch noch zu unserer Zeit genannt. Das Worgull'sche Haus in der Altstraße, das ehemals die Weiß'sche Bäckerei war, hatte entlang der Front über den Türen sieben verschiedene Stuckköpfe und wurde darum das „Siebengesichterhaus" genannt. Schließlich wohnten in einem Hause der Schleusenstraße (Reuter), das der Schloßstraße gegenüber liegt, einige zänkische Familien. Es erhielt daher den Namen das „Komödienhaus".

In dem Haus Maler Runde der Altstraße war eine Schmiede, wie eine solche noch zu unserer Zeit in der Neustraße war, und eine weitere befand sich in der südlichen Marktstraße. Diese brannte ab, und das Lingk'sche Haus wurde hier erbaut. Vor allen drei Schmieden befanden

sich breite über den Bürgersteig bis zur Straße führende Holzbelege, die zum Beschlagen der Pferde und sonstigen Schmiedearbeiten dienten.

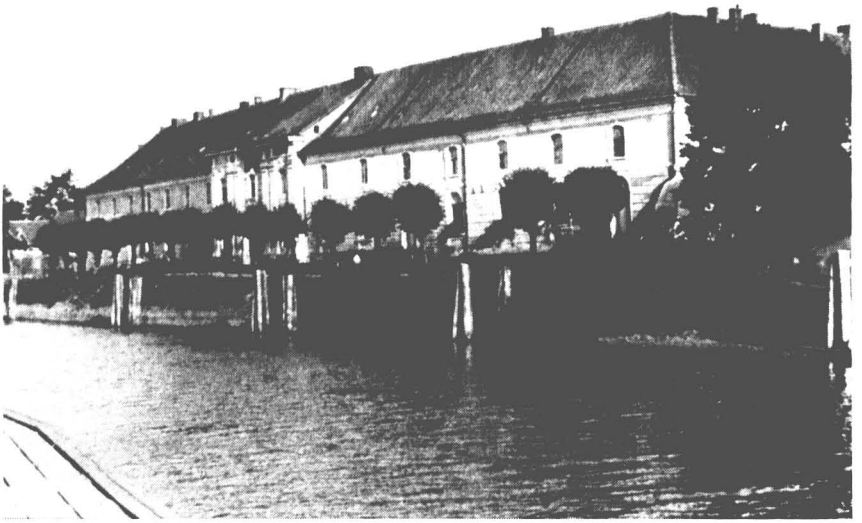
Die Klein'sche Bäckerei und das Tießen'sche Grundstück ist auf einem ehemaligen Holzlagerplatz erbaut, der sich bis zur Schleusenstraße erstreckte. In der Schleusenstraße selbst standen nur wenige kleine Häuser und in dem von Homeyer'schen Hause (Ecke Schloß-/Schleusenstraße) war eine Spielschule. Wo heute die Ärztehäuser stehen waren Gärten, auch der „Follmann'sche Garten", dessen Restaurationsbetrieb mit Kegelbahn von den Bürgern viel besucht wurde, gehörte dazu. Das Pförtnerhaus am Eingang der Heil- und Pflegeanstalt von der Schleusenstraße aus dürfte ein Rest dieses Etablissements sein. Dahinter lag die Fischer'sche Gärtnerei, die „Plantage", nach der die Kleinbahnhaltestelle ihren Namen erhalten hat. Zwischen der Neustraße und den Deimewiesen, dem Gelände der heutigen Pflegeanstalt, lagen die Gemeindegärten, die zu den Hausgrundstücken der Stadt gehörten, welche keinen Hausgarten hatten. Der Zugang von der Neustraße befand sich neben der Apotheke.

Die Gärtnerlehranstalt gab es noch nicht. Hier lag ein freies Feld, das sich bis Großhof erstreckte. Wo das Deutschmann'sche Wohnhaus und die Werkstätte steht, lagen Gärten.

Die Königsberger Straße war an der linken Seite von der Altstraße bis zum späteren Krause'schen (Töpfer) Haus unbebaut. Zunächst war ein Holzplatz, dann Weiden und vom Krause'schen Haus waren wieder Gärten, Wiesen und Felder bis zur Mühle Nagel.



Dampferanlegestelle an der Deime



Das 1792 erbaute Landarmen- und Versorgungshaus, später Provinzial-Besserungsanstalt auf dem ehemaligen Gelände der Ordensburg

Auf dem Gelände der Oberförsterei stand ursprünglich ein mehrstöckiges als Militärmagazin benutztes großes Gebäude, das später teilweise abgebrochen und zu dem langen Stall- und Speichergebäude umgebaut wurde.

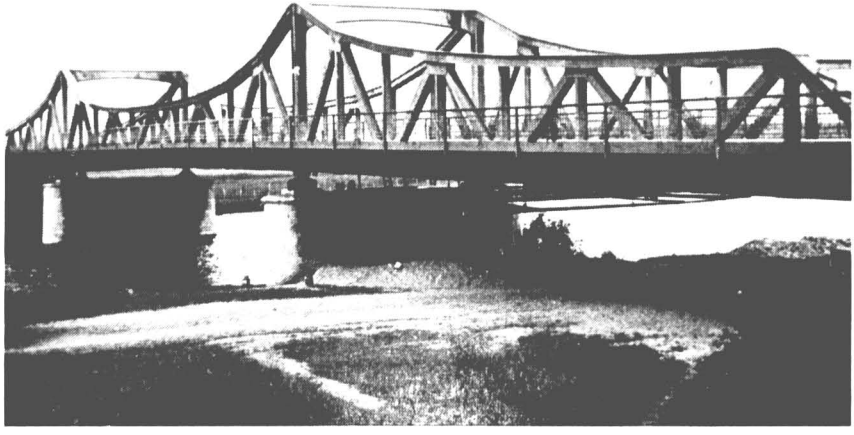
Mit der Zeit wurden die Straßen gepflastert, die Straßenbeleuchtung wurde durch auf hölzerne Pfosten befestigte Laternen, in denen Petro- und Oschinski stand. Der dazwischen liegende Garten wurde die Bahnhofstraße. Des zur Deime abfallenden Geländes wegen mußte ein Damm, die Brückenrampe, angeschüttet werden, wodurch das Erdgeschoß des Richter'schen (Nagel) Hauses mit der Giebelseite unter der neuen Straßenhöhe zu liegen kam. Ein Graben trennte hinfort den Giebel von der erhöhten Straße. Bisher hatte Tapiau nur die Brücke an Klein Schleuse, die viel von den Kohlenbrennern aus Gertlauken ehemals, und jetzt im Herbst von den vielen Gänsewagen, die ihre Fracht nach Königsberg brachten, benutzt wurde. Der Krüger in Klein Schleuse konnte sich über mangelnden Besuch nicht beklagen. Die zweite Brücke war die zum Schloß führende Institutsbrücke, die vor dem Bau der Pregel- und Deimebrücke benutzt werden mußte, wollte man zu den Wiesen vor dem Sanditter Wald gelangen.

Die neuen Brücken waren in der Mitte mit Klappen versehen, um die Kähne mit den hohen Masten durchzulassen. Der Brückenwärter kassierte das Durchlassen, was 5 Pfennig kostete, mit einem an der Schnur heruntergelassenen Beutel.

Als die Bahnhofstraße gebaut wurde, wurde auch erst der Bürgersteig vom Erdtmann'schen Grundstück (Schleusenstraße/Ecke Markt) zur Wagnerstraße hin gepflastert. Der Graben zwischen der Straße und dem leumlampen brannten, eingerichtet. Für das Sauberhalten, Anzünden und Löschen der Lampen hatte der Nachtwächter zu sorgen. Auf der „Hintere-magazin" befand sich ein massiver Schuppen, in dem das Petroleum gelagert wurde, und wohin auch gelegentlich Leichen unbekannter Personen gebracht wurden.

Der Nachtwächter stapfte mit Laterne, Pikhaken, umgehängtem Feuerhorn und Stundenpfeife durch die nächtlichen Gassen. Ab 10 Uhr abends rief er mit der Pfeife die Stunden bis Mitternacht aus. Sein Pfeifen um 10 Uhr war für die Gaststätten das Zeichen zu schließen, denn es war Polizeistunde. Zur Aufgabe des Nachtwächters gehörte auch das Alarmieren der Feuerwehr, wenn nachts ein Brand ausgekommen war.

Für Feuerlöschzwecke standen auf dem „Schloßplatz", heute „Lovis-Corinth-Platz", mehrere Wasserküven. Es waren dieses auf Schleifen montierte Tonnen, die bei offener Witterung stets mit Wasser gefüllt



Pregelbrücke zwischen Bahnhof und Stadt

waren. Die Feuerwehr verfügte nur über eine fahrbare Handspritze. Sechs bis acht Mann bedienten die Schwengelholme, und wenn mehrere Schläuche angeschlossen waren, hatten sie tüchtig zu tun, um genügenden Druck zu halten. Zur Bespannung der Küven und zum Heranfahren des Wassers waren bestimmte Besitzer von Pferden verpflichtet.

Offene Geschäfte gab es noch wenig. Fleischereien in unserem Sinne fehlten, da der Fleischbedarf meist durch Hausschlachtungen gedeckt wurde. Nur ein Fleischer, der an den Scheunen gegenüber der heutigen Gärtnerlehranstalt wohnte, bot öffentlich in den Straßen warme Würstchen aus einem Blechbehälter — zwei Paar Würstchen für einen Dittchen — an.

Genügsam war man auch in der Brotversorgung. Kuchen vertrat der Salzfladen, davon gab es für einen Dittchen (= 10 Pfennig) drei Stück, oder den Groschenfladen, das waren kleine flache, runde Roggenmehlbrötchen mit Sirup bestrichen. Brot und Semmel hielten Frauen in Hausfluren, den Brotbuden, der Grundstücke Hoffmann (Metschurat), Buchau (Jablonski) und in der Wasserstraße gegenüber dem „Baumkrug" feil. Eine Fleckbude gab es in der Altstraße, dort wo sich die Milchverkaufsstelle Ney zu unserer Zeit befand.

Wie zur Ordenszeit gab es auch jetzt eine Reihe Krüge, so in der Altstraße den Schablonowski'schen Krug (Butsch), den Bärenkrug (Kolletzki, heute erhebt sich dort das Rathaus), in der Schleusenstraße den Elefantenkrug (Joswich) mit Brauerei, und am Lovis-Corinth-Platz den Baumkrug (Reinke), ehemals wohl „Amtskrug". Hinzu kamen vier Brauereien. Sie alle brauten das wohlschmeckende Braunbier, das noch um 1900 in den Kolonialwarenläden zu haben war und in mitgebrachte Gefäße gezapft wurde. Der Brauer Hoffmann machte den Versuch, das helle „bayrische Bier" zu brauen. Er hatte damit wenig Glück, denn die Tapiauer tranken lieber das schöne Braunbier und nannten sein Bier anzüglich Hoffmannstropfen.

Zahlreich war das Handwerk vertreten, wovon es einige heute nicht mehr gibt. Es gab 3 Färbereien, 2 Weißgerber, 4 Lohgerber, 4 Drechsler, Holz- und Horndrechsler, Kammacher, Nadler, Bandwirker.

Die Bürgersteige, bisher kaum befestigt oder gepflastert, wurden mit Platten belegt. Ein sparsames Magistratsmitglied war bei der Beratung über diese Neuerung dagegen gewesen. Aus Trotz über seine Überstimmung benutzte er die Gehwege nicht und ging weiter auf dem Straßenpflaster.

Noch viele Jahre lag die Abwasserbeseitigung im argen. In den meisten Fällen wurde das Spülwasser in den Rinnstein geschüttet. In Straßen mit natürlichem Gefälle zu den Flüssen gab es keine Schwierigkeiten. Schlimmer war es in Straßen, wo dieses Gefälle fehlte. So führte noch in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts ein offener Wassergraben von der Apotheke über die Neustraße, durch die Mittelstraße und über

die Altstraße. In den Straßen war der Graben mit starken Bohlen abgedeckt. In der Altstraße war der höhere Bürgersteig mit einem Geländer gesichert. Zwischen den Kämpfer'schen und Kropeit'schen Grundstücken floß dieser Graben offen weiter durch die Äcker und Wiesen zum Pregel. Erst als die Gasleitung verlegt wurde, verschwand der Graben auch im Stadtgebiet. Ein ähnlicher Graben brachte das Abwasser von der Brauerei in der Altstraße zum Pregel. Er floß offen vorbei an der Pfarrscheune und der westlichen Grenze der Grundstücke der Kirchenstraße und war von dem Schenk'schen Grundstück über die Oberförsterei bis zum Pregel kanalisiert.

Neben dem Graben befand sich eine Seilerbahn, auf welcher der das Handwerk noch voll betreibende Seilermeister Timm Leinen und Seile aus Hanf spann. Sein Sohn betrieb das Seilerhandwerk nur noch gelegentlich in kleinem Umfang. So wie dieses Handwerk erlosch, waren



Bahnhofstraße (1944)

vor ihm schon viele der einstmals ansässigen Handwerke verschwunden. Am längsten hat sich die Nagelschmiede von Schöntaub erhalten. Sein Anwesen existierte noch bis 1945 in der Altstraße.

Zu dem Pfarramt gehörte ein größerer Landbesitz. Das Pfarrhufen genannte Land lag zwischen der Oberförsterei und der Königsberger Chaussee und war an einen gewissen Stoll verpachtet, der sich einen kleinen Hof gebaut hatte, der „Stolls Ruh" hieß. Ihm folgte als Pächter der Ländereien Gutzeit, der Stolls Ruh käuflich erworben hatte.

Still und geruhsam verlief das Leben, bis der deutsch-französische Krieg 1870/71 vielerlei Abwechslung brachte. Am 27. Januar 1871 zogen 1500 Kriegsgefangene vom Bahnhof durch die Stadt zum Gefangenenlager, das in dem Magazin, dem langen Stall- und Speichergebäude der Oberförsterei eingerichtet wurde. Im Lager verstorbene Franzosen wurden auf dem „Alten Friedhof" beerdigt. Noch zu unserer Zeit befanden sich einige verfallene Gräber und Kreuze mit verwitterter Inschrift in einem Winkel des Friedhofes nahe der Gärtnerlehranstalt.

Bei Beendigung des siegreichen Krieges erstrahlte die Stadt in festlicher Illumination. Im Dankgottesdienst begleitete eine neue Orgel die Gesänge.

1873 wurden das Kreislazarett (Kreiskrankenhaus) und das Kreisarmenhaus gebaut.

Die geplante Kleinbahnstrecke wurde 1898 fertig, und auf dem Gelände der Plantage wurde mit dem Bau der Heil- und Pflegeanstalt begonnen. Um 1890 wurde Rittmeister a. D. Voigt Direktor, der gleichzeitig die Besserungsanstalt, welche aus dem königlichen Landarmen- und Versorgungshaus entstanden war, leitete. Während diese Anstalt 1797 erst 217 männliche und 108 weibliche Insassen zählte, war ihre Zahl bis 1801 auf 438 männliche und 163 weibliche gestiegen. Um den Männern die Flucht zu erschweren, mußten sie graue Drillichkleidung tragen. Dazu kamen Schirmmützen aus gleichem Material. Ihres grauen Anzuges wegen nannte der Volksmund die Inhaftierten „Griese".

Für das zahlreiche Pflegepersonal der Heil- und Pflegeanstalt mußten Unterkünfte geschaffen werden. Auf dem ehemaligen Gelände der Domäne Großhof entstand an der Schleusenstraße eine ganze Kolonie von Doppelhäusern mit kleinen Vorgärten und Wirtschaftsgebäuden.

Die Pfleger trugen eine dunkelblaue Uniform und gleichfarbige Schirmmützen, die Pflegerinnen blau-weiß gestreifte Kleider mit weißer Schürze und Häubchen. Rittmeister Voigt sah streng darauf, daß das Pflegepersonal in sauberster Kleidung in die Stadt ging. Ebenso bedacht war er, daß die Vorgärten sauber und gut gepflegt wurden.

Zu den Anstalten gehörte ein Gut: Hubenhof, das außerhalb der Stadt lag. Um die Ernten zu verarbeiten, waren in der Besserungsanstalt eine Mühle und eine Bäckerei eingerichtet. Auch andere Werkstätten wie Tischlerei, Druckerei, Schneider- und Schusterwerkstätte, ebenso eine

Werkstätte zur Herstellung von Gehwegplatten waren vorhanden. Hier wurden die Häftlinge beschäftigt. Die weiblichen Insassen der Besserungsanstalt arbeiteten in der Wäscherei, und wer nicht einen festen Posten hatte, mußte in Hubenhof landwirtschaftliche Arbeiten verrichten.

Zwei mehrstöckige Häuser in der Schleusenstraße waren für die Unterkunft der Ärzte und ihrer Familien gebaut. In dem ehemaligen Ordensschloß war ein Kirchenraum eingerichtet, in dem ein evangelischer Geistlicher Gottesdienste für die Insassen der Besserungsanstalt, die Beamten und Angestellten beider Anstalten abhielt. Auch Leichtkranke der Heil- und Pflegeanstalt nahmen am Gottesdienst teil.

Über eine Brücke, die über die Kleinbahn führte, gelangten die Kranken in einen größeren Park. In ihm fanden Beamte und das Pflegepersonal Erholung. Ein Tennisplatz bot sich zum Spiel an.

Auf Badefreuden brauchten die Tapiauer bei der günstigen Lage an zwei Flüssen nicht zu verzichten. Die Stadt hatte eine geschlossene Badeanstalt sommers am Pregelufer vor der Oberförsterei liegen. Sie bestand aus einem u-förmig auf Prähmen gebauten Holzhaus und hatte drei Badebecken. Dieses waren mit Holzböden versehene käfigartige Gebilde. Ein kleines, an das sich ein noch kleineres Einzelbecken anschloß, war den Nichtschwimmern vorbehalten, das größere und tiefer eintauchende Becken gehörte den Schwimmern. Neben den Becken befanden sich die überdachten Umkleidekabinen. Von dem großen Becken konnte man durch eine Türe in den freien Fluß gelangen. Frau Moldehn, die Badefrau, wurde recht böse, wenn Übermütige auf das Dach kletterten, um einen Sprung in den Fluß zu wagen. Die Benutzungsgebühr war gering, sie betrug 5 Pfennig für Jugendliche und 10 Pfennig für Erwachsene. Bei Lösung eines Dutzendblocks kam man noch billiger davon. Selbstverständlich gab es getrennte Badezeiten für Männer und Frauen. Die Damen hatten den Vorzug, vor den Herren die Anstalt benutzen zu können. Dieser Umstand mag dazu geführt haben, daß die schwimmende Jugend das Freibad vorzog. So hatten sich an den Ufern des Pregels und der Deime mehrere zum Freibaden beliebte Stellen gefunden. Es lag sich auch herrlich im warmen Ufersand zwischen den Weidebüschen in der prallen Sonne. Unruhig wurde das junge Volk, wenn ein Raddampfer sein Kommen anzeigte. Er verursachte schöne Wellen, die durch den Sog zwar nicht sehr sauber waren. Eine städtische Freibadestelle mit Umkleideraum gab es auch. Da sie am Pregel hinter dem Wasserbauamt lag, wurde sie wegen des Anmarschweges weniger besucht.

Um die Jahrhundertwende standen die Schulen noch unter der Aufsicht der Kirche. So nimmt es nicht Wunder, daß sich die erste Schule in der Nähe der Kirche befand. Bis 1902 stand die Bürgerschule in der Kirchenstraße neben dem Hotel „Schwarzer Adler". In diesem Jahre wurde die in der Königsberger Straße neugebaute Volksschule ihrer Bestimmung übergeben.

Die Amtsgeschäfte tätigte der Bürgermeister bisher von seiner Wohnung aus. Die alte Schule wurde umgebaut und als „Magistrat" eingerichtet.

Der Buchdrucker Walter Henning gab eine Zeitung, die er druckte, unter dem Namen „Tapiauer Anzeiger" heraus. Sie erschien bis auf den Sonntag täglich. In Wehlau wurde die Tapiauer Zeitung gedruckt, die dem Tapiauer Anzeiger kaum Abbruch tat, der von den Tapiauern bevorzugt gelesen wurde. Der Wochenendausgabe war ein lustiges Blatt, die „Seifenblasen" beigefügt.

Amtliche Nachrichten des Magistrats wurden durch „Ausklingeln" bekanntgemacht. Ein Stadtwachtmeister ging, eine Glocke schwingend, durch die Straßen und verlas die Bekanntmachungen.

Die Kleinbahn mußte besondere Brücken erhalten, weil sie zur Zeit des Brückenbaues noch nicht bestand. Diese Brücken wurden mit einem Abstand neben den vorhandenen gebaut. Auch sie erhielten Klappen für den Durchlaß der Schiffsmasten. Auf der Deimebrücke verunglückte eine Lokomotive und stürzte in den Fluß. Glücklicherweise konnte das Personal rechtzeitig abspringen. Die Kleinbahn befuhr die drei Strecken: Tapiau—Königsberg, Tapiau—Labiau und Tapiau—Friedland.

Für die öffentliche Wasserversorgung waren neben den drei Pumpen in der Neu- und Gartenstraße weitere drei Pumpen vorhanden. Von diesen befand sich eine am Markt, Postseite vor dem Marktgarten, eine zweite stand auf dem Lovis-Corinth-Platz und die dritte in Klein-Schleuse. Die durchfahrenden Schiffe konnten aus einer Quellfassung am Pregel vor der Mauer des Clär'schen Grundstücks (Kewitz) Wasser holen. Viele Grundstücksbesitzer hatten ihre eigenen Brunnen. Wo dieses nicht der Fall war, mußten die Bewohner das benötigte Wasser von den öffentlichen Pumpen, oder dem Nachbargrundstück holen. Personen, die mit der „Pede", wie wir das auf der Schulter getragene Holz mit Hakenketten nannten, zwei Eimer trugen, gehörten zum alltäglichen Bild.

Als hinter der Oberförsterei 1902 die Gasanstalt gebaut wurde, löste die Gasbeleuchtung die übel riechenden Petroleumlampen ab. Auf dem Markt wurde ein Kandelaber mit mehreren Laternen aufgestellt und die Straßenbeleuchtung durch die Umstellung auf Gas verbessert. Das Hotel „Schwarzer Adler" ließ eine Pumpe mit Gasmotorantrieb aufstellen, die das Wasser in einen Hochbehälter förderte, von wo aus es zu den Waschbecken in den Fremdenzimmern floß. Auch einige Handwerksbetriebe stellten Gasmotore in den Werkstätten auf. Durch die Verlegung des Rohrnetzes verschwand der offene Abwassergraben, über den bislang in der Neu- und Altstraße die Fuhrwerke rumpelten. Auch erhielten die Hauptverkehrsstraßen neues Pflaster. Der erste Leiter des Gaswerkes war Gasmeister Roman Karoll.

Auch sonst veränderte sich das Aussehen der Stadt. Es entstanden mehrstöckige Neubauten. Alte Häuschen, deren Zustand den Eindruck

hinterließen, sie stammten noch aus der Ordenszeit, wie beispielsweise das kleine Häuschen des Schuhmachermeisters August Wien in der Altstraße, wurden abgebrochen und durch ein mehrgeschossiges neues Haus ersetzt. Auch in der Kirchenstraße fiel ein altes so niedriges Haus, aus dessen Dachrinne ein Pferd hätte saufen können, wenn eine daran gewesen wäre, der Spitzhacke zum Opfer. Hier entstand das große Haus, in dem nach 1914 der Magistrat vorübergehend Unterkommen fand. Mit wenigen Ausnahmen standen hier viele alte kleine Häuser. Besonders in Erinnerung gerufen sei das kleine zu dem Kewitz'schen Grundstück gehörende Haus, in dem viele Jahre der Glöckner (Kirchendiener) Trokowski wohnte. Auf seinem Dach drehte sich eine Wetterfahne, einen Hahn darstellend. Und es hieß, daß es einstmals einem Doktor Hahn gehört habe, den es in den Jahren 1846 bis 1874 in Tapiau tatsächlich gegeben hat.

Das Grundstück Clär (Kewitz) war mit einer hohen Mauer aus Feldsteinen und handgestrichenen Ziegeln umgeben. Ein Restbestand einer ähnlichen Mauer war an der Pregelseite und Grenze zur Gasanstalt an der Oberförsterei vorhanden. Auch die Gebäudeform des Wohnhauses der Oberförsterei und des Clär'schen Grundstückes ist ähnlich. Es läßt sich der Schluß ziehen, daß ursprünglich beide Grundstücke vereinigt waren, und eine Umfriedung der ersten Ordensburg in der Mauer zu sehen sei. Das lange Stall- und Speichergebäude auf der Oberförsterei, einstmals das zweistöckige Magazin, aus gleichen Materialien erbaut wie die Mauern, hat mit Sicherheit schon zur Ordenszeit bestanden. Daß damals die Gasse zu ihm die „Magazin Gasse" hieß und später als sie Kirchenstraße genannt wurde, in ihrem letzten Stück noch weiter „Hinteremagazin" und der kleine Platz vor dem Forstamt diesen Namen bis in unsere Zeit führte, bestätigt den gezogenen Schluß.

Die Fahrrinne des Pregelbogens vor der Stadt war mit der Zeit versandet, und eine große Ausbuchtung entstand. Bagger vertieften die Fahrrinne und das Baggergut wurde in die ausgespülte Bucht geschüttet. Mit dem Bau der Buhnen, wir nannten sie Spickdämme, wurden die hohen Weidengebüsche, die bis fast an die Mauer des Kewitz'schen Grundstückes reichten, abgeholzt. Damit ging eine beliebte Freibadestelle ein, von der aus die Arbeiten, der damals vor dem Fährkruger Sägewerk bestehenden Werft des Schiffszimmermann Liebe zu beobachten waren. Die Beplankung der Schiffswand wurde noch von Hand geschnitten und über einem offenen Feuer in passende Form gebogen.

Auf dem Berghang neben dem Weg, der an der Mauer des Grundstücks Clär zur Kirchenstraße führte, betrieb als Hobby der Stadtwachtmeister Peschke eine kleine Gärtnerei. Oberhalb dieser stand ein kleines, der Stadt gehörendes Haus, in dem sich die Wohnung des Stadtwachtmeisters und die „Kluse", wie das polizeiliche Gewahrsam genannt wurde, befand. Ein benachbartes ebenso kleines und der Stadt gehören-

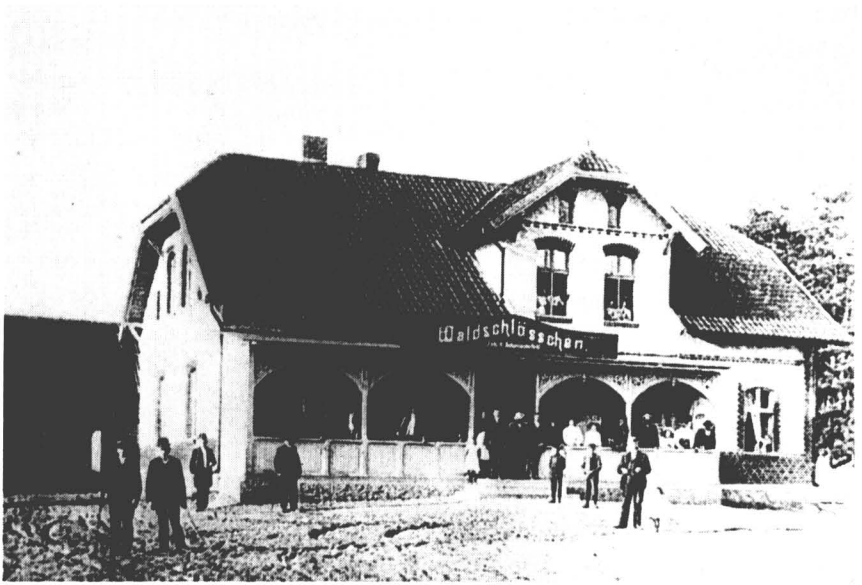
des Haus diente als Armenhaus. Dieser zwischen dem Garten und Wohnhaus des Wachtmeisters führende befahrbare Weg ohne Namen erhielt in den dreißiger Jahren die Bezeichnung „Pruzzenwall".

Neben dem Damm der Bahnhofstraße befand sich kurz hinter dem Wasserbauamt ein von Weidengebüsch umstandener Teich. Wer in den Morgen- oder Abendstunden im Mai zum Bahnhof ging, wurde durch den Schlag des Sprossers, der ostpreußischen Nachtigall, die dort zahlreich nistete, erfreut. Erneuter Gesang scholl dem Wanderer jenseits der „Langen Brücke" aus den Büschen und Hecken der Zuckerfabrik entgegen. Der ganze Weg bis zur Scherwitt schien nur von Sprossern belebt zu sein. Die Scherwitt mit ihren alten hohen Buchen und Eichen, unter denen im Frühjahr das Leberblümchen blaue Polster bildete, und wo noch das selten gewordene Himmelsschlüsselchen zu finden war. War sie ein Restbestand jenes heiligen Waldes, in dem Sapelle nicht jagen durfte?

Die Zuckerfabrik, damals, abgesehen von den Sägewerken Fährkrug und Moses, die einzige Industrie in Tapiau, mußte anfangs 1900 den Betrieb aus Mangel an Zuckerrüben schließen. Der erwartete stärkere Anbau von Zuckerrüben in der Umgebung Tapiaus blieb aus. Lange Zeit blieben die Gebäude ungenutzt. Die An- und Verkaufsgenossenschaft lagerte in dem mit Bahnanschluß versehenen Gebäude eine Zeitlang landwirtschaftliche Erzeugnisse, und das freie Gelände war Lagerplatz für Zellholz.

Wie vor berichtet, wurde 1902 die Volksschule in die Königsberger Straße verlegt. Eine Schule gab es seit 1520, und 1724 wurde eine Bürgerschule eröffnet. In dem kleinen Eckhaus Markt/Kirchenstraße gegenüber dem Hotel Schwarzer Adler gab es seit 1840 eine private Knabenschule, die Lehrer Sahm leitete. Hier wurden Knaben für die höheren Schulen vorbereitet. Eine ähnliche Schule für die so genannten „höheren Töchter" leitete Fräulein Selma Klemm. Die Schulräume waren im Wohnhause des Kaufmann Neumann in der Schleusenstraße (Joswich) untergebracht. Nachfolgerin wurde Fräulein Battesch, der Fräulein Ewald folgte. Die Schule mußte in das Böhm'sche Haus in der Bahnhofstraße umziehen, als Herr Neumann die Räume selbst brauchte. Letzte Leiterin vor der Auflösung war Fräulein Wengel.

An der Wehlauer Chaussee kurz vor dem Sanditter Wald hatte Emil Podien ein Gartenrestaurant gebaut, das später Schmiedefeld gehörte. Es wurde als „Waldschlößchen" ein beliebtes Ausflugslokal. Die Bürger machten an Sonntagen gerne einen Spaziergang über die „Fohlenwiese" zum Wald. Nach kurzer Rast am Waldrand oberhalb des von der früheren Deime zurückgebliebenen Teiches, wanderten sie weiter zum Waldschlößchen und Glockenberg, auf dem die unter Naturschutz stehende Kuhschelle wuchs. Für den Rückweg zur Stadt gab es zwei Möglichkeiten. Entweder verließ man die Chaussee an der „großen Flutbrücke" — sie war zweijochig — und ließ sich nach dem Ruf „Hol äwer" über die Deime



Ausflugslokal der Tapiauer: das „Waldschlößchen"

setzen, um über Klein-Schleuse zur Stadt zu gelangen, oder es wurde der beliebte Uferweg entlang der Deime am Fuße des Chausseedammes bis zur „Kurzen Brücke" gewählt.

Vereinzelt tauchten nun Autos auf. Dr. med. Reimer war einer der ersten, der sich in Tapiau ein Auto anschaffte. Gesteuert wurde der Wagen von seiner Frau. Das erste Motorrad fuhr Lehrer Thimm.

Der 10. März 1913 kam heran, an dem überall in Preußen die hundertjährige Wiederkehr der Befreiung aus napoleonischer Zwangsherrschaft gefeiert wurde. In Tapiau eröffnete ein Festgottesdienst, gehalten von Superintendent Kittlaus, die Feierlichkeiten. In allen Sälen fanden Feiern statt, auf denen der Bürgermeister Wagner, Rittmeister a. D. Voigt, Beigeordneter Glaubitz, der Anstaltsgeistliche Pfarrer Böhnke Ansprachen hielten. Nach Königsberg war Kaiser Wilhelm II. mit Gemahlin gekommen und hielt selbst eine Rede. Der Tapiauer Anzeiger brachte eine Sonderausgabe mit den Ansprachen der Festredner heraus.

Lovis Corinth hatte seiner Vaterstadt einen Besuch abgestattet und der Stadt sein Gemälde „Grablegung" zum Geschenk gemacht, das im Magistrat einen würdigen Platz erhielt. Der Kirche machte er das dreiteilige Altarbild „Golgatha" zum Geschenk. Das Triptychon erhielt nach entsprechendem Umbau in der neuen Sakristei seinen Platz. Bei In- und

Ausländern fand das Bild viel Beachtung. Alleine des Gemäldes wegen kamen viele nach Tapiau.

Der Sommer 1914 war gekommen, der dem beschaulichen Dasein der Stadt ein jähes Ende bereiten sollte. Dunkle Wolken zogen am politischen Himmel auf, als in Serajewo das österreichische Thronfolgerpaar ermordet wurde. Nach längerer Ruhe brach ein Krieg aus.

Tapiau im Ersten Weltkrieg

Die Sommerferien näherten sich dem Ende, von den Wiesen vor dem Sanditter Wald wurde das Heu eingefahren. Es kam der 1. August heran mit einem sonnigen und recht warmen Tag, als zu ungewöhnlicher Zeit die Kirchenglocken läuteten. Mobilmachung! Anschläge am Magistratsgebäude und öffentlichen Plätzen gaben sie bekannt. Die Arbeit stockte. Die Männer, in deren Wehrpaß der Vermerk eingetragen war, sich bei Mobilmachung sofort zu stellen, eilten von der Arbeit in ihre Wohnungen. Der Marktplatz glich bald einem aufgestörten Ameisenhaufen. Ein Wehrbeauftragter gab nähere Anweisungen, und in den Abendstunden zogen die Einberufenen in Begleitung ihrer Familien zum Bahnhof. Ein letztes Winken dem davonrollenden Zug mit der bangen Frage im Herzen, werde ich meinen Mann, meinen Vater, meinen Sohn wiedersehen.

Bald trafen Nachrichten von den Kämpfen ein, die erschreckten. Der Russe ist im Vormarsch. Nachrichten von Übergriffen, Mißhandlungen von Frauen und Kranken verängstigte die Bevölkerung. Näher und näher rückte der Russe mit einer Übermacht der Heimatstadt. Am 26. August hatte er die Pregel-Deime-Linie erreicht. Südlich des Pregels war er fast bis Königsberg vorgedrungen. Schon am 24. August hatte der Bürgermeister die Stadt verlassen, das Magistratsgebäude war geschlossen. Die Bewohner flohen, nur wenige warteten ab, ob sich die Lage nicht doch zum Besseren wende. Noch gab es in der Stadt ein Stadtkommando unter dem Führer des Landsturmbataillons Königsberg 2, ebenso ein Kommando der Pregel-Deime-Linie. Landstürmer hoben an den Uferhöhen Schützengräben aus. Fremde Gesichter tauchten in der Stadt auf, und Geschäfte, die nicht verschlossen waren, wurden geplündert, Schaufenster eingeschlagen, Türen erbrochen.

Am 26. August morgens 5 Uhr 30 klopft Dr. Pietsch Superintendent Kittlaus heraus und teilt ihm mit, daß Exzellenz Brodrück ihn um 7 Uhr erwarte, um mit ihm Vorschläge für eine provisorische Stadtverwaltung zu besprechen. Nach vielem vergeblichen Klopfen an verschlossenen Türen gelingt es, zwölf Herren für diesen Zweck zu mobilisieren. Um 6 Uhr 30 abends versammeln sie sich im Garten des Pfarramtes, um aus ihnen die Stadthäupter zu wählen. Die Vorschlagsliste wird dem Divisionskommando übergeben.

Hier fügt der Verfasser seinen eigenen Erlebnisbericht ein.

Am 27. August werden in Königsberg wegen der Gefahr einer Belagerung die Schulen erneut geschlossen. Es gelingt mir, noch einen Zug nach Tapiau zu erreichen, der in Löwenhagen einen Zug aus Richtung Tapiau kreuzt, der Kranke und Beamte der Anstalten in den Westen bringen soll. Auf dem Bahnhof angekommen, bin ich der einzige Fahrgast, der den Zug verläßt. Bahnbeamte machen mich darauf aufmerksam, daß der Zug nicht über Tapiau hinaus fahre und in Kürze wieder zurückfahren werde. Es sei der letzte Zug nach Königsberg.

Zwischen den Schienen liefen Schweine, die aus dem Maststall der Domäne ausgebrochen oder laufen gelassen waren. Männer, die auf Stangen gespießte Käse trugen, kamen entlang den Schienen zum Bahnhof. An der Zuckerfabrik begegnete ich einer Dame mit rotem Sonnenschirm, die ich als Frau F. erkannte und die mir erklärte, daß in Tapiau nichts mehr los sei, und sie darum nach Königsberg fahren wolle. Gleich hinter der „Langen Brücke" sah ich verwundert Soldaten an der Dammböschung liegen, die ihre Gewehr im Anschlag über den Fußweg hielten. Auf meine Frage was denn los sei, bekam ich zur Antwort, einmal zum Wald zu sehen, dort könnte ich den Russen erblicken. In der Tat waren bei genauem Hinsehen Bewegungen zu erkennen. Bis zu meinem Elternhaus in der Kirchenstraße traf ich nur einen älteren Mann.

Es war etwa 1 Uhr mittags, als ich mein Elternhaus erreichte. Mutter reichte mir einen Teller Suppe. Kaum hatte ich die ersten Löffel gegessen, als ein Kanonenschuß die Stille zerriß. Nach längerer Pause folgten weitere Schüsse. Vater kam aus einer Besprechung des provisorischen Stadtrates zurück und erklärte, den Herren wäre anheimgestellt worden, ebenfalls die Stadt zu verlassen, und um 4 Uhr etwa würden die Brücken gesprengt werden. Ein Schlepper läge an der Gasanstalt, um weitere Flüchtlinge nach Königsberg zu bringen. Die Einwohner unseres Hauses waren noch in Tapiau geblieben und rüsteten sich, zu dem Schlepper zu gehen. Da detonierten die Sprengungen der Brücken. Vorerst konnten unsere Landsturmmänner an der Kurzen Brücke zwei bespannte russische Maschinengewehrprotzen in Empfang nehmen, deren Pferde scheu geworden waren und auf die Stadt zu galoppierten. Auf dem Hof des Schwarzen Adlers wurden die Protzen untergestellt.

Wir wollten mit unserem Einspänner Tapiau verlassen, und hatten mit Forstmeister Giesebrecht, der ebenfalls der Stadtverwaltung angehörte und ein kleines Ponyfuhrwerk hatte, verabredet, gemeinsam zu flüchten. Als wir gegen 6 Uhr abfuhren, konnten wir nicht mehr am Schwarzen Adler vorbei; der brannte, und die Munition der Protzen explodierte. Über den Kirchweg gelangten wir zur Königsberger Straße und verließen die Stadt.

In der Stadt geblieben waren etwa 400 alte und kranke Leute, die Superintendent Kittlaus betreute. Dr. Pietsch mit einigen Pflegern be-

treute die nicht transportfähigen Kranken der Anstalt. Am 28. nimmt das russische Artilleriefeuer zu. Treffer in Gebäuden lösen Brände aus oder zerstören sie. Die Kirche wird von Granatsplittern übersät, Fenster durchschlagen, und ein Splitter verletzt das Triptychon, der Engel des Mattheus wird getroffen. Dr. Pietsch entsinnt sich des dreiteiligen Gemäldes. Superintendent Kittlaus und er eilen in die Sakristei und schneiden mit Taschenmessern die Bilder aus den Rahmen, da sie mit den Rahmen nicht zu transportieren sind. Gerollt birgt sie Dr. Pietsch in einem Keller der Irrenanstalt, während Herr Kittlaus die Kirchenbücher, Kruzifixe und Leuchter in Sicherheit bringt. Flammen lohen an allen Ecken. Mit Mühe gelingt es Superintendent Kittlaus, sein Wohnhaus vor der Vernichtung durch Feuer zu bewahren. Die Stallgebäude der Grundstücke zwischen dem Schwarzen Adler und der Kirche brennen. Mit verkohlten Balken gelingt es, sie zum Einsturz zu bringen. Die Kirche ist gerettet. Am Sonntag, dem 30. August, läutet der Superintendent selbst die Glocke und ruft zum Gottesdienst. Ein Leutnant bittet, die Orgel spielen zu dürfen, einen Balgentreter hat er mitgebracht. Kaum sind sie auf der Orgelempore, da meldet sich ein Unteroffizier ebenfalls zum Orgelspiel. Beide Herren leisten einmütig den Organistendienst. Soldaten und Zurückgebliebene füllen die Kirche, und durch das Schiff braust vielhundertstimmig: „Ein feste Burg ist unser Gott!"

Bis zum 9. September dauert die Beschießung, von unserer Seite ist die Erwiderung gering, weil die wenigen Geschütze und Soldaten auf der Deimelinie bis Labiau hin- und hergeschoben werden müssen. Die Kleinbahn ist noch in Ordnung. Durch das Hin- und Herfahren, Lärm, und die ihrer Tarnbezüge entblößten, im Mondlicht blitzenden Helme, gelingt das Vortäuschen der Ankunft neuer Truppen. Auf diesen Trick fiel der Russe tatsächlich herein, denn in der ganzen Zeit ist nicht einmal der Versuch unternommen worden, in Tapiau einzudringen. Die roten Gebäude der Besserungsanstalt, wie die von einem erhöhten Punkt erkennbaren Gebäude der Heil- und Pflegeanstalt ließen den Feind glauben, daß es sich um Kasernen handele. Hierfür spricht die Tatsache, daß trotz der Roten-Kreuz-Fahnen diese Gebäude besonders unter Beschuß genommen wurden.

Inzwischen hatte der russische Armeeführer Rennenkampff von der siegreichen Schlacht bei Tannenberg, die den Untergang der Armee Samsanow bedeutete, erfahren. In der Nacht vom 9. zum 10. September zog sich der Feind aus dem Sanditter Wald zurück.

Am 11. fuhren mein Vater, der älteste Sohn der in unserem Hause wohnenden Lehrerfamilie und ich mit dem Pferdewagen nach Tapiau. Die Nagelsche Mühle war abgebrannt. Übereifrige, die angenommen hatten, daß Herr Nagel ein feindlicher Spion sei und mit der Mühle dem Feind ein Zeichen übermittelt habe, hatten die Mühle angezündet. Herr Nagel wurde verhaftet. In der Untersuchung stellte sich seine Unschuld heraus, und mit Entschuldigungen wurde er wieder freigelassen.

Von hier aus konnten wir erkennen, daß unser Haus stand, der Kirchturm erhob sich wie eh und je. Aber am Eingang der Stadt versperrten uns Trümmer den Weg. Wir fuhren über den Feldweg, der späteren Hindenburgstraße, zu unserem Grundstück. Wie es dort aussah überlasse ich sich auszumalen den Lesern.

Wie sah es in der Stadt aus?

Das Magistratsgebäude war vollständig ausgebrannt, die Stallgebäude am Kirchweg lagen in Trümmer. Von dem Hotel Schwarzer Adler waren Ruinen übrig geblieben. Die feindlichen Protzen auf dem Hof waren nur an den übriggebliebenen Eisenteilen zu erkennen. Vom Schwarzen Adler ab bis zum Grundstück des Schiffszimmermanns Liebe lag die Bergstraße in Trümmer. Über den Pregel war das dachlose ausgebrannte Schloß zu sehen. Die Kirche hatte Schäden an Fenstern und Türen erlitten. Das Kaufhaus Gustav Neumann war ein Schutthaufen, desgleichen die rechte Seite der Altstraße vom Markt bis Kenneweg. Die Brauerei (Mühle Zimmermann) und das Haus Fenkohl (Flora-Drogerie) stand. Das spätere Grundstück Dr. Quednau war zerstört. Ab Grundstück Kämpfer war abgesehen von geringfügigen Schäden alles stehen geblieben. Am Ausgang der Königsberger Straße gegenüber der Stadtschule lagen Trümmer. Die Postseite des Marktes sah trostlos aus. Das Haus Rogge war das einzige unbeschädigte Gebäude, und von Follmann stand nur der Wohnflügel. Die Post war total ausgebrannt. Unversehrt war die Neustraße, die östliche und südliche Marktseite. Der Wasserturm der Heil- und Pflegeanstalt und einzelne Gebäude waren zerschossen. Das Werkmeisterhaus neben der Plantage war stark beschädigt.

Bei Klein-Schleuse hatten Pioniere eine Brücke geschlagen, die Verfolgung des Feindes begann. Durch Tapiau zog ein ganzes Armeekorps gen Wehlau und Insterburg.

Nach und nach kamen geflüchtete Tapiauer zurück, mit ihnen viele andere Flüchtlinge. Aber bis zum 21. September gab es noch keine Post, und notwendige Verkaufsstellen für Fleisch und Brot fehlten. Oberpräsident von Windheim kam die Schäden besichtigen, und bald begannen die Aufräumungsarbeiten, an denen gefangene Russen beteiligt wurden. Aus den Trümmern schütteten sie den Damm zwischen der Königsberger und Kirchenstraße auf, der jahrzehntelang als Russendamm bezeichnet wurde.

Es dauerte noch eine geraume Zeit, bis ein einigermaßen normales Leben aufkam. Die Post fand in dem kleinen Wohnhaus des zweiten Geistlichen, Ecke Kirchenstraße, eine vorläufige Unterkunft. Für mehrere Jahre zog der Magistrat in das kurz vor dem Kriege erbaute mehrstöckige Haus in der Kirchenstraße gegenüber dem Gemeindehaus. Viele Geschäfte und Bürger bezogen Notquartiere. Die Gasleitung war defekt, der Gasometer leer. Petroleumlampen und Karbidlampen waren die Lichtquellen.

Da beide Brücken gesprengt waren, floß der Verkehr nach Süden wieder wie zur Ordenszeit, jetzt aber über eine Pontonbrücke, nach Fährkrug. Magdeburger Pioniere bauten über den Pregel eine Notbrücke, die von ihnen „Kronprinzenbrücke" getauft wurde, und westlich der ehemaligen Trasse lag. Auch die Deime erhielt mit der Zeit eine Notbrücke östlich der alten Brückenflucht. Das Schloß erhielt ein einfaches Satteldach.

Langsam begann der Wiederaufbau, doch bis alle Lücken geschlossen werden konnten gingen Jahre ins Land. Durch die Zerstörungen bot sich der Stadt die Gelegenheit, im Umlegeverfahren neue Straßen aufzuschließen, wie z. B. die Kittlausstraße, die Hindenburgstraße und der Ludendorffdamm.

Am 9. November 1918 erklärte Kaiser Wilhelm II. seinen Rücktritt. Die Revolution brachte auch für Tapiau unruhige Zeiten. Da die Straßenbeleuchtung noch immer sehr spärlich war, alle Schäden waren noch nicht beseitigt und die Kohle noch knapp; tauchten fragwürdige Gestalten auf. Umherstreunendes Gesindel nutzte die Dunkelheit und das frühe Löschen der Straßenbeleuchtung zu Diebereien aus. Linksradikale Elemente versuchten, die Bevölkerung zu terrorisieren. Bei einer Zusammenkunft im Saal von Klein-Schleuse wurde durch ein Fenster eine Handgranate geworfen. Zum Glück war der Saal fast geräumt, dennoch wurde die Ehefrau des Pfarrhufenpächters Gutzeit im Gesicht und an den Armen verletzt. Es wurde aus zuverlässigen Männern und Jugendlichen eine Bürgerwehr gebildet. Das Wachlokal befand sich in einem Raum des Magistrats, von hier gingen bewaffnet die nach jeweils zwei Stunden abgelösten Streifen durch die dunklen Straßen. Die Unruhe ebbte langsam ab.

Der Wiederaufbau machte weitere Fortschritte, bald standen neue Gebäude und Geschäfte in den durch die Beschießung entstandenen Lücken.

Ein neues Unheil begann die Wirtschaft zu erschüttern, die Inflation. Welches Ausmaß die Geldentwertung brachte, erläutert ein Auszug aus dem „Tapiauer Anzeiger" vom 15. September 1922.

„Der Reichstagsausschuß für Postangelegenheiten hat die erhöhten Sätze für Briefe und Postkarten so angenommen, wie sie der Reichsrat genehmigt hat. Eine Postkarte im Ortsverkehr kostet ab 1. Oktober 1,50 M Porto, im Fernverkehr 3,— M. Ein Brief im Ortsverkehr bis 20 g 2,— M, über 20 bis 100 g 4,— M, über 100 bis 250 g 6,— M. Im Fernverkehr beträgt das Porto für Briefe bis 20 g 6,— M, über 20 bis 100 g 8,— M, über 100 bis 250 g 10,— M. Drucksachen kosten bis 20 g 1,— M, über 20 bis 50 g 1,50 M, über 50 bis 100 g 3,— M, über 100 bis 250 g 6,— M, über 250 bis 500 g 8,— M, über 500 bis 1000 g 10,— M.

Die Fernsprechgebühren wurden nach dem Regierungsvorschlag angenommen. Es wird also vom 1. Oktober ab auf alle Fernsprechgebühren

ein Teuerungszuschlag von 500 Prozent, das sind 340 Prozent mehr als bisher, erhoben."

Über den Stand der Mark berichtet die gleiche Ausgabe:

Der Stand der Mark am	14. 9.	13. 9.	1914
100 holländische Gulden	59 821	61 922	167,—
100 belgische Frank	11 011	11 485	80,—
100 dänische Kronen	32 709	33 957	112,—
100 schwedische Kronen	40 848	42 247	112,—
100 italienische Lire	6 441	6 786	80,—
1 englisches Pfund	6 841	7 781	20,—
100 französische Franken	11 635	12 159	80,—
100 Schweizer Franken	28 813	30 087	80,—
1 amerikanischer Dollar	1 553	1 598	4,20
100 tschechische Kronen	5 193	5 293	—,—

Bis 1923 stieg der Dollar auf eine Billion Mark.

Viele bis vor dem Kriege begüterte Bürger verloren ihr Vermögen. Erst als die Renten-Mark als Zahlungsmittel eingeführt wurde, stabilisierte sich die Währung. Es ging wieder langsam bergauf.

Trotz der Inflation war es Bürgermeister Wagner gelungen, den Bau des neuen Rathauses in der Altstraße, wo einst eine Fleckbude gestanden hatte, voranzutreiben. Zur Wiederkehr des zweihundertjährigen Bestehens der Stadt eröffnete das Rathaus seine Pforten.

Die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg

Mit Beendigung der Inflation kam die Wirtschaft wieder in Gang. Schon lange fällige Baumaßnahmen konnte die Stadt verwirklichen. Für den Bau einer Wasserleitung lagen die Pläne vor, Versuchsbohrungen für die Brunnen waren in der Nähe von Klein-Schleuse durchgeführt worden. Die Arbeiten zur Verlegung des Rohrnetzes begannen. Die Tiefbauarbeiten bedingten Pflastererneuerungen. Polygonalsteine ersetzten die Kopfsteine. Privater Omnibusverkehr zum Bahnhof löste die Hotelwagen ab, die zu den Zügen fuhren, um Reisende abzuholen oder hinzubringen. Autos parkten vor Gaststätten und Banken. Die öffentlichen Pumpen verschwanden aus dem altgewohnten Straßenbild. 1924 beschloß die Stadtverwaltung den Anschluß an das Stromnetz des Überlandwerkes. Ein Jahr später war das Stromnetz fertig. Das Gelände hinter der Pflegerkolonie an der Schleusenstraße wurde aufgeschlossen und eine Siedlung um den Wasserturm entstand neu. Die Stadtschule erhielt für die Mittelschule, deren Anfang bis 1914 zurückreicht, einen Anbau. Der Männer-Turnverein v. 1861 erwarb das Garten-Etablissement Klein-Schleuse, baute das Gelände des ehemaligen Schießstandes der Schützen-

gilde zum Sportplatz aus. Der „Russendamm" wurde zur Straße ausgebaut, zwischen den Grundstücken Kämpfer und Dr. Quednau und der Kirche und Kaufhaus Neumann (Bleyer) wurden neue Straßen aufgelassen. Die auf dem Gelände der ehemaligen Domäne Großhof entstandene Siedlung wurde eingemeindet.

Die Straße zur Gasanstalt, die Sudermannstraße, erhielt Neubauten,

Das dahinter liegende ehemalige Pfarrhufengelände wurde bebaut. Am Russendamm, jetzt Hindenburgstraße, wuchsen neue Häuser. Herr Kämpfer hatte ein neues modernes Lichtspielhaus an der neuaufgeschlossenen Straße, Ludendorffdamm, gebaut. Auf dem Markt vor dem Marktgarten gedachte die Stadt mit einem Ehrendenkmal der Gefallenen.

Die Kanalisation wurde gebaut, noch einmal mußten die Straßen aufgerissen werden. Neben der Gasanstalt entstand die Kläranlage. Eine Reihe neuer Straßennamen und Umbenennungen tauchten auf.

Wieder sollte Tapiau Garnison werden. Die Baugrunduntersuchung für den Kasernenbau war 1936 abgeschlossen, der Bau begann. An der Labiauer Straße erhoben sich bald moderne Kasernengebäude und Fahrzeughallen. Wohnungen für das Unteroffizierskorps wurden geschaffen, und das MG-Bataillon 31 rückte ein.

Gaststätten wurden modernisiert, wie das „Löwenbräu" (Willi Jablonski). Tapiau war zu einer schönen Kleinstadt geworden, die Einwohnerzahl erreichte fast 10 000.

Wieder zogen drohende Wolken auf, die für uns den Untergang der Heimat bringen sollten.

Der Zweite Weltkrieg

Die anfänglichen Erfolge des am 2. September 1939 begonnenen Krieges unserer Truppen wiegten die Bevölkerung in Sorglosigkeit, die 1941 wich, als Panzer und Truppen durch Tapiau in Richtung Osten rollten. Der schnelle Vormarsch in Rußland ließ auf ein baldiges siegreiches Ende hoffen. Doch bald schlug die Stimmung um. Der schlechten Nachricht von Stalingrad folgten Luftangriffe auch auf den Osten des Reiches. Zunehmend öfter mußte die Bevölkerung Tapiaus in die Keller. Das Flammenmeer über Königsberg zeigte den Ernst der Lage. Das russische Heer überschritt die ostpreußische Grenze, näher und näher rückte der Russe auf Tapiau zu. Zwar hatten Einzelne entgegen der Anordnungen und Befehlen der politischen Machthaber die Stadt frühzeitig verlassen, doch der größere Teil wartete auf die Evakuierung. In den späten Abendstunden des 21. Januar 1945 erging an die Einwohner die Aufforderung, die Stadt zu verlassen. Jede Vorbereitung für einen geordneten Abzug der Bewohner war unterblieben. Am Montag, dem 22. Januar, glich die Stadt einem zerstörten Ameisenhaufen. Die Straßen waren verstopft von

Flüchtlingen und zurückflutenden Truppen. Wer irgend konnte, kletterte auf die durchfahrenden Fahrzeuge. Wer nicht das Glück hatte, von einem Fahrzeug aufgenommen zu werden, trat den Weg in die erhoffte Freiheit zu Fuß an. So mußte das Pflegepersonal der Heil- und Pflegeanstalt mit den Kranken zu Fuß in Richtung Königsberg marschieren. Die Kälte war in diesen Tagen besonders groß, und viele Kranke, die sich in dem Wirrwarr selbständig gemacht hatten, gingen einem bösen Schicksal entgegen.

An der Stelle des ausgerückten MG-Batallions bezog die Sanitätsersatzabteilung 1 die Kasernen. Ihr Kommandeur war längere Zeit Oberfeldarzt Kreutzer, genannt Panzerkreutzer, weil er von der bei Stalingrad verheizten Panzer-Division 24 kam. Ende 1944 kam unter Major d. R. Schweighöfer, der Standortoffizier wurde, eine Art Ersatz-Abteilung nach Tapiau. Der damalige Standortälteste und Truppenkommandeur war Major Klemm.

Major d. R. Schweighöfer berichtet über die Zeit der letzten Tage der Stadt.

Das Gebiet in und um Tapiau war mit rückwärtigen Teilen der Armee belegt. Die taktischen Unterlagen für eine Verteidigung lagen schön geordnet im Panzerschrank der Standortkommandantur. Theoretisch war alles aufs beste vorbereitet. Die Abschnitte für die einzelnen Einheiten waren nach Stärken kartenmäßig festgelegt und die Einheitsführer eingewiesen.

In der Zeit vom 15. November bis Ende Dezember fanden zwei Alarmübungen statt. Es stellte sich der unmögliche Zustand heraus, daß die rückwärtigen Armee-Einheiten, wie Schlächterei, Bäckerei, Holzfällkommando, Werkstätten aller Art, in die Verteidigung einbezogen waren. Es war nicht daran gedacht worden, daß diese Einheiten beim weiteren Rückzug sich auch absetzten.

Es blieben tatsächlich nur der Volkssturm und wenige bodenständige Reste der Truppen für den Ernstfall. Die zum Teil sehr gut ausgebauten Stellungen verliefen von Labiau entlang der Deime bis Bahnhof Tapiau, südlich des Pregels ostwärts, um dann im Süden durch den Frisching-Forst in die Masuren-Kanal-Stellung überzugehen. Soweit ich mich erinnere ging der Bereich der Verteidigung des Standortes Tapiau von Labiau bis Bahnhof Tapiau.

An schweren Waffen standen zur Verfügung und waren im Raume Tapiau drei Batterien der Art.-Ers.-Abt. I, dicht nördlich Tapiaus in der Deimestellung, ebenso zwei schwere Batterien der Festung Königsberg und ein Pakzug am Deimeknie bei Tapiau eingesetzt. Im Kasernement waren außer der Art.-Ers.-Abt. I die Armee-Waffenschule unter Oberst Knebel und der Armeekraftpark untergebracht.

Der Flüchtlingsstrom, der von Osten auf die Straße von Insterburg kam, wurde in Tapiau abgedreht und über Bahnhof Tapiau in Richtung Westen zum Teil südlich des Pregels nach Königsberg geleitet.

Am 18. und 19. Januar wurden zur Räumung von Wehlau Züge bereitgestellt.

Am 21. erschien auf dem Geschäftszimmer des Standortes General Gorn, Kommandeur der 561. V.Gr.Div., um die Verteidigung der Deimelinie zu übernehmen. Teile seiner Division erwartete er in den nächsten Tagen. Sie sollten aufgefangen werden und dann für die Verteidigung der Deimestellung Verwendung finden. Gleich in derselben Nacht wurden sämtliche Einheitsführer, die zur Verteidigung der Stellung vorgesehen waren, alarmiert und erschienen bis 24 Uhr. Hier stellte sich heraus, daß einige Armee-Einheiten, die für die Verteidigung vorgesehen waren, schon Marschbefehle hatten.

Führer des Volkssturms war Raethgen-Hasenberg im Abschnitt Tapiau. General Gorn wurde von ihm auf den unklaren Anschluß an die Pregelstellung hingewiesen. Die Besprechung dauerte bis in die Morgenstunden. Nach Ansicht von General Gorn würde der Russe innerhalb von drei Tagen die Deimelinie erreichen.

Tatsächlich wurde Tapiau am Abend des 23. Januar 1945 von Panzern beschossen. General Gorn befahl die sofortige Räumung der Stadt. Hierzu wurden alle Wehrmachtsfahrzeuge angehalten und zusätzlich mit Flüchtlingsgut und Flüchtlingen beladen. Die Straße Tapiau—Königsberg (Reichsstraße 1) wurde für Flüchtlinge freigegeben, um noch größere Stockungen zu verhindern.

Die Rekruten der Art.-Ers.-Abtl. I wurden nach Königsberg-Ponarth in die Kaserne der Nachr.-Ers.-Abt. zurückgeführt, ebenso das G.-v.-Personal. Die drei Ersatzbatterien blieben der 561. Division unterstellt. Material und Gerät wurden auf mehrere Güter in Richtung Königsberg ausgelagert.

Die Stimmung war bei uns nicht sehr rosig. Um so größer war die Freude, als am 19. Januar nachmittags die O.-Q-Abteilung des Panzer AOK 3 einen Teil der Kaserne bezog. Jeder sagte sich, wenn der O.Q. der Armee da sitzt, kann die Lage nicht so hoffnungslos sein. Die Enttäuschung war groß, als der O.Q. am Morgen des 21. Tapiau verließ.

Schon nachts am 23. Januar war ein Stoßtrupp der Russen auf die Westseite der Deime gelangt und hatte sich unterhalb der Stadt in unserer Stellung eingenistet. Trotz dreimaligem Versuch gelang es nicht, die Russen dort zu vertreiben. Am 24. Januar wurden die Kaserne und die Stadt sowie das Hinterland lebhaft von Artillerie beschossen.

Der feindliche Durchbruch erfolgte am 1. bei Labiau und 2. über den Pregel östlich Bahnhof Tapiau. Da die Gefahr der Umklammerung bestand, mußte die Deimestellung geräumt werden. Südlich des Pregels stießen die Russen auf Königsberg zu. Panzerspitzen erreichten die Stadt bereits am 28./29. Januar.

Über den Einsatz des Volkssturms berichtete Raethgen. Als Batallionsführer war der Ortsgruppenleiter von Tapiau vorgesehen, der aber an-

gab, wegen dringender anderweitiger parteipolitischer Aufgaben das Batallion zur Zeit nicht übernehmen zu können. Das Volkssturm-Batallion (drei Kompanien) war schon am 18. Januar in den Bunkern der Deimelinie von Tapiau bis Goldbach in Stellung gegangen. In den Bunkern standen alte schwere MGs, an denen die Leute noch rasch durch einen Inf.-Unteroffizier unterwiesen wurden. Die Deime wurde noch am 19. durch einen Eisbrecher offen gehalten, um überraschende Spähtrupp-überfälle zu verhindern.

Am folgenden Tag erhielt die 3. Komp. (aus dem Raum östlich der Deime) den Befehl, nach Hause zu gehen, um dort beschleunigt die Trecks in Bewegung zu setzen. Noch am selben Abend kamen Trecks von Osten über die Deime und berichteten, daß russische Panzer Trecks im Sanditter Wald überrollt, unter Feuer genommen und zurückgeschickt hätten. Am nächsten Morgen meldete die 2. Kompanie ihre völlige Auflösung. Von der 1. Kompanie hatte ich auch mehrere Leute zur Inmarschsetzung der Trecks beurlaubt, zurück kam nur G. v. Perbandt, Langendorf. Unsere sehr dünn gewordene Bunkerbesetzungen wurden abends am gleichen Tage durch Infanterie der 561. V.G.D. abgelöst. Der Feuerzauber begann. In der sternklaren Nacht zogen die Leuchtspuren der russischen MGs in hohem Bogen herüber. Das Batallion wurde aufgelöst und zu einem truppenmäßig aufgezogenen Volkssturmbataillon aus der Niederung angegliedert.

Der Panzerbeschuß hatte in der Stadt in der Nacht des 23. Januar an Häusern Beschädigungen und mehrere Volltreffer verursacht. Bäume des Marktgartens waren zerfetzt. Das Artilleriefeuer verstärkte sich als Vorbereitung zum Einmarsch in die Stadt.

Fast auf den Tag genau — am 17. Januar 1758 war der Russe schon einmal in Tapiau eingerückt — besetzte er unsere alte liebe Heimatstadt Tapiau.

Hiermit könnte die Geschichte der Stadt im Wandel der Zeiten beendet werden. Sie wäre jedoch nicht vollständig, wenn nicht über die Kirche, die Behörden und ihre Leiter und über den Ehrenbürger Lovis Corinth berichtet würde. Die nachfolgenden Abschnitte berichten hierüber, und die Augenzeugin — Fräulein Gertrud Berg —, die nach dem Einmarsch der Russen noch einmal in Tapiau war, schildert die Schäden und Zustände, die sie in der Stadt unter russischer Besetzung vorfand.

Allen, die in Tapiau geboren wurden, dort lebten und ihr Brot fanden, bleibt die Hoffnung, daß ein gerechter Frieden sie oder ihre Kinder wird zurückkehren lassen.

Einstweilen hat die niedersächsische Stadt B a s s u m in der Grafschaft Hoya durch die Übernahme der Patenschaft für die Stadt Tapiau — seit dem 6. April 1970 — ihnen eine Heimstätte gegeben.

Anhang:

Die Stadtkirche

Wie bereits berichtet, hat Tapiau 1502 eine eigene Kirche erhalten. Diese fiel 1661 einem Brand zum Opfer. Auch die als Ersatz gebaute Kirche brannte 1689 ab. Unter der Kirche befand sich ein Grabgewölbe, das zugemauert wurde. Dieses Gewölbe wird der Grund gewesen sein, daß noch in späteren Jahren das Gerücht umging, es habe sich hinter dem Altar der Eingang zu einem unterirdischen Gang zum Schloß befunden.

Die bis in unsere Zeit erhalten gebliebene Kirche wurde 1694 erbaut. Die Wetterfahne auf der Kirchturmspitze nennt diese Jahreszahl. 1764 wurde das Kirchenschiff nach Osten erweitert, und 1797 wurde sie einer größeren Reparatur unterzogen. Sie erhielt neue Fenster, wurde innen und außen neu verputzt. Die von dem Orgelmeister Rohn 1870 erbaute Orgel hat 17 klingende Register.

Die Kirche ist 32,80 Meter lang, 11,70 Meter breit, und die Turmhöhe beträgt 30 Meter. Das mit Ziegelsteinen ausgelegte Schiff hatte zu beiden Seiten von runden hölzernen Säulen getragene doppelstöckige Chöre. Die Decke, ein hölzernes Tonnengewölbe, war mit Malereien geschmückt, die etwa 1700 entstanden sind. Sie stellten dar: den Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradiese und die Himmelfahrt Elias. Die Altarrückwand, in ihr wurde nach der Erweiterung die Kanzel eingebaut, war mit gedrehten Säulen und allegorischem Schnitzwerk versehen. Über der Türe zur Kanzeltreppe befand sich das Wappen des vormaligen Amtshauptmanns von Wallenrodt.

Von der Kanzel wurde auf Anordnung des Kurfürsten zu seiner Regierungszeit verkündet, daß Garten- und Landbesitzer einen halben Morgen mit Obstbäumen zu bepflanzen haben. Ebenso durfte kein Brautpaar getraut werden, wenn es nicht wenigstens sechs Obstbäume und sechs junge Eichen in eigenem Garten, oder wenn dieser fehlte, in der Heide oder im Wald gepflanzt habe, worüber eine amtliche Bescheinigung vorgelegt werden mußte.

Unter den Chören befanden sich abgeschlossene Stände. Nach dem Neubau der Kirche waren die Stände so verteilt: der 1. Stand, der Beichtstuhl, gehörte dem Pfarrer, der 2. Stand den Kirchenvätern (Vorstehern), der 3. den Hospitalväter, der 4. dem Amtsvorstand, der 5. dem Wildnisbereiter Wyck aus Imten, der 6. dem Lorenz Mickisch, Klein-Schleuse, der 7. dem Amtsschreiber Steinhöfel, der 8. dem Krüger Bohnen, der 9. Krüger Kösling und Kornschreiber Kirchner, der 10. dem Baumschließer Zander.

In den Seitenständen saß die Familien, Männer und Frauen, zusammen, während sie in den Bänken des Schiffes getrennt saßen.

Von den Chören gehörte einer dem Schneidergewerk, einer den Koddiern, einer den Pomaudern, einer den Magottern, Romauern, Neuen-

dorfern und Damerauern gemeinsam. Der oberste Chor gehörte den Pregelswaldern, Sielackern und dem Gesinde. Diese genannten Chöre hatten sich die Angegebenen selber erbauen lassen, während zwei weitere Chöre die Kirche erbaut hatte.

An der Süd- und Nordseite der Kirche waren je zwei kleine Anbauten, die sogenannten Trostkammern. Sie wurden als Sakristei oder Nebeneingänge benutzt. Der zum Markt hin gelegene Anbau auf der Nordseite wurde erneuert und vergrößert und die neue Sakristei genannt. Sie beherbergte das 1910 von Lovis Corinth gemalte und der Kirche geschenkte dreiteilige Altarbild „Golgatha".

Als Geistliche, soweit es sich um die erste Pfarrstelle handelt waren tätig: 1545—1585 Johannes Forster, 1585—1591 Johannes Hostus, 1591 bis 1609 Josua Haubold, 1609—1630 Christoph Radtke, 1630—1635 Matthes Seth, 1635—1643 Johannes Hutteng, 1643—1660 Heinrich Krause, 1660—1665 Johannes Steinröck, 1665—1680 Christoph Rieger, 1680—1684 Ertmann Lehmann, 1684—1691 George Meyer, 1691—1735 Gottfried Engelbrecht, 1735—1755 David Voldenscher, 1755—1758 Christoph Hoffmann, der Großvater von E. Th. Hoffmann, 1758—1801? Goldbeck, 1801—1808? Jester, 1808—1827 Friedrich Ludwig Bruno, 1827—1832? Ventzki, 1832—1862? Bobrick, zu dessen Zeit als Prediger Neumann im Amt war, auf dessen Anregung der Marktgarten entstand. 1862—1892 Superintendent Aug. Eduard Schiewe, 1892—1905 Superintendent Wilhelm Dittmar.

Am 1. April 1906 wird Superintendent Wilhelm Reinhold Kittlaus erster Geistlicher der Kirche und wirkt an ihr 23 Jahre. Ihm ist es zu verdanken, daß im Ersten Weltkrieg das Triptychon bei der Beschießung der Stadt gerettet wurde. Er war in der Stadt verblieben und betreute alte und kranke Menschen, die nicht fliehen konnten. In Anerkennung seiner Selbstlosigkeit wurde ihm das Eiserne Kreuz am weiß-schwarzen Band verliehen, und die Stadt ehrte ihn durch Benennung einer neu aufgeschlossenen Straße neben der Kirche in Kittlausstraße.

Nachfolger wurde der bisherige zweite Geistliche Pfarrer Hans Schneider. Ihm zur Seite stand Pfarrer Machmüller, der Tapiau wegen Übernahme einer größeren Pfarrstelle verließ. Sein Nachfolger wurde Pfarrer Müller, dem Pfarrer Grau folgte, der im Zweiten Weltkrieg gefallen ist.

Zur Geschichte der Kirche ist noch etwas über die Gründung des Hospitals zum armen Lazarus nachzutragen.

„Weil nebenst Kirchen und Schulen auch Spital-Häuser, darinnen die Armen, deß Herrn Christi unseres Erlösers und Seligmacherß Brüder und Schwestern, nothwendig gekleidet und erhalten, auf daß frommer Christen Glauben, Hoffnung und Liebe bezeuget, und Gott der himmlische Vatter gepreiset werden sollen. So haben wir den 26. Novembris dieses ablaufenden 1619 Jahres bey gehaltener Kirchen-Rechnung und

zusammenkunft der Kirchspielßkinder Ihr herrlicher und Gestrenger, die Zeit gewesener Herr Haubtmann, nun mehro aber Churfürstlicher Durchlaucht wohlbestallter Ober-Regimentß-Rath und Cantzler Merten von Wallenrod nach Vermahnung des heiligen Apolstelß Pauli 1. Vorinther 14 Kapitel Vers 26, 27 ‚Wenn ihr zuahnen kommt, so laßet alles zur Beßerung geschehen, auch alles Ehrlich und Ordentlich zugehe'. Zum Valet und langwierigen Gedächtnüß auß Christlichem Gemüthe und Treuhertziger Affektion gegen Ihrer Herrlichkeit und Gestrengen die Zeit untergebenen Ambts-Unterthanen, in obiger Zusammenkunft, mit dieser hochnothwendigen Ordnung und beßerung versehen und bestätigen wollen, daß weilen die Zeit hier Viel-Hauß-Arme kranke Leute, so lange Zeit im Siechbette gelegen, bei uns gefunden, auch durch Gottes gerechten Zorn, umb unser Uebertretung und überhäufter Sünden einfallenmöchten, daß eines daß andere zu pflegen und zu waschen kein Abscheu tragen dürfte, die Gesunden auch, die zu Steg und weg ankommenden kranke Menschen nicht bey den Zäunen liegen und Sterben lassen, daß allhier zu Tapiau ein spital und Kranken-Haus gebauet werden soll, folgender gestalt: Nachdem der Litthauische Kirchhof am gelegenen Ohrt an der gaßen, und zwar Zwischen beyden Straßen, da alle Leute vorbey reisen, lieget, alß soll daselbst ein Spittal oder Siechenhauß mit Drey oder mehr stuben nach gelegenheit, mit Hilfe der Kirchspielßkinder auffgerichtet und aufgebauet werden, haben Ihr Gestrengen und Herrlichkeit abermal Ihre hilfreiche milde Hand erwiesen, und eine ansehnliche Summe Geldeß, nehmblichen 100 Thaler Bahreß Geldes, so von deß Kammachers Strafgeldern uff Pfingsten deß 1620 Jahres bahr gefallen sollen, dazu deputieret, und verehret, durch gethane Geldspillerung der Kirchspielßkinder außgenommen daß Scharwerks, solch Gott gefälliges Werk ausführlicher gemacht werden kan."

Neben den überwiegend evangelischen Bürgern gab es eine geringe Zahl katholische.

So wird 1885 bei einer Einwohnerzahl von zusammen 2952 die Zahl der Katholiken mit 35 genannt. Diese hielten ihre Gottesdienste anfänglich in einer kleinen Kapelle ab, die später zu einer kleinen Kirche ausgebaut wurde und mit dem Pfarramt in der Deimestraße stand.

Lange Jahre betreute Pfarrer Stoff die Gemeinde, bis er, zum Propst ernannt, versetzt wurde. Sein Nachfolger war Pfarrer Paszkowski.

In der Schleusenstraße hatte die katholische Gemeinde einen eigenen Friedhof.

Obgleich im Herzogtum Preußen durch einen Erlaß von 1581 den Juden der Handel und Hantierung untersagt war, und den Bürgern bei einer Strafe von 100 Floren (Mark) die Beherbergung der Juden über zwei Nächte hinaus und der Handel mit ihnen verboten war, gab es bis 1931 in Tapiau eine größere Anzahl von ihnen.

Schon 1885 war ihre Anzahl mit 65 höher als die der Katholiken. Bereits 1828 hielten sie in Tapiau Andachten ab, und es gab seit 1832 schon einen jüdischen Friedhof.

In dem oberen Stockwerk eines Anbaues des Moses'schen Grundstückes (später Bandowski) in der Schleusenstraße befand sich der Andachtsraum. Ein Religionslehrer, der gleichzeitig das rituelle Schlachten vorzunehmen hatte, war angestellt.

Die Abwanderung der Juden aus der Stadt begann 1931.

Das Corinthsche Triptychon

Wer das von Professor Lovis Corinth geschaffene dreiteilige Altargemälde „Golgatha" kennt, wird nach dem Verbleib dieses Gemäldes fragen. Was darüber zu erfahren war, soll der nachfolgende Bericht aussagen.

Im Herbst 1944 erschien ohne den Geistlichen, Pfarrer Schneider, zu benachrichtigen, ein Lastkraftwagen, der den Auftrag hatte, das Gemälde auszulagern.

Als Augenzeugin berichtet die Ehefrau des damaligen zweiten Geistlichen, daß sie den Lkw gesehen habe und wie der derzeitige Kirchendiener aufgeregt hin und her gelaufen sei. Sie habe ihn angehalten und gefragt, was denn los sei. Hierauf habe sie zur Antwort bekommen, das Triptychon werde ausgelagert. Am anderen Tage sei Pfarrer Schneider sehr erregt zu ihr gekommen, da er von der Aktion nicht unterrichtet gewesen sei und habe ihr mitgeteilt, daß das Gemälde nach Kremitten ausgelagert sei.

In einem Lattenverschlag wurde es auf der Orgelempore abgestellt. Doch kurze Zeit danach wurde es wieder von einem Lkw abgeholt. Bei dem Verladen hat der Kirchendiener der Kirche Kremitten geholfen, jedoch nicht erfahren, wohin das Gemälde weiter gebracht wurde.

Pfarrer Schneider war in Tapiau verblieben und wurde kurz nach dem Einmarsch der Russen von einem Offizier besucht und aufgefordert, ihm das Bild zu zeigen. Da es nicht mehr in der Sakristei war, hatte er erklärt, daß es nach Kremitten ausgelagert wäre und mußte mit dem Russen dorthin fahren. Auch hier konnte er das Bild nicht zeigen, da es inzwischen, was er nicht wußte, weiter verlagert worden war. Eine Nachfrage bei seiner in Schweden lebenden Tochter, die mit ihm und ihrer Mutter in russischer Gefangenschaft war und erst 1948 nach Berlin entlassen wurde, bestätigte diese Angaben, soweit sie ihren Vater betreffen.

Ein in der Ostzone lebender Tapiauer erzählte, daß das Gemälde in der Zone aufgetaucht sei. Anfragen bei der Akademie der Künste, ob dort etwas über den Verbleib bekannt geworden sei, verliefen negativ. Versuche, durch in der Zone lebende Heimatgefährten feststellen zu lassen, ob und wo sich dort das Triptychon befindet, sind bisher ohne Erfolg geblieben.

Die Schulzen und Bürgermeister

Seit der Gründung des Herzogtum Preußen standen an der Spitze der Ortschaften die Schulzen. Es waren dieses: 1561 Gregor Kaddick. 1619 Tobias Derschau. 1653 Johann Ammer. 1660 Mathias Lange. 1667 Georg Wolff. 1691 ? Krause. Mit der Stadtgerechtigkeit 1722 lösten die Bürgermeister die Schulzen ab. Erster Bürgermeister war Johann Christoph Schulz. Ihm folgten: ? Remin. 1752 Gottlieb Engel. 1776 Jakob Thierbächer. 1694 Gottfried Hinzmann. 1806 ? Wachhausen. 1813 Retzlaff. 1823 Wachowski. Noch im gleichen Jahre Eichmann. 1839 Bernhard Behrendt. 1852 Machowski. 1854 Stoppa. 1858 Maatz. 1869 Machowski. 1870 Boneck. 1876 Schreiber. Am 14. März 1887 wurde Richard Wagner zum Bürgermeister gewählt. Er verstand es mit viel Geschick, die Verwaltung der Stadt zu leiten. Sein freundliches Wesen gegenüber allen Bürgern, gleichgültig welchen Standes sie waren, verschaffte ihm viele Freunde und allgemeine Achtung.

Ihm ist der schnelle Wiederaufbau nach den Zerstörungen von 1914 zu verdanken. Trotz der Inflation gelang es ihm, den Neubau des Rathauses so voranzutreiben, daß es zur 200-Jahr-Feier der Stadterhebung seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Während seiner Amtszeit wurde die Gasanstalt gebaut. 1902 konnte die neue Volksschule in der Königsberger Straße ihrer Bestimmung übergeben werden. Aus der alten Schule in der Kirchenstraße wurde das Magistratsgebäude. Der Bürgermeister erhielt in ihm endlich Amtsräume. Davor amtierte er von seiner Wohnung aus. Die Vorarbeiten zur städtischen Wasserleitung und zum Anschluß an das elektrische Überlandwerk fielen ebenfalls in seine Amtszeit.

Neben seinem Amt als Stadtoberhaupt betätigte er sich auch politisch sehr rege. 1913 ließ er sich als Kandidat für den Reichstag von der Vereinigten Liberalen Partei aufstellen. Durch seine Beliebtheit gewann er die notwendigen Stimmen und zog in den Reichstag ein.

Seit 1920 stand ihm der Stadtkämmerer Wilhelm Neuland zur Seite. Als er 1925 in den wohlverdienten Ruhestand trat, wurde die 2. Schloßstraße nach ihm in Wagnerstraße umbenannt.

Neuland wurde Bürgermeister. Während seiner Amtszeit wurde die Wasserleitung, das Kanalnetz, der Anschluß an das Überlandwerk fertiggestellt. In der Königsberger Straße wurde die Turnhalle gebaut und auf dem Markt das Ehrenmal „Denket daran" errichtet.

Auch trat er für die Neupflasterung der Hauptverkehrsstraßen als Durchgangsstraßen ein.

Die große Popularität seines Vorgängers erreichte er doch nicht und mußte 1933 in den Ruhestand gehen. In Garmisch-Partenkirchen verstarb er 1946.

Die Nachfolge trat der von der NSDAP geförderte Gustav Mattern an. In seine Amtszeit fielen der Bau der Kasernen in der Labiauer Straße,

die Bebauung des Pfarrhufengeländes, der Ausbau des Geländes um den Wasserturm, die Ansiedlung einiger Industriebetriebe in der ehemaligen Zuckerfabrik, wie Rohrgewebefabrik, Beschlagfabrik und Seifenfabrik. Das Nährmittelwerk Schüle-Hohenlohe baute in der Nähe des Bahnhofs an der Friedländer Chaussee ein neues Werk.

1940 schickte ihn die Partei in den besetzten Osten, wo er 1945 in russische Gefangenschaft geriet und seitdem verschollen ist.

Schon während der Abwesenheit Neulands nahm die Geschäfte des Bürgermeisters der Bauunternehmer Architekt Max Hartmann wahr. Er füllte diesen Posten bis zur Räumung der Stadt aus, kam nach Rotenburg (Wümme), wo er am 31. Mai 1954 verstarb.

Die Besserungs-, Heil- und Pflegeanstalt

Aus dem ursprünglichen Landarmen- und Versorgungshaus war um 1800 die Besserungsanstalt geworden. Sie wurde um diese Zeit von Anstaltsdirektor Wachhausen geleitet, dem bis 1818 etwa Ebel und später Hauptmann König folgten. Dessen Nachfolger bis 1887 hieß Arndt. Bis 1918 war Rittmeister a. D. Voigt Direktor der Besserungs- und gleichzeitig der 1902 fertig gewordenen Heil- und Pflegeanstalt auf der ehemaligen Obstplantage.

Ihm folgte bis 1931 Dr. Holthausen und hiernach bis zur Vertreibung Dr. med. Krakow.

In dem ehemaligen Ordensschloß war eine Kirche für die Insassen der Anstalten entstanden. An den Gottesdiensten nahmen auch die Beamten und deren Familien teil.

Die Geistlichen waren Beamte der Provinz und hatten alle kirchlichen Handlungen, so auch die Einsegnung der Verstorbenen aus den Anstalten, vorzunehmen, wenn sie auf dem anstaltseigenen Kirchhof beerdigt wurden.

Der erste bekannte Anstaltsgeistliche war Pfarrer Kaschade, dem bis zur Räumung Tapiaus Pfarrer Böhnke folgte.

Die Provinzial-Gärtnerlehranstalt

Im Jahre 1893 wurde die Gärtnerlehranstalt gegründet. Sie umfaßte auf der rechten Seite der Labiauer Straße ein zusammenhängendes Flächengebiet von 40 preußischen Morgen, auf dem sich das Schul- und Verwaltungsgebäude befand.

Der erste Leiter der Anstalt, er wurde damals „Vorsteher" genannt, hieß Skrodzki. Ihm zur Seite stand als Gartenbaulehrer Carganico, der später als Landwirtschaftsrat nach Insterburg berufen wurde.

Am 1. April 1897 zog als Leiter der Kgl. Gartenbauinspektor Ernst Heinsius in die Wohnung des Verwaltungsgebäudes ein. Schon im Jahre

1893 war er zur Gärtnerlehranstalt Tapiau gekommen. Seit 1918 führte er den Titel Direktor.

Neben dem theoretischen Unterricht wurden die Schüler praktisch in allen wichtigen Arbeiten unterwiesen. Sämtliche Arbeiten in dem großen Betrieb wurden halbtags von den Schülern neben dem festangestellten Fachpersonal ausgeführt. Nach 1918 konnte Direktor Heinsius das Gelände der Gärtnerlehranstalt um 50 Morgen, die westlich dem Stammbetrieb gegenüberlagen, vergrößern und eine Baumschule errichten. Dieses Gelände mußte 1937 für Kasernenbauten wieder abgegeben werden.

Nach 32jähriger Dienstzeit trat Direktor Heinsius am 27. Dezember 1926 aus gesundheitlichen Gründen 63jährig in den Ruhestand.

Ihm folgte der 1904 als Lehrling eingetretene Bruno Hildebrandt, nachdem er ein Studium an der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau in Berlin-Dahlem mit dem Examen als Dipl.-Gartenbauinspektor absolviert hatte. An den Folgen einer Operation verstarb Direktor Hildebrandt am 28. August 1944.

Bis zur Räumung der Stadt war Dipl.-Gartenbauinspektor Kallauch für die Leitung verantwortlich.

Es gab in der Gärtnerlehranstalt kein Fachgebiet, das hier nicht gelehrt und praktisch erarbeitet wurde. In vier Gewächshäusern wurde die Aufzucht von Nutz- und Zierpflanzen gelehrt. Dort waren Weinreben, Pfirsichspaliere, Palmen, Orchideen und Kakteen zu finden. Es gab Lagerräume für Obst, eine Scheune zur Lagerung von Kohl- und Wurzelgemüse, Dörr- und Kelteranlage.

Zahlreiche Rabatten für Ziersträucher und Stauden, Rosen- und Blumenbeete stritten mit den prächtigen Spalieren um die Gunst der Besucher, die sich an der Farbenpracht und Form nicht satt sehen konnten.

Die Schulen

Die Schulen waren einst eine kirchliche Einrichtung. So ist es verständlich, daß sie sich stets in der Nähe der Kirche befanden. Die Besoldung der Lehrer war sehr gering. Sie hatten daher das Privileg, zu ihrem besseren Unterhalt eine Hökerei zu halten und Handel zu treiben.

Der erste mit Namen erwähnte „Schulmeister" war Petrus Gerhardt. Er verkaufte in seiner „Hakenbude" auf dem Marktplatz auch „Branntwein", worüber sich die sechs Krüger beschwerten. Seine Nachfolger waren 1691 Georg Breuer, bis 1670 Johann Zymer, sowie Heinrich Waldaw, der 1673 erstmalig Kantor genannt wurde.

Als Rektor und Kantor waren anschließend tätig: von 1691—1709 Wedeck, von 1709—1743 Friedrich Schmidt, von 1744 Martin Bernhard Pohlmann. Ihm folgten bis 1773 Rektor Bach, 1773—1813 Rektor Böhm, 1814 Rektor Gebhardt, 1815—1827 Rektor Rakowski, der als letzter

gleichzeitig als Organist tätig war. Seine Nachfolger waren bis 1828 Schiller, bis 1843 Sawitzki, bis 1855 Rektor Dietrich, bis 1860 Rektor Ludwig, bis 1865 Rektor Dabel, bis 1866 Besteck, bis 1869 Woika, bis 1876 Knorr, bis 1878 Sensfuss.

Bis zu dieser Zeit waren die Lehrer bzw. Rektoren theologisch gebildet.

Die folgenden Rektoren sind seminaristisch gebildet. Es waren dieses: von 1878—1895 Rektor Hardt, vom 1. Mai 1895—31. März 1913 Rektor Damm, seit 1. April 1913—1. Juli 1917 Rektor Czyborra.

1902 wurde die Stadtschule mit der zweiklassigen Volksschule in dem neuen Schulgebäude in der Königsberger Straße vereinigt. Bisher fand der Unterricht in dem Schulgebäude in der Kirchenstraße statt, das, zum Magistratsgebäude umgebaut, 1914 durch Beschuß abbrannte.

In dem neuen Schulgebäude amtierte schon Rektor Damm. Als Konrektor war Gutleben, der gleichzeitig Organist war, tätig. Der Volksschule unter Rektor Salitter wurde eine Mittelschule angeschlossen, deren Rektor Friedrichkeit war, bis er durch Rektor Heinrich Wittke abgelöst wurde, der die Mittelschule bis zur Räumung leitete. Die Volksschule leitete Rektor Schlokat.

Die Ärzte

Schon 1760 wird der Stadtchirurgus Hohenstädt, der bis 1797 praktizierte, erwähnt. Ihm folgten 1789 Rosenkranz, 1794 Oberchirurgus Braun. Erster Institutschirurgus war Loschwitz, der 1808 starb. Ihm folgte bis 1847 Doktor Pfeffer. 1813 wird Oberchirurgus Schmidt genannt, 1817 Chirurgus Sonnau, von 1820—1863 Kreischirurgus Ducroin, 1846—1874 Doktor Hahn. 1857 starb Dr. med. Heinrici, 1858 Dr. Ankermann und 1869 zog in das obere Stockwerk der Apotheke Kreischirurgus Paßlack ein. Er gelangte seiner Urwüchsigkeit wegen weit über Tapiau hinaus zu einer gewissen Berühmtheit. Ihm folgten der 1889 verstorbene Doktor Ambrosii, die Ärzte Schober und Korn. Über der Apotheke hielt Dr. Hundsdörfer seine Praxis, Dr. Quednau zuerst in der Poststraße und später im eigenen Haus in der Altstraße. Dr. Reimer, der gleichzeitig das Kreiskrankenhaus leitete, hatte ebenfalls in der Altstraße seine Praxis und Wohnung.

Das Postamt

Wie berichtet, erhielt Tapiau 1699 ein „Postamt". Es führte diese Bezeichnung bis 1850. Danach wurde es bis zum 23. Mai 1871 „Postexpedition I Klasse", und von hier ab bis zum 31. Dezember 1875 „Kaiserliche Postverwaltung" genannt. Seit dem 1. Januar 1876 hieß die Post „Kaiserliches Postamt II", bis nach der Revolution das Kaiserlich gestrichen wurde und fortan „Postamt II" hieß.

Leiter des Amtes waren: 1762 Friedrich Samuel Ferber, 1785 Karl Leopold Moldkow, 1839 Postmeister Pelikan, 1851 Postmeister Sperling.

Postexpeditionsvorsteher waren: Kohler, Krauschardt, Siebert, von 1863 bis 1866 Bruno, von 1866—1867 Bienwald. Es folgten 1867—1883 Postmeister Sonnenberg, 1884—1895 Radtke, 1895—1914 Postmeister Schulz. Bis 1916 war das Amt unbesetzt, hiernach leitete Oberpostmeister Gonserowski bis 1928 und ab da Oberpostmeister Malinowski das Amt.

Das Amtsgericht

Gerichtspersonen waren: 1750 Richter Will, 1754 Richter Wiechert, 1775 Stadtrichter David Wolff, 1776 Stadtrichter Gottlieb Biedert, 1788 Stadtrichter Heinrich Mill, 1795 Richter Taureck, 1815 Stadtrichter Funk, 1832 Kreisrichter Karl Herbert Schulz, 1834 Land- und Stadtgerichtsdirektor von Neitschütz, Stadtrichter Meyer, 1847 Stadtrichter Baske, 1852 Kreisrichter Kanter, 1858 Kreisrichter Jakobsen, 1867 Kreisrichter Weizenmüller, 1871 Böttcher bis 1883.

Amtsgerichtsräte waren: 1878—1907 Störmer, Wolff von 1887, Merten von 1894—1902, Zacharias 1902—1903, Forstreuter 1903—1923, Dr. Walter 1909—1926, Dr. Schienemann seit 15. Januar 1925 und Dr. Kummer seit 1930.

Das Wasserbauamt

Urkundlich wird das Wasserbauamt bereits 1832 erwähnt. Es befand sich in Fährkrug. Sein erster Vorsteher, der „Königl. Wasserbaumeister" von Baeckel, starb 1828. Sein Nachfolger war Wasserbaumeister Betram. Im Jahre 1838 wird der Wasser-Dammeister Karl Lebrecht Schaak genannt. Es gab den Wasserbaumeister Gundel, der 1834 starb. Anzuführen ist ferner der Stromaufseher Ullisch, der 1869 starb, und der Stromdiener Schulz.

Der Wasserbauinspektor hieß 1884 Steinbeck. Etwa bis 1885 befand sich das Büro des Bauamtes in dem Jablonski'schen Hause am Markt. Danach wurde es an den Bauhof in der Bahnhofstraße, wo es sich bis 1945 befand, verlegt. In einem Neubau befanden sich die Büroräume und die Dienstwohnung des Amtsleiters. Auf den Regierungs- und Baurat Schassler folgte am 1. April 1921 Regierungs- und Baurat Mohr. Es folgten Baurat Müller und diesem Baurat Zechlin.

Das Forstamt

Ehemals Oberförsterei genannt, befand sich das Amt ursprünglich in Wargienen. Es wurde nach Imten verlegt und kam schließlich auf das Gelände der ersten Ordensburg.

Hier versah den Dienst eines Amtsleiters bis nach dem Ersten Weltkrieg Oberförster Giesebrecht. Als Forstmeister wurde er in den Westen versetzt. Sein Nachfolger wurde Forstmeister Hitschold, dem bis 1945 Forstmeister von Bodungen folgte.

Der Schlachthof

Er befand sich 1897 rechts der Schleusenstraße hinter dem neuen Friedhof mit einem Schlachthaus für Vieh und Schweine, einem Schlachthaus für Pferde und der Wohnung des Verwalters. Erster langjähriger Verwalter war Max Nagel. Nach dessen Tod folgte Dr. med. vet. Schachtner bis 1945.

Der Stadtwald

Im Jahre 1902, dem gleichen Jahre, in dem die Gasanstalt gebaut wurde, begann die Aufforstung des „Sünderberges", dessen überlieferter Name vermutlich von den auf ihm erfolgten Exekutionen stammt. Er liegt nordwestlich der Labiauer Chaussee etwa in Höhe Eisingen—Pomauden. Wenn das ganze Gelände auch nicht groß war, so war der Bestand bis 1945 zu ansehnlicher Höhe gewachsen.

Tapiau als Garnison

Tapiau war mehrfach Garnison. Da die Akten der Stadt 1914 verbrannten, liegen nur Auszüge aus den Kirchenbüchern von Pfarrer Machmüller vor, die hierüber nur begrenzt Auskunft geben.

Zwei Tapiauer Kunstmaler

Der am 21. Juni 1858 in Tapiau geborene Maler Lovis Corinth hing mit großer Liebe an seiner Geburtsstadt. Als Sohn des Gerbermeisters und Landwirts Heinrich Corinth erblickte er in dem kleinen Häuschen gegenüber dem ehemaligen Ordensschloß an der Deime das Licht der Welt.

Wie er selbst in seinen Jugenderinnerungen schreibt, verlebte er in Tapiau eine schöne unbeschwerte Jugend. In großer Verehrung hing er an seinem Vater. Er erinnert sich seines alten Lehrers Böhm, der ihm vergeblich versucht habe, das Rechnen beizubringen. Er schreibt: „Als kleiner Junge bin ich einmal in eine Lohgrube gefallen. Nachdem ich herausgezogen und von der Lohe befreit worden war, hat mich mein Vater in seinen Armen zu Bett gebracht. Da habe ich gesehen, daß mein Vater weinte, und eine heiße Träne fiel auf meine Brust."

Seiner Frau, mit der er einmal sein Elternhaus besuchte, zeigte er das kleine „Fensterche" im oberen Dachgeschoß und erklärte ihr, das war mein Stubchen, von dort habe ich mein erstes Aquarell gemalt. Es stellte einen Blick auf die Deime von grünen Büschen eingerahmt und Schiffen auf dem Fluß dar.

Seine Frau Charlotte Berend-Corinth schreibt darüber: „Es ist ein kleines Bild, das erste Aquarell seines Lebens, durchaus ein kleines Kunstwerk. Nichts daran ist gestümpert, sondern alles fehlerlos dargestellt."



Prof. Lovis Corinth, Selbstbildnis

Mit 14 Jahren verlor er 1873 seine Mutter, die auf dem alten Kirchhof ihre letzte Ruhe fand. Sein Vater starb am 10. Januar 1889 in Königsberg und ist auf dem Tragheimer Friedhof beerdigt. In Königsberg besuchte er das Kneiphöfische Gymnasium und behauptet von sich, kein guter Schüler gewesen zu sein. Aber die lateinischen und griechischen Kenntnisse hätten ihm beim Komponieren seiner mythologischen Bilder geholfen. Als Schüler wohnte er bei seiner Tante in der Magisterstraße 42 in einem kleinen Giebelhaus.

Elf Jahre studierte er in Königsberg, München, Antwerpen und Paris, entwickelte seinen eigenen Stil, der schon in seinem 1879 geschaffenen „Kuhstall" zu erkennen ist. Bei seinem Tode am 17. Juli 1925 in Zantvoort (Holland) hinterließ er: 130 Porträts, 475 Bilder, darunter 120 Blumenstücke und 61 Landschaften, abgesehen von unzähligen Radierungen und Zeichnungen. Von allen seinen Bildern fordern die der bibli-

schen Geschichte entnommenen die größte Beachtung und legen Zeugnis von seiner religiösen Einstellung ab.

Mit großer Liebe hing er an seiner Vaterstadt und hat sie öfters besucht. Sein 1904 gemaltes Bild „Grablegung", das leider 1914 verbrannte, schenkte er der Stadt und das 1910 geschaffenene Triptychon „Golgatha" der Kirche. Über das Schicksal dieses Bildes, das durch einen Granatsplitter 1914 beschädigt wurde, berichtet der Abschnitt über die Kirche.

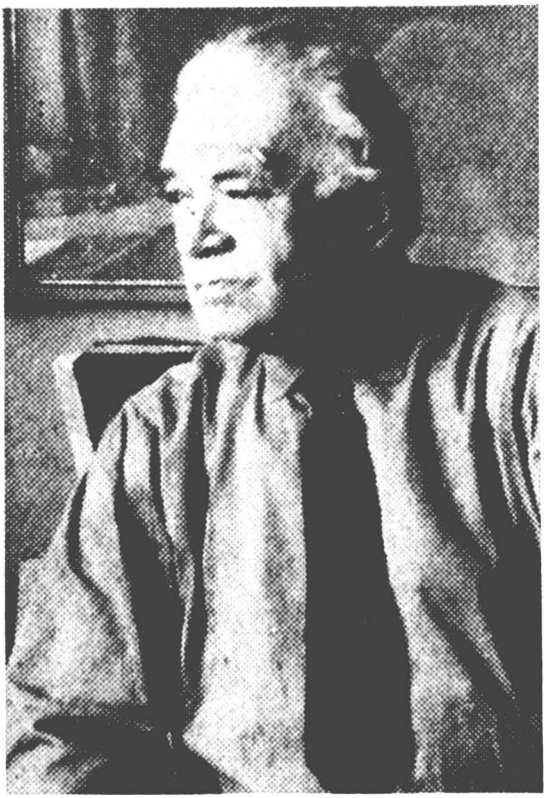
1917 kam Corinth wieder nach Tapiau, um als Ersatz für das vernichtete Bild „Grablegung" ein neues Bild zu schaffen. Er malte „Die Ratsherren". Nach Frau Berend-Corinth soll das Bild nicht den Beifall der Ratsherren gefunden haben, so daß er gebeten worden wäre, Änderungen vorzunehmen. Mit der Erklärung, das Bild ist gut, wurde der Wunsch von ihm abgelehnt. Neben diesem Bild malte er die „Allegorie Borussia", ein Panorama der Stadt. Beide Gemälde hingen bis 1945 im Rathaus.

Als Atelier diente 1917 der Vorraum der ehemaligen Kegelbahn in Klein-Schleuse. Wer ihm auf dem Wege dorthin begegnete, hätte ihn in seiner saloppen Kleidung, offenem Kragen und verbeultem Schlapphut, kaum als den schon zur Berühmtheit gelangten Maler erkannt.

Die Stadt ließ an seinem Geburtshaus eine entsprechende Tafel anbringen und ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Der Ehrenbürgerbrief wird in Berlin von der Akademie der Künste aufbewahrt.



Geburtshaus des Kunstmalers Lovis Corinth querstehend am Ende der Straße



Kunstmaler
Erich Mollenhauer
geb. in Tapiau 1892

Neben Corinth wurde in Tapiau ein zweiter zu beachtlichem Ansehen gekommener Maler geboren. Es ist dieses

Ernst Mollenhauer

der am 27. August 1892 geboren wurde. Nach seinem Studium an der Kunstakademie Königsberg bereicherte er sein Können durch Studienaufenthalte in Südfrankreich, der Bretagne und den Niederlanden.

Als Offizier nahm er am Ersten Weltkrieg teil und leistete auch im Zweiten Kriegsdienste. Zwischen den beiden Kriegen lebte er fast ein Vierteljahrhundert auf der Kurischen Nehrung. In Nidden lernte er seine Frau kennen, die Tochter des bekannten Hermann Blode. Viele seine Bilder befassen sich mit der Nehrungslandschaft. Entscheidenden Einfluß auf ihn hatte der Expressionismus. Seine Landschaften sind farbgesättigt und voll glühender Farben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand er in Düsseldorf eine zweite Heimat. Die Erinnerung an die Nehrung zog ihn immer wieder zur Insel

Sylt. Viele seiner Arbeiten hängen in Museen, Ministerien und privaten Sammlungen. Neben zahlreichen Kunstpreisen erhielt er 1960 den Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen.

Am 3. April 1963 ist er verstorben und fand in Keitum seine letzte Ruhestätte.

Geselliges Leben

Die Geselligkeit kam in Tapiau nicht zu kurz. Schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bestand ein Turnverein, ebenso ein Männergesangverein. Beide haben die Zeit überdauert. Es gab einen Sängerbund, der jedoch nicht sang und die deutsche Ressource. In besonderer Blüte standen die Schützengilde und das angeschlossene Freischützencorps. Die Schützenfeste wurden ursprünglich hinter dem vorstehend erwähnten Mühlenteich, dem Werder, einem kleinen Eichenwäldchen, gefeiert. Später wurden sie zum Sanditter Wald — Glockenberg — verlegt und dauerten drei bis vier Tage. In den späteren Jahren wurde das Fest in Klein-Schleuse gefeiert. Der Schießstand befand sich damals linksseitig der Schleusenstraße, etwa dort wo der Sportplatz entstand. Geschossen wurde mit der Eythbüchse auf eine Entfernung von mehr als 100 Meter.



Die Tapiauer Schützengilde

Die Schützenfeste waren große Volksfeste. Auf dem freien Platz vor der Gartenwirtschaft hatten Schausteller ihre Buden aufgeschlagen, lustig drehte sich das Pferdekarussell zu den Klängen der Drehorgel. Ein Tanzboden für Nichtmitglieder der Gilde stand diesen kostenlos zur Verfügung.

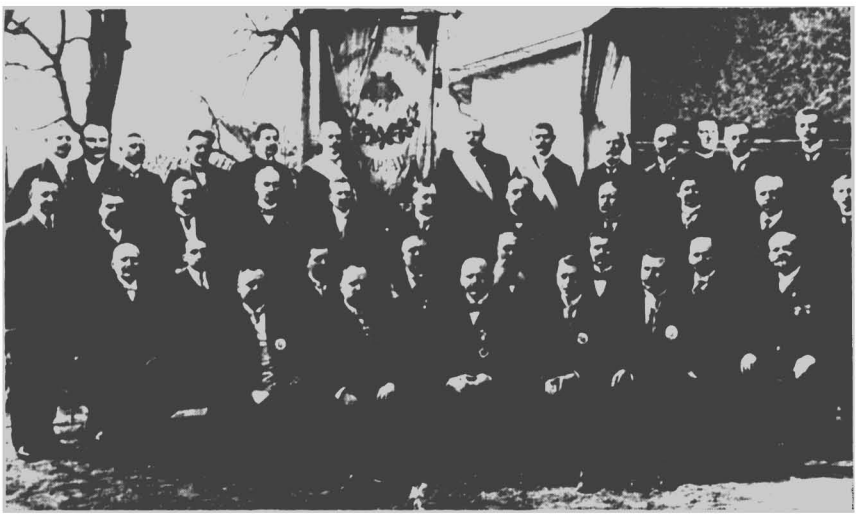
In dem alten Saal, der späteren Jugendherberge, hingen rings an den Wänden die „Bunten-Scheiben". Der jeweilige Schützenkönig hatte sie zu stiften; das Mittelfeld füllte ein Enblem seines Berufsstandes, umrahmt von dem Namen des Königs und der Jahreszahl der Erreichung seiner Königswürde.

Die Schule feierte ihr Fest, das „Kinderschützenfest" genannt wurde. Aus dem „Pustrohr" schossen Knaben und Mädchen mit Pfeilen auf die Scheibe. Hübsche Preise belohnten die besten Schützen. Schon der Ausmarsch zum Festplatz bot ein schönes Bild, wenn die Kinder in langem Zuge mit Kränzen aus Kornblumen und Maßliebchen, ein Sträußchen im geschulterten Pustrohr mit Musik durch die Straßen hinauszogen.

Der ehemalige Schießstand der Schützengilde neben der Straße wurde durch einen moderneren und sicheren parallel zur Deime hinter den Garten der Gartenwirtschaft verlegt.

Ein an Mitgliederzahl großer Verein war der Kriegerverein, dem alle Einwohner, die einmal den bunten Rock getragen hatten, angehörten.

Weitere Vereine waren der Männergesangverein, der vorstehend bereits erwähnt wurde. Gedacht sei auch der „Freiwilligen Feuerwehr",



Der Männergesangverein Tapiau



Der Männerturnverein M.T.V.-Tapiau

der alle Haus- und Grundbesitzer als zahlende Mtiglieder angehörten. Die Frauen hatten den „Vaterländischen Frauenverein" mit einer angeschlossenen Jugendgruppe. Es gab einen Ruderverein mit dem Bootshaus am Pregel neben der Gasanstalt. Hinzugerechnet werden kann der Kirchenchor, den Fräulein Beate Debler und nach ihr Organist Steiner leitete.

Wie eingangs gesagt, hat sich der Turnverein ebenfalls über die Zeiten erhalten. Aus kleinen Anfängen entwickelte er sich zu einer Größe, wie ihn kaum eine andere Kleinstadt aufzuweisen hatte. In den Wintermonaten wurde einstmals auf dem Boden der Schule geturnt. Das änderte sich, als der Direktor der Gärtnerlehranstalt, Bruno Hildebrandt, den Vorsitz übernahm. Ihm ist der Erwerb des Gartenetablissements Klein-Schleuse zu verdanken. Der Festsaal erhielt ein neues Kleid und Vorrichtungen zum Aufbau der Geräte. Die Bühne erhielt Kulissen, die Ökonomie wurde in eigene Regie übernommen. Der alte Schießstand wurde in Eigenleistung zum Sportplatz mit Aschenbahn und Sprunggruben umgebaut, da zu dem Turnen der Sport hinzugekommen war.

Besonders gepflegt wurde der Schlagball. Die Mannschaft konnte mehrfach die Ostdeutsche Schlagball-Meisterschaft gewinnen. Sie nahm an den deutschen Meisterschaftskämpfen teil und erreichte gute Plätze.

Wer um die Sommersonnenwende das Keulenschwingen mit beleuchteten Keulen erlebt hat, wird das wunderbare Bild nicht vergessen. Wie Glühwürmchen hoben sich die Lämpchen gegen den dunklen Nachthimmel ab. Wer erinnert sich nicht an das Kostümfest, das unter dem Namen „Rosenfest" in die Annalen des Vereins eingegangen ist? An vielen Abenden hatten die jungen Mädchen des Frauen-Vereins, die sich als Turn- und Sportlerinnen dem MTV angeschlossen hatten, Tausende kleiner rosa Röschen gefertigt, die in Trauben von der Saaldecke hingen oder die aus Ästen und Reisern erbauten Lauben rings um den Saal in Rosenlauben verwandelten.

Im Sommer gab es kaum einen Tag, an dem auf dem Sportplatz kein reges Leben herrschte. Interne Wettkämpfe wurden von Freundschaftsspielen auswärtiger Mannschaften abgelöst. Bald gab es in Tapiau keine Familie, die passiv dem Verein angehörte, ob sie einen aktiven Turner oder eine Sportlerin aufzuweisen hatte oder nicht.

Die durch die NSDAP angeordnete — zwangsweise — Gleichschaltung brachte den Verein zum Erliegen. Schließlich mußte Klein-Schleuse verkauft werden.

Zu kleinen Geselligkeiten trugen schöne Gaststätten bei. Das Hotel „Schwarzer Adler" mit Klub- und Jagdzimmer und seiner anerkannt guter Küche beherbergte manche Skatrunde oder befreundete Familien zum gemütlichen „Plachandern".

Willi Jablonski's zum „Löwenbräu" umgestaltetes Restaurant erfreute sich gleicher Beliebtheit wie die Konditorei und Café Klein.

Tapiau unter russischer Besetzung

Die Bolschewisten haben das nördliche Ostpreußen unrechtmäßig Rußland einverleibt. Tapiau, das ebenfalls in diesem Gebiet liegt, nennen sie „Gwardjeisk". Es ist keinem Fremden gestattet, das Gebiet zu besuchen, und es ist schwierig, ein Bild des heutigen Tapiaus zu beschreiben. Aus durchgesickerten Berichten ist bekannt, daß die Russen Tapiau zu einer Art Kreisstadt gemacht haben.

Viele, die nach dem Einmarsch der Russen in Tapiau verblieben waren, oder durch Tapiau gelegentlich gekommen waren, schrieben darüber. Aber alles sind mehr oder weniger Berichte, die das eigene Ergehen beschreiben. Ein Bericht, der das Aussehen und Leben in der Stadt zuverlässig beschreibt, soll hier wiedergegeben werden. Ihn schrieb eine ehemalige Tapiauerin, die teils zu Fuß, teils von russischen Fahrern mitgenommen, im Juni/Juli 1945 nach Tapiau kam.

„Und es klappte dieses Mal, ich konnte nach Tapiau mitfahren. Mit großem Interesse und wehmütiger Freude sah ich nun bekannte und immer mehr bekannter werdende Gegend. Hier und da sah ich sogar ein Kartoffelfeld, was im Samland gar nicht zu finden gewesen. Alle Dörfer

aber zerstört, verwüstet und meist verlassen. Und dann sah ich Tapiau liegen, fast wie sonst, Kirchturm, Schornsteine die großen Dächer der Kaserne. Jetzt würde gleich die Ecke Mühle Nagel kommen, aber da sah ich nur Trümmer und links auf dem Berge leuchteten die roten Denkmäler von Russengräbern. Das Reimer'sche Häuschen (Annemarie Reimer in der Königsberger Straße. Anm. d. Verfassers) stand da, aber kahl und wüst und links und rechts viel Trümmer. Die Turnhalle, die Schule standen unversehrt, altvertraut und doch wie fremd!

An Hartmanns (Stoermer) Haus hielt der Wagen, ich stieg ab. Meine Augen streiften die Fenster unten und oben, die sonst gepflegt waren und aus denen früher liebe Menschen herausgeschaut hatten. Alles war anders, fremd und leer. Ich wollte weiter zur Stadt. Zwei deutsche Kinder kamen mir entgegen, es waren die Kinder Fischer. Sie waren auf dem Schlachthof gewesen, um Blut und Därme bei den Russen zu erbetteln. Sie erzählten mir, daß in Tapiau gar keine Deutschen wohnen dürften. Sie wären alle in Eisingen im Lager. So zog ich mit ihnen dorthin.

Da fand ich nun viele alte Bekannte, die dort dürftig untergebracht waren und soweit sie arbeitsfähig waren in der Umgegend, meist in Hasenberg, Landarbeit machen mußten. Aber viele lagen krank auf ihrem harten armseligen Lager. Die Räume waren alle mit zweietagigen Brettergestellen, den Schlafstellen, ausgefüllt. Frau T. fand ich dort. Sie hatte eine Gruppe Kinder, deren Mütter in Arbeit standen, zu beaufsichtigen. Ich freute mich, sie gefunden zu haben. Sie rückte zur Nacht mit ihrem Sohn zusammen, und es wurde auf der Pritsche noch Platz für mich.

Am anderen Tage, Sonntag früh, redete mir Frau T. zu nach Pomauden, Neuendorf und Altenfelde zu gehen. Dort würde ich viele Bekannte treffen.

Am Nachmittag wollte Frau T. mit mir nach Tapiau und auf den Friedhof gehen. Wir gingen in die Stadt.

Unser liebes Tapiau, wie schlimm war es doch zugerichtet! Überall die fremden Posten, Durchgang und Eintritt verwehrend. Die Ecke Ballnus, Ecke Meluhn und Butsch lauter Trümmerhaufen. Wenn ich genau aufzählen sollte, was an Häusern erhalten, was zerstört ist, könnte ich es jetzt nicht, obwohl ich später oftmals durch die Straßen gegangen bin.

Ich ging mit Frau T. zuerst durch die Altstraße. Links, das Potschien'sche Haus war zum Teil erhalten, auch Fröse, Deutschmann und Böhnke war herunter. Rechts stand alleine Balscheid, dann das Haus von Fleischer Potschien, und vom Haus Dr. Quednau ab bis zum Markt standen alle Häuser, auch ab Ecke Briese (Mittelstraße) bis zum Markt. Alles Stätten lieber Erinnerungen. Diesters Laden, die Wohnfenster! Dr. Quednaus Etage, darüber Rektor Wittkes Wohnung, alles wüst und leer. Durch die Fenster ragten zum Teil Ofenrohre, der Rauch hatte die Wände geschwärzt. Die Uhr am Laden Diester hing beschädigt in ihrem Gestell.

Vor der Türe ein bewaffneter Posten, ebenso am Hofeingang. Wie gerne wäre ich einmal durch die Räume gegangen! Dann Woinars Haus, das auch viele schöne Erinnerungen wachrief! Nichts war von allem geblieben, als die kahlen Gebäude. An Rogge (Markt) war der Durchgang gesperrt. So gingen wir um den Marktgarten herum. Der war belegt mit Russengräbern. Wieweit das Denkmal (Ehrenmal) damals erhalten war, kann ich nicht sagen. Später ist es jedenfalls gänzlich fortgeräumt. Die einzelnen Steine haben bei der Denkmalsanlage der Russengräber Verwendung gefunden.

Die Kirche war da, auch beide Pfarrhäuser, die Darlehnskasse, das Hotel Schwarzer Adler, überhaupt um den Markt wenig Zerstörung.

Die ganze Seite von der Ecke Erdtmann herunter bis Thiessen (Glaubitz Nachf.), das große Klein'sche Haus bis Oschinski war in Trümmern.

Und dann kam die Neustraße. Unser altes liebes Haus! Ich ging auf den Hof, Frau T. ging mit ihrem Jungen weiter. Ich fand in der Waschküche Russenfrauen beim Kochen. Die Türe zur Treppe stand offen. Ich fragte, ob ich mal herauf dürfte. Ob sie mich verstanden was ich wollte, weiß ich nicht. Ich nahm ihr Schweigen für Zustimmung und stieg nach oben. Die Kammertüre stand offen, der schöne alte Eichenschrank war zerschlagen. Da lag noch so manches herum, was mir lieb gewesen war, ich fing an darin zu kramen. In dem Augenblick kam ein Offizier aus meinem Zimmer. „Paschli, paschli!" — „Ja, ja ich gehe schon", nahm meinen Korb und ging langsam aus dem Hause. An der Türe der An- und Verkaufsgenossenschaft stand Schneider Lemke. Mit ihm sprach ich noch kurz. Frau T. ging indessen schon um die Ecke zur Gartenstraße. Da kam ein kleiner dreckiger Russenbengel: „Paschli, paschli!" Ich fuhr ihn an: „Mach, daß du wegkommst!" Aber mit einem Mal gewahrte ich den Offizier von vorhin, der den Jungen geschickt hatte. Er winkte mir, und ich mußte mitgehen zum Verhör bei der GPU im Hause Tischler Eggert (Neustraße).

Was würde mir blühen? Ich machte mich auf alles gefaßt und mußte lange warten. Da erschien ein Major mit einer Dolmetscherin. Der Laden war zu einer Art Amtszimmer eingerichtet. Hier mußte ich Platz nehmen und das Verhör begann.

Meine Personalien wurden aufgenommen, meinen Ausweis vom DRK mußte ich vorzeigen, erhielt ihn aber wieder."

(Das Verhör ist so interessant, daß ich es wiedergebe.)

„Waren Sie in der Partei?" „Ja." „Waren Sie Ortsgruppenleiter?" „Nein." „Waren Sie Blockleiter?" „Nein." „Wer waren die O.G.L.?" Ich nannte die Namen. Darauf: „Sagitzki kennen wir schon. Wer war Frauenschaftsleiterin? Frau K. wo ist sie?" „Ich weiß es nicht."

„Hitler hat alle Kommunisten aufgehängt, wir machen das nicht mit den Faschisten."

„Oh", sagte ich, „wir haben mit den Kommunisten ganz gut zusammengearbeitet. Ich weiß nicht, daß einer aufgehängt wurde."

„Wollen Sie für Hitler sterben?" „Wenn ich sterben muß, sterbe ich für Deutschland!" „Nein, nicht für Deutschland, ob Sie für Hitler sterben wollen?" „Na, für Stalin ja nicht!" „Kennen Sie Stalin?" „Nein." „Da, sehen Sie das Bild!" „Das kenne ich." „Nun, wollen Sie für Hitler sterben?" „Ich möchte gar nicht sterben, ich möchte leben bleiben!" Da lachte der Russe.

„Wissen Sie, wo Wagner seine Konserven vergraben hat?" „Nein." „Kennen Sie das Grundstück Wagner?" „Nein."

Trotzdem mußte die ehemalige Tapiauerin B. am anderen Tage nach Köthen fahren.

Nach einem anderen Bericht war in der ersten Besetzungszeit als „Bürgermeister", wie man sagt, der Altkommunist Ernst Kühn eingesetzt, doch bald wieder abgesetzt. Die ehemaligen Tapiauer Kommunisten, soweit sie in und um Tapiau geblieben waren, witterten Morgenluft und gründeten einen „Deutschen Club". Er hielt sich nur kurze Zeit.

Die Heil- und Pflegeanstalt ist ein Krankenhaus für Russen geworden. In der Schule ist ein Internat für russische Kinder eingerichtet.

Die Kirchenstraße war damals zwischen den Kewitz'schen und Schenk'schen Grundstücken durch einen Bretterzaun abgesperrt. Im letzten Haus befand sich eine Dienststelle des NKWD. Der Keller war kniehoch voll Wasser gefüllt, und Verurteilte mußten darin eine Nacht stehend verbringen, wie mir eine Frau, die es selbst erlebt hat, auf einem Treffen berichtete.

Die Kasernen waren damals von russischen Truppen belegt. Wie es heute in Tapiau aussieht, weiß kein deutscher Mensch zu berichten. Nordostpreußen ist hermetisch gegen die Außenwelt verschlossen.

Von Pflanzen und Tieren um Tapiau

Vor 700 Jahren standen um Tapiau bis fast an den Pregel dichte Wälder. In ihnen wuchsen Fichten, Kiefern, Eichen, Buchen und Erlen neben anderen Laubbäumen. Eiben gab es und Kaddigbäume, wie sie heute noch in der Lüneburger Heide zu finden sind.

Die Flüsse kannten noch nicht die regulierende Hand des Menschen. Sie schlängelten sich breit und an den Ufern verkrautet und von Schilf und Gebüsch umrandet durch die Flur. Reiher horsteten auf den Bäumen, Adler kreisten über Fluß und Wälder.

Bär und Wolf, Elch und Wisent brachen durch das dichte Unterholz der Wälder.

Was ist von ihnen bis in unsere Zeit erhalten geblieben? 1755 lebte noch eine Wisentkuh in der Nähe Tapiaus, im Lieblacker Forst. Sie fiel

Wilddieben zum Opfer. Hierüber berichtete eine alte Chronik, die wie vieles andere die Kriege vernichteten.

„Der Hegereuter, wie damals der Forstoffiziant genannt wurde, Buttgereit konnte die Wilddiebe stellen. Seine Wut war begreiflich. Er ließ ein Feuer entfachen, die Kuh abledern und eine Lende rösten.

Freßt ihr Brüder der falschen Zunft von dem Mürbebraten, was eure Pansen fassen. Es soll eure Henkersmahlzeit sein."

Adler kreisten in der Luft, Wölfe angelockt vom Geruch des Blutes umkreisten das Lager.

„Wer von euch gab den ersten Schuß? Er soll als Erster meine Kugel erhalten. Und nun macht zu, ihr sollt vor meinen Augen die ganze Kuh fressen."

Zur Vollziehung des Strafgerichtes kommt es nicht. Der Vorarbeiter Walzuweit, der mit dem Heger den Wald beging, kommt hinzu. So werden die beiden Frevler in Gewahrsam genommen und zu harter Pön durch die Gerichtsbarkeit verurteilt."

Erhalten hatte sich der Elch. Ein starkes Exemplar in der Nähe von Adamsheide (dem Forsthaus am Rande des Sanditter Waldes), wurde 1926 von zwei Tapiauern beobachtet, und ein Jungtier lief fast einen Kilometer auf der Chaussee nach Ratswalde vor einem Auto her.

Auch im Pregel fand sich bis 1910 noch ein Recke der Fische. Es war ein Wels von fast zwei Meter Länge mit mächtigem Kopf und wurmartigen Barten, der vor der Oberförsterei dem Fischer in das Netz ging. In späteren Jahren wurden nur kleinere Welse im Pregel gefangen.

Wer sehr früh aufstand, konnte im Zohper-See den Fischotter beobachten, wenn er mit einem fetten Fisch an das Ufer kletterte, um ihn zu verzehren. Fischmeister Weynel sah ihn nicht gerne, weniger der geraubten Fische, als der oft zerrissenen Netze wegen. Noch einen anderen seltenen Vertreter der Tierwelt fand man dort, die Sumpfschildkröte. Sie zu beobachten war äußerst schwer, da geringste Erschütterung des Bodens sie ins Wasser flüchten und tauchend den Blicken entschwinden ließ.

Aus dem Pflanzenreich hatte sich in dem See die fast ausgestorbene Wassernuß (trapa) erhalten. Sie trieb eine Frucht fast in der Größe einer Kastanie und von ähnlichem Aussehen. Ihrer stachligen Haken wegen nannte der Volksmund sie „Düwelskopp". Das Fleisch der Früchte war zartweiß und wohlschmeckend. In früherer Zeit dienten sie als Volksnahrungsmittel. Stieß im Herbst die Pflanze die Frucht ab, so sank sie auf den Grund und verankerte sich mit den Haken. Im Frühjahr öffneten sich die Schalen und trieben Keimlinge in den nahrhaften Boden. Die leeren Schalen stiegen nach oben und schwammen auf dem Wasser. Das neue Pflänzchen trieb einen langen Stiel bis zur Wasseroberfläche, entfaltete ihre Blättchen und kleinen Blüten. Roh gegessen, schmeckte das Fruchtfleisch ebenfalls gut.

Auf dem fast schwarz scheinenden Wasser schwammen die Blüten der großen Seerose, über dem See kreiste mit gebreiteten Flügeln ein Pärchen Weihen.

Die fast gänzlich ausgestorbene Eibe war in ein bis zwei Exemplaren im Frisching nahe des Zehlaubruches zu finden. Im Forst Tapiau verriet der starke Vanillegeruch den Standort der Stendelwurz. Sie, wie das Knabenkraut, ebenfalls eine Orchidee, das in den Wiesen des Rosengartens zu finden war, standen unter Naturschutz.

Auf dem Glockenberg, in der Nähe des Waldschlößchens, wuchs die geschützte Kuhschelle und in den Torfbrüchen vereinzelt der Sonnentau. tau.

Aus der Geschichte der Stadt Allenburg

Von Hugo Hennig

Mitarbeiter

1. Hugo Hennig, letzter Rektor an der Volksschule
2. Margarete Hopf, Mittelschullehrerin
3. Otto Lippke, Lehrer an der Volksschule
4. Werner Lippke, Sonderschuldirektor
5. Erwin Moeller, letzter Bürgermeister ca. 1912—1945
6. Otto Schadewinkel, Schneidermeister und Kreishandwerksmeister
7. Gertrud Muhlack, Hausfrau
8. Magdalene Schulz, Lehrerwitwe
9. Bruno Adelsberger, Pfarrer in Allenburg



Gesamtansicht der Stadt Allenburg von W. vom Trimmauer Gutspark. Der Pfeil deutet auf das Gebäude am Junkerhof. Hier stand einst das Wildhaus, die Burg des Ordens

Die Vorgeschichte, auch Spatenwissenschaft genannt, weil sie ihr Wissen um die frühe Vergangenheit Ausgrabungen und Funden verdankt, erzählt uns, daß etwa 1000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung in der Gegend von Allenburg bereits Menschen wohnten. Aus einem Gräberfeld in dem einstmals zu Allenburg gehörenden Gut Muskau wurden geborgen: 1 Hakenfibel (Spange), 2 Armbrustfibeln, 1 Riemenbeschlagstück aus Bronze, 1 Schmuckstück mit verglastem Toneinsatz, 1 Stangenperle von Glas mit Gold. Ein größeres Gräberfeld in dem bei Allenburg gelegenen Plauen, Totenberg genannt, enthielt mehrere Bronzenadeln, Gewandnadeln, 1 Armring aus Bronze, 1 eiserne Lanzenspitze, 1 Urne mit Stehfläche, 1 Fingerring mit Schnurornament, 1 Fingerring mit von roten Emaillespuren ausgefülltem Kreuz, 1 kurzes, breites, eisernes Schwert. Es wurde auch eine von 6 Steinen gebildete Steinsetzung freigelegt.

Welchen Völkerstämmen gehörten die Menschen an, die hier siedelten, sich der aufgefundenen Gerätschaften bedienten und hier bestattet wurden? Niemand vermag es mit Gewißheit zu sagen. Erst als mit schriftlichen Aufzeichnungen die eigentliche Geschichte beginnt, kommt Licht in dieses Dunkel. Die Römer überlieferten uns den Namen Ästier, ohne nähere Angaben über diese ostwärts wohnenden Völker zu machen. Als die christlichen Missionare nach Osten vordrangen und Adalbert von Prag 997 in der Nähe von Fischhausen erschlagen wurde, wurde der Namen Pruzzen bekannt, und als die Mannen des Deutschen Ritterordens den großen Marsch nach Osten antraten, begann für das Preußenland der Eintritt in die Geschichte. Im Jahre 1230 tränkten die deutschen Ritter zum erstenmal am Ufer der Weichsel ihre Rosse. In harten Kämpfen, die 53 Jahre andauerten, haben sie daß Preußenland unterworfen. Etwa im Jahre 1256 müssen sie bis in die Gegend von Allenburg vorgedrungen sein, denn in diesem Jahre haben sie die Preußenburg Kapostete, das spätere Wohnsdorf, an der Südgrenze des Kreises Wehlau erobert. Jedesmal, wenn der Orden einen weiteren Teil des Landes unterworfen hatte, mußte ihm daran gelegen sein, zum Schutze gegen kriegerische Einfälle Burgen oder Wildhäuser (Burgen ohne Vorburg) anzulegen. Die eigenartige Bezeichnung „Wildhaus" ist wahrscheinlich daraus zu erklären, daß solche Burgen am Rande der „Wildnis", einem bis nach Litauen sich ausdehnenden Waldgebiet, angelegt wurden. Wo das Wildhaus „Allenburgk" lag, kann nicht mit Gewißheit festgestellt werden. Angenommen wird, daß der Orden zunächst die auf der linken Seite der Alle auf dem Zickelberg gelegene Preußenburg ausbaute, und nachdem diese im Jahre 1260 von den preußischen Nadrauern zerstört worden war, eine Burg auf der anderen Alleseite errichtete. Vieles spricht dafür, daß die neuerrichtete Burg auf dem rechten Alleufer lag, und zwar auf dem Platz, der später „Junkerhof"

genannt wurde. Das an dieser Stelle steil abfallende Ufer eignete sich gut zur Anlage einer Befestigung. Der Junkerhof durfte nach der Gründung der Stadt im Jahre 1400 von den Bürgern nicht bebaut werden. Er blieb zunächst Eigentum des Ordens, so daß wir aus diesem Grunde annehmen können, daß hier das Ordenshaus gestanden hat. Als Hans von Polentz von der Ordensherrschaft mit der Stadt Allenburg belehnt wurde, heißt es in der Verschreibung: „Dazu ein Hofstadet zur Allenburgk, darauf wir (d. h. der Ritterorden) ein behawsung pawen mögen." Vermutlich wurde das Wildhaus auf dem Junkerhofplatz 1272 errichtet, wird aber nach 1400 nicht mehr erwähnt. Der Orden war inzwischen weiter ostwärts vorgedrungen, und so wurde das Wildhaus Allenburg strategisch unwichtig, vom Orden vernachlässigt und aufgegeben. Zu dieser Zeit muß der Junkerhof ohne Einschränkung der Familie v. Polentz zugesprochen worden sein, denn die v. Polentz haben dort später ihr städtisches Wohnhaus errichtet. Ihr Landsitz war das Gut Progen, die erste Ansiedlung bei Allenburg.

Allenburg wird in den „litauischen Wegeberichten" zum erstenmal im Jahre 1384 urkundlich erwähnt. Da ist über die Besichtigung durch den obersten Marschall berichtet: „als er die wilthuss ummereit und die besah, do lis her diese nachgeschrebin armbrost und phile of den husern: Allenburgk 4 rucarmbrost und 1 stegreifarmbrost, do hat der sniczmeist dargegeben 2 rucarmbrost und 1 stegreifarmbrost, item 12 schock phile."

Neben dem Wildhaus ließen sich bald Ansiedler nieder, die die fruchtbare, zwischen Alle und Schwene gelegene Aue bebauten, das bis dahin wüste Land in der Umgegend bestellten und den Urwald rings um den Ort lichteten. Diese Ansiedler waren Deutsche aus den verschiedensten Gauen des Reiches. Die Anzahl preußischer Bewohner war in den Städten immer sehr gering, was teils dem Widerwillen der Preußen gegen das städtische Leben überhaupt, teils auch dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Preußen in den Städten kein Gewerbe treiben, sondern meist nur als städtisches Gesinde leben durften. Ein Verzeichnis der Bürger von 1540 enthält die preußischen Namen, Franke, Westphale, Greifenberg, aber auch Namen preußischer Herkunft: Sam, Same, Natanger.

Die Zuteilung der Ländereien an die Kolonisten besorgte im Auftrage der Ordensregierung ein sogenannter Lokator (Ortsbegründer). Er wurde das Haupt der neuen Siedlung und nannte sich Schultheiß. Er hatte für Ordnung zu sorgen, die Abgaben einzuziehen und stand jedem Einwohner mit Rat und Tat bei. Dieses Amt war erblich in seiner Familie. So war es auch in Allenburg, nachdem der Hochmeister Konrad von Jungingen durch die Handfeste vom 19. Oktober 1400 Allenburg zur Stadt erhoben hatte. Der erste Schultheiß hieß Reppin. Allenburg unterstand dem kulmischen Recht (benannt nach der Stadt Kulm). Bis zur Stadtgründung waren bereits 44 Hufen urbar gemacht worden, und zwar

das Land zwischen Alle und Schwöne. Zwischen Schwöne und Omet lagen fünf Morgen Wiesen und zehn Hufen Ackerland.

Die Stadt erstreckte sich auf einer erhöhten Halbinsel, die im Süden von der Alle und der Omet (auch Apt genannt), im Westen von einer Alleschleife und im Norden von der Schwöne begrenzt war. Nur im Osten, dort wo die Speicherstraße (Gerdauer Straße) lag, bestand die Möglichkeit, aus der Stadt hinauszukommen, ohne auf Brücken angewiesen zu sein. Auf die Gefahren, die diese Lage in sich barg, wies die Stadtvertretung im Jahre 1848 hin, als sie in einer Eingabe den Bau je eines Dammes nach Schallen und Dettmitten beantragte. Da auf dem einzigen Landweg, der den Einwohnern zu jeder Zeit offen stand, die Scheunen standen, waren sie, falls sich ein ähnlicher Scheunenbrand wie der am 24. Januar 1847 womöglich bei Hochwasser wiederholen sollte, der Gefahr ausgesetzt, entweder mitsamt dem Hab und Gut zu verbrennen oder in den Fluten umzukommen. Andererseits ergab sich durch diese Lage in alter Zeit ein vorzüglicher Schutz gegen Einfälle. Auch boten die mit Weiden umstandenen Ufer der kleinen Flüsse einen Rahmen von besonderem Reiz, und der Allenburger reimte mit Stolz:

„Allenburg, du Schöne
an Alle, Apt und Schwöne."

Die Stadt war im Rechteck erbaut und von Mauern umgeben. Sie hatte drei Tore: Scheunentor, Wassertor (Wehlauer Tor) und Auentor. Zwei parallel laufende Straßen, Königstraße und Herrenstraße (nach den Ordensangehörigen, den Deutschherren genannt), wiesen in die Ost-West-Richtung; zwischen ihnen, auf der Westseite des quer zu ihnen stehenden Rathauses, der Marktplatz und links und rechts von den beiden genannten Hauptstraßen eine Anzahl von Nebenstraßen.

Die Besiedlung des flachen Landes im Kirchspiel Allenburg

Die enge Verflochtenheit des Landstädtchens Allenburg mit den Dörfern und Gütern seiner näheren Umgebung legt es nahe, der Stadtgeschichte einige Nachrichten über die Ursprünge und die Besitzverhältnisse der ländlichen Siedlungen hinzuzufügen. In ähnlicher Weise, wie der Orden den „Burgleuten" (den Ansiedlern im Schutze einer Burg) das Land durch einen Lokator zuteilen ließ, so wurde auch auf dem flachen Lande einem tüchtigen und verläßlichen Manne die Gründung und Verwaltung eines Dorfes anvertraut. Die Besiedlung des eroberten Landes vollzog sich in drei Etappen:

Zuerst entwickelten sich die S t ä d t e durch Besiedlung
des Landes in der Umgebung einer Burg,
dann wurden G ü t e r ausgegeben,
sodann wurden deutsche und auch preußische B a u e r n -
d ö r f e r gegründet.

Nicht anders vollzog sich die Entwicklung auch in Allenburg und Umgegend. Die ersten Adelsfamilien, die mit der Stadt Allenburg und dem Gut Progen belehnt wurden, waren die v. Kanitz und später die v. Polentz. Dieses Lehnsverhältnis, das im Jahre 1540 begann, wurde erst 1810 aufgehoben, als die Stadt immediatisiert wurde und damit ohne Zwischenbesitzer unmittelbar dem Staatsgebiet angehörte. Den Lehnsherren standen folgende Rechte gegenüber der Stadt zu: sie erhielten einen jährlichen Grundzins aus der städtischen Kämmereikasse, hatten einen Stadtrichter vorzuschlagen und die Wahl des 2. Predigers zu bestätigen. Alle Strafgelder von den Magistratsurteilen in Sachen über zehn Taler gingen an die Lehnsherrschaft. Der Junkerhof war keinen bürgerlichen Lasten unterworfen, er hatte adlige Rechte. Die Besitzer der Lehngüter erhielten ihr Besitztum nach deutschem Recht als Manneslehen oder auch nach Magdeburgischem Recht zu beider Kinder (männliche und weibliche) Recht. Die ritterlichen Herren waren dem Orden zu Reiterdienst verpflichtet und zahlten nach mittelalterlicher Auffassung mit ihrem Blut. Ihre Güter wurden adlige oder Rittergüter genannt, und ihnen wurde die niedere Gerichtsbarkeit zugesprochen. Die Erledigung der schweren Rechtsfälle behielt sich der Orden vor. Das Land erhielten die Adligen wie auch die Bauern unentgeltlich. Die Bauern waren zu Zins (Steuerlast) und Zehnten (Kirchenlast) verpflichtet; sie zahlten also mit ihrem Gut.

Neben den deutschen gab es auch preußische Dörfer. Sie wurden in der Nähe der Lehngüter angelegt. In ihnen wohnten die Preußen, die unterworfen waren und sich die anfängliche Milde durch wiederholte Aufstände verscherzt hatten. Sie waren zu Zins, Zehnten und Scharwerk verpflichtet. Diese untertänigen preußischen Bauern konnten kein Ackerland als persönliches Eigentum erwerben. Sie waren nicht dem Orden, sondern dem Besitzer eines Lehngutes verpflichtet und unterstanden auch dessen Gerichtsbarkeit. Eine Sonderstellung nahmen die preußischen Edelinge ein, hier und da auch als preußische „Könige" bezeichnet. Sie erhielten, sofern sie dem Orden treu geblieben waren oder ihm wesentliche Dienste geleistet hatten, ebenso wie die Deutschen ihre Lehngüter, frei von Zehnten und bäuerlicher Arbeit, mit hintersässigen preußischen Gutsuntertanen, über welche sie volle Gerichtsbarkeit ausübten. Sie waren mit ihren Hintersassen zum Kriegsdienst verpflichtet, so oft der Ordengebieter sie aufrief. Behauptungen, die Ritter hätten das Preußenvolk vollständig ausgerottet, müssen demnach als böswillige Erfindungen angesehen werden. Solch ein preußischer Freier in der Nähe von Allenburg war Skaldo, der in Schallen saß.

Die Leser dieses Heimatbuches, die bis zur Vertreibung 1945 in den Dörfern und Gütern des Kirchspiels Allenburg wohnten, werden sicher daran interessiert sein, zu erfahren, auf welches Alter ihre ehemaligen Siedlungsstätten zurückblicken können. Plauen und Dettmitten sind sehr alte preußische Dörfer, schon vor 1350 bestehend. Trimmau und Lei-

ßienen sind wahrscheinlich ebenfalls altpreußische Siedlungen gewesen. Progen wurde, wie bereits erwähnt, gleich bei der Anlage der Allenburg als Vorwerk derselben angelegt. Dann wurde Kautern selbständig. Währenddessen lag die ganze östliche Hälfte des Kirchspiels noch bis 1272 als eine Wüste da. Erst als das Land von der Ordensmacht durch einen Grenzwall, der sich von Wehlau über Sensburg und Bischofsburg bis zur polnischen Grenze in der Nähe von Neidenburg erstreckte, gegen Litauen gesichert war, konnte man hier mit der Anlage von Siedlungen beginnen. Hier wurde vor 1347 Muskau angelegt und dann Koppershagen. Zugleich wurde auf der anderen Seite des Grenzwalls mit der Urbarmachung begonnen. Dort wurden die Lehngüter Harnowen und Nagurren ausgegeben. Nach Gerdauen zu wurden die Dörfer Kortmedien und Neumühl angelegt. Die Lehnsherrschaft über sie wurde mit dem von den Bauern nicht besiedelten Lande dem Besitzer von Progen übertragen. So blieb dann nur noch ein ca. 30 Morgen großer Wald zwischen Kortmedien und Mauen übrig, der später unter die verschiedenen Güter aufgeteilt wurde. Einen Teil davon erhielt das neu entstandene Gut Ernstwalde.

Über die Größe der Güter in früheren Zeiten gibt folgende Tabelle Auskunft: Adlige Mannslehen waren die Güter:

Harnoven	28	Hufen
Nagurren	6	„
Kortmedien	59	„
Ernstwalde	10	„
Eiserwagen, Kl.	45	„
Koppershagen Potawern	21	„
Neumühl	45	„
Plauen Dettmitten	37	„
Progen	14	„
Redden	10	„
Trimmau	20	„

Zu Magdeburgischem und beider Kinder Recht:

Kautern	11	Hufen
Eiserwagen, Gr.	60	„
Leißienen	19	„
Glashütte Mauen	12	„

Ein preußisches Freigut war Schallen mit 6 Hufen 25 Morgen. Die Stadt Allenburg hat das ihr verliehene Land nicht selber erschlossen, sondern zum Teil an Bauern ausgegeben; so entstand 1699 Gr.-Allendorf als ein auf städtischem Grund und Boden errichtetes Kämmereidorf. In

noch spätere Zeit fällt die Gründung der beiden Neusassereien sowie der Güter Ziegelhöfchen und Eichwalde. Wenn auch nur bei wenigen Ortschaften des Kirchspiels sich das Gründungsjahr mit völliger Sicherheit angeben läßt, so darf man doch annehmen, daß auch die weniger bestimmten Angaben der nachfolgenden Zusammenstellung bei allen ehemaligen Einwohnern der genannten Ortschaften und ihren Nachkommen auf Interesse stoßen werden. Es wurden gegründet:

etwa 1272 Wildhaus Allenburg
und Vorwerk Progen
vor 1348 Trimmau
vor 1355 Schallen
vor 1357 Plauen
vor 1357 Muskau
1379 Eiserwagen
1392 Neumühl
1392—1410 Kortmedien
vor 1400 Leißienen
vor 1427 Kautern
vor 1473 Koppershagen

So war etwa bis 1500 die Besiedlung und damit die völlige Eindeutschung des Kirchspiels Allenburg beendet.

Bis zum Ende der Ordenszeit 1525

Der Ordensstaat hatte stets mit der Feindseligkeit zweier Völkerschaften an seiner Grenze zu rechnen, der Litauer und der Polen. Seine Lage wurde bedrohlich, als Polen und Litauen durch die Heirat des Litauerfürsten Jagiello mit Hedwig, der Erbin Polens, einen Gesamtstaat bildeten und angriffsweise gegen den Ritterorden vorgingen. Die schwere Niederlage des Ordensheeres bei Tannenberg 1410 bedeutete den Anfang vom Ende des Ordensstaates. Sie wäre zu verwinden gewesen, wenn nicht die Entfremdung zwischen der Ordensregierung und den aufstrebenden Städten des Landes immer mehr zugenommen und zum offenen Konflikt geführt hätte, der noch dadurch verschlimmert wurde, daß der preußische Städtebund den Polenkönig zu Hilfe rief. In die Kämpfe zwischen dem Städtebund und der Ordensregierung wurde auch das Städtchen Allenburg verwickelt. In diesem Städtekrieg, der von 1453 ab 13 Jahre lang sich hinzog, muß die Stadt schwer gelitten haben, da sie 1491 noch wüst dalag. Allenburg hatte sich freiwillig oder gezwungen dem Städtebund angeschlossen, wie auch Wehlau, Friedland und Schippenbeil, während Tapiau, Labiau, Domnau und Pr.-Eylau bald wieder dem Orden gehorsam wurden. Alle Städte, die dem Orden den Gehorsam aufgesagt hatten, litten sehr unter den Angriffen des Ordens-



Allenburg vor 1914
Markt mit Ordenskirche von 1405
und Rathaus
rechts Schuppen für die Wasserkiewen der Feuerwehr

heeres. Selbst das starke Wehlau wurde vom Orden zurückerobert. Ganz vernichtet wurde Allenburg nicht, denn bei den Friedensverhandlungen zu Thorn 1466 erwidert der Polenkönig dem Unterhändler: „Aus Ehrfurcht vor dem päpstlichen Stuhle wollen wir dem Orden noch Schloß und Stadt Königsberg und die Gebiete, Schlösser und Städte Insterburg, Norkitten, Wohnsdorf, A l l e n b u r g , Lötzen, Drengfurt und das ganze Gebiet Brandenburg überlassen, unter der Bedingung, daß uns der Hochmeister huldigt."

Nach dem Friedensschluß, in dem der Orden die Lehnshoheit des Polenkönigs anerkennen mußte, wird über den Zustand der schwer betroffenen Städte berichtet: „Die Städte wiederholt in Aschenhaufen ververwandelt, verarmt, ohne Handel und Betrieb, ohne inneres frisches Leben, bis aufs letzte ausgehungert, zerfallene Mauern, zerbrochene Türme, baufällige Häuser — ein trauriges Bild." Während die Nachbarstädte sich bald erholten, blieb Allenburg lange Zeit wüst. Erst im 16. Jahrhundert wurde die Stadt wieder aufgebaut, blieb aber klein und unbedeutend. 1527 wurde der Stadt ein Jahr- und Wochenmarkt bewilligt. In der Konzesionsurkunde heißt es: „In Betrachtung des merklichen Schadens und Verderbung, so der Stadt und den Bürgern mehrmals widerfahren und zugefügt . . ." Im Jahre 1567 wurde der Stadt ein zweiter Jahrmarkt zugebilligt. So erholte sich Allenburg allmählich wieder. 1540 zählte die Stadt 48 Großbürger; zur Zeit der Stadtgründung waren 50 Hofstellen besetzt gewesen.

Das Jahr 1525 hatte für das Ordensland eine tief einschneidende Umwälzung gebracht. Der letzte Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, hatte eingesehen, daß die Beherrschung eines Landes mit all seinen ver-

waltungsmäßigen, wirtschaftlichen und sonstigen bürgerlichen Belangen durch einen geistlichen Orden unzeitgemäß geworden war. Er erhielt von seinem Lehnsherren, dem Polenkönig, im Vertrag zu Krakau die Genehmigung, das Ordensland in ein weltliches Herzogtum umzuwandeln. Der Ritterorden wurde aufgelöst. Die Ritter erhielten vom Herzog Landgüter oder wurden mit wichtigen Ämtern betraut. So erhielt der Deutschherr Hans v. Polentz, ein Bruder des samländischen Bischofs Georg v. Polentz, das Amt Georgenburg und das Gut Schaffguth im Samland, Begüterungen, die er 1540 mit der Lehnsherrschaft über Allenburg und dem Gute Progen vertauschte. Insofern wurde die Stadt Allenburg von der Verweltlichung des Ordensstaates mitberührt und auch dadurch, daß sie von nun an zum „Amte" Tapiau gehörte, da an die Stelle der Komtureien des Ordens „Ämter" oder „Hauptämter" getreten waren und das Land nicht mehr von Komturen, sondern von „Amtshauptleuten" verwaltet wurde.



Gasse S.O.
vom Markt zur Allestraße
Zwischen den Speichern
das älteste Haus der Stadt
in Fachwerkbauweise

Herzog Albrecht hatte sich mit Luther sowohl über die Auflösung des Ordens wie über notwendige kirchliche Reformen verständigt und entschloß sich, die Reformation in seinem Lande durchzuführen. 1529 wurde der letzte katholische Pfarrer Allenburgs abgesetzt und am 23. 3. 1529 Johann Laxophorin zum ersten evangelischen Geistlichen bestellt. Dieses ist der eigentliche Reformationstag Allenburgs. Die Kapellen vor der Stadt, die St.-Georgs-Kapelle auf dem polnischen Friedhof und diejenige, die auf dem Zickelberg lag, wurden nun nicht mehr benötigt und verfielen. Der ermländische Bischof, der sich der Reformation nicht anschloß, hatte die goldenen und silbernen Altargeräte fortgenommen. Es mußten neue Altargeräte beschafft werden. Die Kirche wurde gleichzeitig renoviert. An dieser Stelle der Allenburger Stadtgeschichte erscheint es angebracht, etwas über die Kirche und das kirchliche Leben zu berichten.

Die Allenburger Stadtkirche

Mit der Niederlassung deutscher Bürger neben dem Wildhause Allenburg entstand wohl zugleich eine christliche Gemeinde, die im Burgkaplan ihren ersten Seelsorger gehabt haben wird. Bald nach der Stadtgründung baute sich die Gemeinde im Jahre 1405 ein eigenes Gotteshaus auf einem neben der Schwöne gelegenen Platz, der zugleich als Kirchhof diente. Die Pfarrstelle wurde mit vier Hufen Land ausgestattet. Das Einkommen des Pfarrers bestand im Nießbrauch dieses Landes, in Einnahmen aus gottesdienstlichen Verrichtungen, aus dem Zehnten, aus Opfergeld und testamentarischen Vermächtnissen, dazu kamen noch freies Holz und freie Viehweide.

Das Gotteshaus war im typischen Ordensstil erbaut worden. Verschiedenartigkeit der Mauern, Verwendung von Feldsteinen und Ziegeln sowie ungleiche Mauerstärken lassen darauf schließen, daß die Kirche ursprünglich etwa halb so groß war. Der westliche Teil mit dem Turm war der ältere Teil. Bald wurde diese Kirche erweitert durch Anbau nach Osten, so daß sie eine Länge von 38,5 Meter erreichte.

Es war der Opferwilligkeit einzelner Gemeindemitglieder, vor allem der des Adels zu verdanken, daß das Innere der Kirche im Laufe der Zeit würdig und künstlerisch wertvoll ausgestattet wurde. Erwähnt seien der Barockaltar, die beiden Beichtstühle an den Seiten des Altars, die ungewöhnlich schöne, mit reichem Schnitzwerk versehene Kanzel, die Emporen, die zum Teil den Besitzern der Adelsgüter und ihren Leuten vorbehalten blieben, da die Bänke im Kirchenschiff die Zahl der Kirchgänger zuweilen nicht zu fassen vermochten, und vor allem die Orgel mit ihrem schönen Prospekt, verziert mit den Wappen der Stifter v. Tettau (Trimmau) und seiner Gemahlin.

Der Orgel gegenüber stand der reich verzierte Altar, gestiftet 1681 von Adam Friedrich v. Polentz und Wolf v. Ölschnitz, im Mittelpunkt das

Kreuzigungsbild, darüber das Triumpfkreuz mit der Inschrift F.W.v.d.G. (Friedrich Wilhelm v. d. Goltz). Auf dem Altartisch stand ein Kruzifix, massiv aus Blei; es lag früher auf dem Sarg des Kammerherrn v. Rauschke. Als im Jahre 1862 das Gewölbe, in dem der Sarg aufgestellt war, geöffnet werden mußte, nahm man das Kruzifix heraus und stellte es auf den Altar. Es wurde dabei von Schlossermeister Ferdinand Kampf vergoldet.

Über dem Kirchenschiff erhob sich ein hölzernes Tonnengewölbe, das von zwei Gemälden geziert wurde, ein kleines nahe der Orgel: ein knieender Mann, den Blick zum Himmel gewandt, als ob er einer Stimme lauschte: „Ich bin der Herr, dein Gott!" Dazu zwei Bäume mit je einem Schild: „Von der Liebe Gottes" — „Von der Liebe des Nächsten." In der Mitte der Decke befand sich ein größeres Bild aus dem Jahre 1699 von Laer Passarge: „Christus als Weltenrichter." Die Orgelemporen zierten Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament. Das schönste Bild: ein Mensch beugt sich liebreich nieder zu dem, der geschändet und geschlagen am Boden liegt, weil er unter die Mörder gefallen ist.

In der Sakristei der Kirche hing ein Ölbild „Christus mit den ersten Jüngern", eine Kopie nach einem Gemälde von Prof. Heydeck aus Königsberg, gemalt von der Allenburgerin Marie Enderweit.

Diese Angaben über unsere Ordenskirche werden vielen Allenburgern Erinnerungen wachrufen an manche erhebende oder leidvolle gottesdienstliche Stunde, die sie in diesem Gotteshause erlebt haben. Sie werden der jüngeren Generation deutlich machen, was wir im deutschen Osten alles verloren haben.

Wenn von der Kirche gesprochen wird, müssen auch die Begräbnisstätten erwähnt werden. Der erste Friedhof der Stadt lag auf dem Kirchplatz an der Nordseite der Kirche nach der Schwöne zu. Er war um 1800 so überfüllt, daß eine Beerdigung kaum noch möglich war. Der zum städtischen Wohnhaus der Familie v. Polentz gehörige Junkerhofgarten war als Begräbnisplatz an die Kirchengemeinde verkauft worden. Im Jahre 1801 ging dieser Platz in den Besitz der Stadt über und wurde 1809 als Kirchhof in Benutzung genommen. 1846 war er überfüllt und wurde seit 1860 nicht mehr benutzt.

Der „polnische" Friedhof oder Armen-Sünderkirchhof lag an der Kirche, seine Lage war nicht mehr genau festzustellen. Hier wurden beerdigt, die das „Erdgeld" nicht zahlen konnten. Im Jahre 1853 wurde ein neuer Friedhof an der Kreuzung Gerdauer und Friedländer Chaussee geschaffen, der am 11. 11. 1854 eingeweiht wurde. Er erhielt ein Portal und wurde mit einem Erdwall eingefriedigt, der mit Weiden bepflanzt wurde. Es handelte sich um Land, das zum Vermögen der Pfarrstelle gehörte, wofür dreieinhalb Scheffel Roggen pro Morgen aus der Kirchenkasse an die Pfarrstelle gezahlt werden mußten. Auf dieselbe Weise wurde der Friedhof im Jahre 1896 um 1,44 Hektar erweitert.



Die Kirchenruine 1914

Honoratioren ließen sich gern unter ihren Kirchenbänken beisetzen (20 Beerdigungsstätten im Kirchenraum). 1780 wurde verfügt, daß niemand mehr in der Kirche beerdigt werden durfte. Die meisten Rittergüter hatten ihre Grüfte und Gewölbe rund um die Kirche angebaut, die aber später beseitigt werden mußten.

Am 9. September 1914 sank das altüberkommene, wuchtige Allenburger Gotteshaus, das jahrhundertelang von Blitzschlag und Feuersbrunst verschont geblieben war, in Schutt und Asche. Als die Russen dem auf Allenburg gerichteten Angriff der Deutschen nicht mehr standhalten konnten, sprengten sie kurz vor ihrem Abzuge den Kirchturm, um den deutschen Truppen den weiten Ausblick in das Land zu nehmen. Die deutsche Artillerie war gezwungen, Allenburg unter Feuer zu nehmen und legte schließlich auch das Kirchenschiff in Trümmer, so daß nur noch die Umfassungsmauern stehen blieben.

Nachdem die Gemeindemitglieder wieder in die Stadt zurückgekehrt waren, fanden die Gottesdienste in einem unbenutzten, als Kirchenraum hergerichteten Speicher, der „Notkirche", statt. An den Wiederaufbau der zerstörten Kirche konnte man erst denken, als die Wohnstätten und Geschäftshäuser wiederhergestellt waren. Über den Wiederaufbau und die Einweihung der Kirche unterrichtet uns eine vom Gemeindekirchenrat zum Einweihungstage herausgegebene Festschrift.

Im Frühjahr 1923 konnte der erste Spatenstich gemacht werden. Am 1. September 1923 wurde die Richtkrone von vier Schimmeln an dem Galgen gehißt und das Richtfest wurde mit all seinen uralten handwerklichen Gebräuchen festlich begangen. Dann begann der Innenausbau: Fenster, Türen, Emporen, Altar, Orgel, Kanzel, Gestühl, Taufstein und noch manches andere war zu entwerfen und herzustellen. Die Festschrift berichtet: „Als man an den Wiederaufbau heranging, bestand von vornherein darüber völlige Klarheit, daß für den Aufbau das alte Gepräge der Ordenskirche gewahrt bleiben sollte. Besondere Freude herrschte darüber, daß es gelungen war, die Wiederherstellung des alten mächtigen Turmes in seinen früheren Ausmaßen durchzusetzen. Die für den Wiederaufbau benötigten Geldmittel wurden aus öffentlichen Mitteln des Reiches zur Verfügung gestellt. Wo es aber galt, über rein wirtschaftliche Notwendigkeit hinaus mehr zu schaffen, da war die Kirchengemeinde auf sich selbst oder auf größere und kleinere Stiftungen, je nach Vermögen und Interesse der Gemeindeglieder und der am Bau mitwirkenden Handwerker, angewiesen. Die Gesamtkosten beliefen sich auf rund 200 000 Mark. Dazu kamen noch die aus Sammlungen und Stiftungen bestrittenen Ausgaben mit etwa 10 000 Mark.

Am 30. August 1925 war es dann so weit, daß die aus den Trümmern neu erstandene Allenburger Kirche feierlich eingeweiht werden konnte. Der Generalsuperintendent der Provinz Ostpreußen, D. Gennrich, hielt die Weiherede und nahm die Einweihung des neuerstandenen Gotteshauses vor. Die Festpredigt hielt der damalige 1. Geistliche der Gemeinde, Pfarrer Luntowski. In seinen Schlußworten sagte er: „Eine neue



Die neue Kirche am Nordrand der Stadt, erbaut von Baurat Kurt Dieckert. Links davon das 2. und 1. Pfarrhaus (Widdem), rechts der Kirche das alte Krankenhaus, dann wurde es Wohnsitz des Bürgermeisters

Kirche hat uns Gott beschert. Das heißt: Wieder ein neues Lichtlein in dem Dunkel unserer Tage, eine neue Segensquelle für unser Volk. Wenn es so ist, daß wir es heute mehr denn je wieder wissen, daß Zuchtlosigkeit ein Volk verdirbt, daß mit dem alten Glauben jedoch Heiligtümer wieder erstehen, die alte Treue und Ordnung und Gehorsam, jauchzen und jubeln wollen wir dann, daß unser Herrgott auch bei uns am Werk gewesen ist."

Zum Abschluß dieses Berichts über den Wiederaufbau der Allenburger Kirche seien noch die Namen derer genannt, die opferwillig ihren Beitrag zum Wiederaufbau und zur Ausstattung der erneuerten Kirche geleistet haben:

Kreis Wehlau: größerer Beitrag für das Deckengemälde; Diözese Wehlau: 1 Altarbild; Stadt Allenburg: 1 Gedenkfenster, 1 Blaker, 1 Glaswappen; Vaterländischer Frauenverein Allenburg: Altar- und Kanzelbekleidung; Kriegerverein Allenburg: 1 Gedenkfenster; Stahlhelm, Ortsgruppe Allenburg: 1 Gedenkfenster; beim Kirchenbau beteiligte Bauunternehmer: Beiträge für die Turmuhr; Koesling, Kaufmann, Memel: je 12 m roter und schwarzer Stoff für Altar- und Kanzelbekleidung; Firma Richard Schulz, Berlin: 1 Stehlampe für die Sakristei; Familie Stinnes: Vergoldung der Decke; Superintendent Kern, Labiau: 1 Kanzelbibel; Franz Morgenroth, Tischlermeister, Allenburg: Rahmen für Gedenktafel, 1 Barockschrank für die Sakristei, 1 Altar für die Sakristei, 1 großer Bilderrahmen; Hugo Luckau, Malermeister, Allenburg: Vergoldung der Turmuhrzeiger; Steffler, Hauptlehrer a. D., Allenburg: 1 Kruzifix; Potratz, Schlossermeister, Allenburg: 1 Türbeschlag; Kowalski, Schmiedemeister, Allenburg: 1 Türbeschlag; Buch, Sattlermeister, Allenburg: Polsterung unter dem Kanzelbehang; v. Altstutterheim, Rittergutsbes., Koppershagen: Chorgestühl und Wappen; Bartelt, Rittergutsbes., Nagurren: Chorgestühl; v. Boddien, Rittergutsbes., Leißienen: Chorgestühl und Wappen; Lorenz, Majoratsbes., Eiserwagen: Chorgestühl und Wappen; Moeller, Rittergutsbes., Trimmau: Chorgestühl und Wappen; Graf Schlieben, Sanditten: 1 Glaswappen; v. Weiß, Rittergutsbes., Plauen: Chorgestühl und Wappen; Sammlungen innerhalb der Kirchengemeinde für Turmuhr, Deckenbild, Gedächtnishalle, Altarteppich (2820,— Mark); Stiftungen für die Gedächtnistafel.

Allenburg zur Zeit der schwedisch-polnischen Auseinandersetzungen im 17. Jahrhundert

Das 17. Jahrhundert ist der Stadtentwicklung nicht förderlich gewesen. Unglücksjahre brachte der 1. Schwedisch-polnische Krieg. Die Schweden eroberten ganz Ostpreußen und das durch den 2. Thorner Frieden polnisch gewordene Westpreußen. Das Land wurde noch mehr von den Polen als von den Schweden ausgeplündert. Die Bewohner zahlten hohe Steuern zur Deckung der Kriegskosten, im Jahre 1628 z. B. eine Ver-

mögenssteuer von 5 Mark vom Hundert Kapital und von jeder Hufe in den nicht ausgeplünderten Gegenden 5 Mark, in den anderen nur 3 Mark. Ob Allenburg Schauplatz des Krieges war, ist nicht zu ermitteln; sicher hatte es seinen Anteil an der allgemeinen Not zu tragen. Der 2. Schwedisch-polnische Krieg schlug nicht lange danach neue Wunden.

Am 19. September 1657 kam in Wehlau der Vertrag zustande, in dem Polens König der Oberherrschaft über Preußen förmlich entsagte. Im Frieden zu Oliva 1660 wurde Preußen auch von den Schweden als unabhängiges Herzogtum anerkannt. Allenburg konnte es aber auch in der folgenden Friedenszeit zu keiner Blüte bringen. Im Jahre 1667 zerstörte eine Feuersbrunst einen großen Teil der Stadt. Sämtliche Akten verbrannten. 1667 heißt es in einer Petition um einen Vieh- und Pferdemarkt: „Ist je ein Städtlein in dieser ganzen Provinz und Herzogtum Preußen, welches nahrungslos sitzet, sein Brot kümmerlich suchet und isset, so ist es in Wahrheit unser Städtlein Allenburg."

Die Schweden waren 1679 wieder in Preußen eingefallen, hatten Memel in Brand gesteckt und ihre Vorposten bis Insterburg und Friedland vorgeschoben. Da konnte Allenburg nicht unberührt bleiben. In diesem Kriegsjahre gibt der Besitzer von Trimmau, Theophil v. Flautz, an, daß er durch den schwedischen Marsch dermaßen ruiniert sei, daß es ihm unmöglich sei, seine Gläubiger zu befriedigen und er also Geld aufnehmen müsse. Das Auffinden kleiner schwedischer Münzen aus jener Zeit beweist die Anwesenheit schwedischer Truppen in Allenburg. Der Lehnsherr von Allenburg aus der Familie Polentz hatte in diesen Kriegszeiten auch derart gelitten, daß er die Stadt Allenburg an Wolf Freiherr v. Heideck verpfändete. Damit ging, wie es in Notzeiten immer zu geschehen pflegt, leider ein erschreckender Verfall der Sitten Hand in Hand, so daß der neue Herr von Allenburg beantragte, es sollte aufgeschrieben werden, was recht ist, „um dem Frevel und Mutwillen in der Stadt und dem gottlos rohen Leben, welches wider Gott und die Gerechtigkeit ist, zu wehren und damit das Städtlein in gute Polizei und Ordnung gebracht werden möge". Ernst v. Gehren (Kipitten) erstach 1615 den reisigen Knecht des Ernst v. Lötzen (Eiserwagen) infolge eines Streites auf freier Gasse in der Stadt. Er mußte dafür dem Eheweibe des Erschlagenen Buße zahlen, und da er „hierdurch Kirche und christliche Gemein merklich geergert hatte, mußte er noch 25 Mark auf nechste Martin und 25 Mark auf künftige Ostern an die Kirche zahlen."

Die Pest in Allenburg

Was waren das für schlimme Zeiten, als während des ganzen Mittelalters Stadt und Land oft heimgesucht wurden von seuchenhaft auftretenden Erkrankungen, von Pest und Ruhr und Cholera, und soviel Menschen dahingerafft wurden, daß manche Gegenden nahezu menschenleer geworden waren. In den Jahren 1709 und 1710 wütete in Ostpreußen



Trauerzug durch die Königsstraße.
Februar 1926, Begräbnis des Ziegeleibesitzers Göhrke, Neunmühl

die Pest. Allenburg war eine der am schwersten betroffenen Ortschaften. Pfarrer Johannes Zachau hat uns einen so eindrucksvollen Bericht über diese Schreckenszeit hinterlassen, daß jeder, der seine Aufzeichnungen liest, sie tief erschüttert aus der Hand legen wird; darum ist es wohl richtig, sie ungekürzt der Nachwelt zu überliefern.

„Das letzte Viertel des Jahres 1709 hatte begonnen. Auch in Allenburg mag die drohende Gefahr der Pest schon seit Monaten das Hauptgespräch des Tages gebildet haben. Wilde Gerüchte durchschwirrten die Gassen. Schon vernahm man, daß auf dem Lande hier und da Erkrankungen vorgefallen waren. Zu Anfang des Monats Oktober zog der Schwarze Tod auch in die Mauern Allenburgs ein. Da lebte in der Stadt ein Meister Martin Schütz, seines Zeichens ein Glaser. Neben den Mitgliedern der Familie — er hatte mehrere Kinder, deren jüngstes, das Söhnlein Ephraim, erst neun Monate zählte — saßen noch zwei Mägde und ein Knecht bei ihm zu Tische. Dieser Knecht erkrankte im Oktober plötzlich. Es scheint, daß man sich über die Art der Krankheit noch nicht ganz klar wurde. War es wirklich die gefürchtete Pest? Der Knecht starb und wurde still auf dem polnischen Friedhof begraben. Da legte sich auch der älteste Sohn — es war der sechsjährige Gotffried — auf das Krankenlager. Am 8. November schloß er die Augen. Dumpfe Angst packte nun die Familie. Man wußte, das war die Pest.

Schon erkrankte eine der beiden Mägde, bald darauf auch die andere. Am Freitag und am Sonnabend vor dem ersten Adventssonntage wurden sie dahingerafft. Und am Sonntage selbst, als die Glocken übers Land klangen, um die stille Zeit des Advent einzuläuten, da holte sich der knöcherne Gast, der in Meister Schützens Haus eingekehrt war, ein weiteres Opfer: das zweite Kind war gestorben und wurde still begraben. Als aber das Jahr 1709 zu Ende ging, am 31. Dezember bestatteten die Eltern ihr letzte Kind, das Söhnchen Ephraim. Sie taten es mit eigener Hand. Es fand sich wohl, aus Furcht vor der Ansteckungsgefahr, niemand, der den Eltern diese traurige Arbeit abnahm. Das war der Anfang der Pest in Allenburg. Sechs Personen, alle aus dem Hause, waren in kurzer Zeit von dem Schwarzen Tod daniedergemäht. Düster ist das Schlußbild: die Eltern, gebeugten Hauptes, all ihrer Kinder beraubt, ängstlich von ihren Mitbürgern gemieden, stehen am letzten Dezembertage des Jahres 1709 unter den kahlen Bäumen des kleinen polnischen Friedhofes und betten mit eigener Hand ihr letztes Kindlein in das kalte, von winterlichem Schneehauch durchwehte Grab. Und doch — das war nur der Anfang!

Zuerst schien es, als ob die Seuche in der Stadt keinen größeren Umfang annehmen würde. In Allenburg waren bis zum Beginn des Jahres 1710 insgesamt nur 13 Personen dahingerafft worden. Aber dann setzte die Seuche von neuem ein. Am 7. Juli starb die Ehefrau des Schuhmachers Maraun und wurde ohne Leichenpredigt beerdigt. Bald darauf wurden die Schwiegermutter und seine sechs Kinder dahingerafft. Ihn selbst packte die furchtbare Krankheit einen Monat später. Einsam scheint er in seinem verödeten Hause mit seinen Schmerzen gerungen zu haben, bis der Tod ihn erlöste. Die Pestleute, die von der Stadt inzwischen angestellt waren, kamen und legten ihn in den Sarg, und sein Gewerk (die Schuhmacherinnung) trug ihn zu Grabe. Man bettete ihn in die Nähe seiner Ehefrau und seiner sechs Kinder. Nun trat der Schwarze Tod seinen Siegeszug durch die Stadt an, nicht achtend der verstörten Gesichter der Menschen, schritt er von Gasse zu Gasse und klopfte mit grausamer Hand an jede Tür. Im Monat Juli starben im ganzen 23, im August bereits 44, im September sogar 114 Personen an der Pest. Es kam vor, daß an einem Tage fünf, ja sechs Todesfälle eintraten. Am furchtbarsten wütete die Krankheit im Oktober. Am dritten dieses Monats starben allein zehn Personen! Während des ganzen Monats zählte der Pfarrer fast 170 Tote. Elend und Grauen lag über der Stadt.

Schreckliche Bilder boten sich dem entsetzten Auge. Durch Berühren, durch Kleider und Wäsche, ja durch die Luft wurden die Krankheitskeime von Mensch zu Mensch übertragen. Mattigkeit und Frostgefühl bildeten den Anfang; Kopfschmerzen und Schwindelanfälle stellten sich ein. Angstzustände bemächtigten sich des Erkrankten, so daß die Züge des Gesichts gänzlich zerstört wurden. Die Haut bedeckte sich mit einzelnen roten Flecken, rundliche Geschwülste erschienen, die Pestbeulen,

welche stechende Schmerzen verursachten und in Eiter und Brand übergingen. Zumeist muß die Krankheit sehr plötzlich aufgetreten sein, so daß die Wirkung auf den Körper wie ein jäher Schlag empfunden wurde; dann trat der Tod oft recht rasch ein. Daher wurde der Ausdruck üblich: er ist an der Pest hingefallen. Oft aber dauerte die Krankheit tagelang und verursachte schmerzvolle Qualen.

Die Häuser, in denen die Pest auftrat, wurden nach Möglichkeit gemieden, wohl auch besonders gekennzeichnet. Zahlreiche, zum Teil recht strenge Anordnungen wurden von der Landesregierung getroffen, um das Umsichgreifen der Pest nach Möglichkeit zu verhindern: Verbot von Versammlungen jeder Art mit Ausnahme der Gottesdienste, Absperren der verseuchten Ortschaften, Niederbrennen der verseuchten Häuser usw., doch sind diese Anordnungen wohl wie in anderen Städten, so auch in Allenburg nur zum kleinen Teile zur Durchführung gekommen. Schon frühzeitig stellte die Stadt Pestleute an, denen die Aufgabe zufiel, die an der Pest Gestorbenen in den Sarg zu legen und zu beerdigen. Zwei Ärzte waren in der Stadt tätig, die Chirurgen Bürger und Faust." Sie mögen wohl aufopfernd und ohne Furcht ihr schweres Amt versehen haben. Aber was konnten sie schon gegen ein solches Massensterben ausrichten?

„Ihren Höhepunkt erreichte die Seuche im Oktober 1710. Dann flaute sie langsam ab: im November zählte man noch etwa 125, im Dezember 60 Tote. Dann begann das Jahr 1711. Im Januar starben noch 14, im Februar 2 Personen an der tödlichen Ansteckung. Und dann konnten die Überlebenden, die noch in der verödeten Stadt wohnten, tief aufatmen: die Pest war vorbei. Die Zahl der Pestopfer betrug insgesamt 543 Personen. Es wird berichtet, daß nur 10 Personen in der Stadt übriggeblieben seien. Doch wird auch aus Allenburg ebenso wie aus anderen stark verpesteten Orten ein Teil der Bewohner geflohen sein. Da mag dann Allenburg zeitweise so menschenleer, so ausgestorben dagelegen haben, daß das Gerücht auftauchte und später an Kind und Kindeskinder weitergegeben wurde, daß zur Zeit der Pest nur 10 Menschen in der Stadt übriggeblieben seien."

Wie können wir uns glücklich schätzen, daß es der ärztlichen Kunst gelungen ist, abgesehen von vereinzelt auftretenden, von auswärts eingeschleppten Fällen, diese unheimliche Krankheit völlig auszurotten!

Russenzeit während des Siebenjährigen Krieges

Die Stadt hatte sich unter der Fürsorge des Königs Friedrich Wilhelm I. erholt, bis sie dann im Siebenjährigen Kriege (1756—1763) wieder arg geschädigt wurde. Nach der verlorenen Schlacht bei Gr.-Jägersdorf am 30. August 1757 wurde Ostpreußen von den preußischen Truppen geräumt, und die Russen wurden Herren des Landes. Mit Angst und

Schrecken sahen die Bewohner dem Nahen der Russen entgegen. Diese hatten nach der Schlacht zwischen Kl.-Nuhr und Koppershagen Stellungen bezogen, gingen aber nicht über die Alle, weil sie es wohl wegen der noch bei Richau auf dem rechten Ufer der Alle stehenden preußischen Batterien nicht wagten. Später machte der russische Feldherr Apraxin noch mehrere Versuche, bei Allenburg und Friedland über die Alle zu gehen; zwischen beiden Städten stand aber auf dem linken Ufer zuerst bei Gundau, dann bei Karschau und Heinrichsdorf eine preußische Streitmacht von drei Grenadierbataillonen und zehn Eskadronen der Reiterei. In Allenburg waren die Russen am 9. September 1757 erschienen. Sie blieben bis zum 11. September um Allenburg stehen. Die Kosaken hausten fürchterlich. Nach den Kirchenbüchern ist mancher Einwohner ihrer Mordlust erlegen, so der Lehrer Martens aus Allendorf und der Müller aus Neumühl. Am 11. September zogen sich die Russen eiligst nach den Grenzen des Landes zurück, wahrscheinlich auf Veranlassung des Thronerben des Großfürsten Peter, der ein begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen war. Am 9. November hatten die Allenburger die Freude, das preußische Manteufelsche Regiment zu begrüßen; es machte hier einen Ruhetag.

Jedoch 1758 erschienen die Russen wieder, besetzten ganz Ostpreußen, machten es zu einer russischen Provinz und zwangen alle Behörden, der russischen Kaiserin zu huldigen. Im Herbst 1759 bezog ein russisches Infanterie-Bataillon in Allenburg Winterquartiere. Die Stadt blieb in den folgenden Jahren von den Russen besetzt. Ein trauriger Tag war der 6. Februar 1762. Da rückten erneut Russen, diesmal aus Westen, von Pommern kommend, ein. Sie führten eine größere Schar preußischer Soldaten als Kriegsgefangene mit sich, auch solcher von einem preußischen Regiment, das in Allenburg in Garnison gelegen hatte. Infolge der Wunden und Strapazen starben im Lazarett in kurzer Zeit 30 dieser Kriegsgefangenen. Im Januar 1762 bestieg Peter III. den russischen Thron. Er beeilte sich, mit Friedrich II. Frieden zu schließen, und gab alle Eroberungen wieder heraus. Am 22. Januar 1762 fand in der Allenburger Kirche das feierliche Dankfest für den mit den Russen abgeschlossenen Frieden statt.

Stadt und Land waren durch die russische Invasion arg mitgenommen. Das Land war verwüstet, das Vieh und die Pferde waren fortgetrieben oder Seuchen zum Opfer gefallen. Bauern und andere Untertanen waren oft fortgelaufen, die Stadt selber war fast entvölkert. Die Sterblichkeit hatte einen sehr hohen Grad erreicht. Bei einer Durchschnittssterblichkeit von 42 Personen im Jahr starben:

1754 = 130	Menschen	1762 = 227	Menschen
1756 = 100	„	1766 = 144	„
1757 = 171	„	1799 = 135	„
1758 = 163	„	1800 = 102	„

Kaum hatte das neue Jahrhundert begonnen, als Europa bereits wieder von Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt war. Auch Preußen wurde trotz anfänglicher Zurückhaltung in die Napoleonischen Kriege verwickelt. Der Unglückliche Krieg 1806/07 brach über Preußen herein, und auch Ostpreußen, seine nordöstlichste Provinz, wurde in Mitleidenschaft gezogen. Nach der Schlacht bei Pr.-Eylau am 8. Februar 1807 zogen sich die verbündeten Preußen und Russen bis in die Gegend von Friedland zurück. Das Gros eines preußischen Korps wurde in und bei Allenburg untergebracht. Die Preußen gingen zurück bis Wehlau. Bei Koppershagen lagen zwei Vorpostenregimenter. Aus einem Gefecht bei Guttstadt wurden 200 verwundete Russen und Preußen nach Allenburg gebracht. Im Mai 1807 war Allenburg vom russischen Alexander-Husarenregiment besetzt. Überall in der Nähe lagen zahlreiche russische und preußische Truppen, die bis Friedland vorrückten, wo es am 14. Juni zur Schlacht kam. Bald kamen Verwundete und Flüchtlinge und berichteten, die Schlacht sei verloren. Der russische General Graf Pahlen kam sterbend bis Allenburg und wurde auf dem Kirchplatz beerdigt.

Durch Allenburg strömten russische und preußische Truppen zurück in Richtung Wehlau. Franzosen beschossen die Flüchtenden noch an der Aptbrücke bei Progen. Die Russen lagerten in dieser Nacht bei der Stadt, wobei sie den ganzen Pfarrgartenzaun abbrachen und als Brennmaterial für ihre Lagerfeuer benutzten. Am 15. Juni zogen sie weiter ab nach Osten. Am gleichen Tage fielen die Franzosen plündernd in Allenburg ein. Die Plünderung dauerte von 4—12 Uhr nachts und am nächsten Morgen von 4—6 Uhr. In alle Häuser stürzten die Raubenden, schlugen Türen und Fenster ein und nahmen alle Wertsachen und Lebensmittel. Die Einwohner versteckten sich, so gut sie konnten. Pfarrer Schmidt versteckte den Kasten mit dem Kirchgeld unter seinem Bett. Die Franzosen untersuchten das Haus gründlich und fanden das Versteck. Da der Kasten verschlossen war, schickten sie nach dem Schlossermeister Krüger. Aus Furcht kam dieser nicht, sondern schickte seinen Burschen, der den Kasten öffnen mußte. Die Franzosen nahmen den ganzen Inhalt mit. Des Pfarrers Bitten und Vorstellungen nützten nichts. Sie setzten dem Pfarrer die Pistole auf die Brust und zwangen ihn, auch seine eigene Barschaft auszuliefern.

Am nächsten Tag wurde die Ordnung durch die einrückenden französischen Offiziere wiederhergestellt. Immerhin bedurfte es noch einer mutigen Tat der Pfarrersfrau. Sie war von Geburt Französin, geb. de Poulet. Sie hatte bei der Plünderung sogar ihr Oberkleid ausziehen müssen, da die Franzosen meinten, es wäre Geld in dasselbe eingenäht. Da erscholl die Kunde, Marschall Ney wäre in der Stadt und hielte auf dem Markt. Sie ging in ihrer derangierten Toilette, stellte sich dem Marschall als Landsmännin vor, bat ihn Französisch sprechend, um eine Sauve-garde

(Schutzwache) für die geplünderte Stadt und schilderte die Greuel, die die Franzosen verübt hatten. Der Marschall wies sie ab. Jetzt versuchte es der Pastor seinerseits mit einer Fürbitte. Seine Frau fiel ihm in die Rede: „Verschwende kein Wort mehr an diesen Blutmenschen!" Da sagte der Marschall: „Nun denn, Herr Pastor, die Sauve-garde sei bewilligt für die kostbare Toilette Ihrer Frau Gemahlin." Damit war Allenburg vor weiteren Plünderungen geschützt.

Von Allenburg zogen die französischen Truppen nach Wehlau weiter; sie erbrachen unterwegs in Dettmitten die eiserne Tür des Grabgewölbes der Besitzer von Plauen und sprengten einen der dortigen Steinsärge, weil sie darin Kostbarkeiten vermuteten. Der Sarg wurde später auf Veranlassung des Plauener Gutsherrn zusammengesetzt und mit eisernen Bändern versehen.

Das waren die Allenburger Schreckenstage des Krieges 1807. Als böse Kriegsfolge kam dann noch die Ruhr ins Land. Die Allenburger Kirchenbücher melden im Jahre 1807 an Verstorbenen 505 Personen, 208 aus der Stadt und 297 vom Lande. Der Krieg hatte der Stadt auch erhebliche wirtschaftliche Lasten gebracht. An Requisitionskosten waren 1000 Taler zu zahlen, an Verpflegungskosten für die französischen Truppen mußten 907 Taler, 28 Groschen, 2 Pf. aufgebracht werden. An diesen Kosten hatte die Stadt noch jahrzehntelang abzuzahlen.

Nach einer kurzen Ruhezeit erfolgte im Jahre 1812 der Durchzug der Franzosen nach Rußland. Sie kamen auch durch Allenburg. Das wird ersichtlich aus dem Taufregister von 1813. Der Pfarrer seufzt: „Mit einiger Betrübnis bemerke ich, daß 130 uneheliche Kinder geboren sind: O Krieg, du zerstörst alle Gesetze!" An anderen Stellen des Kirchenbuches wird auch von Gewalttaten berichtet.

Dann aber kam die große patriotische Erhebung Ostpreußens. Auch die Männer und Jünglinge Allenburgs blieben nicht zurück, sie ergriffen die Waffen und folgten den Fahnen. In Gefechten bei Danzig, bei Merseburg und anderen, in den Schlachten bei Leipzig und Belle Alliance haben Allenburger mitgekämpft. Die Namen der 20 Gefallenen waren auf einer Gedenktafel in der Kirche zu lesen, die Namen der 68 Mitkämpfer, die heimgekehrt waren, sind in den Kirchenakten verzeichnet. Von später noch vorhandenen Allenburger Familien waren aufgeführt die Namen: Stadie, Prengel, Groß, Auerbach, Bajohr, Bielke, Fronert, Frank, Hinz, Trampenau, Klein, Kaehler, Sperling, Horn, Kemsies, Sprengel, Mollenhauer. Mancher Leser dieses Heimatbuches wird vielleicht mit Genugtuung feststellen können, daß einer seiner Ahnen an der ruhmreichen Befreiung seines Vaterlandes beteiligt war. Über dem Leißiener Kirchenchor hingen an einer Tafel die Ehrenzeichen der Mitkämpfer.

Die deutschen Einigungskriege, 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich und 1870/71 gegen Frankreich spielten sich außerhalb Preußens ab. Allenburg wurde von ihnen nur insofern berührt, als seine

Söhne mit in den Kampf zogen. Die Namen der Gefallenen standen auf einer Gedenktafel in der Kirche über dem Trimmauer Chor.

An sämtlichen Kriegen, in denen Allenburger mitgefochten haben, waren auch die Truppen beteiligt, die in Allenburg in Garnison lagen. Es hat sich nicht ermitteln lassen, in welchem Jahre Allenburg seine erste Garnison erhielt. Auf jeden Fall standen hier bereits im Jahre 1682, bis dahin reichen die Kirchenbücher zurück, 2 Kompanien des Regiments Dönhoff. Von da ab haben in bunter Folge einzelne Kompanien von Infanterie-Regimentern oder auch Eskadronen eines Dragoner- und eines Kürassierregiments in Allenburg gestanden. Im Jahre 1817 verlor Allenburg seine Garnison.

Allenburg, das Urbild eines kleinen ostpreußischen Landstädtchens

Das Aussehen der Stadt hat sich im Laufe der Jahrhunderte wenig geändert. Bei der Gründung im Jahre 1400 hatte die Stadt 50 Hausgrundstücke, jedes 7 Ruten = 30,24 m lang und 4 Ruten = 17,28 m breit. Viele Grundstücke hatten dazu noch Vorlauben, die aber im Laufe der Zeit alle verschwanden, wodurch Platz zum Verlängern der Häuser nach vorn



Stadtwappen:
Ein aus dem Röhricht (grün) emportauchender Elchkopf (rot) auf silbernem Grund



Rathaus zu Allenburg

gewonnen wurde. Die Breite von 17,28 m ging dagegen bei vielen Grundstücken infolge einer Längsteilung verloren. Dadurch wurden die Front der Grundstücke oftmals sehr schmal und der Hof sehr klein.

Im Jahre 1662 waren vorhanden:

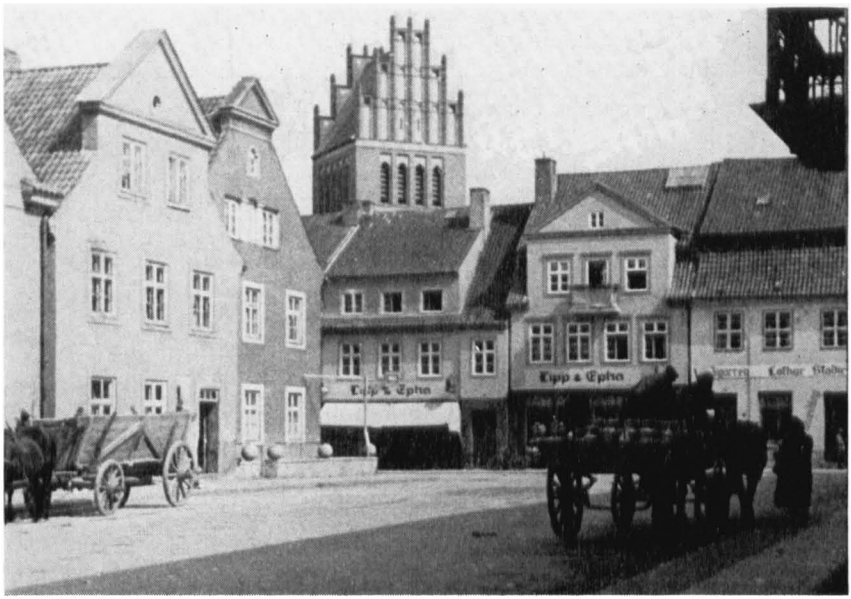
52 bebaute ganze Grundstücke, davon 10 baufällig
40 unbebaute ganze Hofstellen
6 bebaute halbe Grundstücke, davon 2 baufällig
1 unbebautes halbes Grundstück
12 Hakenbuden (an Häuser angelehnt)
41 bebaute Buden
3 wüste Buden

Die meisten Häuser waren aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt, nur wenige hatten zwei Stuben. Da war es kein Wunder, daß bei dem großen Brande 1667 fast die ganze Stadt abbrannte. 1691 war die Stadt noch nicht ganz wieder aufgebaut. Vielmehr erbaten sich zu dieser Zeit noch mehrere Bürger Holz aus dem kurfürstlichen Walde, um drei wüste Stellen wieder aufzubauen, da der Stadtwald ganz ruiniert sei.

Die Stadt hatte 1796: 44 Mälzenbräuerhäuser, 52 Häuser mit Acker, 12 Hakenbuden, 59 gemeine Buden, 70 Stallungen und 74 Scheunen. Im Jahre 1748 wurde Allenburg folgendermaßen geschildert: die Gassen und Häuser sind von schlechtem Aussehen, nicht nur niedrig und enge,



Rund um den Marktplatz
Marktzeile gegenüber dem Rathaus (W)



Östliche Marktseite mit Kirchturm



Marktzeile im Norden mit Blick in die Herrenstraße

sondern auch unbequem. Pfarrer Wormit sagt in seiner Stadtchronik 1905: „Diese Schilderung paßt auch heute noch auf das Aussehen der Stadt. Die wenigen dreistöckigen Häuser stehen versteckt in Seitenstraßen. Wenn am Markt und am Ringe (rings um den Markt und das Rathaus) die meisten Häuser auch zweistöckig sind, so bieten sie doch wenig Bequemlichkeit, ein schmales und ein größeres Zimmer nach vorn und die Küche mit einem anderen Zimmer nach hinten. Die alten mit Stroh gedeckten Häuser sind verschwunden, infolge der Brände von 1867 und 1875. Einen Vorzug hat Allenburg vor den meisten kleinen Städten Ostpreußens mit ihrem oft halsbrecherischen Pflaster, es besitzt in allen Hauptstraßen Trottoir."

Allenburg war ursprünglich ein typisches Ackerbaustädtchen. Es war reichlich mit Land und Wald ausgestattet. Nach dem Stadtprivileg gehörten zur Stadt 44 Hufen weniger 5 Morgen Acker, 10 Hufen Wald, 5 Morgen Wiese. Dazu kamen noch 6 Hufen in Keipen, die vor 1415 der Stadt zu Lehnsrecht verschrieben wurden, und 10 Hufen zu Muskau, welche die Stadt 1527 ebenfalls zu Lehnsrecht erhielt. Diese 16 Hufen wurden im Zuge der Bauernbefreiung (Separation) unter die Bürger verteilt. Später wurden die Ländereien, die ursprünglich zu Muskau gehörten, aufgekauft und zu einem Gut vereinigt. Im Laufe der Jahrhunderte sind auch auf anderen Teilen des städtischen Grund und Bodens Dörfer

und Güter angelegt worden. So entstanden Gr.-Allendorf 1699, ferner Neusaß I und II, Eichwalde und Ziegelhöfchen aus städtischen Vorwerken. Allenburgshausen war früher auch ein städtisches Vorwerk, wie Kl.-Allendorf, das 1723 angelegt und auf Erbpacht ausgegeben, dann aber mit Ziegelhöfchen vereinigt wurde. Der im Stadtbesitz verbleibende Teil des Ackers wurde bei der fortdauernden Separation 1844—1863 unter die Hausbesitzer verteilt. Der Wald blieb weiterhin Stadtwald.

Handel und Gewerbe haben sich in Allenburg immer in engen Grenzen gehalten. Kaufleute und Handwerker hatten nur für die Belieferung der Bürger mit den Gütern des täglichen Bedarfs an Nahrungsmitteln, Bekleidung und Geräten zu sorgen. Einen kleinen Aufschwung nahm der Handel, als einige Salzburger sich hier niederließen. Es wurde mit Garn und Leinwand auch über die Stadtgrenzen hinaus gehandelt. Dieser Handel hat sich aber nicht für die Dauer halten können. In der Mitte des 19. Jahr-



Blick über den Markt zur Kirche

hunderts florierte der Getreidehandel. Allenburger Getreidekaufleute speicherten den Getreideüberschuß aus der Umgebung der Stadt und verfrachteten das Getreide auf dem Wasserwege nach Königsberg. Als im Jahre 1863 die Ostbahn von Königsberg nach Eydtkuhnen fertiggestellt und das Eisenbahnnetz in Ostpreußen weiter ausgebaut wurde, ohne daß Allenburg Anschluß erhielt, verlor der Allenburger Getreidehandel von Jahr zu Jahr an Bedeutung.

Im 18. Jahrhundert hatte man noch Großbürger, Kleinbürger und Arbeitsmänner unterschieden. Großbürger waren die Grundbesitzer und die Mälzenbrauer. Jede Stadt in Ostpreußen hatte einen besonderen Spitznamen für ihr Bier: Friedland = Wohlgemut, Gerdauen = Mannon oder Mumme, Wehlau = Sollewurst oder Füllewurst, Allenburg = Denzel oder Scheusel. Das Allenburger Bier hatte mithin keinen guten Ruf. Die Kleinbürger waren die Handwerker. Der Verkauf der Waren erfolgte in öffentlich angelegten Bänken oder Buden, die nur in bestimmter festgelegter Zahl errichtet wurden, bis im Jahre 1869 die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund die Gewerbefreiheit brachte, die jedermann gestattete, nach eigenem Ermessen ein Gewerbe zu betreiben. Diejenigen, die ein Gewerbe selbständig betrieben, konnten zu einer Innung zusammentreten. In Allenburg gab es folgende Innungen: Fleischer-, Bäcker-, Riemer-, Schuhmacher-, Klempner-, Schlosser-, Uhrmacher- und Glaserinnung. Das waren freiwillige Zusammenschlüsse. Es konnte aber auch auf Antrag Beteiligter durch den Regierungspräsidenten die Errichtung von Zwangsinnungen angeordnet werden. Hier gab es vier solcher Innungen: die Tischler-, Stellmacher-, Schneider- und Schmiedeinnung.

In den kleineren Städten pflegten die Wochenmärkte eine besondere Rolle zu spielen. Die Allenburger Wochenmärkte fanden zunächst nur an einem Wochentag, später an zwei oder sogar an drei Wochentagen statt. Sie gerieten aber allmählich in Vergessenheit, und nur der Sonnabendmarkt wurde noch zuweilen mit Schweinen beschickt. Wichtiger waren den Allenburgern die Jahrmärkte. Die Städte konnten in früheren Zeiten solche Märkte nicht nach Gutdünken abhalten; sie bedurften dazu einer landesherrlichen Genehmigung. Allenburg erfreute sich vier solcher Konzessionen, die aus den Jahren 1527, 1567, 1697 und 1786 stammten.

Über das kostbarste Stück Ackerland, das den Allenburger Bürgern zur Verfügung stand, hat sich Schneidermeister Otto Schadewinkel in seinen „Erinnerungen an die Vaterstadt" folgendermaßen ausgelassen: „Eine Bedeutung für die Einwohner der Stadt hatte die sogenannte Aue, dicht am westlichen Stadtrand im Alletal gelegen. Sie war fast gleichmäßig in kleine Parzellen von etwa 1000 qm aufgeteilt, welche zu den einzelnen Häusern gehörten, und reichte von der Alle bis zur alten Schwönemündung. Die Aue wies sehr furchtbares Schwemmland auf, das besonders für den Gemüsebau geeignet war. Im Frühling, manchmal auch im Sommer, wurde das ganze Auland von der Alle überschwemmt. Bei



Vom Wehlauer Tor blickt man zum Marktplatz

den selten vorkommenden Sommerüberschwemmungen wurde der Ertrag von viel Fleiß vernichtet und meistens die ganze Ernte verdorben. Nach dem Bau der Wasserkraftwerke in Friedland und Wohnsdorf, 1922—1924, hörten die Überschwemmungen fast ganz auf. Nur im Sommer 1928 trat die Alle noch einmal weit über ihre Ufer und richtete großen Schaden an. Nach Erzählungen meiner Großeltern waren einzelne Hochwasser der Alle noch viel schlimmer, so nach einem sehr regnerischen Sommer 1867. Das Jahr 1867/68 wurde dadurch zu einem harten Notstandsjahr, die Preise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse wurden für ärmere Familien unerschwinglich und der Hunger war ein ständiger Gast. Auch im Sommer 1888 trat ein außergewöhnlich starkes Hochwasser ein. Wie meine Eltern erzählten, hat die Überschwemmung fast bis zum Marktplatz gereicht. Ich selbst erinnere mich an einige Sommerhochwasser, etwa 1908 und 1910, wo im ganzen Alle- und Pregeltal die gesamte Ernte vernichtet wurde. Die Menschen atmeten erleichtert auf, als dann auf der Alle die ersten Schiffe mit Getreide und Kartoffeln ankamen.

Fast jeder Einwohner Allenburgs hatte in der Aue ein Stückchen Gartenland, entweder in eigenem Besitz oder gepachtet. Nie habe ich Menschen mit solch zufriedenen und friedlichen Gesichtern gesehen als bei unsern Allenburgern, wenn sie manchmal schon am frühen Morgen oder

nach Feierabend ihr Stückchen Gartenland in der Aue bestellten. Dieses Stück Erde im schönen Alletal glich hauptsächlich im Sommer, wenn darüber die Schwalben flitzten und die Lerchen jubilierten, einem lieblichen Garten Gottes."

Der Allefluß, der dem Städtchen nicht nur den Namen, sondern auch den landschaftlichen Rahmen gab, seine Wirtschaft belebte und das ganze Gehabe seiner Anwohner prägte, ihnen mit seinen Schleifen reizvolle Spazierwege und den vielbesuchten Badestrand bot, verdient in diesem Erinnerungsbuch einen etwas größeren Raum. Otto Schadewinkel verkündet mit beredten Worten das Lob der Alle: „Was wäre die Stadt Allenburg ohne ‚ihren' Fluß, die Alle, gewesen? Mit den im Stadtgebiet in den Fluß mündenden Bächen Apt und Schwöne und ihren Tälern eine wunderbare Landschaft! Bis zum Ersten Weltkrieg war die Alle bis Wohnsdorf schiffbar, später nur noch bis Allenburg. Nach dem Bau der Bahnlinie Wehlau—Allenburg—Friedland verlor der Fluß langsam an wirtschaftlicher Bedeutung. Noch Anfang des 20. Jahrhunderts herrschte vom frühen Frühjahr bis zum späten Herbst reges Leben auf dem Fluß. Wittinnen und Boydaks fuhren stromauf und stromab. Auf der linken Flußseite befand sich der Treidelweg, von dem aus die schweren Schiffe von Pferden oder auch mit Menschenkraft stromaufwärts gezogen wurden. Die Schiffe dienten hauptsächlich dem Transport von größeren Stückgütern, Baustoffen, Ziegeln, Kolonialwaren, Salz, Kohlen und Holz. Im Sommer besuchten noch kleinere Kurenkähne aus der Niederung am Kurischen Haff die Stadt. Sie brachten Moorkartoffeln, Möhren, Zwiebeln, Tilsiter Käse und Rauchaal.

Jährlich mußten die Fahrrinne ausgebaggert und die Uferbefestigung ausgebessert werden. Eisgang und Frühjahrshochwasser richteten jedes Jahr neuen Schaden an. Nach harten Wintern bildete der Eisgang immer ein großartiges Schauspiel. Öfter verstopfte sich dabei der Durchfluß unter der Allebrücke an der Chaussee nach Engelau—Tapiau. Wenn kein andes Mittel half, mußten Pioniere angefordert werden, welche die Eisbarriere sprengten. Die Alle lieferte auch das Eis für den Sommervorrat der Meiereien, Fleischereien und für den Schlachthof. Dicke Eisblöcke wurden aus der Eisdecke geschnitten und in großen Eisbergen aufgestapelt, die dick mit Erde und Torfmull abgedeckt wurden.

Zu allen Zeiten besaß die Alle mit ihrem klaren Wasser einen großen Fischreichtum. Fast alle in Ostpreußen vorkommenden Fischarten waren in der Alle und ihren Nebenflüssen anzutreffen. Fischer und Angler hatten beachtliche Erfolge. So hat mein Großvater einmal in einer Reuse einen Hecht von 21 Pfund und Lehrer Kleist in der Schwöne mit einem Senknetz einen Karpfen von 18 Pfund gefangen. Berufsmäßig übte die Fischerei der Fischereipächter Eibe aus Schallen aus."

Mit dem Bau des Masurischen Schiffahrtskanals veränderte sich das Landschaftsbild der näheren Umgebung Allenburgs. Die Schwöne mün-



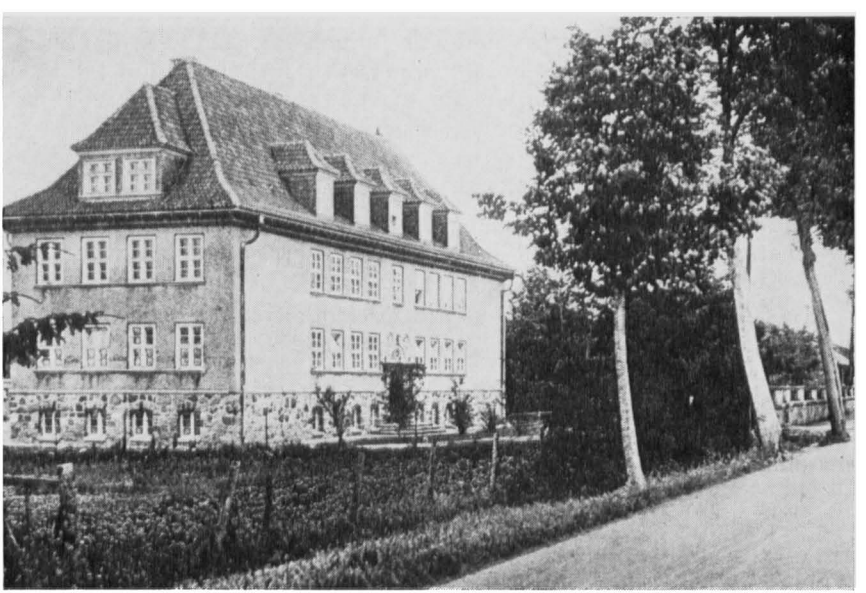
Der Gemeindebote Kendelbacher klingelt aus (die Magistratsnachrichten)

dete jetzt vor der Brücke an der Wehlauer Chaussee in den Kanal. Das alte Schwönebett und seine Mündung in die Alle verlandeten.

Die Stadt Allenburg bildete als Zentrum eines Gebietes von etwa 20 Kilometer Durchmesser einen wirtschaftlichen Schwerpunkt. Aus der landwirtschaftlichen Umgebung waren die wirtschaftlichen Einrichtungen der Stadt mit Pferdefuhrwerken leicht zu erreichen. Jedes Hotel und die den meisten Kolonialwarenläden angegliederten Gastwirtschaften besaßen große Höfe mit Stallungen und Schuppen für die einkehrenden Gespanne. Durch die guten Einkaufsmöglichkeiten kam viel Geld in die Stadt. Handwerk und Handel blühten. Fast alle Kaufleute und die meisten Handwerker waren Hausbesitzer.

Besonders viel Betrieb herrschte an den sogenannten Ersten-Tagen. Von den umliegenden Gütern und Bauerngrundstücken kamen um die Tage der Monatsersten die Deputanten mit langen vierspännigen Erntewagen (Austwagen), die hoch mit prallen Getreidesäcken beladen waren, in die Stadt. Obenauf saßen meistens Frauen und Kinder mit großen Einkaufskörben und Taschen. Ein Teil des Deputatgetreides wurde für den eigenen Bedarf in Mühlenerzeugnisse umgetauscht, der andere Teil verkauft. Mit dem Erlös ging es dann in die Geschäfte und zu den Handwerkern, um einzukaufen, was für die nächsten vier Wochen gebraucht wurde. War noch etwas Geld eingespart, gab es für die zu Hause gebliebenen Familienmitglieder ein paar Bonbons, Kuchen und Tabak für den Hausvater. Ein Schnäpschen und ein Glas Bier wurden nicht verachtet. Auf der Heimfahrt ging es oft recht laut und lustig zu. Der „Erste" wurde in der alten Art bis zur Vertreibung aufrechterhalten.

Bald nach der Reformation erhielt Allenburg eine Schule; wahrscheinlich geschah das im Jahre 1529. Es handelte sich um eine Lateinschule. Man kann daraus ersehen, daß es sich wohl zunächst um eine Schule für die gehobeneren Volksschichten gehandelt hat. Erst 1873 ist der Lateinunterricht eingegangen. Die beiden Lehrer der oberen Klassen waren immer Theologen, die Elementarlehrer Handwerker, ausgediente Soldaten, auch Instleute. Erst seit 1809 kommen seminarisch ausgebildete Lehrer vor. Die Allenburger Schulklassen hatten zunächst keine bleibende Statt; sie mußten überall da untergebracht werden, wo in Bürgerhäusern oder kirchlichen und städtischen Gebäuden gerade Räume frei wurden. 1744 wurde die Teilung der Schule in eine Knaben- und eine Mädchenschule angeordnet, die getrennt untergebracht werden mußten. Die Mädchschule wurde von den Mädchen der Stadt, von Trimmau, Schallen und Progen besucht. Für sie mußte bald wegen steigender Schülerzahl eine zweite Klasse eingerichtet werden. Als im Jahre 1866 auch an der Knabenschule die Einrichtung einer zweiten Klasse notwendig wurde, verfiel man auf den Gedanken, für diejenigen Kinder, deren Eltern das Schulgeld nicht zahlen konnten, eine einklassige Schule abzutrennen, Volksschule oder auch Armenschule genannt. Diese Schule



Die neue Volksschule (1927) an der Gerdauer Chaussee

wurde in einem Zimmer des Hospitals untergebracht, bis die Stadt von dem damaligen Posthalter ein Gebäude kaufte, das fortan als Schulgebäude diente. Es enthielt neben den Klassenräumen zwei Lehrerwohnungen. 1843 wurden die Knabenschule und die Mädchenschule zu einer vierklassigen Schule vereinigt. 1898 kam bei der Vereinigung mit der Volksschule (Armenschule) eine fünfte Klasse hinzu. 1902 mußte die untere Lehrerwohnung geräumt und zu einem Klassenzimmer eingerichtet werden, so daß nun die gesamte Allenburger Schuljugend in einem Gebäude untergebracht war. Im Laufe der Zeit reichten jedoch die Klassenräume nicht aus, um die immer mehr wachsende Schülerschar aufzunehmen. Die Errichtung eines neuen Schulgebäudes erwies sich als unumgänglich. Der Neubau auf städtischem Gelände an der Gerdauer Chaussee wurde 1926 in Angriff genommen. Im Dezember 1927 erfolgte der Einzug in die neue Schule. Sie enthielt 6 Klassenräume, 1 Zeichensaal, 1 Raum für Handfertigkeitsunterricht, 1 Lehrmittelraum, 1 Lehrerzimmer und die Wohnung des Schulleiters. Im Kellergeschoß waren eine Küche für den hauswirtschaftlichen Unterricht und die Wohnung des Hausmeisters untergebracht. Schüler und Lehrer fühlten sich wohl in dem neuen Schulhause und verrichteten ihre Arbeit mit sehr viel Freude und Hingabe.

Mit der fortschreitenden Entwicklung der Stadt stieg die Schülerzahl sehr rasch und erreichte mit 460 Schülern, die in 11 Klassen unterrichtet wurden, ihren höchsten Stand.

Der steigende Bedarf an Lehrkräften wurde durch das Kreisschulamt immer bereitwilligst gedeckt und zum Ruhme der Stadtverwaltung und der Stadtverordneten sei's gesagt: ununterbrochen unterhielt die Stadt eine sogenannte Mehrstelle, für die aus dem Stadtsäckel ein erheblicher Mehrbetrag an die Landesschulkasse gezahlt werden mußte.

Im Jahre 1935 wurde der Volksschule die erste Klasse einer neu entstandenen Schulart, der Hauptschule, angeschlossen. Diese Schule vermittelte vom 5. Schuljahr ab eine weiterführende, der Mittelschule angenäherte Bildung. Bis zum Jahre 1938 war sie mit vier Klassen voll ausgebaut.

Im Gebäude der Volksschule war auch die zweiklassige Berufsschule untergebracht, deren Schüler später der Kreisberufsschule überwiesen wurden.

Seit 1900 wirkten an der Allenburger Volksschule, deren Hauptlehrerstelle 1928 in eine Rektorstelle umgewandelt wurde; nach dem Gedächtnis aufgezeichnet:

Hauptlehrer Steffler
Rektor Hennig
die Konrektoren Hagen und Kleist
die Lehrer: Lippke, Fabian, Horlitz, Schmegel, Schulz, Ricker und Blank

die Lehrerinnen: Schumann, Stange, Sudau, Sokoll, Kramp, Kummutat, Schiemann, Reuter, Schurian, Preuß, Löppke, Tauchel, Knuth und Pinkall.

Die Landgemeinden des Kirchspiels Allenburg wurden erst 200 Jahre später als die Stadt mit Schulen versorgt. König Friedrich Wilhelm I. ließ im Jahre 1726 für ganz Ostpreußen eine Untersuchung anstellen, wo am zweckmäßigsten Landschulen als Mittelpunktschulen für mehrere kleine Landgemeinden einzurichten seien. Aus dieser Untersuchung entstand ein Generalschulplan, der auch für das Kirchspiel Allenburg die Schulorte festlegte. Die Einrichtung der Schulen erfolgte zwischen 1730 und 1764:

Gr.-Allendorf	1739	Plauen	1738
Kortmedien	1730	Potawern	1745
Leißienen	1760	Schönrade	1739
Nagurren	1764	Wittenberg	1739
Neumühl	1741	(Eiserwagen)	

Trimmau erhielt eine eigene Schule erst 1857. Bis dahin besuchten die Trimmauer Kinder die Allenburger Stadtschule.

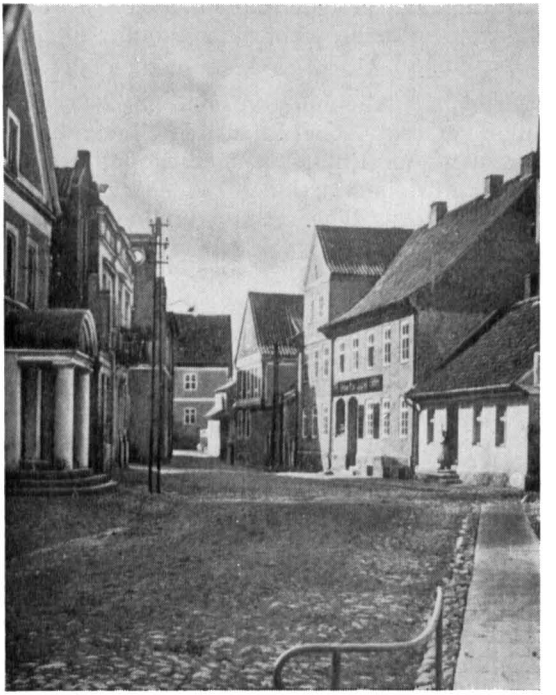
Allenburger Familien in fernerer und naher Vergangenheit

Von der Ankunft der ersten Siedler in der Gegend von Allenburg bis zum Verlust unserer alten Heimat sind rund 700 Jahre vergangen. Während dieser sieben Jahrhunderte sind dort mehr als 20 Generationen geboren und aufgewachsen. Welche noch lebenden ehemaligen Allenburger und welche von ihren Nachkömmlingen wären nicht stolz, wenn sie feststellen könnten, daß ihre Ahnen schon vor langen Zeiten dort ansässig waren. Daher erscheint es angebracht, die noch heute feststellbaren Namen von Allenburger Familien bekanntzugeben.

Da Allenburg vor der Erbauung von Chausseen und Eisenbahnen abseits von allem Verkehr lag, ist es natürlich, daß viele alte Familien hier Jahrhunderte hindurch ansässig geblieben sind. In dem Bürgerverzeichnis von 1540 finden sich Namen, die auch in späteren Zeiten erwähnt werden: Mollenhauer, Frank, Sommer, Zachau, Hoffmann, Zimmermann Mesau, Neumann.

Von anderen alteingesessenen Familien seien erwähnt:

Apsel	1681, Tuchmacher
Hoffmann	1655, Tischler
Borchert	1681
Bajohr	1691, Tischler
Lange	1666, Tischler
Prengel	1682, Böttcher



Vorne Herrenstraße, von hinten Hotel Klatt kommt die Königsstraße. Beide Straßen vereinigen sich und führen beim Hause rechts zum Schaller Tor aus der Stadt hinaus. Das Gebäude hinten mit weißen Querbändern ist der Junkerhof. Dort befand sich die Burg, das Wildhaus des Ordens, späterhin Stadthaus der Lehnsherren von Polentz

Klein	1684
Kösling	1685. Fleischer
Stadie	1686
Kossmann	1689
Mulack	1690
Lügnau	1693, Bäcker
Schütz	1693, Glaser
Wassel	1693, Arbeiter
Kommissien	1694, Bauer
Frohnert	Schuhmacher
Holstein	Radmacher

Zwischen 1700 und 1800 werden folgende Familien zum erstenmal in den Kirchenbüchern genannt:

Aßmann	1751, Bäcker
Bressem	1734, Wachtmeister
Borowski	1752, Arbeiter
Bielke	1792, Böttcher

Grube	1725, Tischler
Hinz	1761, Arbeiter
Howe	1762, Tischler
Jordan	1720
Kohn	1764
Kuckuck	1766, Radmacher
Kraehmer	
Merkisch	
Moldehnke	
Piekert	1779, Bürgermeister
Poeck	1769, Drechsler
Riemann	1705, Schneider
Ritter	1722
Struwe	1761
Scheffler	1761
Seidler	1705
Trampenau	1752
Weß	1723
Witt	1715
Wittke	1722
Wosgien	1764



Vorbeimarsch vor dem Schützenkönig, Bürgermeister und den Herren des Vorstandes auf dem Marktplatz, Südseite

Braunsberg, Schlosser	1872	Nieswand, Schuhmacher	1881
Buch, Sattler	1841	Pawlowski, Zimmermstr.	1810
Eggert, Hotelier	1898	Packhäuser, Kaufmann	1860
Enderweit, Kaufmann	1864	Koeppen	1817
Fuchs	1802	Kähler	1818
Großmann, Kaufmann	1814	Kirgasser	1822
Galonski, Riemer	1890	Krause	1842
Herdegen, Korbmacher	1819	Kretschmann	1843
Kampf, Schlosser	1842	Kohlhoff	1843
Kemsies, Kaufmann	1853	Kowalski, Schmiedemtsr.	1879
Lipp, Kaufmann	1853	Pottel, Tischler	1872
Liedtke, Schuhmachermstr.	1807	Oltersdorf, Barbier	1872
Luckau, Kürschnermeister	1825	Rose, Bäcker	1815
Morgenroth, Tischler	1818	Schiller, Konditor	1860
Weber, Kaufmann	1839	Strehlau, Kaufmann	
Morszeck, Schuhmacher	1833	Ungermann, Ackerbürger	1839
Nadrowski, Klempner	1860		

Unser kleines Allenburg, das es nur auf wenig mehr als 3000 Einwohner gebracht hat, zählte unter denen, die in seinen Mauern geboren und aufgewachsen oder eine Zeitlang ansässig waren, eine ganze Reihe solcher, die außerhalb ihrer Vaterstadt gehobene Stellungen bekleideten und sich einen Namen gemacht haben:

Ankermann, Ludwig Theodor Bruno, geb. am 24. 4. 1863, wurde 1885 Pfarrer in Lindenau und 1899 Prediger an der Altroßgärter Kirche in Königsberg

Bajohr, Ferdinand Eduard, geb. 5. 1. 1829, war Kreisschulinspektor in Neidenburg

Boetticher, Wilhelm, geb. am 22. 12. 1843, war Professor in Hagen/W.

Eilsberger, Georg Hermann Wolfgang, D, geb. am 31. 8. 1837, wurde Konsistorialrat in Königsberg

Kampf, Ferdinand Dr., geb. am 23. 3. 1842, war Chef der Astronomie bei dem Ingenieurkorps der Vereinigten Staaten v. Amerika

Lipp, Max Dr., geb. 23. 3. 1862, Oberlehrer

Lindenau, Martin, geb. am 12. 10. 1893, war Prediger in Canditten

Stadie, Adolf Dr., geb. am 10. 1. 1877, war Tierarzt am Hygienischen Institut in Berlin

Treibe, Ernst, geb. am 16. 1. 1860, war Oberlehrer in Tiegenhof

Wokulat, Ernst, geb. am 10. 1. 1876, Assessor

Wosgien, Heinrich, geb. am 14. 11. 1857, war Bürgermeister in Schippenbeil.



Alle bei Allenburg
Blick stromab auf Hochufer Trimmau mit Trimmauer Winkel und Zickelberg rechts (Pruzzischer Ringwall)

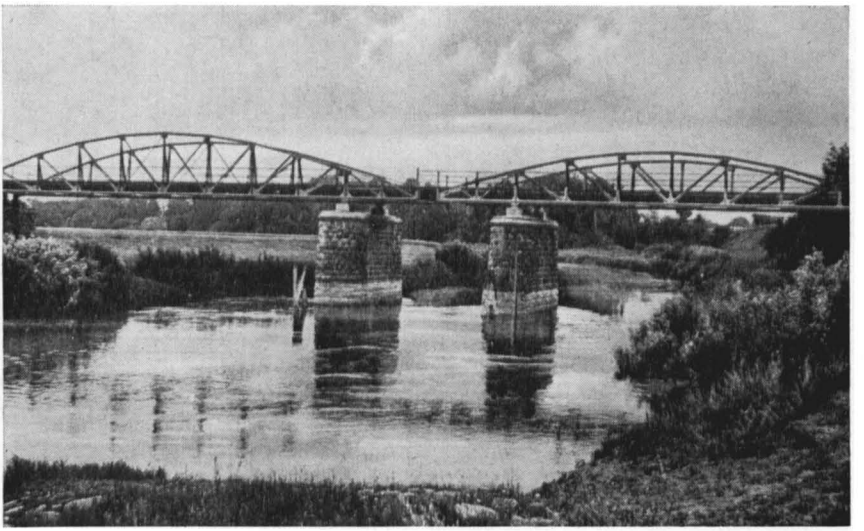
Allenburg von 1900 bis 1945

Die Einwohnerschaft

Mit Beginn des neuen Jahrhunderts hatte Allenburg die vorangegangene Stagnation überwunden und begann seinen Entwicklungsrückstand aufzuholen. Im Jahre 1864 hatte die Einwohnerzahl mit 2994 Köpfen einen Höchststand erreicht, war dann aber bis 1905 auf 1633 Einwohner abgesunken. Von da an bewegte sich die Einwohnerzahl zunächst zögernd, dann rascher wieder aufwärts und wuchs bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges auf 3200 Köpfe an. Es ist nicht leicht zu ergründen, woher der Anstoß zu dieser Aufwärtsentwicklung kam. Zweifellos hat die Verbesserung der Verkehrsverbindungen daran einen erheblichen Anteil. Wer läßt sich schon gern nieder an einem Ort, der nur mit Schwierigkeiten zu erreichen ist und von dem aus man die nähere und die fernere Nachbarschaft nur schwer erreichen kann! Andererseits können weder die besten Straßen und Schiffahrtswege, noch Bahn und Bus einen Aufschwung bringen, wenn nicht den Zuwanderern ausreichende Erwerbsmöglichkeiten am Ort zur Verfügung stehen. Ohne Mehrung der Erwerbsquellen ist ein Aufschwung nicht denkbar. So haben wohl die Errichtung neuer Betriebe und der Ausbau der Verkehrsverbindungen gemeinsam dazu beigetragen, daß die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts für Allenburg eine Zeit des Aufstiegs wurde.

Verkehrsentwicklung

Was für Mißhelligkeiten vor nicht allzu langer Zeit im Straßenverkehr noch vorkommen konnten, läßt sich dem Bericht eines Bürgers aus dem



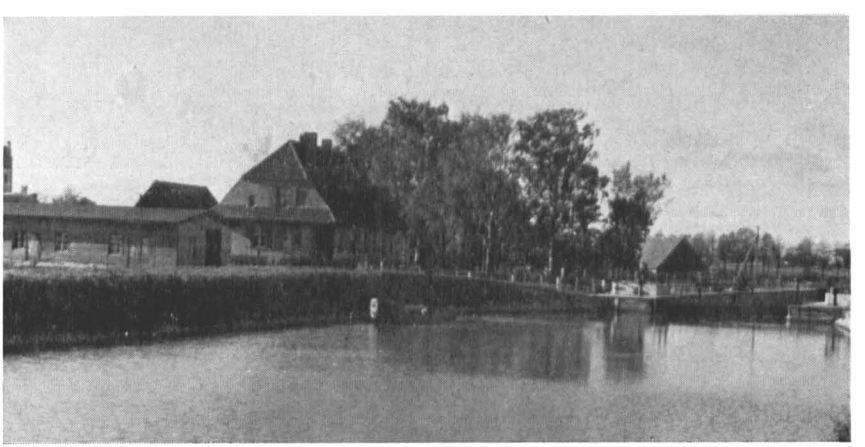
Schaller Brücke, westlich Allenburg
Blick stromauf gegen Zickelberg und Trimmauer Hochufer



Alle mit einmündender Omet von links.
Blick über die Alleniederung stromauf, hinten Gut Progen mit Chaussee nach Friedland.
Bei Hochwasser war alles unter Wasser

Jahre 1914 entnehmen: „Ich fuhr mit dem Einspänner nach Allenburg, und da die Ließiener Brücke zerstört war, mußte ich über Redden fahren; aber ich kam nicht weit, nur bis zur Leißiener Schule, da steckte der Wagen bis zu den Achsen im Lehm, und ich mußte das Pferd hinten anspannen, um den Wagen rückwärts herauszuziehen." Nun darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß es sich hier um ein letztes Stück „Landweg" handelte, das wenig später zur Chaussee ausgebaut wurde. Wenige Jahre nach 1900 waren alle von Allenburg ausgehenden Straßen chaussiert. Wie die Spinne im Netz saß das Städtchen im Knotenpunkt der nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlenden Chausseen: 1. über Dettmitten, Plauen, Leißienen nach Wehlau, 2. über Schallen nach Kl.- und Gr.-Engelau, 3. über Eiserwagen nach Ilmsdorf, 4. nach Gr.-Allendorf, 5. nach Gerdauen, 6. nach Friedland. Der Fuhrwerksverkehr konnte also — im Gegensatz zu früheren Zeiten — nach überallhin ungehemmt abrollen.

Wenn auch nicht ganz so wichtig wie die ausgezeichneten Straßenverbindungen, waren doch auch die Allenburger Wasserwege von einiger Bedeutung: die Alle und der Masurische Schiffahrtskanal. Die Allenburger „Handelsflotte" war, als nach dem Bahnbau der größere Teil des Frachtverkehrs auf den Schienenweg überging, kleiner geworden. 1912 hatte Allenburg noch zwei „Wittinnen" (Schiffer Riemann und Schiffer Krause). Die Schiffe verkehrten bis nach Königsberg—Tilsit—Schmalleningken—Kowno. In neuester Zeit brachte das Motorschiff „Ruth" (dem Schiffseigner Teichert gehörig) wöchentlich einmal Waren aus Königsberg.



Kanalschleuse am Masurischen Kanal mit Schleusenhaus bei Allenburg



Der Wohnsdorfer Stausee bei Auglitten, Gundau, Kipitten

Nachdem die schlimmen Folgen des Ersten Weltkrieges einigermaßen überwunden waren — es muß etwa 1920 gewesen sein — wurde mit dem Bau des Masurischen Kanals begonnen. Leider ist er niemals in seinem Verlauf fertiggestellt worden. Südwärts fahrende Schiffe hatten in Allenburg die beiden ersten Schleusen zu passieren, und für die nach Norden strebenden wären es die beiden letzten gewesen. Schiffe und Mannschaften hätten wohl gern in Allenburg eine Weile Station gemacht, und sicherlich hätte ein nicht unerheblicher Warenumschlag vom Wasserweg auf Straße und Schiene stattgefunden. Offenbar winkte dem Städtchen eine aussichtsreiche Zukunft; aber alles blieb ein schöner Traum. Die Weltwirtschaftskrise und der Zweite Weltkrieg zerstörten alle Hoffnungen.

Von 1900 bis zur Fertigstellung der Bahn Wehlau—Allenburg—Friedland verkehrte zwischen Allenburg und Wehlau zweimal täglich ein Postwagen. Der Postillion kündete seine Ankunft durch sein Posthorn an. Die Posthornromantik hatte mit der Eröffnung der Bahn im Jahre 1910 ein Ende. Auf dem Gebiet des Verkehrswesens war das zweifellos für Allenburg das bedeutendste Ereignis des neuen Jahrhunderts, war doch das Städtchen nunmehr an das ostpreußische und das gesamte deutsche Eisenbahnnetz angeschlossen.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts fing das Leben der Stadt Allenburg an, etwas lebhafter zu pulsieren. Diese Regsamkeit ähnelte den ersten Flugversuchen eines eben flügge gewordenen Vogels. Es entstanden Einrichtungen, die den Eindruck machten, als beginne die Stadt ihrem ländlichen Charakter zu entwachsen. Der unverkennbare wirtschaftliche Aufschwung, den die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts brachten, wirkte sich nach zwei Seiten aus; die eine — sozusagen die Schauseite — wurde sichtbar in der Vermehrung der Betriebe und Beschäftigungsmöglichkeiten, die andere — nur dem schärfer blickenden Auge sichtbar — war in der ständig zunehmenden Verbrauchssteigerung und in dem sich mehrenden Wohlstand zu erblicken.

Ein Müllermeister baute um die Jahrhundertwende an der Schwöne, im nordöstlichsten Teil Allenburgs eine größere und moderne vierstöckige Mühle für Dampf- und Wasserkraftbetrieb. Diese Mühle ging später in den Besitz des Kaufmanns Anker über, welcher den Betrieb noch erweiterte und diesem auch ein Sägewerk angliederte. Die Mühle wurde 1914 zum Teil zerstört und moderner wieder aufgebaut. Sie ist 1945 unbeschädigt nach der Besetzung von den Russen sofort wieder in Betrieb genommen worden.

Im Jahre 1906 wurde der städtische Schlachthof erbaut, der eine eigene Wasserversorgung mit Pumpanlage erhielt. Der unternehmungslustige Müllermeister und Schneidemühlenbesitzer August Schirrmacher erbaute im Jahre 1910 auf eigene Rechnung ein Elektrizitätswerk für die Stadt. Es wurde auf dem restlichen Teil des alten Friedhofs an der Alle errichtet. Schirrmacher hat das große Verdienst, Allenburg als eine der ersten Kleinstädte Ostpreußens mit elektrischem Strom versorgt zu haben. Viel Freude und Dankbarkeit herrschte darüber bei Allenburgs Einwohnern. Die Stadt erhielt elektrische Straßenbeleuchtung. Die Gewerbe- und Handwerksbetriebe stellten ihre Werkstätten und Maschinen auf elektrischen Strom um. Nach dem Ersten Weltkrieg übernahm die Stadt, und nach dem Bau der Kraftwerke Wohnsdorf—Friedland das Überlandwerk der Provinz die elektrische Versorgung der Stadt. Allenburg hatte ein neues Gesicht erhalten und dehnte sich auch räumlich aus.

1910 bis 1912 wurde ein Stadtpark neu angelegt. Ein Jahr später wurden darin ein großes Schützenhaus und ein mustergültiger Schießstand für die Schützengilde erbaut. Jetzt konnten in unserer Stadt auch größere überbezirkliche Feste und Treffen abgehalten werden.

Mit der Erbauung der „Natura-Milch-Exportgesellschaft mbH" im Jahre 1913 wurde ein größerer Industriebetrieb in Allenburg geschaffen. Der Betrieb war in seiner Art der einzige in ganz Ostpreußen; er stellte zunächst Trockenmilch, später Kondensmilch und Tubensahne her und beschäftigte etwa 100 Menschen. 1914 wurde die Fabrik fast vollständig

zerstört, aber schnell wieder aufgebaut. Der letzte Betriebsleiter war Obering. Hellmuth Möhrke.

Weil es sich nicht mehr feststellen läßt, was vor, was nach 1900 gegründet und eingerichtet wurde, soll alles aufgezählt werden, was an gewerblichen, kaufmännischen und sonstigen Erwerbsstätten bei der Vertreibung vorhanden war. Ist es nicht recht und billig, dabei die Namen all der wackeren Männer und Frauen festzuhalten, die bis zum traurigen Ende in ihrem Heimatstädtchen zum Wohle ihrer Mitbürger wirkten? Wenn spätere Geschlechter dieses Chronikbuch in die Hand bekommen, so werden sie mit Genugtuung daraus entnehmen, welche ihrer Vorfahren einst im deutschen Osten an der Schaffung eines Hochstandes deutscher Kultur mitwirkten.

Landwirtschaft: Wie so viele ostpreußische Kleinstädte hatte auch Allenburg seine Ackerbürger, deren Grundstücke bereits seit den Anfängen der deutschen Besiedelung ihren Familien und ihren Mitbürgern das tägliche Brot lieferten. Es waren dies die Landwirte:

Hugo Neumann, Hermann Pawlowski (später Frl. Böhnke), Anker (später Angermann), Eduard Stadie (später Geschwister Stadie), Gustav Bressem, Kuster, Gustav Neumann (später Gertrud Neumann), Julius Bielke, Cabalzar, Otto Moldehnke, Walter, Hollstein, Schiemann, Sommerfeld.

Die An- und Verkaufsgenossenschaft (Leiter Wosgien) sorgte für den Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und die Belieferung der Landwirte mit ihrem Betriebsbedarf. Aber auch die Mühle Anker (Angermann) kaufte viel Getreide, und auch Gustav Möhrke, sowie sein Nachfolger Spandöck betrieben Getreidehandel, früher noch Julius und Adolf Großmann.

Mühlenbetriebe: Anker (Angermann) und Deutschmann.

Vereinigte Milchwerke: Die Milch wurde von den umliegenden Gütern angeliefert. Es wurden täglich etwa 5000 Liter verarbeitet (Leiter: Kurt Wermke).

Milchverkaufsstelle: Hasenpusch.

Imkereien: Kolberg (30 Völker), Plaumann (20 Völker), Klinke (25 Völker), Lippke (14 Völker).

Holzhandel und Schneidemühlen: Angermann und Ernst Kliem (früher Alfred Schirmacher).

Textilien: Simon, Lipp und Epha, Powisteizki.

Eisenwaren: Paul Quednau.

Zementwaren: Karl May.

Tischlereien und Stellmacherwerkstatt: Franz Morgenroth (mit großem Möbellager), Fritz Morgenroth, Otto Rohde, Gustav Dormeyer (Stellmacherei).

Schmiede: Bosch (früher Kowalsky), Stuhrmann (früher Zwingelberg).

Schlossereien: Leopold Steinau, Otto Mattern.

Schneider: Otto Schadewinkel, Otto Lewohn, Prange, Böhnke, Klein, Spiwoks.

Damenschneiderinnen: Frau Langner, Frl. Brandenburger, Frl. Rohde.

Maler: Hugo Luckau, Gustav Hesse, Malessa.

Friseure: Albrecht, Oltersdorf, Funk, Klinke.

Bäcker: Fritz Kahl, Totenhaupt, Adebar, Sperber.

Uhrmacher: Fritz Kuckuck, Paul Weß.

Klempner: Max Seidler, Paul Reinhold.

Fleischer: Hans Reimann, Fritz Klischewski, Kähler, Franzel.

Elektriker: August Iffländer.

Schuhmacher: Hans Klein, Müller, Wohlgemuth, Stobbe, Bressem, Eli.

Töpfer: Bartel, Braunschweig.

Riemer: Buch, Apsel, Galonski.

Dachdecker: Nickel.

Gärtnerei: Feuerabend, Merkisch (Blumenhandel), Wallat.

Drogerie: Max Kuhrau, später Heise.

Apotheke: Schmidt, Hinz.

Verkehrsbetriebe: Schiemann und Willi Fuchs (Fuhrhalter), Max Schröder und Timm (Autovermietungen), Bedarf (Lastwagen).

Putzmacherei: Bouchard.

Gastwirtschaften: Lörzer, Holstein (früher Krutzki), Borowski (früher Morscheck), Pörschke, Schulemann (Konditorei), Klenzan (Hotel „König von Preußen" mit Busverbindung zum Bahnhof), Hotel Klatt (Inhaber Max Klein), Geschw. Enderweit, Gau.

Banken und Sparkassen: Die Allenburger Volksbank (früher Vorschußverein), letzter Verwalter: Schekorr. Angestellte: Max Schirrmacher, Lisbeth Weidner.

Die Eröffnung einer Nebenstelle der Kreissparkasse am 1. 7. 1925 war als ein deutliches Zeichen für den zunehmenden Geldumlauf und für die ständig zunehmende Vermehrung der Geldgeschäfte zu werten. Verwalter: Martin Steinbrücker. Angestellte: Hedwig Kuhnke, Babbel, Fr. Böhnke.

In allen diesen Betrieben fanden die Allenburger als Arbeiter oder Angestellte Beschäftigung und guten Verdienst.

Freiberuflich waren in Allenburg tätig: 1 Rechtsanwalt (Hermann Meyer), 2 Ärzte (Dr. Kohtz und Dr. Stengel), später nur 1 Arzt, nacheinander: Dr. Grigat, Dr. Lange, Frau Dr. Schröder-Wolff, Tierarzt Dr. Münzner.

Die Allenburger konnten jahrzehntelang ihre Rechtsangelegenheiten vor dem am Ort befindlichen Amtsgericht erledigen. Im Zuge von Sparmaßnahmen verlor Allenburg 1928 sein Amtsgericht. Von da ab wurden

in gewissen Abständen im Sitzungssaal des Rathauses durch einen Amtsrichter aus der Kreisstadt Gerichtstage abgehalten. Im Allenburger Amtsgericht sind als Amtsrichter tätig gewesen: Dr. Gehm, Dr. Wagner, Dr. Makart und Doermer.

Das Postamt wurde nach dem Ersten Weltkriege nacheinander von den Amtsleitern Naumann und Dudschus verwaltet.

Das ganze städtische Getriebe wurde zusammengehalten und verwaltet vom Magistratskollegium und der Stadtverwaltung, seit 1915 unter der tatkräftigen Führung von Bürgermeister Erwin Moeller. Der Wiederaufbau der im Ersten Weltkrieg stark zerstörten Stadt ist weitgehend als sein Werk anzusehen. Seiner Aufgeschlossenheit für jeden Fortschritt und seiner geschickten Art des Verhandelns mit übergeordneten Behörden verdankt die Stadt zu einem großen Teile ihren weiteren Ausbau und ihren stetigen Aufstieg.

Die bauliche Erweiterung der Stadt konnte wegen der Begrenzung durch die Alle und Alleniederung (Aue) im Süden, Westen und Norden nur nach Osten erfolgen. Dort entstanden in rascher Folge die Siedlung an der Friedländer und die neue Siedlung an der Gerdauer Chaussee. Nicht unerwähnt darf bleiben als soziale Tat die Erbauung eines stadteigenen Wohnhauses, in dem Arbeiterfamilien für billige Miete eine Wohnung fanden.

Von besonderer wirtschaftlicher Bedeutung für die Stadt war der 800 Morgen große Stadtwald. Er erbrachte der Stadtkasse eine gute und regelmäßige Einnahme und war ein Beispiel dafür, wie segensreich sich ein Stück Gemeineigentum für eine städtische Gemeinschaft auswirken kann. In städtischen Besitz befand sich auch das fast ebenso große Torfbruch.

Kulturelles Leben und Geselligkeit

Das rege Wirtschaftsleben und der zunehmende Wohlstand begünstigten kulturelle Bestrebungen und die Pflege froher Geselligkeit.

Die stete Verbesserung des Schulwesens und seine Förderung durch die Stadt waren der sichtbare Ausdruck des allgemeinen Strebens nach vermehrter Vermittlung geistiger Werte und kultureller Fortentwicklung.

Im gleichen Sinne wirkten auch die Kirchen auf ihrem Gebiet. Das kirchliche Leben der evangelischen wie auch der kleinen katholischen Gemeinde war bis zur Vertreibung intakt geblieben. Selbst die antikirchlichen Bestrebungen während der Herrschaft des Nationalsozialismus blieben ohne merklichen Einfluß.

Seit der Jahrhundertwende amtierten an der evangelischen Kirche in Allenburg in der 1. und 2. Pfarrstelle folgende Pfarrer: Kern, Grunert, Wormit, Wagner, Kramm, Böhnke, Luntowski, Bendrich, Sack, Rosinski,

Adelsberger, v. Mickwitz, Daudert, Zachau, Haß, Kröhnert, Reich, Blaesner, Klumbies.

Zwei von der evangelischen Kirche betreute Wohlfahrtseinrichtungen dürfen nicht unerwähnt bleiben: das bereits im Jahre 1683 von dem Kammernherrn und Legationsrat v. Rauschke gegründete „Rauschke'sche Stift" und das Waisenhaus „Bethesda". Das Stift diente alten Leuten als Heimstätte. Das Waisenhaus, das etwa 20 Kindern das Elternhaus zu ersetzen hatte, stand bis zum Verlassen der Heimat unter der Leitung von Schwester Berta Müller, der noch eine zweite Schwester zur Seite stand.

Im Jahre 1928 wurde von der Stadt eine Volksbücherei eingerichtet. Mit dem bescheidenen Bestande von 60 Büchern wurde sie eröffnet. Im Jahre 1945 waren bereits 2000 Bände guter, ja auserlesener Literatur vorhanden. Die Bücherei wurde lebhaft in Anspruch genommen und erreichte im Jahre bis 1200 Ausleihungen. Ihr verdienstvoller Leiter von der Gründung bis zum Tage der Vertreibung war Lehrer Otto Lippke.

Im Jahre 1935 wurde die Theaterferne, unter der alle Kleinstädte litten, überwunden. Das Tilsiter Stadttheater erfreute uns alljährlich mit vier Gastspielen. Die Theaterfreudigkeit des Allenburger Publikums tat sich dadurch kund, daß die nicht gerade bequemen Stuhl- und Banksitze des Klatt'schen Saales jedesmal bis auf den letzten Platz besetzt waren.

Darf man das Vereinsleben einer Kleinstadt unter der Rubrik „Kultur" einreihen? Die Beantwortung dieser Frage wird davon abhängen, ob die vorhandenen Vereine es sich angelegen sein ließen, ihren Mitgliedern Volkskunst zu vermitteln, gesunden Sport zu pflegen, gemeinnützigen Zwecken zu dienen und ihre geselligen Zusammenkünfte auf einem gewissen Niveau zu halten. Man darf zur Ehre der Allenburger Vereine sagen, daß sie allen billigerweise zu stellenden Ansprüchen gerecht geworden sind. Es existierten in Allenburg folgende Vereine:

a) Der Kriegerverein, in dem ehemalige Soldaten Mitglied waren.

b) Der Schützenverein, dessen Vorsitzender immer der jeweilige Bürgermeister war. Seit 1912 feierte der Verein seine Feste in dem schönen Schützenpark (Stadtpark). Dieses Etablissement wurde auch anderen Vereinen für ihre Sommerfeste zur Verfügung gestellt. Hier fand auch alljährlich das Schulfest statt. Im Jahre 1924 wurde in Allenburg das Gauschützenfest gefeiert.

c) Der Männergesangverein, der es kaum über zwanzig Mitglieder brachte, aber immer mit beachtlichen Leistungen aufwarten konnte, die überall anerkannt wurden. 1913 wurde in Allenburg das Gausängerfest und 1927 das Pregelgausängerfest gefeiert.

d) Der Vaterländische Frauenverein, an dessen Stelle im Jahre 1933 die NS-Frauenschaft trat.

e) Der Sportverein: VfK (Verein für Körperkultur).

f) Der Ruderklub, die jüngste Vereinsgründung in Allenburg. Der Verein konnte für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, den für Allenburg so naheliegenden Rudersport der Allenburger Jugend zugänglich gemacht zu haben. Das schmucke Bootshaus des Vereins war eine Zierde des Alleufers. Bootsbestand: 2 Gigvierer, 1 Skullvierer, 2 Doppelskuller.

Der Erste Weltkrieg erreicht Allenburg

Aus allem, was hier über die Entwicklung der Stadt zu Beginn des 20. Jahrhunderts gesagt wurde, war zu entnehmen, daß es aufwärts ging, daß der Wohlstand wuchs und weiterer Aufschwung und friedlicher Ausbau des bürgerlichen Zusammenlebens zu erwarten waren. Diese günstige Entwicklung wurde durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges jäh unterbrochen. Das heranrollende Kriegsgewitter brach von Osten und Süden in Ostpreußen ein und erreichte auch das Städtchen Allenburg, das schwer mitgenommen wurde. Die Kämpfe um Allenburg sind unter dem Namen „Gefecht bei Schallen" in die Kriegsgeschichte eingegangen; sie könnten ebensogut der „Kampf um Allenburg" genannt werden. Der Hauptmann der Reserve Seidel, der die Regimentschronik des 3. Gardereserveregiments zu führen hatte, hat eine sehr anschauliche und packende Schilderung der Kämpfe aufgezeichnet. Die bedeutendsten Abschnitte dieses Berichts sollen im Wortlaut wiedergegeben werden.

„Auf Befehl der Division sollte die vorderste Linie am 9. September bei Tagesanbruch möglichst bis an die Alle herangezogen werden. Die Mittellinie des Regiments führte auf die Nordspitze von Schallen. Dicker Nebel lag auf Feldern und Wiesen und hinderte jede Sicht. Um 4 Uhr 45 ging der weitere Befehl ein, das Dorf Schallen zu nehmen, wenn nicht starkes Feuer es unmöglich machte. Als die Umrisse des Dorfes deutlicher aus dem Nebel hervortraten, setzte vom Dorfrand heftiges Infanteriefeuer auf eine Entfernung von 500 Meter ein. Bei der stark blendenden Sonne ließ sich kein Ziel erkennen. Das trotzdem aufgenommene Feuer konnte nur gegen die Häuser und den Dorfrand gerichtet werden. Schon um 5 Uhr 15 lag das 1. Bataillon im feindlichen Artilleriefeuer. Gleich die ersten Schüsse trafen ihr Ziel. Granate auf Granate platzte in die Linie. Schon nach Ablauf weniger Minuten waren die Verluste der in vorderster Linie eingesetzten Kompanien so groß, daß sie zur Fortführung des Angriffs außerstande waren. Mit wechselnder Stärke hielt das Artilleriefeuer fast während des ganzen Tages an. Die schon im Anfang erheblichen Verluste steigerten sich immer mehr. Durch eine einzige Granate (schwere), die in eine geschlossene Kompanie einschlug, die in einer Mulde lag, wurden zehn Mann getötet und zwölf weitere verwundet. Kurze Zeit trat Verwirrung ein, alles schien wie gelähmt.

Da brachte die Tat eines Grenadiers wieder Leben unter die Leute und beugte dem Verlust weiterer Kameraden vor. Durch den ungeheuren Luftdruck waren zwei Mann in hohem Bogen in den Sproge-Graben geschleudert worden. Unfehlbar wären beide ertrunken, hätte sie nicht der Grenadier Müller II bemerkt und gerettet. Selbst halb betäubt in einem Granattrichter liegend, sprang er sofort auf, warf sein Koppel weg und stürzte sich in den Bach. Mit einigen Schwimmstößen erreichte er die beiden Kameraden und konnte sie mit Hilfe der hinzueilenden Kameraden retten.

Die Tätigkeit unserer Artillerie war durch das ungünstige Licht sehr beeinträchtigt. Unser Feuer auf Schallen führte mittags zur Zerstörung und zum Brande des Ortes und setzte die feindliche Infanterie außer Gefecht. Mit Einbruch der Dunkelheit verstummte endlich die feindliche Artillerie. Erst im Laufe der Nacht konnten die Schwerverwundeten geborgen werden. Die Dunkelheit ermöglichte auch das Aufräumen des Schlachtfeldes und die Sammlung der Toten. Das Dorf Schallen war vom Feinde geräumt. Die 8. Kompanie stellte fest, daß die feindlichen Schützengräben am Brückenkopf voller Toten lagen und vom Feind verlassen waren. Starkes Wagengerassel ließ auf den Abzug des Gegners schließen. Eine gangbare Behelfsbrücke über die Alle war noch erhalten. Die eiserne Brücke war von den Deutschen bei ihrem Rückzuge am 25. 8. gesprengt worden. Es gelang einer Patrouille, über die Brücke zu gehen und die Zündschnüre am Ostufer der Brücke zu durchschneiden. Gleichzeitig wurde festgestellt, daß Allenburg noch vom Feind besetzt war. Am 10. September eröffnete der Gegner bei Tagesanbruch heftiges Infanteriefeuer aus den zur Verteidigung eingerichteten Häusern von Allenburg auf unsere Linie. Es wurde sofort durch Artillerie bekämpft. Unter diesem Bombardement hat Allenburg sehr gelitten, ein Teil der Stadt lag in Trümmern. Um 7 Uhr 30 hatte der Feind Allenburg geräumt und befand sich auf dem Rückzuge. Das Regiment verfolgte nun den Feind.

In den Morgenstunden des 10. September wurden die Toten zur Ruhe gebettet, soweit es nicht schon in der Nacht geschehen war. Für den ersten größeren Zusammenstoß mit dem Feinde waren die Opfer zu hart und zu schwer. Betrugen doch die Gesamtverluste 112 Tote — ein Massengrab mit 80, eins mit 20 und ein Grab mit 12 Mann — 385 Verwundete und 114 Vermißte, zusammen also 611 Mann. Fünf Offiziere waren gefallen. Die Schlacht an der Alle bedeutete die Teilnahme des Regiments an der großen Schlacht an den Masurischen Seen, in der Generaloberst von Hindenburg die Russen aus Ostpreußen vertrieb."

Glücklicherweise waren keine Opfer unter der Zivilbevölkerung zu beklagen. Die Russen haben Allenburg menschenleer angetroffen. Die aufregenden Tage vor der Flucht und den bitteren Abschied von der Heimat schildert Lehrer Otto Lippke mit folgenden Worten: „Am Sonnabend, dem 22. August 1914, kam Rittmeister v. Weiß, Gr.-Plauen, nach

Allenburg, um die Einwohner zu beruhigen. Er sagte unter anderem: ‚Bewohner Allenburgs, seht das Elend der Flüchtlinge! Wollt Ihr auch ins Elend gehen, wenn die Russen herkommen sollten? Wenn das wirklich geschehen sollte, dann flieht nicht, sondern geht in den Wald und wartet, bis das Gefecht beendet ist.' Aber die Flüchtlinge warnten uns, und als am Sonnabend der Flüchtlingsstrom immer stärker wurde, als auf der Friedländer Chaussee drei unabsehbare Wagenreihen nebeneinander fuhren, als neben den Wagenreihen Viehherden, Pferde und Schafe nebenher getrieben wurden, da wurden auch die Allenburger unruhig. Abends schlugen die Flüchtlinge auf freiem Felde unter klarem Sternhimmel ihr Nachtquartier auf. Viele Kinder und alte Frauen starben auf diesem Elendszug nach Westen und wurden ohne Sarg neben der Straße beerdigt. Der Sonntag, der 23. August, war besonders aufregend. Es war ein sonniger Tag, und alles strömte in die Kirche. Mitten in der Predigt erschien ein Feldwebel in der Kirche und hauchte ganz leise: ‚Alarm!' Das brachte die Kirchenbesucher in Aufregung. Pfarrer Kramm brach seine Predigt ab, und die Menschen verließen schnellstens die Kirche. Unser Militär befand sich auf dem Rückzug. Die Bewohner der Stadt packten ihre Sachen und strömten zum Bahnhof. Im vollgepfropften Zuge ging es nach Wehlau, wo schon der Bergungszug bereitstand."

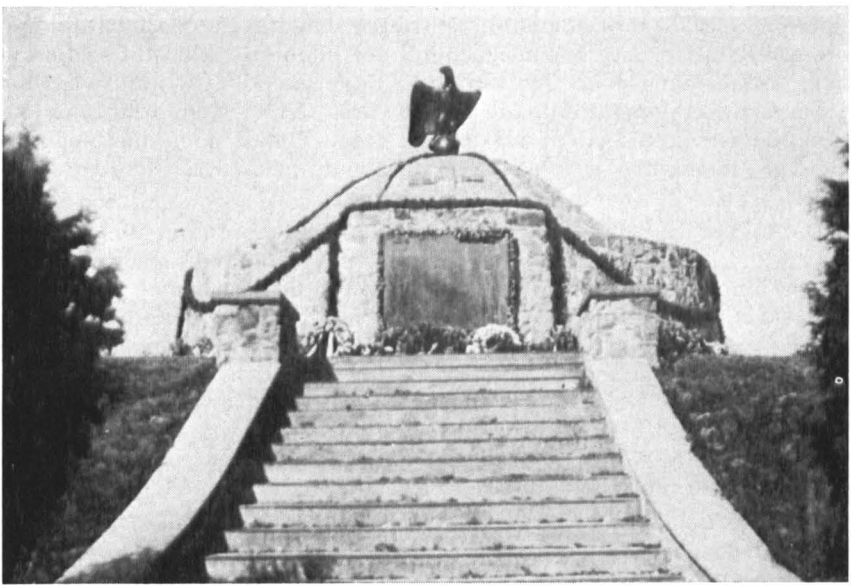
Wenige Tage, nachdem der Schlachtenlärm des Gefechts bei Schallen verstummt war, kehrten die ersten Einwohner in ihr Heimatstädtchen zurück. Hatte schon die Flucht sie gelehrt, was Krieg bedeutet, so mußten sie jetzt noch weit Schlimmeres erfahren. „Todwund fand ich meine Vaterstadt vor, in der ich als Sohn des damaligen Kreisrichters Oscar Moeller geboren wurde, ein Bild des Grauens und der Verwüstung!" Es sah trostlos aus. Alles lag in Trümmern. Die alte schöne Kirche war dahin. Beim Abzug hatten die Russen den Turm gesprengt, und im Artilleriefeuer der deutschen Truppen war die Kirche ausgebrannt, berichtete Lehrer Lippke.

Mag auch der Anblick der Zerstörungen im ersten Augenblick lähmend auf manche Heimgekehrten gewirkt haben, so wich doch bald das Gefühl der Niedergeschlagenheit dem Lebens- und Aufbauwillen. Stadtverwaltung und Bürgerschaft waren sich einig in dem Wunsche, die Wunden, die ihrem Gemeinwesen geschlagen waren, so rasch wie möglich zu heilen. Zunächst galt es, die Trümmer zu beseitigen. Dabei mußten russische Kriegsgefangene kräftig Hand anlegen. Dann wurde das Lichtnetz wiederhergestellt, und nun konnte mit dem Aufbau der zerstörten Gebäude begonnen werden. Darüber gibt Bürgermeister Moeller folgenden Bericht: „Das Bauberatungsamt, das in den Händen des Architekten Schmeißner lag, sorgte für den ordnungsgemäßen Ablauf des Wiederaufbaus, der von den verschiedensten Architekten aus dem Reich als lohnende Aufgabe angesehen wurde. Die Oberaufsicht über den Wiederaufbau des ganzen Bezirkes führte Architekt Locke, der seinen Wohnsitz

in dem ebenfalls stark zerstörten Gerdauen hatte. Sein Werk, auf das wir besonders stolz sein konnten, war der Neubau unseres Rathauses, das mit seiner baulichen Eigenart (Laubengang und Staffelgiebel) der ganzen Stadt das Gepräge gab."

Im Sommer 1915 stattete die Kaiserin Auguste Viktoria der zerstörten Stadt einen Besuch ab. Zur Erinnerung an diesen Besuch stiftete die Kaiserin eine von ihr persönlich gearbeitete Taufbeckendecke. Im August 1917 besichtigte Kaiser Wilhelm II. die starken Zerstörungen unserer Stadt. Diesem Besuch verdanken wir den verhältnismäßig schnellen Wiederaufbau unserer schönen — wieder im Ordensstil errichteten — Kirche, deren Bauausführung einem Kind unserer Stadt übertragen wurde, nämlich dem damaligen Regierungsbaumeister Kurt Diekert, einem Sohn des derzeitigen Amtsrichters Diekert. Daß er dabei sein ganzes künstlerisches Denken und Können einsetzte, war ihm sicher eine Selbstverständlichkeit, uns aber hat er dadurch zu großem Dank verpflichtet.

Bis zur Wiederherstellung der Kirche waren die Gottesdienste in der „Notkirche", einem ausgebauten Speicher, abgehalten worden. Am 30. August 1925 war es soweit, daß die wiederaufgebaute Kirche geweiht



Das Denkmal für die Gefallenen der 1. Garde Reserve Division am Allehochufer bei Schallen

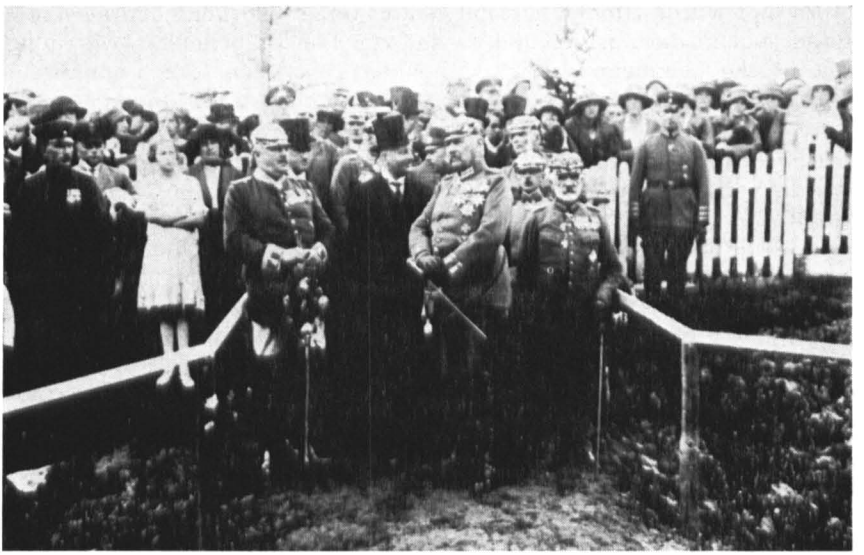
werden konnte. Für die ganze Gemeinde war es ein denkwürdiger Tag, über den noch gesondert berichtet werden soll. Mit der Wiederherstellung der Kirche konnte man den Wiederaufbau der Stadt als abgeschlossen ansehen. Dieser Aufbau bleibt ein Ruhmesblatt für alle, die daran als unmittelbar Mitarbeitende oder auch als mitstrebende Bürger beteiligt waren.

Denkmalsweihe

Am 7. September 1924, zehn Jahre nach dem verlustreichen Gefecht bei Schallen, erfuhren die Gefallenen eine eindrucksvolle Ehrung durch die Einweihung eines Denkmals, errichtet an der Stelle, die etwa der Mittelpunkt des Gefechtsfeldes gewesen war. Dieser Sonntag wurde ein großer Tag für Allenburg. Die Feier erhielt ihre besondere Weihe durch die Teilnahme des Siegers von Tannenberg, des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. In großen Scharen kamen die vaterländischen Vereine und Verbände durch das festlich geschmückte Allenburg. Der greise Feldmarschall wurde durch eine Eskorte von 50 Reitern der Reitervereine des Kreises Wehlau eingeholt und mit lautem Jubel begrüßt. Auf dem Heldenfriedhof, auf dem 134 Angehörige der 1. Garde-Reserve-Division, die in dem Gefecht bei Schallen am 19. September 1914 ihr Leben opferten, die letzte Ruhestätte gefunden hatten, nahmen die Vereine mit ihren Fahnen, Bannern und Standarten Aufstellung. Um 12 Uhr war der Generalfeldmarschall am Denkmal eingetroffen. Landrat Wrede begrüßte ihn als den Befreier Ostpreußens. General der Infanterie Albrecht schilderte den Verlauf der Schlacht bei Schallen. Superintendent Kittlaus, Tapiau, segnete das Denkmal ein. Die Schlußworte seiner Ansprache lauteten: „Der Segen Gottes, über der toten Helden Opfer, über der lebenden Helden Ringen, über des Volkes Erwachen zu neuer Kraft und Herrlichkeit!"

Darauf sprach Generalfeldmarschall von Hindenburg die Weiheworte. Er sagte: „Das Blut aller derer, die im festen Glauben an den Sieg ihr Leben hingegeben haben für Kaiser und Reich, soll niemals vergebens geflossen sein. Das deutsche Volk kann nur wieder zu Ehren kommen, wenn es wieder vom Geist von 1914 erfüllt wird. Diesen Geist zu fördern und zu pflegen, sei unsere Aufgabe und unsere Pflicht den toten Kameraden gegenüber." Nach gemeinsamem Gesang von „Deutschland, Deutschland über alles" erfolgte eine Kranzniederlegung, während ein Musikkorps der Reichswehr das Lied vom guten Kameraden spielte. Ein Vorbeimarsch der Vereine schloß die Feier.

Dann bestieg Hindenburg sein Auto und fuhr zunächst nach Gr.-Plauen und vor dort im offenen Landauer, begleitet von der schon erwähnten Reiterschar, über die hölzerne Notbrücke nach Leißienen. Auf der im Bau befindlichen, zum Teil schon fertiggestellten Allebrücke hatten Arbeiter, Beamte und Angestellte des Wasserbauamtes Aufstellung genommen.



Einweihung des Ehrenmals am 7. September 1924 durch Generalfeldmarschall von Hindenburg
v. l. n. r. Major von Weiß, Gr. Plauen, Bgm. Möller, Allenburg, der Landrat des Kreises Wehlau, von Hindenburg



Kranzniederlegung am Schaller Denkmal 1934 mit Pfarrer Adelsberger

Auch hier wurde Hindenburg mit lautem Jubel begrüßt. Landrat Wrede erbat sodann die Zustimmung zu der von ihm ausgehenden Anregung, die Brücke „Hindenburgbrücke" nennen zu dürfen. Der Generalfeldmarschall stimmte dieser Anregung zu und sprach die Hoffnung aus, daß dieser Brücke eine lange Lebensdauer beschieden sein möge.

Gegen 4.30 Uhr nachmittags traf Hindenburg in Leißienen ein und wurde von dem Schloßherrn, von Boddien, und seiner Gemahlin begrüßt. Der Gast wurde auf die unterste Terrasse des Schlosses geleitet und nahm dort die Taufe eines neuen Bootes des Wehlauer Ruderklubs vor. Er taufte das Boot auf den Namen „Ludendorff". Eine ehrfurchtsvoll schweigende Zuschauermenge wohnte der weihevollen Taufhandlung bei, zu der das im schönsten Sonnenschein liegende Alletal mit geschmückten Dampfern auf dem Fluß und das ansteigende Vorgelände des Hauses einen wirkungsvollen Rahmen boten. Die Ruderer brachten ihre Boote wieder zu Wasser und fuhren in Kiellinie am Schloß vorbei, auf dessen oberster Terrasse der Feldmarschall stand.

Eine besondere Ehrung brachten nach dem Abendessen die gesamten Gutsleute dem Feldmarschall durch einen Fackelzug dar. Ein herrlicher Herbstabend, eine schöne Umgebung, die Mitwirkung einer Reichswehrkapelle und vor allem das alle Teilnehmer beherrschende Gefühl, daß es einen unserer Großen zu ehren galt, trugen zum vollen Gelingen der Kundgebung bei. Wer diese Stunde miterleben durfte, wird sie nie vergessen. An den Fackelzug schloß sich der Zapfenstreich an. Vor den wuchtigen Mittelsäulen des Schlosses stand wie in Erz gegossen die Reckengestalt des Feldmarschalls im Fackellicht — ein unvergeßliches Bild! Ein Parademarsch der Reichswehrkapelle, von Fackeln umrahmt, schloß die glanzvolle Erinnerungsfeier ab.

Der Feldmarschall wandte sich seinem Gastgeber zu, reichte ihm sichtlich bewegt die Hand und richtete dann an alle Zuhörer folgende Abschiedsworte: „Ich danke Euch für die große Freude, die Ihr mir eben durch die schöne Kundgebung bereitet habt. Wir haben heute einen ernsten Tag erlebt, da draußen am Grabe unserer gefallenen Brüder, die in treuester Pflichterfüllung ihr Leben für das Vaterland eingesetzt haben. Wir danken ihnen das, indem auch wir treu unsere Pflicht erfüllen. Wir wollen das geloben, indem wir rufen: „Unser altes Preußen, unser geliebtes ganzes deutsches Vaterland, Hurra!"

Eine Stunde später verließ der Feldmarschall Leißienen.

Zwischen den beiden Weltkriegen

Der Wiederaufbau und die Weiterentwicklung der Stadt hätten sich wahrscheinlich noch rascher und nachhaltiger vollzogen, wenn nicht die Nachkriegswirren und die Geldentwertung sich störend ausgewirkt hätten. Diese Ereignisse trafen das ganze Deutschland mit ihrer vollen

Wucht; örtliche Besonderheiten fallen kaum ins Gewicht. Auch Allenburg hatte 1918/19 seinen Arbeiter- und Soldatenrat, doch es kam nicht zu Übergriffen und Gewalttätigkeiten.

Schlimmer wirkte sich die allmählich hereinbrechende Geldentwertung (Inflation) aus. Das Zahlenspiel der Geldentwertung ist nur noch älteren Menschen aus persönlichem Erleben bekannt; darum sollen an dieser Stelle unserer Jugend einige Zahlenangaben überliefert werden. Im Juni 1923 galten folgende Preise:

1 Pfd. Butter	=	13 000 RM
1 l Milch	=	1 200 „
1 Pfd. Fleisch	=	40 000 „
1 Damenmantel	=	1 500 000 „

Im Oktober zahlte man für 1 amerikanischen Dollar 3 Milliarden Reichsmark. Ein Zentner Weizen kostete 4 Milliarden Reichsmark. Beamte erhielten ihr Geld wöchentlich ausgezahlt, weil ihnen bei monatlicher Gehaltszahlung wegen der rasch fortschreitenden Entwertung das Geld in ein Nichts zerronnen wäre. Der Allenburger Kassierer, der die am Bau des Masurischen Kanals beschäftigten Arbeiter entlohnte, benötigte zu jeder Lohnzahlung einen großen Waschkorb voll Papiergeld. Am 15. November 1923 wurde durch die Einführung der Rentenmark dem Spuk ein Ende gemacht. Wer das bisherige Geld in neues umtauschte, erhielt für eine Billion Reichsmark 1 Rentenmark. Das neue Geld behielt zwar seinen Wert, aber es war so knapp, daß das Kaufen und Verkaufen gewaltig zusammenschrumpfte.

Rasch zunehmender Absatzschwund verursachte Arbeitseinschränkungen und Arbeitslosigkeit. Auch in Allenburg standen die Arbeitslosen an den Straßenecken, erregt und verbittert. Ihre Arbeitslosenunterstützung war knapp bemessen und reichte kaum zur Beschaffung der notwendigen Lebensmittel. Die Kaufleute warteten vergebens auf den Zuspruch der Kunden, die Gewerbetreibenden bekamen keine Aufträge. Die allgemeine Unzufriedenheit wuchs. Im Reichstag stritten 26 Parteien um die Macht. Fortwährend Regierungswechsel und Neuwahlen. Die Wahlversammlungen wurden von Wahl zu Wahl stürmischer. In Allenburg tauchten die ersten Weißhemden auf, störten die Versammlungen und verursachten Tumulte. Als sie sich zu Braunhemden gewandelt hatten, nahmen die Krawalle zu, und die Versammlungen endeten mit Schlägereien auf den Straßen.

Die böse Saat der nationalsozialistischen Ideen fand fruchtbaren Boden, und es kam zur „Machtergreifung" auch in Allenburg. Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler wurde eine Ortsgruppe der NSDAP gegründet. Nach und nach entstanden sämtliche Teilgruppen der Partei vom Jungvolk bis zur SS. Im August 1933 wurde die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) ins Leben gerufen. Von ihr wurden etwa

1800 Personen der Ortsgruppe Allenburg betreut, und sie hat unstreitig viel Not gelindert. Leider blieb auch Allenburg von den üblichen Gewalttaten, die sich gegen Juden und Gegner der nationalsozialistischen Anschauungen richteten, nicht verschont. Es soll nicht verschwiegen werden, daß auch in Allenburg Menschen in den Tod getrieben wurden und Allenburger Bürger mit den berüchtigten Konzentrationslagern Bekanntschaft machen mußten. Kein Allenburger könnte etwa sagen: „Es war ja gar nicht so schlimm!"

Alle Hoffnungen, die so viele Menschen auf den Nationalismus gesetzt hatten, schienen sich zunächst zu erfüllen. Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit war von Erfolg gekrönt. Allenburger Arbeitslose fanden ihre erste Beschäftigung beim „Mergeln" auf den Ackerfeldern der umliegenden Dörfer. Die Beschäftigungsmöglichkeiten wuchsen durch den Bau der Autobahnen und durch die Wiederaufrüstung. Die Wirtschaft war wieder angekurbelt und lief auf vollen Touren. Im Jahre 1934 entstand in Allenburg ein Arbeitsdienstlager. Daraus erwuchsen der Stadt mancherlei Vorteile. Die Arbeitsdienstler haben das Allenburger Torfmoor urbar gemacht, und es war ein überraschender Anblick, da wo ehemals nichts als Gestrüpp und sumpfige Stellen sich ausdehnten, grüne Saaten sprießen zu sehen. Es war von erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung für die Stadt, daß etwa 100 Arbeitsdienstler mit ihren Führern als zusätzliche Verbraucher zur Bürgerschaft gehörten und dadurch den Kaufleuten, Bäckern und Fleischern nicht unbeträchtliche Verdienste zuflossen.

Aber alles, was wie ein neuer Anfang aussah, erwuchs auf schwankendem Grund. Der politische Horizont verdüsterte sich mehr und mehr. Deutschlands Diktator wollte den Krieg, und der von ihm entfesselte furchtbare Weltbrand stürzte Deutschland in die größte Katastrophe seiner Geschichte.

Der Zweite Weltkrieg

Der unselige Krieg, der uns unserer Heimat beraubte, spielte sich in seinem ersten Abschnitt südlich unserer Heimatprovinz Ostpreußen auf polnischem Boden ab. Ostpreußen blieb zunächst von unmittelbaren Kriegseinwirkungen verschont und wurde für lange Zeit der Zufluchtsort der Bevölkerung aus den am stärksten von Bomben bedrohten Gegenden des Reiches. Aus der Gegend von Neuß am Rhein wurden im Sommer 1940 in Allenburg Kinder untergebracht. Im Frühjahr 1944 kamen Berliner Frauen und Kinder nach Allenburg. Sie wurden mit freundlicher Bereitwilligkeit aufgenommen. Inzwischen hatte sich die Kriegslage so verschlechtert, daß Ostpreußen bereits als bedroht anzusehen war. Die Berliner wurden im Juni 1944 nach Thüringen abtransportiert. Der Kreis Wehlau nahm dann noch die Flüchtlinge des ostpreußischen Kreises Schloßberg auf. Wenig später mußte der Kreis Weh-

lau selber einen Bergungszug nach Thüringen entsenden; insbesondere sollten alte Leute und Frauen mit kleinen Kindern in anderen Gegenden untergebracht werden.

Anfangs mit einzelnen Fuhrwerken, dann aber in langen Trecks zogen Flüchtlinge aus den Kreisen Memel, Tilsit-Ragnit und Niederung durch Allenburg. Oft bestand ein solcher Treck aus mehreren hundert Wagen. Jeder Treck hatte einen Treckführer. Meistens hatten sich mehrere Ortschaften zu einem Treck zusammengeschlossen. Die Unterbringung der Menschen und der Pferde machte große Schwierigkeiten. Daß alles seinen geordneten Gang ging und Menschen und Tiere gut versorgt wurden, war neben der Gutwilligkeit und Hilfsbereitschaft der Allenburger Einwohner einem einzigen Manne zu verdanken, dem Leiter der Allenburger NSV, dem Lehrer Otto Lippke. In seinen Aufzeichnungen lesen wir: „Die vielen Flüchtlinge, die nachts in Allenburg untergebracht wurden, mußten auch verpflegt werden. Anfangs war noch kein genügend großer Kochkessel vorhanden, und die Allenburger Hausfrauen kochten den Kaffee und die Abendsuppe zu Hause und brachten alles in das Gemeindehaus. Als dann ein 300 Liter fassender Kessel eintraf, wurden täglich gute und kräftige Suppen gekocht. Die Bauern aus dem Insterburger Kreise, die in der ersten Zeit noch heimfuhren, um Getreide zu dreschen und Futter zu holen, nahmen ihren Weg stets über Allenburg, weil sie wußten, daß sie dort gut verpflegt und untergebracht wurden. Oft traten Fälle ein, die schwierig zu meistern waren. Da war einer 83jährigen Frau, die sich allein auf den Treck begeben hatte, ein Wagenrad vollständig zerbrochen. Stellmacher Dormeyer machte ein ganz neues Rad; bis 16 Uhr war es fertig, nun aber kostete es viel Mühe, den Schmied zu bewegen, das Rad mit einem Reifen zu versehen. Aber auch das wurde geschafft."

So verging der Herbst 1944. Anfang des Jahres 1945 waren auch die Allenburger gezwungen, sich der großen Fluchtbewegung anzuschließen. Otto Lippke berichtet: „Am 21. 1. 1945 traf der Räumungsbefehl ein. Viele machten sich bereits um 9 Uhr abends auf den Weg nach Friedland. Nur das Allernotwendigste — hauptsächlich Lebensmittel — konnte man mitnehmen. Es war eine mondhelle, sehr schöne Winternacht, das Thermometer zeigte höchstens ein Grad Frost. Die Straße war schneefrei. Die großen Trecks hatten aufgehört. Am nächsten Tage wurden Frauen und Kinder von zurückflutenden Truppen mit ihren Lkws nach Friedland gebracht, so daß am Abend nur noch vereinzelte Bürger anzutreffen waren. Die Kranken waren mit Tragbaren bis zu den Lastkraftwagen geschafft worden. Ich ging in einige Häuser hinein und fand unsere Landser vor. Sie hatten es sich gemütlich gemacht, rauchten oder verzehrten die wenigen noch zurückgebliebenen Lebensmittel." Lippke hat als einer der Allerletzten die Stadt verlassen. Bis zum bitteren Abschied von der Heimatstadt ist er unermüdlich besorgt gewesen, Frauen und Kinder und Kranke in Sicherheit zu bringen. Diesem wackeren

Manne verdankt mancher Allenburger, daß er lebend davonkam oder daß ihm die russische Gefangenschaft erspart blieb.

Auf welchen Wegen sind sie nun davongekommen, die lieben Allenburger, die am 21. und 22. Januar 1945 ihr Heimatstädtchen verlassen mußten? Da man nicht alle einzeln befragen kann, sind genaue Zahlenangaben nicht möglich. Nur die wenigen, die schon vor dem 21. Januar aufgebrochen waren, haben mit der Bahn Mittel- und Westdeutschland erreicht. Das Gros ist entweder über Königsberg und Pillau über See davongekommen oder erreichte über das Eis des Frischen Haffs und die Frische Nehrung die Küste Westpreußens und wurde von dort mit dem Schiff weitergebracht. Manche wurden auf ihrer Wanderung von den Russen überholt und zurückgeschickt, andere kehrten freiwillig zurück, und einige, die ihr Herz nicht hatten losreißen können von der in langen Jahren liebgewonnenen Heimstätte, waren dageblieben; sie alle mußten das bittere Los der russischen Gefangenschaft über sich ergehen lassen, und viele von ihnen haben die Anstrengungen harter Arbeit in russischen Diensten und das Hungerleben nicht überstanden. Soweit es sich hat feststellen lassen, sind folgende daheimgebliebene oder zurückgekehrte Einwohner Allenburgs dort verstorben (einige in Allenburg verstorbene Landsleute aus der näheren Umgebung werden mitgenannt):

Julius Bour und Frau, verstorben im Juli und Oktober 1945
Walter Rasch, Bauer, aus Aue I bei Gr.-Allendorf
Frau Färber, Bauersfrau, aus Gr.-Engelau, verstorben im August 1945
Schikowski und Frau (Kutscher bei Karbaum)
Paul Weß, verstorben im April 1947, beerdigt in Leißienen
Karl Schemmerling, Bauer, aus Gr.-Engelau, verstorben im Herbst 1946
Edith Schemmerling (Tochter des Vorgenannten), verst. März 1946
Emil Kleist, verstorben im September 1945, beerdigt auf dem Friedhof in Allenburg
Frau Kleist, verstorben 1945 in Friedland
Gröhn, Gutsbesitzer, aus Schallen
Willi Sahm, Bauer, aus Dettmitten, verstorben im Herbst 1945
Frau Clementz, Bauersfrau, aus Engelau
Ernst Kampf, Bauer, aus Engelau
Maurer Mahler aus Engelau
Frau Umlauf von der Siedlung Allenburg
Ernst Borchert aus Kl.-Mauen, verstorben 1946
Berta Mombrei
Anna Mombrei, verstorben 1946
Ferdinand Kendelbacher, verstorben Weihnachten 1946
Frau Sommerfeld, verstorben 1946
Franz Willnath aus Plauen, verstorben 1947
Butsch aus Allenburg
Karl Bogdahn, verstorben im Herbst 1945
Hilde Bogdahn, verstorben im Herbst 1945

Malchen Vietz, verstorben im April 1946 in Parnehnen
zwei Schwestern Kallweit, verstorben im Sommer 1945
Frau Klein, geb. Wiersbitzki
Frau Hinz, verw. Janson, verstorben im April 1947
Fritz Kahl, verstorben im Mai 1947
Erich Muhlack, verstorben im Februar 1946
Frau Merkisch (Ehefrau des Paul Merkisch) verstorben in Wehlau 1946
Ehepaar Gudde
Frau Elise Muhlack
Frau Wenzel (Siedlung)
Ehepaar Sperber (Hohenfelde)
Ehepaar Dormeyer
Frau Gogoll
Nickel
Rudas
Ehepaar Schelsky
Frau Holstein (Ehefrau des Kaufmanns Holstein), verst. in Pr.-Eylau
Aug
Kähler
Frau Havacker
Frau Melzer, geb. Spiwoks
Röwer (Neumühl)
Hedwig Göhrke (Dettmitten)
Ehepaar Schröder
Frau Tellbach

Von den Russen verschleppt wurden:

Frau Wosgien (in Sibirien gestorben), Zwingelberg, Kitsch, Cabalzar und Kristan. Dr. Münzner ist von Mühlhausen bei Elbing am 23. 1. 1945 verschleppt worden und ist auf dem Wege in die Internierung gestorben.

Was die in Allenburg Verbliebenen und die Zurückgekehrten zu erdulden hatten, sei an zwei Einzelschicksalen verdeutlicht. Familie Erich Muhlack war in Lauenburg in Pommern von den Russen überholt und zurückgetrieben worden. Frau Muhlack hat der Nachwelt folgenden Bericht überliefert: „Im Juni 1945 kamen wir in unserer Heimatstadt Allenburg an. Was sich uns da bot, war erschütternd. Allenburg war vollkommen abgebrannt. In der Stadt standen noch 15 bis 20 Häuser, die halbwegs bewohnbar waren, aber ohne Fenster und Türen, zum Teil ohne Fußböden. Die Deutschen mußten diese Häuser für die Russen herrichten und vom Schmutz befreien. Krankheit, Hunger, Seuchen und Läuse waren unsere ständigen Begleiter; dazu kamen die schweren Mißhandlungen, weil wir zu schwach waren, um arbeiten zu können. Wir ernährten uns von dem Unrat, den wir irgendwo auffinden konnten, zum

Beispiel von den Abfällen krepierter Pferde und Kühe oder, wenn es zum Frühjahr ging, von Fröschen und Brennesseln. Mitunter starben sechs bis acht Menschen an einem Tage. Ich kann mich erinnern, daß mein Mann an einem Tage acht Tote vergraben hat, die er auf einem kleinen Handwagen wie Holz liegen hatte, nur der Oberkörper kam auf den Wagen zu liegen, die Beine schleiften nach. Nachdem mein Mann am 6. Februar 1946 verhungert war und mein damals 15½jähriger Sohn als Folge von Paratyphus einen Schlaganfall erlitten hatte, schienen auch wir dem sicheren Tode geweiht. Mein Sohn, meine kleine sechsjährige Tochter und ich waren nur noch wandelnde Skelette . . ."

Der Entschluß, nach Litauen und Lettland zu wandern, hat Frau M. und ihren beiden Kindern das Leben gerettet. Sie weiß die Hilfsbereitschaft der Litauer und Letten gar nicht genug zu rühmen und meint, Tausende von Deutschen haben es diesen Menschen zu verdanken, daß sie am Leben geblieben sind und später ihr deutsches Vaterland wiedersehen durften. Frau M. und ihre beiden Kinder trafen im Mai 1948 in Deutschland ein.

Frau Magdalene Schulz berichtet, was sie mit ihren fünf Kindern erlitten hat: „Wer diese Aufzeichnungen liest, wird zunächst wissen wollen, wie es in Allenburg aussah. Die Häuser waren fast alle innen ausgebrannt. Stehengeblieben sind die Häuser von Schadewinkel, Volksbank, Klatt, Weisner, Liedtke, Sauff, Möhrke, Braunsberg bis Nickel, die Kirche und das erste Pfarrhaus. Nach der Alle zu das frühere Iffländer Eckhaus. Auch Luckaus Haus stand noch. In den meisten Häusern waren die Russen einquartiert. Die Kommandantur bei Klatts. Ich wohnte in einer Stube von Roloff — die paar Häuser auf dem Schweinemarkt standen noch. Ich mußte tagsüber in Erntearbeit gehen, bekam aber bald Hungergeschwüre an den Beinen und wurde, nachdem ich tagelang im Fach mitgearbeitet hatte, endlich von der Arbeit befreit. Wir bekamen bei der schweren Arbeit 400 g Brot und zweimal Suppe, ein paar Saubohnen in Wasser gekocht, manchmal Kartoffelsuppe, kein Fett, keine Milch, keinen Zucker. Täglich gab es Tote, manchmal zwei bis drei am Tage. Wir wurden täglich schwächer. So sah unser Leben in Allenburg aus. Ich wurde immer mehr von der Existenzfrage bedroht. Hätten wir nicht unsere gute brave Tochter Renate gehabt, wären wir wohl alle umgekommen. Das zwölfjährige Mädel scheute nicht weite Wege, nicht Arbeit, nicht Russen, um für uns zu sorgen. — Nun bleibt mir noch übrig zu schildern, wie sich unsere Lage verschlimmerte, als wir Allenburg verlassen mußten und dann doch wieder verelendet dorthin zurückkehrten. Wir wanderten zu Fuß zunächst bis Friedland. Am nächsten Morgen versuchten wir von der zurückflutenden Wehrmacht mitgenommen zu werden. Das gelang uns nicht. Froh waren wir, als am Nachmittag ein

Zug eingesetzt wurde, der uns bis Rastenburg brachte. Es blieb manch Allenburger wegen Krankheit und Schwäche in Friedland zurück.

In Rastenburg angekommen, stellten wir fest, daß die Einheimischen schon das Weite gesucht hatten. So fanden wir bald eine Unterkunft und auch Lebensmittel und meinten, wir könnten uns hier eine Weile aufhalten. Doch schon am zweiten Tage hieß es, daß die Russen in der Stadt wären. Binnen weniger Minuten mußten wir unsere Quartiere räumen und auf dem Marktplatz antreten. Dann trieb man uns, ca. 300 Menschen, auf freies Feld und nahm alle Männer und Burschen zur Seite, die kurz darauf abgeführt wurden. Wir Frauen und Kinder mußten eine andere Richtung einschlagen. Das Weinen und Jammern war herzzerreißend. Unser aller Schicksal war so ungewiß, doch getrennt von den Männern noch schwerer zu ertragen. Mir blieb nicht viel Zeit, das Geschehen zu erfassen, denn plötzlich lag unsere Älteste ohnmächtig vor mir. Der Schock war zu groß gewesen, dem sie ausgesetzt war, als wir mit den Russen in Berührung kamen. Hatten doch gleich mehrere Russen versucht, sie zu vergewaltigen. Als Evchen dann zu sich kam, schleppten wir uns bis zur nächsten Scheune, um im Stroh ein Versteck zu suchen und auszuruhen. Doch dazu sollte es nicht kommen, weil Polen über uns herfielen, uns ausplünderten und die Frauen mißbrauchten. Es war ein Tumult und Geschrei, daß wir, sobald der Tag graute, diesen Ort verließen. Alles, was ich an Wertsachen besaß, ließ ich dort, um künftigen Plünderungen zu entgehen.

Von nun an begann eine lange Wanderung von Ort zu Ort. Kamen wir gegen Abend in eine Ortschaft und suchten uns Quartier, wurden wir am nächsten Morgen von den Russen wieder auf die Straße getrieben. Zum Glück war es nicht zu kalt, wenn auch unsere Kleinen mächtig froren. Wir bildeten eine kleine Gruppe: die alten Butschen, Herr und Frau Höpfner, außerdem eine junge Frau mit ihren drei- und fünfjährigen Jungen; diese hatte einen Kinderwagen, worin die Kinder abwechselnd saßen. Herr Höpfner als gelernter Müller hatte öfter das Glück, Mehl aufzutreiben, und Frau Butsch wußte über Nacht ein wundervolles Brot zu backen. Ein Beutel mit Sauerteig war unser kostbarster Besitz. Wir fanden in den verlassenen Haushalten noch manches Eßbare. Ja, einmal schoß ein Russe für uns ein Ferkelchen ab, das herumlief; es wurde ausgeschlachtet und mit Freuden verzehrt. Wir kamen auf unserer Wanderung auch durch Insterburg. Da rauchten noch die Häuser, und die Leichen lagen noch auf der Straße. Wir suchten schleunigst weiterzukommen.

Schlimm wurde es, als wir Frauen und die Jugendlichen eines Tages antreten mußten, Kinder und Greise blieben zurück. Stundenlang wurden wir durch einen Wald geführt, bis wir in einem Ort vor der Schule Halt machten. Dort waren noch andere Frauen und Polinnen, die uns

sagten, daß wir nach Sibirien verschleppt werden sollten. Man verhörte uns einzeln, oft mitten in der Nacht. Nach fünf Tagen wurden wir dann zurückgeschickt, nur meine Tochter Eva, einen jungen Burschen und unsere Frau Höpfner, die im fünften Monat schwanger war, hielt man zurück. Vergeblich beschwor ich den Offizier, mir die Tochter mitzugeben. In großen Ängsten befand sich unsere Renate, damals zwölfjährig. Glaubte sie doch, da wir so lange wegblieben, sie müßte mit den Kindern allein zurückbleiben. Selbst noch ein Kind, was sollte sie mit den Kleinen anfangen? Ich selbst aber legte mich nieder mit einem schweren Nervenfieber. Evchens Schicksal quälte mich in meinen Phantasien, wußte ich doch um ihre zarte Gesundheit und welchen Gefahren sie ausgesetzt war, völlig auf sich gestellt.

Meine Überlegungen gingen nun dahin, wenn Evchen je zurückkommen sollte, konnte sie mich nur in Allenburg finden. Darum verließ ich eines schönen Tages die Gruppe. Vom Kommandanten hatte ich die Erlaubnis, den Ort zu verlassen, und wanderte los, zum Entsetzen aller anderen Frauen. Gerade als wir einem Trupp Russen begegneten, verloren wir ein Rad vom Kinderwagen. Jetzt glaubten wir, würde es uns schlecht ergehen, statt dessen eilten einige Russen herzu und reparierten den Schaden, und wir konnten weiterwandern. So kamen wir dann schließlich nach Allenburg. Dort trafen wir viele frühere Einwohner, aber auch eine starke Besatzung. Doch es herrschte Ordnung. Wir mußten alle tüchtig arbeiten, wozu man uns schon im Morgengrauen zusammenholte. Es gab eine dünne Suppe und ein Stück Brot am Tage. Die Kinder bekamen nichts. Als ich deswegen beim Kommandanten vorstellig wurde, sagte er mir: ‚Auf dem Friedhof ist noch viel Platz.' ... Uns quälte allmählich die Ungewißheit, wie es weitergehen sollte. Sonderbarerweise glaubten wir, die Amerikaner würden uns herausholen. Jedes Flugzeug, das über uns hinwegflog, meinten wir, brächte die Rettung. Inzwischen hatten wir auch von der Teilung Berlins gehört, was wir uns nicht vorstellen konnten. Es kamen aber Allenburger zurück, die schon in Berlin und darüber hinaus gewesen waren, in dem Glauben, sie könnten ihren früheren Besitz wieder an sich nehmen. Da hatten sie sich aber schwer getäuscht. Sie mußten genau so hart arbeiten wie wir und durften ihre Grundstücke nicht einmal betreten.

Eine große Freude hatten wir noch, als eines Tages Evchen zurückkehrte, zwar völlig verelendet, aber sie war doch wieder bei uns. Ihre Erlebnisse will ich im folgenden schildern:

Als wir uns trennen mußten, wurden sie unter Bewachung nach Insterburg verschleppt. Dort steckte man sie in das völlig überfüllte Gefängnis, unterm Dachboden, wo es vor Hitze unerträglich war. Es blieb ihnen kein Platz zum Liegen, in Hockstellung mußten sie ein Vierteljahr lang dort

zubringen. Ein Stück Brot und Suppe gab es am Tage. Wer zu schwach war, bei der Austeilung die Tür zu erreichen, ging leer aus. Unendliches Herzeleid, Tod, Krankheit und Wahnsinn mußte unser Mädel über sich ergehen lassen. Sie war selbst dem Irrsinn nahe und war vom Typhus schließlich so geschwächt, daß sie sich krank meldete. Der Sanitäter nahm sie auf seine Station und pflegte sie, so gut er es vermochte. Langsam besserte sich ihr Zustand. So forderte er sie eines Tages auf, das Gefängnis zu verlassen. Inzwischen waren alle Gefangenen abtransportiert. Diesem Schicksal war unser Evchen entgangen. Eilig raffte sie ihr bißchen Habe zusammen und schlug die Richtung nach Allenburg ein. Sie hoffte, uns dort zu treffen. Sie hatte nicht vergebens gehofft. Natürlich mußte sie auch zur Feldarbeit mitantreten, was bei ihrer Schwäche kaum möglich war. Aber der wachhabende Russe hatte ein Einsehen und schonte sie, wo es ihm möglich war.

Es ging auf den Herbst zu, und wir fragten uns, wie es weitergehen sollte. So schmiedeten wir Fluchtpläne. Wir hatten erfahren, daß in Gerdauen Züge nach Berlin gehen sollten. Die Wende kam, als es hieß, wir sollten Allenburg räumen und nach Schallen und Trimmau ausweichen. Wir hofften, daß im Umzugstrubel unsere Flucht nicht auffallen würde. Zwar ging es nach Gerdauen in entgegengesetzter Richtung, doch konnte ich der Wache sagen, wir wollten noch einmal zum Friedhof, das Grab unserer verstorbenen Tochter besuchen. — Um einer zweiten Wache zu entgehen, verhüllten wir den weißen Kinderwagen mit einer grauen Decke und drückten uns vorbei. So kamen wir ungeschoren bis kurz vor Gerdauen, wo wir andere Allenburger trafen, die sich schon vor Tagen aufgemacht hatten. Nach einer herrlichen Pellkartoffelmahlzeit legten wir uns schlafen, denn am nächsten Tage sollte es zum Bahnhof gehen. Es war ausgekundschaftet worden, daß Züge fuhren. Nach anfänglich vergeblichen Bemühungen gelang es uns, einen Zug zu bekommen, der direkt bis Berlin fuhr. In dem Zug war viel Militär, und wir Frauen wurden nicht verschont, doch bekamen wir Brot und auch mal eine warme Mahlzeit, so daß wir weniger hungerten als späterhin. Nach neun Tagen konnten wir unbehelligt in Berlin aussteigen."

Wo weilen sie heute, die lieben Bürger des Städtchens Allenburg? Ein harter Wind hat sie in alle Teile Deutschlands verweht. Die Heimatkartei des Kreises Wehlau, die in Hamburg stationiert ist, hat noch nicht alle erfaßt; es bedarf noch weiterer Nachforschungen. Viele Alte sind inzwischen dahingestorben. Die Jugend wächst heran. Wird auch sie der Heimat die Treue halten, wird auch sie unermüdlich dafür kämpfen, daß einmal wiedergutgemacht wird, was deutschen Menschen durch die Vertreibung angetan wurde? Wir wollen es hoffen. Möge die Gesinnung lebendig bleiben, der so mancher Vertriebene Ausdruck verliehen hat mit den Worten: „Wenn die Heimat frei wäre, noch heute kehrte ich zu Fuß zurück!"

Die Garnisonen im Kreise Wehlau

Von Generalmajor a. D. Dr. Walther Grosse

In der alten Kurbrandenburg-preußischen Heeresmacht, für deren eigentliche Gründung man das Jahr 1655 annehmen kann, gab es im damaligen Herzogtum Preußen nur drei dauernde Garnisonen, Königsberg und die beiden befestigten Seehäfen Pillau und Memel. Wenn in Kirchenbüchern des Kreises Wehlau zwischen 1655 und 1700 von Garnisonen die Rede ist, so kann es sich nur handeln um zeitweilige Unterbringung, die keine nachhaltigen Eindrücke hinterließen. In Betracht dafür kommen in erster Linie die Stammformationen unserer alten ost- und westpreußischen Grenadier-Regimenter, vor allem wohl das spätere Königsberger Regiment der Kronprinz-Grenadiere (Nr. 1).

Erst vom Beginn des 18. Jahrhunderts an, als nach Beendigung der großen Kriege jener Zeit der „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. der Organisation des stark vergrößerten stehenden Heeres endgültige und feste Formen gab, treten die ostpreußischen Kleinstädte als wirklich ständige Garnison auf. Es gab deren damals mehr als ein halbes Hundert, weil sowohl die Infanterie als auch die Kavallerie aus Gründen der Unterbringung in kleineren Einheiten, Kompanien und Eskadrons, weitläufig über die ganze Provinz verteilt war.

Versuchen wir einmal, uns ein Bild darüber zu machen, wie sich im 18. Jahrhundert bis zum Kriege 1806/07 der Soldat in das Leben des Bürgers einfügte, bei dem er stets einquartiert wurde; denn Kasernen gab es in den kleinen Städten noch nicht.

Eine ständige Garnison zu besitzen, war für die kleinen Landstädte zugleich Vorteil und Nachteil. War auch die Löhnung recht gering, so blieb doch in jener wirtschaftsarmen Zeit ein gutes Stück Geld bei Kaufleuten und Handwerkern hängen. Die Quartiere wurden von den Magistraten aus besonderen Kassen bezahlt, wobei der Staat Zuschüsse gewährte, aus den Einnahmen der Akzise, der Steuern, die an den Stadttoren von den Lebensmitteln erhoben wurden, die die Landbevölkerung hereinbrachte. Die Bezahlung der Quartiere war nicht gerade üppig, aber sie entsprach durchaus dem damaligen Geldwert. Vielfach sorgte auch der Kommandeur durch sein Machtwort für allerlei Verbesserungen im Interesse der Truppe, wie z. B. für Reinhaltung der Brunnen und Straßen, für Straßenbeleuchtung und dergleichen. Auf der einen Seite aber bedeutete die Zwangseinquartierung, von der sich allerdings der wohlhabende Bürger freikaufen konnte, eine oft recht unbequeme Last für die Quartierwirte. Um das täglich zweimalige Revidieren zu erleichtern, mußten sie ihre nach der Straße zu gelegenen Zimmer an die Soldaten freigeben, wobei immer noch die Belegung sehr eng blieb. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es immer noch Quartiere mit einem Bett für zwei Mann.

Alle Soldaten hatten Anspruch auf die genau festgesetzten „Servitien", d. h. neben der Unterkunft auch Heizung mit Benutzung der Küche, Licht in der Stube des Gastwirtes und auch „sauer und süß", worunter man die Lieferung für Essig, Pfeffer und Salz verstand. Bei diesem engen Zusammenleben konnte nur allzuleicht Streit entstehen. Besonders, wenn es sich um verheiratete Soldaten handelte, störte die Küchenbenutzung nur allzuleicht die Behaglichkeit — und die Soldatenfrauen und „Soldatenliebsten" waren gefürchtet wegen ihres schlagfertigen Mundwerks.

Für die Städte selbst ergaben sich auch manche Unbequemlichkeiten. Um den Soldaten das Leben nicht zu teuer werden zu lassen, setzte eine aus Ratsherren und Offizieren zusammengesetzte Kommission von Monat zu Monat die Preise fest für Fleisch, Brot und Bier. Der Marktplatz wurde stark beansprucht als Exerziergelände. Und da die Kirche damals unter den meist strohgedeckten Holz- und Fachwerkhäusern oft das einzige massive und gegen Feuer gesicherte Bauwerk war, so wurden die Kirchenbauten sehr gerne requiriert als Kammern für Gewehre, Uniformen und Ausrüstungsstücke.

Ihre volle Stärke besaßen Infanterie wie Kavallerie nur zur Exerzierzeit, also von März bis Ende Juni. In der übrigen Zeit blieben nur soviel Mannschaften im Standort als zum Besetzen der vielen Wachen nötig waren. Die Kavallerie schickte in dieser Zeit ebenfalls aus Gründen der Sparsamkeit ihre Pferde zur unentgeltlichen „Grasung" zu den Bauern, die gerne diese zeitweilige Vermehrung ihres Pferdebestandes mitnahmen. Die schönen Alle- und Pregelwiesen werden dabei wohl eine Rolle gespielt haben. Offiziere ritten herum und kontrollierten den Zustand der Pferde. In den Städten waren diese in den Ställen der damals noch recht zahlreichen Ackerbürger einquartiert.

Eine besondere militärische Stellung war im 18. Jahrhundert dem Kreis Wehlau beschieden durch das Gelände bei Petersdorf. Hier auf den weiten ebenen Feldern pflegten Friedrich der Große und später die Inspekteure Anfang Juni die neun ostpreußischen Kavallerie-Regimenter zu besichtigen, während die Revue der Infanterie im Anschluß daran im Lager von Kalthof vor den Toren Königsbergs erfolgte. Der König, der allerdings während seiner Regierung nur dreimal in Ostpreußen war (1740, 1750, 1753), hatte sich beim Vorwerk Petersdorf ein ähnliches, recht einfaches Fachwerkhaus bauen lassen wie in Kalthof, es kostete ganze 378 Taler. Die im Verhältnis zu anderen Fürstlichkeiten sehr geringe Zahl von Pagen, Kammerjägern, Lakaien und Köchen war in die Scheunen benachbarter Gehöfte einquartiert. Da diesen aber das Strohlager zu gering vorkam, so besorgten sie sich aus der Umgebung Bettzeug, Laken und Leinen, woraus dann später viele Schadenersatzansprüche mit erheblicher Schreiberei entstanden. Im Jahre 1753 mußte die Hofkasse 3 Taler, 4 Groschen und $4^1/_2$ Pfennige herausrücken. Einmal allerdings hat der König bei der Besichtigung auch vorübergehend beim Grafen Schlieben in Sanditten gewohnt, während er sonst bei seinen Reisen

am liebsten bei kleinen Beamten und auch bei Pfarrern wohnte, un diesen die stets sehr anständige Bezahlung seines Nachtquartiers zukommen zu lassen.

Eine solche Revue bei Petersdorf muß im Glanze des ostpreußischen Frühlings und im Licht der Junisonne ein hinreißend schönes und farbenprächtiges Schauspiel gewesen sein, und so hat es auch das glänzende Gefolge des Königs empfunden. Da waren die fünf Dragoner-Regimenter in ihren hellblauen Röcken mit den breiten Rabatten in ihren Regimentsfarben weiß, ziegelrot, dunkelrot, dunkelblau und orange, die der Husaren-Regimenter, die schwarzen Totenkopf-Husaren, die hellblauzitronengelben, die dunkelblau-schwefelgelben, und schließlich die Bosniaken mit ihren Lanzen und eigenartigen roten Sommeruniformen und alles aufs vortrefflichste beritten. Nur die eigentliche Schlachtenreiterei, die schweren Kürassiere, fehlte in Ostpreußen seit 1741, vielleicht hielt der König für einen östlichen Kriegsschauplatz leichte Kavallerie für wichtiger.

Als eigentliches „Hausregiment" des Wehlauer Kreises kann man wohl das 1717 aufgestellte „weiße" Dragoner-Regiment von Wuthenow bezeichnen, das in den nächsten Jahrzehnten auch unter anderen Namen vorkommt, da damals noch die Regimenter ja nach ihren Chefs wechselnde Namen führten. Aus ihm ist später in unserer alten Armee das Kürassierregiment Graf Wrangel (ostpr.) Nr. 3 hervorgegangen. Einzelne Eskadrons dieses Truppenteils haben mit geringen Unterbrechungen von 1718 bis 1872 um Wehlau gestanden, zeitweise lag auch der Regimentsstab dort. Die Pferde waren zu zweien und dreien in den Ställen der Ackerbürger untergebracht, es gab aber auch schon Futtermagazine und ein kleines, aus drei gemieteten Stuben bestehendes Lazarett.

Zwei in der Armee sehr bekannt gewordene Männer haben am Ausgang des 18. Jahrhunderts anscheinend ganz lustige Jahre bei den Dragonern in Wehlau und Allenburg erlebt: der spätere Generalfeldmarschall v. Wrangel und der „tolle" Platen, ein kühner Draufgänger und ein militärisches Original. Als 12jähriger Junge kam Wrangel im Jahre 1797 durch seinen Onkel, den Landstallmeister von Below-Trakehnen, zu den damaligen Wuthenow-Dragonern, und zwar zunächst nach Wehlau. Es waren für ihn unter der strammen reiterlichen Ausbildung vergnügte Jahre, mancher Schwank kann davon erzählen.

Sein fast 20 Jahre älterer Regimentskamerad Gottlieb v. Platen mag ihm dabei wohl manchmal als Vorbild gedient haben. Platen führte gern allerlei waghalsige Reiterstückchen aus. So arbeitete er sich in Wehlau durch die treibenden Eisschollen des Pregels hindurch, nur weil ein Bekannter geäußert hatte, bei solchem Eisgang sei das wohl unmöglich. Ein andermal wiederholte er dieses Kunststück im Frühjahrshochwasser der Alle, um von dem Gut Trimmau zur rechten Zeit zur Paroleausgabe nach Allenburg zu kommen, wobei man bedenken muß, daß die Alle-



Karbinier
vom Dragoner Rgt. v. Werther

ufer damals noch ziemlich sumpfig waren. Der tolle Platen, der als General in Königsberg starb, ist der Held unzähliger Anekdoten aus den Befreiungskriegen, und die Zeitgenossen behaupteten, all diese Geschichten seien tatsächlich wahr.

Der letzte Teil des Krieges 1806/07, der sich in Ostpreußen abspielte, brachte viel fremdes Militär in das stille Wehlau. Die Russen, obwohl mit Preußen verbündet, betrugen sich kaum anders, als seien sie in einem eroberten Lande. In Königsberg und Wehlau, vor allem aber in Wehlau, stellte der Major v. d. Marwitz im April 1807 ein hauptsächlich aus der französischen Kriegsgefangenschaft entflohenen „Ausländern" bestehendes Freikorps auf, das schließlich die Stärke von 360 Jägern zu Pferde und 500 Reitern erreichte. Die Uniform war ähnlich wie sechs Jahre später bei dem so berühmt gewordenen, ebenfalls aus Freiwilligen bestehenden

ostpreußischen National-Kavallerie-Regiment: Lange blaue Röcke, sogenannte Litewken, wie sie im nördlichen Ostpreußen die Bauern trugen, vorne mit Schnüren besetzt, worüber der in Uniformfragen sehr genaue König Wilhelm III. ebenso entsetzt wie ärgerlich war. Das Freikorps wurde am 4. Mai 1807 in Pillau nach Pommern eingeschifft, um unter Blücher gegen die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen zu wirken. Indeß vereitelte der Tilsiter Vorfrieden seinen Einsatz.

Nach dem Friedensschluß des Jahres 1807 wurden die Dragoner für mehrere Jahre nach Schlesien versetzt, sie gehörten zu den wenigen Regimentern, die nicht kapituliert hatten, und blieben daher im vollen Bestand ehrenvoll erhalten.

Der von Ostpreußen ausgehende Ruf zur Befreiung vom Joch Napoleons fand auch in Wehlau ein begeistertes Echo. Der Kreis stellte ein Landwehr-Bataillon auf. Es wurde, soweit vorhanden, mit Flinten, der Rest mit Piken ausgerüstet. Auch meldete sich eine Anzahl Freiwilliger zum ostpreußischen National-Kavallerie-Regiment des Majors Grafen Lehndorf-Steinort. Damit aber noch nicht genug, mußte noch in der zweiten Hälfte jenes ereignisreichen Jahres Landsturm zu Fuß und zu Pferde aufgestellt werden. Er brauchte jedoch wie der übrige Landsturm Ostpreußens nirgends eingesetzt zu werden.

Nach Beendigung der Befreiungskriege rückten im August 1817 zwei Schwadronen der inzwischen zu Kürassieren umgewandelten Dragoner mit Trompetengeschmetter wieder in ihre alte Garnison Wehlau. Trotz der Umwandlung waren die alten Regimentsfarben weiß und blau geblieben, aber Dreispitz und Zopf waren verschwunden. Statt dessen beherrschte jetzt der blinkende, hohe Raupenhelm das Stadtbild. Es begannen jetzt ruhige, stille, biedermeierhafte Jahrzehnte, in denen Staat und Armee gewissermaßen ausruhten von den ungeheuren Anstrengungen der Jahre 1806/15. Wie sich damals das Leben in Wehlau abspielte, davon gibt uns die Regimentsgeschichte der Wrangel-Kürassiere ein getreues Abbild.

Die Kürassiere lagen immer noch wie zu Zeiten Friedrichs des Großen in Bürgerquartieren. Die Offiziere hatten ihren sehr einfachen Mittagstisch in der Konditorei Sperber. Für beide Schwadronen gab es nur eine Reitbahn, und diese war so klein, daß nur in Abteilung zu höchstens neun Pferden geritten werden konnte. Eine besondere Offiziersreitbahn lag am Pregel, doch war sie nur benutzbar bei niedrigem Wasserstande. Stieg das Wasser, dann wurde sie plötzlich sumpfig. Nach altpreußischer Sitte fand auch jetzt noch das Fußexerzieren auf dem Marktplatz statt, allzuviel Fußdienst wurde freilich nicht getrieben. In größeren Verbänden wurde auf dem alten Kavallerie-Gelände bei Petersdorf exerziert.

Die Offiziere waren sehr gut beritten, für 160 Taler bekam man in Ostpreußen schon ein vorzügliches Reitpferd. Wenngleich die jüngeren Offiziere in der Regel von zu Hause aus kaum mehr als sechs bis zehn Taler Zulage hatten, konnten sie sich doch bei den niedrigen Preisen

drei bis vier Pferde halten. Das Jagdreiten wurde im Herbst sehr eifrig getrieben. Die Aufforderung dazu erfolgte auf eine verblüffend einfache Weise. Schon um vier Uhr morgens guckte der Major aus seinem Fenster: Schien ihm das Wetter gut, dann gab er auf einem Horn vom Fenster aus ein Signal, das je nach seiner musikalischen Begabung mehr oder wenig schaurig durch die stille Straße hallte. Darauf versammelten sich die Reiter vor seiner Haustür. Geritten wurde damals viel mehr als heute, man ritt bei jeder Gelegenheit zur Jagd wie zum Ball auf die benachbarten Güter ohne Rücksicht auf Schnürregen. Den Regiments-Kommandeuren, meist Herren über 60 Jahre, machte es gar nichts aus, zu einer Besichtigung 30 bis 40 km zu den entfernt liegenden Schwadronen zu reiten.

Bei einer solchen Besichtigung, die damals oft die aus Sparsamkeit abgesagten Manöver ersetzen mußte, ereignete sich 1833 ein drolliger Vorfall. Der Kommandeur des Kürassier-Regimentes, Oberst Freiherr v. Preißer, einstmals in Wehlau geboren, wollte überraschend die beiden Wehlauer Schwadronen alarmieren. Der Ritt ging zunächst von Königsberg nach Tapiau, wo Pferde zum Wechseln bestellt waren. Damals aber hatte in Tapiau die erste ostpreußische Invaliden-Kompanie ihren Standort, der auch ein früherer Kürassier-Unteroffizier zugehörte. Als alter gewitzter Soldat ahnte er sofort den beabsichtigten Alarm. Im Nu war er aus der Stadt heraus und fand zum Glück auch einen Bauernwagen, der ihn mit leiser Gewalt in beschleunigter Gangart nach Wehlau bringen mußte, wo er die beiden Wachtmeister noch vor der Ankunft des Obersten benachrichtigen konnte. Der Oberst traf auf dem Marktplatz ein und sein Stabstrompeter blies das Alarmsignal. Aber kaum waren die ersten Töne verklungen, da stürzten auch schon aus allen Gassen und Gäßchen die braven Kürassiere mit vollständig gesattelten und feldmarschmäßig gepackten Pferden herbei. Der Oberst hatte an dieser Art von Alarm zwar nur eine mäßige Freude, doch machte er gute Miene zum bösen Spiel, das mit ihm getrieben worden war.

Anfangs der dreißiger Jahre gab es in Wehlau einige Neuerungen. Eine besondere Militärgemeinde wurde eingerichtet, deren Leitung der zweite Stadtpfarrer übernahm. Um endlich eine bessere Unterbringung der Pferde zu gewährleisten und die Ställe der Ackerbürger zu entlasten, entschloß sich der Magistrat blutenden Herzens, die recht bedeutende Summe von 12 000 Talern für eine Stallkaserne auszugeben, die Raum für 112 Pferde schaffte. Man sah mit Recht die Garnison als unentbehrliche Einnahmequelle an. Später wurde der Bau dem Fiskus gegen eine geringe Abfindung überlassen. Die neue Kaserne wurde in Knieform an der Stelle des zu diesem Zweck abgebrochenen Futtermagazins angelegt. Ein Militärlazarett lag in der Nähe des Steintors, die Reitbahn zwischen den Speichern am Pregel.

Im Herbst 1861 trat ein Wechsel der Garnison ein. Die Kürassiere verließen die Stadt, und an ihre Stelle traten zwei Schwadronen des neu

aufgestellten Ulanen-Regimentes Nr. 12, der später nach ihrem Standort „Insterkosaken" benannten Insterburger Ulanen. Auch sie mußten vier Jahre später einer Schwadron der alten Haustruppe, der Wrangel-Kürassiere, Platz machen, um zu ihrem in Friedland liegenden Regiment zu stoßen. Nach Beendigung des Krieges 1870/71 rückte 1872 die 2. Reitende Batterie des Feldartillerie-Regiments Nr. 1 ein, später Feld-Artillerie-Regiment Prinz August von Preußen (1. Litauisches Nr. 1). Zehn Jahre später trat die Batterie zu ihrem Regiment, das damals in Königsberg lag. Damit hatte die etwa 150 Jahre währende Rolle Wehlaus als Garnisonsstadt aufgehört. Einen schwachen Ersatz bildete das Meldeamt des Wehrbezirkskommandos Königsberg-Land, das 1884 seinen Standort in der alten Reiter-Garnison erhielt.

Auch das kleine freundliche Städtchen Allenburg konnte bis zum Jahre 1817 auf eine lange Zeit als Truppenstandort zurückblicken. Nach Angaben der Kirchenbücher lagen zur kurfürstlichen Zeit im Jahre 1682 zwei Kompanien des Dönhofschen Regiments (später Grenadier-Regiment Kronprinz) (1. Ostpr. Nr. 1) anscheinend mehrere Jahre dort im Quartier. Der Regimentsstab hatte damals seinen Sitz in Bartenstein, andere Garnisonen waren Schippenbeil und Friedland.

Nach Ende des großen spanischen Erbfolgekrieges lagen zwischen 1703 und 1717 Kompanien der Regimenter Herzog von Holstein-Beck (später Grenadier-Regiment König Wilhelm I.) (2. Ostpr. Nr. 3 und Altdohna), später Grenadier-Regiment König Friedrich I. (4. Ostpr.) Nr. 5 in der Stadt.

Als 1717 die ostpreußische Infanterie größtenteils nach Königsberg zusammengezogen war, wurde Allenburg für genau ein Jahrhundert Standort für Kavallerie. Es erhielt als Garnison eine Kompanie — die Dragoner, die damals noch als berittene Infanterie galten, waren damals nicht in Schwadronen, sondern in Bataillone und Kompanien eingeteilt — des uns bereits bekannten blau-weißen neugebildeten Dragoner-Regiments von Wuthenow (alte Stammliste Nr. 6), später nach ihren Chefs benannt als Schorlemerer-, Posadowski-, Wenther-, Auer-, Zieten-Dragoner und Stammtruppe der Wrangel-Kürassiere. Für diese Kürassiere blieb die Stadt auch nach den Befreiungskriegen zwei Jahre lang Standort bis 1817.

Von den Offizieren, die zur friederizianischen Zeit in Allenburg standen, muß besonders der aus der Schweiz stammende Gabriel von Froideville erwähnt werden. Im Jahre 1750 wurde der sonst sehr befähigte Offizier aus Schlesien nach Ostpreußen strafversetzt, weil er sich nach Ansicht des Königs außerhalb seiner Garnison „zuviel auf den Gütern herumtrieb". Im Siebenjährigen Krieg zeichnete er sich bei den Kämpfen in Ostpreußen wie auch in Pommern durch besondere Tapferkeit aus. Bei jener berühmten Attacke unter Seydtlitz, die das Schicksal der mörderischen Russenschlacht in Zorndorf entschied, erhielt er als Kommandeur an der Spitze seines Regiments einen schweren Kopfschuß. Der dankbare König ernannte ihn gleich nach der Schlacht zum General, aber

er verschied wenige Tage darauf, wohl ohne das Bewußtsein und die Kenntnis von seiner Beförderung erlangt zu haben. Auch sein Bruder, der im gleichen Regiment stand, brachte es zum General.

Aus späteren Jahrzehnten sei erwähnt, daß während des Feldzuges in Polen 1795 das Depot (heute etwa Ersatzformation), die schwarzen Totenkopf-Husaren Nr. 5, später Langfuhrer-Leibhusaren, und die ihnen angegliederten Bosniaken (Husaren-Regiment 9, später Regiment Towarczys, und Stammtruppe aller Ulanen-Regimenter) aus Goldap und Stallupönen zeitweilig nach Allenburg verlegt wurden. Die Bosniaken und die späteren Towarczys waren eine eigenartige, aber sehr tapfere Truppe der leichteren Reiterei, die sich dann besonders 1807 in den ostpreußischen Kämpfen in hohem Maße auszeichnete. Sie bestand ursprünglich aus Mohammedanern, und ausgediente Bosniaken haben sich damals in Allenburg ansässig gemacht, einer von ihnen ist sogar nach Angabe der Kirchenbücher als Lehrer angestellt worden.

Im Jahre 1806 zogen die Dragoner ins Feld und nahmen ruhmvollen Anteil an den großen Reiterangriffen bei Heilsberg im Juni 1806. 16 ihrer Offiziere erhielten damals den Orden Pour le mèrite. Daß nach dem Diktatfrieden zu Tilsit die Dragoner in Kürassiere (Kürassier-Regiment Graf Wrangel), Ostpr. Nr. 3, umgewandelt wurden, ist bereits erwähnt. Eine Kürassier-Schwadron lag noch bis 1817 in Allenburg. Seitdem hat dort keine Truppe mehr ihren Standort gehabt.

Im Jahre 1813 stellte das Kirchspiel Allenburg 88 Reiter auf, von denen 20 ihr Leben für die Befreiung des Vaterlandes ließen. Erwähnt sei noch, daß der russische Heerführer, Generalfeldmarschall Graf Apraxin, nach der Schlacht bei Groß-Jägersdorf Anfang September 1757 einige Tage in Allenburg Quartier bezog und von dort aus seinen Rückzugsbefehl gab.

Auch Tapiau sah im 18. Jahrhundert viel preußisches Militär in seinen Mauern. Wie in Wehlau, so fanden auch hier einzelne Schwadronen der blau-weißen Dragoner (alte Stammliste Nr. 6), die späteren Königsberger Wrangel-Kürassiere, jahrzehntelang ihre soldatische Heimat. Die historische Regiments- und Stammliste der preußischen Armee gibt 1717 und 1768 Tapiau als Standort zweier Schwadronen an, und es ist anzunehmen, daß sie mit Ausnahme der Kriegszeiten hier ständig ihre Garnison gehabt haben.

Aber nach Ausweis der Kirchenbücher kommen auch, vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, Namen mehrerer Infanterie-Regimenter vor. Es handelt sich um ostpreußische Truppenteile, deren Angehörige aufgeführt sind, aber nach Verlust der umfangreichen Bestände des Heeresarchivs Potsdam im Jahre 1945 ist heute leider nicht mehr genau im einzelnen nachzuprüfen, um welche Teile der in den Kirchenbüchern genannten Formationen es sich handelt, welche Zeit sie in Tapiau verbracht haben oder ob es vielleicht nur einzelne Personen gewesen sind.

Es dürfte aber feststehen, daß es sich in der Hauptsache um Garnison-Bataillone der späteren 3. Grenadiere (Königsberg) gehandelt hat, die Namen der Kommandeure von Tümpling, von Pirch, von Hollmann deuten darauf hin. Auch ein Garnison-Bataillon der 1. Grenadiere unter seinem Kommandeur von Berinhauer kann sehr wohl in Frage kommen. Vielleicht bot die Burg den geeigneten Raum zur Unterbringung. Diese Garnison-Bataillone und -Regimenter, die nicht so vollwertige Truppen darstellten wie die Feldformationen, wurden nach Friedrich des Großen Tod im Jahre 1787 umgewandelt in Depot (Ersatz)-Bataillone der Regimenter, zum Teil aber auch mitverwandt bei der Aufstellung der Füsilier-Bataillone, die durchweg eine grüne Uniform erhielten. So mag wohl die in den Kirchenbüchern von 1791 vorkommende Bezeichnung „Musketiere vom grünen Korps" zu erklären sein. Die Pfarrer jener Tage waren eben keine Sachverständigen für das komplizierte Gefüge der damaligen preußischen Armee. Erwähnt werden in den Kirchenbüchern aber auch Namen, die dem späteren Grenadier-Regiment 4 angehören, ohne daß in der sehr ausführlichen Geschichte dieses ältesten Regiments der preußischen Armee Tapiau als Standort erwähnt wäre oder sonst etwas Näheres zu ersehen ist.

Nun wurde Tapiau im Jahre 1779 ständige Garnison einer ostpreußischen Invaliden-Kompanie. Es gab damals noch keine gesetzlich geregelte Versorgung der Invaliden, und die nicht mehr ganz dienstfähigen alten Soldaten wurden in solchen Kompanien zusammengezogen, um noch einen bescheidenen Ordnungsdienst leisten zu können. Da hier Invaliden aus



Paradeaufstellung am 20. April 1938 Fahnenkompanie, gestellt vom 1. MG/31, später Flak-Bataillon 1 auf dem Kasernenhof, Tapiau

allen ostpreußischen Regimentern zusammenkamen, so erscheint es nicht ganz ausgeschlossen, daß die Eintragungen in den Kirchenbüchern mit den vielen Regiments-Namen vielleicht damit zusammenhängen. Manche dieser alten Soldaten sind übrigens noch 1813 als Ansporn für die Jüngeren freiwillig mit ins Feld gezogen oder bei der Landwehr eingetreten. Jedenfalls geht aus all dem hervor, daß das soldatische Leben Tapiaus gegen Ende des 18. Jahrhunderts einigermaßen bewegt gewesen ist.

Nach dem neuen Kanton-Reglement von 1792 gehörte Tapiau zum Aushebungsbezirk des damaligen Regiments von Wildau (später Grenadiere Nr. 4).

In dem bewegten Frühjahr 1813 stand Tapiau anderen ostpreußischen Städten in nichts nach. Trotz des heute unvorstellbaren Notstandes, der als Folge des verlorenen Krieges 1806/07 über die ganze Provinz hereingebrochen war, brachten die Bürger 1040 Taler zusammen, wovon 30 Landsturmmänner und zwei Bosniaken ausgerüstet wurden. Vier Freiheitskrieger starben den Heldentod.

Im Jahre 1871 sah Tapiau noch einmal auf längere Zeit Soldaten in seinen Mauern, allerdings waren es diesmal französische, die hier unfreiwillig ihren Aufenthalt nehmen mußten. Das Militärmagazin auf dem Gelände der Oberförsterei, offenbar noch aus der alten Zeit stammend, nahm nach einem Umbau 1500 französische Kriegsgefangene auf.

Die zahlreichen Invalidenkompanien wurden im Jahre 1851 auf sieben vermindert. Am 1. April 1887 konnten auf Grund der besseren Versorgung auch diese letzten sieben aufgelöst werden. Wie lange die Tapiauer Kompanie bestanden hat, konnte leider aus den Quellen nicht mehr ermittelt werden.

Erst nach Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1935 wurde Tapiau wieder Garnison. In die neuerbauten Kasernen zog das Maschinengewehr-Bataillon (s) Nr. 31, das später in das Fla.-Bataillon Nr. 1 umbenannt wurde. Im Zweiten Weltkrieg bildete dann die Kaserne die Unterkunft verschiedener Ersatzformationen, vor allem der Sanitäts-Ersatzabteilung 1. Zuletzt lag dort die im Oktober 1944 verlagerte Artillerie-Ersatzabteilung I unter Major Klemm als Standortältesten, ferner auch der Armee-Kraftfahrpark und die Waffenschule der 3. Panzerarmee unter Oberst Knebel, der als „Löwe von Wehlau" in die Geschichte des Kreises eingegangen ist.

Nachstehend seien einige bedeutende Soldaten benannt, die aus dem Kreise Wehlau stammen:

Friedrich von Proeck, geb. 1640 zu Koppershagen, „Herr auf Koppershagen und Wommen", zeichnete sich besonders aus beim Sturm auf Ofen 1686, Chef eines Regimentes, 1701 Abschied als Generalwachtmeister (Generalmajor) der Inf., gest. 28. Dezember 1721 zu Allenburg und dort beigesetzt.

Johann Salomon von Hülsen, geb. 6. April 1650 zu Popehnen, „Herr auf Popehnen, Linkehnen, Starkenberg und Legnitten", zeichnete sich aus

als Reiterführer unter dem großen Kurfürsten, 1705 zum Generalmajor ernannt, Orden de la Généralité, gest. 15. März 1713 zu Popehnen.

Friedrich Wilhelm von Roeder, geb. 1719 zu Parnehnen, vorzüglicher Reiterführer der Seydtlitzschen Schule. Als Kommandeur des 4. Kürassier-Regimentes (Breslau) sprengte er an der Spitze seiner Reiter bei Freiberg 1762 ein Karree von acht Infanterie-Bataillonen und erbeutete acht Fahnen. Eine Kartätschenkugel zerschmetterte ihm dabei einen Arm. Er starb 1780 zu Breslau.

Karl Freiherr von Preißer, geb. 1788 zu Wehlau, wo sein Vater als pensionierter Dragoner-Major lebte. Er nahm nach 1800 überall Kriegsdienst, wo es gegen Napoleon ging, und zeichnete sich sehr in den Befreiungskriegen aus. 1831/33 Kommandeur der 3. Kürassiere. Als General 1837 in Königsberg gestorben.

Friedrich Wilhelm Baron von Osten-Sacken, geb. 1769 zu Allenburg, Vater Dragonermajor a. D. Seine Mutter, geb. von Waschkowski, war ebenfalls Allenburgerin. Zuerst Studium in Königsberg und dann Soldat Gewählt zum Kommandeur eines westpreußischen Landwehrregimentes. 1828 Kommandeur des Regimentes Nr. 18 in Osterode/Ostpreußen. Als General 1846 in Freienwalde gestorben.

Johannes Blaskowitz, geb. 10. Juli 1883 in Paterswalde als Sohn des dortigen Pfarrers. Einer der bedeutendsten Heerführer des Zweiten Weltkrieges und Eroberer von Warschau 1939. War 1902 in das Infanterie-Regiment 18 (Osterode) eingetreten. 1939 zum Generalobersten befördert. Fiel bei Hitler in Ungnade, weil er sich scharf gegen die Brutalität der Partei und der SS in Polen wandte. Zeitweise zur Führerreserve abgeschoben, führte er zum Schluß als Oberbefehlshaber in Frankreich eine Heeresgruppe. Trotz seiner bewiesenen Menschlichkeit wurde er vor das Nürnberger Tribunal gezerrt. Im dortigen Gerichtsgefängnis wählte er infolge der schmachvollen Behandlung den Freitod, indem er sich am 5. Februar 1948 vom dritten Stock in den Treppenschacht stürzte.

Die Geschichte der Kirche im Kreise Wehlau

Von Hugo Linck

Man kann über „Kirche" nicht reden, ohne die Fülle der Beziehungen zu überdenken, die mit diesem Begriff verbunden sind.

Kirche bedeutet zunächst, daß sie im Evangelium von Jesus Christus beruht, dann aber, daß durch die Botschaft vom Königreich Gottes jeder einzelne — wie auch die Völker — sich für dieses Angebot zu entscheiden, aufgerufen ist. Weiterhin bedeutet Kirche das Zusammensein der Gläubigen im Gottesdienst, in der Verbundenheit der Liebe kraft der erneuerten Gesinnung und schließlich die Organisation, die solchem Wesen die Mög-

lichkeit des Bestehens in dieser Welt und seiner weiteren Entfaltung bietet.

Kann nun die Kirche, die aus Gottes Offenbarung stammt und die Durchdringung der ganzen Menschheit zum Ziel hat, in dieser engen Begrenzung: „im Kreise Wehlau" Gegenstand einer Darstellung werden? Nur so, daß versucht wird, die größte Bewegung der Weltgeschichte in ihrer Auswirkung auf einen der 35 Kreise Ostpreußens aufzuzeigen. Dieses Land aber leistete einen bedeutsamen Beitrag zur Entfaltung deutschen Wesens und der abendländischen Kultur. Vielen aber wurde es geliebte, leider verlorene Heimat, der sie sich gern und dankbar in geschichtlichem Rückblick erinnern, auch sich verpflichtet fühlen, diese Werte und Kräfte des Gemüts zu wahren und weiterzugeben, soviel es geht. Zu diesen Mächten gehört der christliche Glaube, die Kirche.

In das Land der Prußen kam die Kirche, wie sie eben damals innerlich und äußerlich geartet war, und doch in zwei verschiedenen Ausprägungen. Die Gedanken und Ziele der Ritter waren andere als die der ihrem Ruf nach Osten folgenden Bauern. Kreuzzugsideale waren im Deutschen Ritterorden lebendig. Von ihnen erfüllt, wollten mönchisch und ritterlich geprägte Männer ein fremdes Land erobern, aber das Ziel der Eroberung war untergeordnet dem weit bedeutsameren der Unterwerfung eines heidnischen Volkes unter den christlichen Glauben. Darum wurde das Unternehmen mit der allerhöchsten Billigung, die damals ausgesprochen werden konnte, ins Werk gesetzt, mit der Autorität des deutschen Kaisers und des Papstes, zugleich auch unter dem Gedanken des christlichen Abendlandes und mit der daher stammenden kriegerischen Unterstützung von Rittern und Fürsten auch anderer Völker. Auf die Unterwerfung der Heiden — die als gleichbedeutend mit der Annahme des Christentums angesehen wurde — erfolgte eine Staatenbildung, die ihresgleichen nicht hatte. Dort konnte es keinen Streit um die Erbfolge geben, wie er sich unheilvoll genug in der Geschichte so oft ereignet hatte; denn der Konvent der Ritter wählte seine Gebieter, auch das Staatsoberhaupt: den Hochmeister. Dort konnte es auch nicht Meinungsverschiedenheiten zwischen weltlicher und geistlicher Macht geben; denn Staat und Kirche waren in der Person des Hochmeisters wie im ganzen Wesen des Ritterstaats aufs Beste vereint. Solch hohe Gedanken trotz und in der rauhen Wirklichkeit eines Eroberungskrieges und in der darauf folgenden Staatengründung zu bewähren, war die nicht geringe Aufgabe des Ordens.

Anders waren die Gedanken der Bauern und Handwerker, die dem Ruf folgten und die Reise ins Ordensland antraten. Sie kamen nicht mit dem hohen Flug idealer Zielsetzungen. Land wollten sie haben und Freiheit für ihre Entwicklung. Nicht wollten sie weiterleben in räumlicher Enge und auf zu schmal gewordener Ackernahrung in der alten Heimat und nicht bedrängt und bedrückt von Herren, denen zu zinsen und Scharwerksdienst zu leisten war. In räumlicher Scheidung von den Wohnsitzen der Prußen legten die deutschen Siedler ihre Dörfer an, mußten also in dem

dünn bewohnten Land roden und jungfräulichen Boden umbrechen. Wie war dieser nüchtern denkenden Menschen Einstellung zur Kirche? Sie hatten sie erlebt, als die große Selbstverständlichkeit ihres Daseins. So wollten sie auch in der neuen Heimat kirchliche Art und kirchlichen Brauch bei sich und um sich haben, im Haus wie im Dorf. Darum gehörte zum Reisegepäck der Auswanderer gewiß das Bild des Heiligen, dem man sich in der alten Heimat besonders verbunden gefühlt hatte, das also auch in der neuen Heimat seinen Ehrenplatz in einer Ecke des neuerrichteten Blockhauses finden sollte, vor dem man sich neigte und bekreuzigte am Morgen wie am Abend, beim Gehen und Kommen. Auch in der Umgebung sollte es so sein wie daheim bisher. Eine Kirche oder wenigstens eine Kapelle sollte die Gemeinde zur Feier vereinigen, Glocken zur Andacht rufen. Es gehörte darum zu den Selbstverständlichkeiten, daß eine Kirche gebaut wurde, wahrscheinlich zunächst wie das Wohnhaus oder die Burg aus Baumstämmen oder Bohlen zusammengefügt. Das geschah im einheitlichen Willen von Siedlern und Landesobrigkeit, des Ordens, der für seine Burgkapellen Priester brauchte und sie auch für die Dörfer und Städte stellte, und darum bei der Austeilung des urbar zu machenden Landes auch an die Dotierung der Kirche mit hinreichendem Landbesitz gedacht hat.

War nun das kirchliche Leben im Ordenslande eine getreue Kopie des in der verlassenen Heimat? Im allgemeinen ohne Frage. Aber es gab doch einige Punkte, an denen sich die Besonderheiten zeigten. Zunächst ging es um die Ansiedlung von Christen in einem heidnischen Lande. Die Prußen waren besiegt und sollten zum christlichen Glauben bekehrt werden. Eine besondere Missionierung aber geschah nicht. Sie mußten jedoch Dienste leisten beim Bau von Burgen und Kirchen, gewiß keine leichte Arbeit für Mann und Angespann, wenn man überdenkt, wie viele Ziegelsteine für den wuchtigen Bau der Kirche in Wehlau beispielsweise hergestellt und herangeschafft werden mußten. Vielleicht war der Gedanke vorhanden: mag der Heide nur mitarbeiten beim Kirchbau, womöglich wirkt solch ein frommes Werk auch auf ihn und besonders nach Fertigstellung der die Andacht fördernden Räume, die feierliche Prunkentfaltung der Einweihung und die geheimnisvolle Würde und Schönheit des Gottesdienstes.

Bedeutsam war, daß zur Heidenbekehrung nach der Eroberung des Landes keine anderen Mittel eingesetzt wurden, als sie sich durch die Überlegenheit der Kultur der neuen Herren des Landes von selbst ergaben. Aus dem Vorhandensein von Dörfern mit rein deutschen und christlichen Einwohnern sollte ein Anreiz ausgehen, sich dem kulturell überragenden Wesen auch glaubensmäßig anzugleichen. Schließlich könnte als ein wiederum recht fragwürdiges Missionsmittel der Druck aufgefaßt werden, den der Orden ausübte, indem er christlich gewordenen Prußen eine rechtlich bessere Stellung einräumte als den im Heidentum verharrenden. Es gab nämlich unter den Prußen soziale Staffeln: Edelinge,

freie Bauern und Leibeigene. Durch die Unterwerfung sanken sie alle in ihrer Rechtsstellung, konnten aber durch Annahme des christlichen Glaubens auf eine höhere Stufe kommen, nämlich dem Eingewanderten auf seiner Ebene gleichgestellt werden, deren oberste Möglichkeit die war, daß ein prußischer Edler in gleicher Weise mit großen Ländereien belehnt wurde wie ein deutscher Ritterbürtiger. Prußische Bauern konnten den deutschen kölmischen Bauern entsprechend mit deren Rechten und Pflichten begabt werden.

Von Mission als Überwindung des Heidentums durch die innere Überlegenheit des christlichen Glaubens kann also nicht gesprochen werden. Es ging um Übertragung der Kultur auf ein weniger entwickeltes Volk.

Der im Grunde sich begegnende und ergänzende Wille der Ritter und der Bauern führte beide Teile zu gleichen Schicksalen. Aufstände der vom Schwert niedergeworfenen Prußen und Einfälle der benachbarten Litauer zerstörten alles: die Burgen, die Kirchen, die Dörfer. Als Siedler dem Ruf des Deutschen Ritterordens folgten, hieß es zunächst auch, bereit sein, sein Leben mit an das Wagnis zu setzen. Es war darum wohl eine wagemutige Schar, lebenskräftig und starken Willens, die dem Ruf zur Reise gen Osten folgte. Harte Arbeit und Entbehrungen waren Vorbedingung zum Erfolg. Schutz der oberen Welt in Kampf und Gefahr und Trost des Himmels in allem Leiden und Sterben mußte erfleht werden. Daß dies in rechter Weise geschehen konnte, war auch ein Anliegen der Herren des Landes. Als mönchische Ritter kämpften und beteten sie, waren sie für sich selber ohne Ansprüche, wachten sie für die ihnen Anvertrauten und ordneten das Land. Diese Ritter sorgten dafür, daß Priester für alle notwendigen Handlungen vorhanden waren, brauchte der Orden doch selber in jedem aus mindestens zwölf Rittern bestehenden Konvent einen Priesterbruder, und darum besetzte er auch selber die von ihm gegründeten Kirchspiele mit Priestern.

Das ist der äußere Hergang: Eine Burg wurde errichtet, in ihr befand sich selbstverständlich eine Kapelle, um die Burg herum entstanden die Häuser der Siedler. Im Kreis Wehlau waren es folgende Burgen: Tapiau (erster Bau 1265, Neubau an anderer Stelle 1351), Kremitten (1391 erwähnt), Allenburg (1256 an Stelle einer eroberten Prußenburg auf dem Zickelberg angelegt, 1260 zerstört, als „Wildhaus" 1272 auf dem östlichen Alleufer neu errichtet), Taplacken (1336 gegründet, niedergebrannt und 1376 massiv neu errichtet). Wehlau besaß eine Burganlage, die später zu einem Kloster umgewandelt wurde. Ferner mag erwähnt werden, daß dort das Haus des Witold stand, des bekehrten Sohnes des Litauerfürsten Kinstut; dieses Haus ist wohl zwischen 1350 und 1360 erbaut und war in die Wehrmauer einbezogen. Es war das zweite Haus nördlich vom Steintor. In jenen Jahren entstanden auch die Kirchen, gewiß schon gleichzeitig mit den Dörfern der ersten deutschen Siedler. Diese Erstanlagen gingen alle bei den Kämpfen des 13. Jahrhunderts unter, und wir wissen kaum etwas über sie. Dann erstanden die Kirchen in massivem

Bau, die bis auf unsere Zeit gekommen sind. Wehlau (als Stadt 1336 gegründet, 1347 zerstört, gleich darauf wieder neu gebaut) erhielt die herrliche Kirche, deren Bau 1351 begonnen und 1380 fertiggestellt wurde. Die Kirche in Petersdorf wurde 1368 dotiert. Der Bau stammt aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts. In Allenburg wurde 1405 eine Kirche gegründet. Die in Groß-Engelau stammte vom Ende des 14. Jahrhunderts, die in Grünhayn war schon 1361 vorhanden. Tapiau erhielt erst spät, 1502, eine Kirche; bis dahin genügte den Einwohnern der „Lischke" — so nannte man die um eine Burg herum entstandene Siedlung — die Burgkapelle. Die Kirche in Starkenberg stammte aus dem 15. Jahrhundert, der Kirchbau in Kremitten begann etwa 1340, und Goldbach baute wohl Ende des 14. Jahrhunderts eine neue Kirche auf den Resten einer zerstörten Wehrkirche.

Es bestanden aber noch weitere Kirchen bzw. Kapellen: Die Kirche in Alt-Wehlau (ging 1534 ein), die Kapelle St. Georg westlich der Stadt jenseits der Alle gelegen, die bereits 1437 bestand (1558 abgebrochen). Eine Kapelle stand in Grünlinde. In Allenburg gab es die Kapelle St. Georg und die auf dem Zickelberg bei Trimmau. Weitere Kapellen standen in Kortmedien (bis 1601) und in Pregelswalde. Diese Kapellen zerfielen im 16. Jahrhundert oder gingen ein. Rechnen wir Burgkapellen, Kirchen oder die untergegangenen Kapellen zusammen, so könnte es scheinen, als wäre die geistliche Versorgung im Mittelalter besser erfolgt als in der Zeit nach der Reformation. Aber es fehlte das Entscheidende, die Grundlage alles christlichen Wesens, die Heilige Schrift. Darum war, wie im ganzen Ordensstaat, so auch im Kreise Wehlau, das Verlangen nach der Reformation groß und ihre Aufnahme willig und freudig.

An einem Punkt aber unterschied sich das kirchliche Leben im Ordensland offensichtlich von dem in den alten deutschen Gauen. Der Orden ließ nur wenige Klostergründungen zu; es mag ihm hinreichend gewesen sein, daß er selber nach klösterlichen Regeln lebte. Außerdem war wohl auch jede Manneshand beim harten Werk der Urbarmachung, des Hausbaus, auch bei den Handwerkern, höchst nötig. Jedenfalls war der Orden sehr zurückhaltend im Erteilen der Erlaubnis zu einer Klostergründung und hat Klöster auch nur mit einem geringen Anteil an Grund und Boden bedacht. Eine — meines Wissens die einzige — Ausnahme war das vom Hochmeister Heinrich Dusemer 1349 in Königsberg gestiftete Benediktinerinnenkloster, zu dessen ausgedehntem Grundbesitz auch die weiten Waldungen im Kreis Wehlau gehörten, die später den Namen Löbenichtsche Hospitalforst trugen, entsprechend der Wesens- und Namensänderung dieses Klosters. Das Wehlauer Kloster lag in der Südostecke der Stadt; seine Gründung geht auf denselben Hochmeister zurück, und auf dieselbe Veranlassung, es war Ausdruck des Dankes für den über die Litauer erfochtenen Sieg an der Strebe. Vollendet wurde der

Bau unter Winrich von Kniprode 1351. Dieses Mönchskloster stand auf engem Raum. Als es im 16. Jahrhundert aufgelöst wurde und zur Bebauung freigegeben, wurde seine Ausdehnung auf 15 Ruten Länge und 12 Ruten Breite angegeben, das sind rund 70 x 55 m. Der Klosterplatz erinnerte bis in unsere Tage daran. Es entstand aber noch ein zweites Kloster in Wehlau, und zwar im Westen der Stadt vor dem Alletor jenseits der Alle. Dort ließen sich 1477 Mönche der Observanten, einer strengen Richtung der Franziskaner, nieder. Es mußte aber schon 1520 auf Befehl des Hochmeisters Albrecht abgebrochen werden. Das war eine durch seinen Krieg mit Polen bedingte Maßnahme. Es sollten sich nicht in diesen außerhalb der Stadtbefestigung befindlichen Gebäuden feindliche Truppen festsetzen können. Die Mönche wurden in das alte Kloster verwiesen, andererseits wurde vom Hochmeister angeordnet, daß jenes die strengere Regel der Observanten annehmen mußte. Damit wurden zugleich Streitigkeiten zwischen beiden Klöstern beseitigt. Über Grundbesitz ist nichts bekannt, und was sonst zum Besitz des Klosters gehörte, war nicht als Reichtum zu bezeichnen. In einem Inventarverzeichnis vom 13. August 1523 sind aufgeführt: Vier Kelche, 14 von den besten Kaseln, zwei Dalmatiken für das große Fest, eine Last und 15 Scheffel Korn, zehn Fischkessel, vier Graffen (Grapen = Kessel auf festen Füßen), vier Roste, ein Dreifuß, vier Speckseiten, 15 Schock „Flackfisch", 1½ Schock Dörrfisch, eine Tonne Dorsch, vier Tröge, acht Faß Bier, 24 zinnerne Kannen, vier große Kannen und 515 Bücher. Diese Aufzählung zeigt, daß das Kloster nicht reich war an kirchlichen Geräten — es hatte also wohl nicht viele derartige Geschenke erhalten —, auch nicht reich an Lebensmitteln. So wird es sich auch um keine große Zahl von Mönchen gehandelt haben. Daraus darf wohl gefolgert werden: dem ostpreußischen Menschen jener Zeit lag die Klosterfrömmigkeit nicht. Es waren nicht viele, die Mönche wurden, und auch nicht viele, die durch Spenden für die Klöster ihre frommen Werke taten. Beachtenswert ist die für damalige Zeit ansehnliche Zahl von Büchern im Wehlauer Kloster. Das darf wohl als gutes Zeichen der Pflege des geistlichen Lebens bewertet werden.

Im Gebiet des Kreises Wehlau gab es — vielleicht — noch ein Kloster, und zwar in Plibischken. Die einzige Nachricht davon ist, daß die alte Widdem — das Pfarrhaus — ein umgebautes Kloster mit vier Ecktürmchen gewesen sei. Dies Haus brannte aber zwischen 1647 und 1686 ab.

Daß der Ritterorden am Aufkommen von Klöstern kein Interesse hatte, beruhte vor allem darauf, daß er selber klösterliche Aufgaben zu den seinen gemacht hatte. Die Priesterbrüder des Ordens pflegten die kulturellen Gebiete, sie waren die Geschichtsschreiber und Dichter, sie haben Urkunden und Handfesten aufgesetzt. Auch die Pflege der Kranken betrieb der Orden als seine Aufgabe, war er doch auch aus einer Vereinigung von Krankenpflegern beim Kreuzzug im Heiligen Lande hervorgegangen. Bei seinen Kriegszügen legte er Wert auf sachliche Behand-

lung seiner Verwundeten. So waren Firmarien — Krankenstuben — eingerichtet, wahrscheinlich in jeder Burg, sowohl für die Ritter wie auch für alles andere Kriegsvolk, die „Knechte".

Es überfiel aber auch eine andere Sorge oft genug das Land, die Pest. Um sie zu bannen, wurden Spitäler eingerichtet, meist St. Georg gewidmet. Sie lagen vor den Toren der Stadt. Mag sein, daß diese Entstehung jenes zweiten Klosters in Wehlau in diesem Zusammenhang geschah, wurde es doch in der Nähe der St.-Georgs-Kapelle errichtet.

Noch einer mittelalterlichen Erscheinung muß gedacht werden, der Bruderschaften. Das waren Zusammenschlüsse der Handwerksgesellen, die aber nicht bloß das Zunftleben oder wirtschaftliche Ziele betrafen, sondern sich auch der Pflege des frommen Lebens widmeten. Ein Zeuge dafür war der schöne gotische Kelch, der an seinem Fuß die Inschrift trug: „diser kelch horeth unser lieben frawen broderschaft czo welaw" (dieser Kelch gehört unserer lieben Frauen-Bruderschaft zu Wehlau).

Ein Jahrhundert des Niedergangs folgte der großen bewundernswerten Entwicklung im Ordensland Preußen. Es begann mit einer ehrenvollen militärischen Niederlage in der Schlacht von Tannenberg (1410), setzte sich fort im zweiten polnischen Krieg mit dem Verlust großer Gebiete und wirtschaftlichem Verfall. Dabei trat die innere Auflösung des Landes zutage, Städte und Landadel hielten es um eigener Vorteile willen mit dem Polenkönig gegen den Ordensstaat.

Ein besonders dunkles Kapitel jenes Zeitgeschehens spielte sich in seinem letzten Teil auf der Burg in Tapiau ab. Es war zu einem Streit zwischen dem Hochmeister Heinrich von Richtenberg und dem samländischen Bischof Dietrich von Cuba gekommen. Cuba war gegen den Willen des Hochmeisters und des Ordenskapitels vom Papst als Bischof von Samland inthronisiert und mit großen Ablaßvollmachten ausgerüstet. Seine Propaganda hatte enormen geldlichen Erfolg, an dem der Hochmeister Anteil begehrte, da die Geldnot des absinkenden Ordensstaates gewaltig war. Cuba lehnte das Ansinnen ab, er enthob Domherren und Pfarrer, die auf der Seite des Hochmeisters standen, ihrer Ämter, auch trieb er Geschäfte mit Kirchengeräten. Richtenberg ließ ihn kurzerhand verhaften (1474) und auf die Burg Tapiau in ein „ehrlich" Gewahrsam bringen. Als aber ein Schloßkaplan dem Bischof zur Flucht verhelfen wollte, wurde er in strengstes Gefängnis genommen, in dem er umkam. Aber mit Ehren wurde Cuba im Dom von Königsberg bestattet. Viel Grausiges wurde geraunt. Wir brauchen der Frage nicht nachzugehen, wie sich die Schuld auf beide Seiten verteilte, aber wir können uns denken, wie sowohl das geistliche Rittertum wie auch das Priestertum durch diese Vorgänge an Ansehen im Volk verlor.

Doch hing die kirchliche Unzufriedenheit nicht von diesem einmaligen grausigen Fall ab. Für das Ordensgebiet war bezeichnend die allgemeine Ablehnung des Peterpfennigs, einer den Charakter einer Steuer annehmenden Abgabe für den Bau der Peterskirche in Rom, — wie auch die

Kritik am Ablaßwesen, die trotz der von Cuba erzielten Erfolge weithin bestand und zu dem umlaufenden Wort führte, die Ablaßprediger seien die allerliebsten Knechte des Teufels.

Am Ausgang des Mittelalters sprach Papst Leo X. es aus (6. November 1519), daß der Deutsche Ritterorden einer Reform bedarf, und sein Nachfolger Hadrian VI. machte sich das Urteil zu eigen. Nur fehlte beiden die rechte Erkenntnis der Schäden und des einzigen Heilmittels.

Von der Marienburg blickte das Bild der Mutter Gottes, jenes acht Meter hohe Mosaikwerk, das Jesuskind auf dem Arm, gen Osten, — und in Wehlau, der bedeutendsten Kirche im Kreis, befand sich unter den Rötel-Zeichnungen auf dem Putz der wuchtigen, den Turm tragenden Pfeilerleibungen an oberster Stelle die Krönung der Maria, die zwischen Gottvater und Christus den mittelsten Platz einnahm. Bei aller Würdigung dieser mittelalterlichen Kunstwerke muß doch festgestellt werden: im Ordensland vollzog sich dieselbe Entfernung vom biblischen Urgrund wie in der Christenheit allenthalben. Gewiß, Christus ist da, jene Wehlauer höchst eindrucksvollen Zeichnungen zeigten ihn im Gebet im Garten Gethsemane, bei der Kreuzigung, — aber sein oberstes Werk war die Krönung der Mutter Maria, also ein Vorgang, von dem die Bibel nichts weiß, der dem Bereich der ausschmückenden Legende entstammt.

Die Heiligenverehrung fand ihren Ausdruck auch in der Vielzahl von Altären, für die wiederum Wehlau als Beispiel dienen mag. Dort waren vier vorhanden: 1. des Evangelisten Johannes, 2. corporis Christi, 3. unserer lieben Frauen, 4. St. Nicolai. Die Kirche selber war dem heiligen Jacobus geweiht. Von den ehemals zahlreichen Heiligenbildern war das des heiligen Georg in der Kirche zu Kremitten erhalten geblieben, ein eindrucksvolles Bild des Heiligen in Ritterrüstung zu Pferde.

Fast drei Jahrhunderte waren im Preußenland dahingegangen. Was war das Ergebnis dieser ersten Epoche?

Der Staat der Ordensherren verfiel. Seitdem die Prußen — äußerlich — das Christentum angenommen hatten, wie auch das Nachbarvolk der Litauer, hatte der kriegerische Sinn des Ordens seine Berechtigung verloren, sein Staat aber zerbrach, weil das flache Land und die Städte dem Gesetz der eigenen Entwicklung höheres Recht einräumten als der Treue gegenüber dieser Obrigkeit. Der eine Teil suchte durch Verbindung zum polnischen König, dem Lehnsherrn des Landes, seine Vorteile, der andere durch Anschluß an die Hanse. Aber das waren Irrwege, die keineswegs aus der Not des Landes herausführten. Das Land stand durch Kriegszerstörungen und innere Spannungen, durch vergebliche Opfer an Menschen und Geld vor dem Zusammenbruch.

Da kam die Wendung.

Der Beginn des neuen Abschnitts in der Geschichte Ostpreußens trug sich unter einer Kanzel in Nürnberg zu.

So bekannt der Hergang ist, muß er in Kürze auch hier erzählt werden. Der junge Hochmeister Albrecht aus dem fränkischen Zweig des Hauses Hohenzollern (geboren 1490, Hochmeister seit dem 13. Februar 1511) hatte auf Drängen seines weltlichen Rates Dietrich von Schönberg versucht, das Joch des polnischen Königs abzuwerfen; der Krieg verlief ungünstig, Albrecht mußte um Waffenstillstand bitten, der für vier Jahre bewilligt wurde. Auf der Suche nach Unterstützung durch Geld und Soldaten kam er in Nürnberg, wo der Reichstag tagte, unter die Kanzel des evangelischen Predigers Andreas Osiander, der eine vertrauliche Zusammenkunft mit Luther vermittelte. Des Reformators Rat ist niedergelegt in seiner Schrift: „An die herrn Deutschs Ordens, das sie falsche keuscheyt meyden und zur rechten ehlichen keuscheyt greyffen, Ermanung. Martinus Luther. Wittemberg 1523." Darin zeigte Luther einen völlig neuen Weg. Der Hochmeister nahm den Rat, der übrigens weit mehr enthielt als jener Titel anzeigt, an. Er erreichte durch Verhandlungen mit König Sigismund von Polen, daß ihm Friede bewilligt, die Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum gestattet und die Durchführung der Reformation freigegeben wurde. Die Gegenleistung war der Lehnseid vor dem polnischen König (1525).

Man darf aber nicht denken, daß die Reformation nun auf dem Regierungswege durchgeführt worden sei von einem, der in der Zeit, als ihm das Wasser bis zur Kehle stand, bei Luther einen guten Rat fand und entsprechend handelte. Unabhängig von dem eigenartigen Weg des Hochmeisters regte sich der neue Geist in seinem Land. In Königsberg predigte seit 1523 der auf Bitten um einen evangelischen Prediger von Wittenberg dorthin entsandte Johannes Briessmann im Dom, Johannes Amandus in der Altstädtischen Kirche. In Pomesanien erklärte sich der Bischof Erhard von Queiß sofort nach seinem Regierungsantritt 1523 für die neue Lehre. Paul Speratus wurde als Schloßprediger 1524 berufen, Poliander 1525. Die bedeutsame Weihnachtspredigt 1523 des Bischofs Georg von Polentz wurde im Druck verbreitet und gar nach Rom geschickt. Es kam also dem von Luther beratenen reformationswilligen Hochmeister eine kräftige selbständige Bewegung des Volkes entgegen.

Wie wirkte sich das Verlangen nach Reformation im Kreise Wehlau aus? Es bekundete sich kein stürmischer Wille — und doch eine Entschlossenheit, kein planloses Handeln und dabei eine große Geduld. In Allenburg z. B. wurde erst 1529 der letzte katholische Pfarrer abgesetzt. Vielleicht war es in der Zeit des Umbruchs auch schwer, gleich in hinreichender Zahl geeignete Prediger zu finden. Die Gemeinde Goldbach bekam das Recht, sich mit ihren kirchlichen Anliegen an den Pfarrer in Tapiau zu wenden, da sie keinen „gelehrten" habe. Das bedeutete wohl, daß er der Reformation zugehörte, aber die Werte des evangelischen Glaubens in der Predigt nicht in genügender Tiefe darbieten konnte.

Freilich blieb eine Störung nicht aus — genau wie im Reich —: die Bauern machten 1525 einen Aufstand, der seinen Grund in ihrer wirt-

schaftlichen und sozial schlechten Situation hatte. Auch stellten sie in allzu oberflächlicher Kenntnis der reformatorischen Bewegung einige ihrer Sätze an die Spitze ihrer Forderungen. Es befanden sich unter ihren Führern drei Pfarrer, nämlich von Klein-Schönau, Allenau und Legitten, also aus unmittelbarer Nähe des Kreises Wehlau. Aber in ganz kurzer Frist brach diese Bewegung zusammen.

Eine amtliche Auswirkung zeitigte die reformatorische Bewegung bereits vor dem ersten herzoglichen Mandat. Polentz verordnete schon am 28. Januar 1524, daß bei der Taufe die deutsche Sprache angewandt werden müsse, in der evangelischen Erkenntnis, daß die Dinge des Glaubens ihren Ausdruck und ihre Pflege in der Muttersprache finden müßten, nicht in der lateinischen Weltsprache, die bis dahin die Sprache der Kirche war und heute noch die der katholischen Kirche ist.

Das eigentliche Reformationsmandat des Herzogs, datiert vom 6. Juli 1525, forderte die Pfarrer auf, das Evangelium lauter und rein zu predigen, verlangte, daß Winkelprediger nicht geduldet werden (gegen das Sektierertum), forderten von den Gemeinden, selber für den Unterhalt ihrer Pfarrer zu sorgen und untersagte unmäßiges Trinken, Gotteslästerung, ungeziemendes Schwören, das Fluchen, Vergehen gegen das sechste Gebot und unpassende Gespräche über die Dinge des Glaubens am falschen Ort.

Der Landtag stimmte am 6. Dezember 1525 dem Mandat, also der Reformation, zu.

Ein Umstand war von großer Bedeutung: die gute Zusammenarbeit des Herzogs mit den beiden Bischöfen, die ihm ihre weltliche Gewalt abtraten (Polentz 1525, Queiß 1527), und die ihren hohen Beruf nun ganz vom Seelsorgerlichen her erfüllten, während der Herzog seine obrigkeitliche Gewalt in den Dienst der Kirche stellte. In diesem Sinne beteiligte er sich persönlich mehrfach und auf längere Zeit am Umzug — so lautete der deutsche Ausdruck für Visitation. Leider enthält das Visitationsprotokoll von Wehlau nur Angaben finanzieller Art, aber das Wesentliche läßt sich aus anderen erschließen, sind es doch immer die gleichen Fragen, die behandelt wurden. Es geschah aber auch, daß ein Befehl (bevelch) noch während des „umbzugs" erging, daß ohne Zeitverlust die Aufgaben der Kirche mit aller Aufmerksamkeit und Kraft vorangetrieben würden. Auch geht aus einem Rundschreiben an die Amtshauptleute hervor, wie erschrocken der Herzog über das Ergebnis der Visitation gewesen ist. Es mußte eben die Reformation von Grund auf neu aufbauen. Man kann da nicht ernsthaft von Christentum reden, wo das Vaterunser eine unbekannte Sache ist. An diesem Punkt wird die große Versäumnis der mittelalterlichen Kirche offenbar.

Die weiteren Anordnungen zur Durchführung der Reformation sind: Artikel der Ceremonien und anderer Kirchenordnung (10. Dezember 1525). 1527 wird bereits das erste ostpreußische Gesangbuch herausgegeben.

Vom Februar 1543 stammt jener oben angeführte „bevelch". 1545 erscheint eine zweisprachige Ausgabe des Katechismus: deutsch links, prußisch rechts. Auch sind Bemühungen um Übersetzung von Bibel und Katechismus ins Litauische im Gange. 1558 wird die Kirchenordnung neu durchberaten. Am 25. 5. 1567 tritt die Generalsynode zur Beratung der Repetitio corporis doctrinae (soviel wie: kurze Glaubenslehre) zusammen, die am 30. 5. angenommen wurde; unter den Unterschriften befinden sich auch die des Theobald Axt aus Wehlau, Johannes Sperber aus Allenburg und des Johann Forster aus Tapiau. 1568 wird eine neue Kirchenordnung angenommen, die 1571 auch ins Polnische übersetzt wurde. Diese beiden Werke, „Repetition corporis doctrinae" und die Kirchenordnung vom Jahre darauf, sind als die abschließenden Werke der Reformation in Ostpreußen anzusehen. Die Kirchenordnung trägt den Titel „Von Erwehlung der beyder Bischoff / Samlandt und Pomezan / im Hertzogthumb Preussen / Auch von ihrem Ampt / Verordnung der Visitation und anderm / so zur fürderung und erhaltung des Predigtampts und Schulen / Christlicher zucht / und guter Ordenung von nöthen ist".

Die Mittel zur Durchdringung des Volks mit evangelischem Geist sind: Predigt, Auslegung und Einübung des Katechismus, Gebetsverhöre. Weil es so wichtig ist, daß die Verkündigung des Evangeliums verstanden wird, muß sie grundsätzlich in der Muttersprache der Gemeindeglieder geschehen. Das hatte bei der völkisch sehr verschieden zusammengesetzten Bevölkerung seine Schwierigkeit, gab es doch neben der Hauptmasse der Deutschen die Prußen, Masuren, Litauer. Damit auch die Nichtdeutschen die Predigt verstünden, wurden Tolken, das sind Dolmetscher, angestellt, die auf einem Podium stehend die Predigt des Pfarrers, der nicht oder nicht hinreichend der anderen Sprache mächtig war, Satz für Satz dolmetschten. Eine Nachricht aus Tapiau besagt, daß ein Glöckner zum Katechismusunterricht für die Litauer gesucht wurde. Andererseits geht auf den Herzog Albrecht die Einrichtung eines Alumnats an der Königsberger Universität zurück, wo Freistellen für Studenten der Theologie geschaffen wurden, nämlich für je sechs Polen (das bedeutet Masuren), Litauer und Prußen samt Sudauern.

Den Bemühungen der Obrigkeit und der Kirche muß natürlich der Wille des Volks entgegenkommen. Das geschieht durch den Besuch des Gottesdienstes. Anders bleibt die Bemühung der Pfarrer umsonst. So werden die sehr energischen Forderungen verständlich, daß aus jedem Hause wenigstens ein Familienglied den Gottesdienst besucht, an hohen Feiertagen möglichst alle. Versäumnis wird mit Geldstrafen belegt.

Was ist erreicht worden?

Gewiß machte das persönliche Vorbild des Herzogs starken Eindruck. Sein Eifer in der Sache des Glaubens wurde offenbar, ebenso wie die Kraft seines Gebetslebens, die landesväterliche Fürsorge, wie die christliche Haltung seiner Ehe. Die zarten Vorgänge des Glaubens sind nicht zu

demonstrieren, aber an bestimmten Tatsachen treten die Ergebnisse doch zutage. In den Kirchen wurden Emporen eingebaut. Das hat nichts mit einem zahlenmäßigen Anwachsen der Bevölkerung zu tun — davon kann auch in jenen immer wieder von der Pest und anderen Seuchen heimgesuchten Zeiten nicht die Rede sein. Das ist das Erwachen evangelischen Bewußtseins, das sich in zeitgemäßen Formen kundtut. Die Zünfte fühlen sich kirchlich verpflichtet. Nun bauten die Tuchmacher (1581), die Schmiede (1617), die Schneider (1620) und andere ihre „Stände" in der Wehlauer Kirche, vor allem in der Form von Emporen ein; in ländlichen Kirchspielen wurde es Ehrensache der einzelnen Ortschaften, die zustehenden Kirchenbänke zahlreich zu besetzen. So gewinnen die Menschen einen „Standpunkt", nämlich: in diesen Kirchenbänken haben sie zu stehen.

Auch ist bedeutsam, wie der innere Gehalt der auf den Visitationen durchgesprochenen Belange sich in den Rollen der Zünfte widerspiegelt. Auch sie wollen die Bindung ihrer Glieder an die Kirche: der als Lehrling genommene Junge muß zwei Pfund Wachs zu Kirchenlichtern geben, die Zunftversammlungen sollen frei sein von wüstem Reden.

Ein anderes Zeichen der inwendigen Annahme evangelischen Glaubens ist die große Zahl von Stiftungen, die insbesondere im 17. Jahrhundert den Kirchen gemacht wurden. So erhielt die Wehlauer Kirche: 1633 eine Kanne für den Abendmahlswein, 1688 die Hostiendose (mit Gravierungen aus der heiligen Geschichte), die schönen, wuchtigen, bronzenen Wandarmleuchter (1647 und 1696). Auch der eigenartige und gewaltige Altaraufbau, der schönste Schmuck der Kirche, ist eine Stiftung (1633), desgleichen die Kanzel von 1715. Hinzu kommen die mit mehr oder weniger wertvollen Malereien ausgestatteten Brüstungen der Emporen und die evangelischen Beichtstühle. Ähnliches wäre von den anderen Kirchen des Kreises zu berichten. Diese vielen wertvollen Geschenke sind bedeutsame Zeugen für die Liebe der Gemeindeglieder zu ihrer evangelischen Kirche.

Gewiß, die Visitationsberichte sind voller Klagen über mangelnde Kenntnis auf dem Gebiet des Glaubens. Das darf uns nicht wundern in den Anfangszeiten, aber ein „Zufriedenstellend" kann ja nie das Ergebnis sein — dafür ist die Sache des Reiches Gottes zu ernst und der Auftrag der Kirche zu groß. Über Trunkenheit wird geklagt, auch in den Eintragungen der Kirchenbücher, wenn ein Boot mit Angetrunkenen auf dem Pregel oder der Deime umschlug und die Insassen ertranken. Nachdenklich macht die Kirchenbucheintragung, daß ein 14jähriger Junge aus Tiefenthamm am 17. März 1834 in der Trunkenheit erfroren ist. Auch das Heidentum ist noch nicht völlig überwunden. Insbesondere stecken Hirten in alten heidnischen Vorstellungen und Bräuchen. „Man soll auf sie achtgeben", mahnt ein Visitationsrezeß aus Allenburg. Und noch 1712 wird von einem Verstorbenen bemerkt, er sei vor seinem Tode bei einer Hexe gewesen.

Im Gottesdienst wurde Wert auf die Predigt gelegt, die bis dahin so gut wie ganz gefehlt hat; begnügte sich doch die mittelalterliche Kirche mit liturgischen Formen und erzog Knaben nur insoweit im Lesen, Schreiben, Singen und Gebrauch der lateinischen Sprache, als es für deren Dienst in der Kirche, Chorgesang und Ministrantenpflicht, nötig war. Das neue Ziel ist, die Heilige Schrift zu lesen und zu verstehen, auch den Katechismus. Dazu bedürfte es einer systematischen, gründlichen Schulung, und zwar des ganzen Volkes.

Die Schule war sozusagen ein Zweig der Kirche. Ihr Ziel war, aus Kindern fromme Christen zu machen. Solange dieses galt, lebten Kirche und Schule in bester Eintracht miteinander. Der Rektor einer Volksschule war ein Theologe, der seine Examina bestanden hatte und nach etlichen Jahren ein Pfarramt übernahm. Der zweite Lehrer, Kantor betitelt, brauchte nur ein Zeugnis über seine Befähigung, den Unterricht im Singen erteilen zu können und eine Emfehlung eines Pfarrers für diesen Dienst. Daneben hören wir genug von Lehrern, die aus dem Handwerkerstand kamen oder ausgediente Soldaten waren. Das harmonische Verhältnis zwischen Kirche und Schule hörte auf, als das Bildungsziel nicht mehr jenes oben angegebene war, sondern ein rein innerweltliches wurde.

Im Reformationszeitalter aber wäre Wehlau fast zu einer ganz Preußen angehenden Bedeutung gekommen. Herzog Albrecht wollte eine Ausbildungsstätte für die geistige Führerschicht schaffen. Pfarrer waren allenthalben nötig, der Fürst brauchte seine Räte, auch die Städte bedurften der Juristen, selbstverständlich waren Ärzte vonnöten und Lehrer für die höheren Schulen. Bevor aber die Universität gegründet wurde (1544), sollte eine Zubereitungsanstalt die Schüler der Lateinschulen reif für die Hochschule machen. Für dies „Partikular" nahm Albrecht Wehlau, das er besonders liebte, in Aussicht, vielleicht gar für die Universität selber. Aber die Wehlauer wiesen darauf hin, daß es ihnen an geeigneten Gebäuden fehle, während der Bischofshof am Dom in Königsberg mit den Domherrenkurien sich für diese Zwecke wohl gut eignet. So wurde das Partikular und bald danach die Universität in Königsberg gegründet.

Daß es da auch zu Fehlern kam, ist — wie in jedem Bereich menschlichen Tuns — kein Wunder. Es gibt auch aus dem Kreise Wehlau Visitationsberichte, in denen ein Pfarrer wegen „seines elendes Catechisierens und Predigens" ernst gerügt wurde. So geschehen in Tapiau am 29. August 1734. In Wehlau trug sich eine Geschichte besonderer Art zu. Der dortige Erzpriester — so lautete der Titel des Superintendenten bis zum Jahre 1808 — Göritz (im Amt von 1705 bis zu seinem Tode am 22. 4. 1752) war in seinen jungen Jahren ein tüchtiger Pfarrer und hervorragender Prediger, im Alter wurde er streitsüchtig. Ein besonderer Mißstand ergab sich in der Behandlung der Konfirmanden. Hatte er die Fähigkeit verloren, die Jugend richtig zu behandeln oder verlangte er

zuviel? Jedenfalls war die Zahl derer, die bei ihm schon drei oder vier Jahre oder noch länger den Konfirmandenunterricht besucht hatten, aber noch immer nicht eingesegnet waren, sehr groß. Das kränkte die Jugend und hinderte sie; denn es wurde keiner zum Erlernen eines Handwerks zugelassen, der nicht eingesegnet war. Da in dieser Sache auch der von ihnen angegangene Bürgermeister nicht helfen konnte, taten sie dieses: Der 16jährige Kaufmannssohn Gottfried Lange verfaßte in aller Auftrag eine Petition, und die 18jährige Dienstmagd Christina Jurgell überreichte sie dem Kronprinzen, dem späteren König Friedrich II., im Heerlager, das heißt Manövergelände, bei Petersdorf. Es erfolgte gründliche Abhilfe.

Ein kurzer Einblick in die wirtschaftliche Lage des Pfarrstandes mag hier Raum finden. In Wehlau erhielten 1574 der Erzpriester (spätere Bezeichnung Superintendent) als Jahreseinkommen 100 Mark, der Kaplan (auch Diskonus genannt, soviel wie zweiter Pfarrer) 70 Mark. 1585 wurden die Gehälter auf 130 bzw. 80 Mark erhöht und das des Kantors auf 20, das des Glöckners auf 8 Mark festgesetzt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß bei den ersten drei wahrscheinlich auch Naturallieferungen stattfanden, der Glöckner aber einen Beruf haben mußte, der ihn mit seiner Familie ernährte.

Andererseits mag interessant sein, was in jener Zeit in einem Pfarrhaushalt verbraucht wurde. Darüber berichtet eine Notiz über den Haushalt des Pfarrers in Tapiau vom Ende des 18. Jahrhunderts: nämlich 624 Pfund vom Fleischhauer, vom Bäcker für 12 Taler Weizenbrot, vom Mälzenbräuer 13 Tonnen Bier, wobei beachtet werden muß, daß ein solcher Haushalt als Hausangestellte außer den Mägden bestimmt auch einen Kutscher, einen Wasserträger und vielleicht noch einen Pferdejungen hatte.

Die großen zeitgeschichtlichen Bewegungen wirkten bis in die ostpreußischen Gemeinden hinein. Zum Beispiel kann man Äußerungen pietistischen frommen Gefühlslebens in den Kirchenbucheintragungen der Gemeinde Allenburg reichlich aufweisen. Es folgte die nüchterne Weise der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Dann entstand neues kirchliches Leben durch die schweren Jahre der napoleonischen Krise, erst die bittere Franzosenzeit, dann das Erwachen nicht nur der Liebe zu Freiheit und Vaterland, sondern auch eines neuen Verständnisses für Glauben und Kirche. Ergebnis dieser Neubelebung waren die preußische Agende und die Union. Wie stark diese Ordnung des Gottesdienstes die Herzen der Ostpreußen erobert hatte, zeigte sich in unseren Tagen, da die Heimatvertriebenen sich nach diesen ihnen so liebgewordenen Formen sehnen und keinen gleichwertigen Ersatz finden. Die Union aber war die Zusammensetzung beider aus den Quellen der Reformation herstammenden Kirchen, der lutherischen und der calvinistischen, zu einer, der evangelischen. Das bedeutete keine glaubensmäßige Änderung oder gar Ver-

kümmerung, sondern ein besseres Verständnis füreinander und eine organisatorische Zusammenfassung.

Es hat nicht an Widerspruch gegen beide vom preußischen König als Landesbischof ausgegangenen Maßnahmen gefehlt, gerade auch im Kreise Wehlau. Der Pfarrer in Allenburg, von Schaewen, rief gemeinsam mit Pfarrer Gallandi in Paterswalde zur Gründung einer Abwehrvereinigung, des evangelisch-lutherischen Kirchenvereins, auf. Aber er fand vielfachen, gutbegründeten Widerspruch. Die Folgezeit zeigte, daß der vom Preußenkönig angeordnete Zusammenschluß der Sache des Evangeliums dienlich war, besonders in der Zeit des Kirchenkampfes.

Die letzten hundert Jahre waren für die evangelische Kirche das Zeitalter der Inneren Mission und der Jugendpflege. Im Kreis Wehlau zeigte sich das insbesondere durch Begründung der evangelischen Landeserziehungsanstalt Altwalde 1903 durch Pfarrer Schwanbeck und durch Berufung des Pfarrers Stuhrmann in die Leitung des Westdeutschen Jünglingsbundes. Stuhrmann entstammte einer Wehlauer Handwerkerfamilie und hatte das für das kirchliche Leben bedeutsame Jünglingsheim geschaffen, das erste Jugendheim in Ostpreußen. Es sei auch die 1902 erfolgte Neugründung eines Kirchspiels im Norden des Kreises, in Groß-Schirrau, erwähnt.

Ein Wort über sonstige Konfessionen sei hier eingeschaltet. Im Kreis Wehlau gab es nur ganz wenige Andersgläubige. Beispielsweise hatte die Stadt Wehlau im Jahre 1846 30 Katholiken, zwei Mennoniten und 53 Juden unter seinen 3584 Einwohnern. Erst um die Jahrhundertwende stieg die Zahl der Katholiken an, aber nur für die Monate der Erntezeit, weil die großen Güter viele polnische Saisonarbeiter brauchten. Aus dem Grunde wurde auch eine katholische Kirche am Südrand der Stadt Wehlau errichtet, die von Tapiau aus bedient wurde. Tapiau besaß schon längere Zeit eine katholische Pfarrei und Kirche. Die jüdische Gemeinde hatte sich in Wehlau einen bescheidenen Betraum in einem Privathaus eingerichtet. Unter den Freikirchen und Sekten waren in letzter Zeit die Baptisten die bedeutsamste, zahlenmäßig waren sie gering.

Das 20. Jahrhundert brachte mit dem Ersten Weltkrieg den Anbruch eines neuen Zeitalters. Was geschah seit der Zeit in der Kirche?

Das neue Gesangbuch wurde in Ostpreußen am 1. Advent 1928 eingeführt. Die Reform des Gesangbuchs bedeutete, daß die hohen Werte der in der Reformationszeit entstandenen Lieder wiederentdeckt wurden und die Gemeinde lernte, die rhythmischen Weisen der ursprünglichen Melodien wieder zu singen. In Wehlau wurden gutbesuchte Singeabende eingerichtet, auf denen drei oder vier Lieder geübt wurden, auch wurden zeitweilig eine Viertelstunde vor Beginn des Gottesdienstes die angeschlagenen Choräle durchgesungen.

Dann kam die Zeit der bittersten Not. Da erwiesen sich Bibel und Gesangbuch als die starken Hilfen, im Strudel des Geschehens nicht

unterzugehen, also nicht dem Nationalsozialismus zu verfallen und noch weniger dem Bolschewismus zu erliegen.

Wie tief der Glaube an Christus in die Herzen gedrungen war, zeigte die in Ostpreußen besonders ernste und gefahrvolle Zeit des Kirchenkampfs im Dritten Reich und dann die überaus bittere Not des Zusammenbruchs, also der Trecks, der Flucht oder gar die Jahre unter bolschewistischer Besatzung. Dieser im Kampf und Zusammenbruch bewährte Glaube möge fortleben, wo Christen aus dem Kreise Wehlau neue Heimat gefunden haben, als „die Gemeinschaft der Heiligen", das heißt all derer, die Christus ihren Herren nennen.

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wehlau

Von Kurt Dieckert

Holz ist ein vergänglicher Baustoff, und da sowohl die alten Bauten der Prußen als auch die der unter der Schirmherrschaft des Deutschen Ritterordens hineinströmenden deutschen Siedler ausschließlich aus Holz waren, so ist man hinsichtlich der Bauart und auch etwaiger über den bloßen Wohnzweck hinausgehenden Verschönerungen auf Vermutungen angewiesen. Das gleiche gilt von den ersten Bauanlagen der Deutschordensritter selbst, die, mit Palisaden versehen, zunächst einmal dazu dienten, vor allem Schutz vor Überfällen zu gewähren. Ebenso waren die ersten Gotteshäuser aus Holz.

Von all diesem ist nichts mehr erhalten und erst als die Macht des Ritterordens einigermaßen gefestigt war, begann dieser, seine Burgen und Kirchen in massiver Bauart auszuführen. Was im Kreise Wehlau von derartigen Bauten erhalten ist, stammt in seinen ersten Anfängen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, also etwa 100 Jahre nach der ersten Besetzung durch den Orden. Jahrhunderte lang blieb jedoch der Baustoff für sämtliche Wohnanlagen das Holz und erst im 19. Jahrhundert setzte sich in größerem Umfange der Massivbau auch für Wohn- und Wirtschaftsbauten durch, der dann mit seinen roten Ziegeldächern den Städten und Dörfern sein Gepräge gab, wie wir es heute noch kennen. Die Regierung gab zum Beispiel für Schulbauten die sogenannten Massivbauprämien, um die vergänglichen Holzbauten zu unterbinden.

Was nun die Form der ersten Siedlungen anlangt, so ist als sicher anzunehmen, daß sich die vom Orden angelegten Siedlungen doch wesentlich von denen der Ureinwohner unterschieden. Kuck widmet dieser Frage in seiner 1909 erschienenen Dissertation „Die Siedlungen im westlichen Nadrauen" ein ganzes Kapitel. Wesentlich neue Erkenntnisse sind



Altes Bauernhaus in Friedrichsdorf bei Gr.-Engelau Vollholzbau, waagerechte, an den Ecken verzahnte Stämme, Satteldach und Krüppelwalm

bisher nicht erarbeitet worden. Die alten Preußen wohnten in ganzen Familien in Einzelhöfen und Haufendörfern. Auch bei der Anlage neuer preußischer Dörfer ist als wesentliches Merkmal die einseitige Bebauung der Straße zu erkennen. Hingegen wurde das deutsche Kolonialdorf mit beiderseitiger Bebauung angelegt, oft mit einer angerartigen Erweiterung der Dorfmitte. An diesem Anger fand dann auch bei Kirchdörfern die Kirche ihren Platz. Besonders schöne Beispiele dieser Dorfformen bilden die Pläne von Groß-Engelau, Grünhayn und Weißensee.

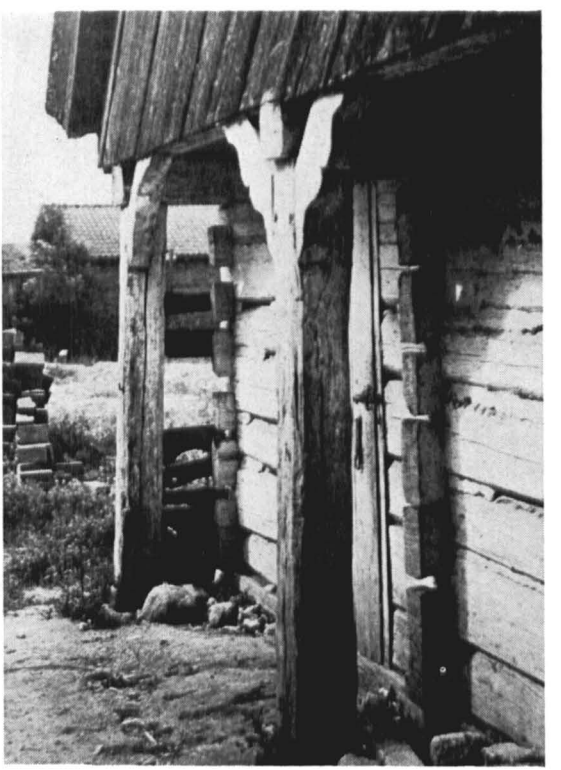
Für die ordenszeitlichen Städteanlagen sind Wehlau und Allenburg Musterbeispiele, während die Anlage von Tapiau sich erst allmählich aus einer der Burg angelehnten Lischke entwickelt hat. Erst nach der Erhebung zur Stadt im Jahre 1722 entwickelte von Unfried seinen großräumigen Plan für die weitere Bebauung.

Es ist anzunehmen, daß sich auch die ersten Wohnanlagen der deutschen Siedler und der Prußen hinsichtlich der Gesamtanlage und der Einzelausführung voneinander unterschieden und daß dann einer von

dem anderen absah, so daß sich schließlich ein gemeinsamer Stil herausbildete.

Vermutlich siedelten die ersten Deutschen in der in Norddeutschland üblichen Form des niedersächsischen Bauernhauses, in dem Wohnteil und Stallungen unter einem Dach vereinigt waren. Die ältesten Abbildungen zeigen jedenfalls das für diese Bauart typische große Giebeltor. In Gundau hatte sich bis auf die letzte Zeit noch ein alter Blockbau erhalten, in dem Menschen und Vieh unter einem Dach vereinigt waren. Über den ostpreußischen Wohnbau ist von Hans Woede eine interessante Abhandlung im „Memeler Dampfboot" vom 20. März 1959 erschienen, in der diese Probleme beleuchtet werden; ferner Hanke, Das Bürgerhaus in Ost- und Westpreußen, Holzner-Verlag.

Die ersten Bauten jedoch werden recht primitiv und lichtarm gewesen sein, da zunächst das wertvolle Tafelglas fehlte. Ein offenes Herdfeuer inmitten des Hauptraumes spendete Wärme und auch Licht, jedoch auch unvermeidlichen Rauch, der durch das Dach und die Giebelluken abzog.



Giebelständer desselben Bauernhauses wie S. 378



Vorhallenbauweise, Schmiede in Starkenberg mit Giebellaube



Vorlaube an Längswand
beim Redderkrug an der Landstraße Allenburg—Leißienen—Wehlau,
mit Schindeln gedeckt, etwa 300 Jahre alt

Nach Schaffung besseren Arbeitsgerätes, besonders von eisernen Beilen, wird sich aus dem Ständerbau dann der im ganzen Osten übliche Vollholzbau mit waagerechten, an den Ecken verzahnten Stämmen entwickelt haben. Das Dach war stets ein Satteldach, mit Schilf oder Stroh gedeckt, und erst der heutigen Zeit blieb es vorbehalten, das häßliche und unpraktische pappgedeckte Pultdach einzuführen.

Bemerkenswert ist vor allem die Vorhalle, in der sich wohl bei einigermaßen günstiger Witterung das Hauptleben abspielte, denn der Aufenthalt in dem finsteren und verräucherten Hauptraum war bestimmt kein Genuß. Während des Sommers ist deshalb sicherlich auch draußen gekocht worden.

In den hier und da im Kreisgebiet noch erhalten gebliebenen „Vorlauben" an einem Giebel oder an der Längswand des Hauses wird man wohl die Reste derartiger Vorhallen erblicken können. Sie hatten jetzt keine praktische Bedeutung mehr, sondern bildeten mit ihren profilierten Ständern eine Zier, deren Wirkung jedoch durch das Aufstapeln von Brennholz nicht gerade vermehrt wurde. Derartige Giebellauben befanden sich bis in die letzte Zeit noch in mehr abgelegenen Gegenden.

Die ältesten in unsere Zeit übernommenen Voll-Holzbauten im Kreise Wehlau mögen noch aus dem 18. Jahrhundert stammen. Es sind recht niedrige Bauten, mit kleinen Zargenfenstern und weit überhängendem



Altes Fachwerkbauernhaus in Starkenberg

Strohdach, Krüppelwalmen, holzverschalten Giebeln, oft mit ausgesägten Brettern, überkreuzten Giebelenden und schwarzen Küchen. Meist war nur die große Stube heizbar, der Fußboden oft noch Lehmschlag, der Boden in der Regel unausgebaut und für Vorräte aller Art benutzt. Die Hofanlage bildete ein Rechteck, an dem gegenüber dem Wohnhaus die Holzscheune stand, auf deren großer Diele noch im vergangenen Jahrhundert mit dem Flegel gedroschen wurde.

Auf den beiden Seiten standen die Ställe für das Vieh, sogenannte Tiefställe. Auf dem Hof die Mistkuhle, in der die wertvolle Jauche noch in den Boden versickerte. In der Nähe des Wohnhauses der meist nicht sehr tiefe Ziehbrunnen, offen aufgefahren die Leiter- und Kastenwagen, während Kutschwagen und Schlitten neben der Schirrkammer untergestellt waren.

Die damals noch primitiven Ackergeräte, Pflüge, Eggen lagen oft ungeschützt an einem Stallgiebel. Meist befand sich zwischen Scheune und Viehstall ein großer Schober mit dem ausgedroschenen Stroh, während das Raufutter über den Ställen gelagert wurde. So sah es bei unseren Vorfahren im Zeichen der damaligen Dreifelderwirtschaft aus. Auch Pferde und Vieh konnten mit den heutigen durchgezüchteten Rassen keinen Vergleich aushalten.

Außer der Vollholzbauweise war im Kreis Wehlau wie überhaupt im nordwestlichen Ostpreußen der Fachwerkbau sehr verbreitet. Das lag zum Teil daran, daß die nachströmenden deutschen Siedler diese ihnen bekannte Bauart aus ihrer Heimat mitbrachten, als auch daran, daß sie holzsparender war und gewisse technische Vorzüge besonders für die Wirtschaftsbauten hatte. Bei den Scheunen wurde das Fachwerk meist — aber nicht immer — außen verbrettert, im übrigen mit gebrannten Ziegeln oder Lehmziegeln, oft auch mit Flechtwerk und Lehmschlag ausgefacht. Mit Kalkmilch geweißt, besaßen sie ein recht freundliches Aussehen. Auch viele Wohngebäude aus Fachwerk standen noch allerorts als Zeugen der Wohnkultur einer vergangenen Zeit. Um 1800 entwickelten sich dann Holzbauten mit klassizistischem Einschlag. Die Säulen wurden nicht mehr wie früher profiliert und mit Kopfbändern versehen, sondern als antikisierende Rundsäulen ausgebildet, wie etwa die Schmiede in Starkenberg.

Im profanen Wohnungsbau gehörten Steinhäuser früher zu einer Seltenheit. Das älteste auf uns überkommene Gebäude dieser Art ist das sogenannte Witoldsche Haus in Wehlau, das angeblich dem zum Christentum übergetretenen Enkel des Litauerfürsten Kinstut vom Orden als Wohnsitz angewiesen wurde. Infolge seiner dicken Steinmauern hat es alle Stürme überstanden, und seine Benutzung hat ständig gewechselt, bis es zuletzt als Finanzamt diente.

Auch die vom Orden bzw. den Herzögen, Kurfürsten und Königen belehnten Heerführer und verdiente Beamte leisteten sich bereits Stein-

gebäude, von denen jedoch nur wenig auf uns gekommen ist. Auch waren gerade diese Gebäude recht oft Umbauten und Erweiterungen unterworfen, die ihre ursprünglich einfachere Gestalt nicht mehr erkennen ließen.

Erwähnenswert ist vor allem das Herrenhaus der Grafen Schlieben in Sanditten, das in seiner jetzigen Wohnform 1736 begonnen und dann später um 1830 im Sinne des Klassizismus ausgebaut wurde. Es ist das bedeutsamste Bauwerk dieser Art im Kreise.

Auch das Herrenhaus von Stobingen, 1792 von Staatsminister von Schroetter erbaut, ragt aus der Zahl der sonstigen durch gut abgewogene Formengebung heraus. Das gleiche gilt von den Gutshäusern in Gr.-Kuglack, Eichmedien und Gr.-Plauen (von Weiß). Dieses fiel ebenso wie die Herrenhäuser von Leißienen (von Boddien) und Trimmau dem Russeneinfall 1914 zum Opfer, doch wurden sie großartiger als zuvor wiederaufgebaut. Das gilt vor allem von Leißienen, das bereits einen schloßartigen Eindruck hinterließ. Auch Trimmau, von Architekt Schmeißner entworfen, konnte sich inmitten des großen alten Parks mit seinen Lindenalleen sehen lassen. Die Abbildung kann als Beispiel der wohl abgewogenen Formengebung des Wiederaufbaus gelten.

Auch in den Städten setzten sich infolge immer wiederkehrender Brände und unter dem Druck strengerer Bauvorschriften der Massivbau innerhalb der Umwallungen durch. Die ältesten Städtebilder, nämlich die von Hartknoch 1684, lassen dieses erkennen, wenngleich es auch zu seiner Zeit noch viele Fachwerkbauten gegeben haben mag.

War früher in den Städten in Anlehnung an die auch im übrigen Deutschland übliche nach der Straße zu giebelständige Bauweise mit einem großen Tor üblich gewesen, so vollzog sich im 18. Jahrhundert unter dem Einfluß des Barock insofern ein Wandel, als sich eine traufenständige Bauweise einbürgerte, die den Vorzug des Verschwindens der engen und schwer sauber zu haltenden Grundstückszwischenräume hatte und ein Auseinanderbauen der Brandmauern gestattete. Zunächst bildeten sich rings um die Märkte geschlossene Platzwände, welche diesen ein gänzlich anderes, jedoch nicht mehr so traulich wirkendes Aussehen gaben. Doch hier und da blieben mehr oder weniger gut ausgebildete Giebelhäuser, nunmehr aus Stein und in den meisten Fällen verputzt, stehen. Die Ackerbürger zogen sich mehr in die Außenbezirke zurück, während der Markt und die Hauptstraßen die Geschäftshäuser aufnahmen. Dies gilt vor allem von den noch aus der Ordenszeit stammenden und daher zusammengedrängten Stadtgrundrissen von Wehlau und Allenburg, während Tapiau nach seiner Stadtwerdung im Jahre 1722 nach den Plänen von Unfried eine weiträumigere Entwicklung nahm.

Besonders bemerkenswerte Bürgerbauten, die man als „Baudenkmäler" bezeichnen könnte, sind in den drei Städten nicht zu finden. Sie sind meist von biederen Maurermeistern erbaut worden, die mit mehr oder

weniger Geschick versuchten, es den Königsbergern nachzumachen. Der Putzbau wurde vorherrschend, während Fachwerk- und Ziegelrohbau immer mehr verschwanden. Einen eigenartigen Eindruck hinterließen die alten Fachwerkspeicher in Wehlau, die den Stürmen der Zeit getrotzt hatten.

Daß von den älteren Bauten so wenige erhalten geblieben sind, dazu haben vor allem die häufigen Brände beigetragen, die oft ganze Stadtteile niederlegten. Andere ostpreußische Städte wie Friedland und Labiau waren in dieser Hinsicht glücklicher.

Dann kamen die Zerstörungen des Ersten Weltkrieges, von denen außer einigen Dörfern und Gütern besonders Tapiau und Allenburg betroffen wurden, während Wehlau so gut wie verschont blieb. Bereits im Kriege setzte ein gut gelenkter und großzügiger Wiederaufbau ein, der die Gebäude schöner, zweckmäßiger und gesünder wiedererstehen ließ. Man muß es den Bauberatungsämtern und den Bezirksarchitekten (Locke, Gerdauen) lassen, daß sie sich mit Erfolg bemühten, Tradition mit Baufortschritt zu verbinden. So entstand das Bild der Städte, Dörfer und Güter des Kreises, wie es die lebende Generation kennt und in ihr Herz geschlossen hat. Es soll in diesem Beitrag nicht geschildert werden, was von all den Bauwerken, wie wir sie kennen, noch stehen geblieben ist. Vielmehr wurde der Versuch gemacht, die Entwicklung bis zum Russeneinfall 1945 aufzuzeigen und das Erinnerungsbild durch die oft mutwillige Vernichtung der deutschen Baukultur nicht durch Zusätze zu trüben.

Die Entwicklung des Burgenbaus und der Kultbauten war wesentlich andere Wege gegangen als der normale Wohnungsbau, der sich selbst überlassen blieb. Hier merkte man die starke Hand des Ordens, die diesen Bauten ihr eigentümliches Gepräge gab.

Der Kreis Wehlau zählt zu den Gebieten, die der Orden sehr früh infolge ihrer günstigen Lage an dem Stromgebiet dreier Flüsse erschloß und die ihm gewissermaßen als Vorburg für den noch schwach besiedelten Osten der Provinz galt.

Bereits 1265 wurde an nicht mehr sicher nachweisbarer Stelle am Nordufer des Pregels gegenüber Fährkrug im Gebiet von „Tapiom" an der Stelle der Preußenfeste Sugurbi eine Burg errichtet.

1351 wurde sie an die jetzige Stelle im Knie der Deime und des Pregels verlegt, wobei ein richtiger Burggraben durch einen Stichkanal der Deime angelegt wurde. Sie war im Backsteinbau in Form eines Konventshauses mit Vorburg errichtet, obwohl damals Tapiau nicht mehr Sitz eines Komturs war; von der alten, sicher sehr ansehnlichen Burg sind infolge ständider Umbauten und Erweiterungen nur noch Reste erhalten geblieben. Wie die Burg vermutlich noch um 1700 ausgesehen hat, zeigt der alte Stich aus Hartknoch (s. S. 209). Ich sage vermutlich, denn die Phantasie der damaligen Kupferstecher war sehr groß. Die Burg war nacheinander Sitz

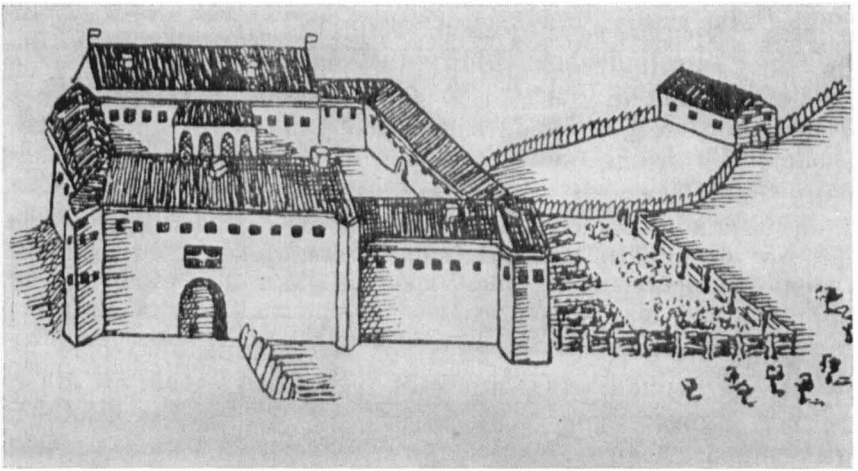
eines Komturs, eines Pflegers, eines Amtshauptmannes, des Domänenpächters, bis sie dann 1792 als Landesarmenanstalt Verwendung fand. Das Aussehen wurde durch einen 1879 erfolgten Ausbau als Besserungsanstalt recht verändert. Doch blieben einige Räume, wie die ehemalige Komturswohnung mit Sterngewölben, erhalten und gaben einen Eindruck von der Baukunst des Ordens. Erwähnenswert ist das 1792 zum Fluß zuliegende errichtete, gut abgewogene Versorgungshaus im Stil der damaligen Zeit.

Von den Burganlagen Wehlaus, die zuerst im Südosten der Stadt 1255 von den Prußen zum Schutz gegen das weitere Vordringen des Ordens angelegt wurden, ist nichts mehr zu finden. Der Festungsoffizier Giese, der 1826 die Burgen Ostpreußens untersuchte, schreibt: „Burg Wehlau; nachher Martiner-Kloster; nur noch ein Keller unter dem jetzigen Bauhause erhalten." Dafür haben sich einige Teile der ehemaligen Stadtbefestigung, unter der von Hochmeister Winrich von Kniprode angelegten Stadtbefestigung erhalten. Ursprünglich war Wehlau eine starke Festung mit Steinmauern, Toren und Türmen, mit aus Pregel und Alle abgeleiteten Gräben umgeben, die so leicht nicht einzunehmen war. Sie muß damals, besonders von Süden her gesehen, einen imposanten Anblick gewährt haben. Ansichten von Hartknoch (s. S. 107) und die von Giese aus dem Jahre 1826 lassen die Wehranlagen, früher mit Zugbrücken, gut erkennen. Von der ehemaligen Herrlichkeit ist nicht mehr viel zu sehen. Allein im 19. Jahrhundert wurden vier Türme und zwei Stadttore abgebrochen. Außer Resten des Bürger-, Storchen- und Hohen Turms erfreut den Beschauer nur noch das trutzige Stein-(Alle-)Tor, wenngleich auch dieses in seinem Oberbau 1863 verändert wurde. Jedenfalls war jeder Wehlauer trotz der Verkehrsbehinderung stolz auf diesen Zeugen der Vergangenheit, der seit 600 Jahren auf die Stadt und ihre Bewohner herabblickt und so viel Leid mit ansehen mußte. Es war ein guter Gedanke, ihn zusammen mit einem Nachbargebäude als Heimatmuseum auszubauen.

Die Burg Taplacken, am Einfluß der Nehne in den Pregel ohne Vorburg angelegt, war seinerzeit vor der Anlage der Insterburg (1336) und Saalau (um 1355) der am weitesten vorgeschobene Ordensstützpunkt am Pregel. Auch von ihr, die später Sitz eines Amtes und dann die Behausung einer Domäne bildete, sind nur durch Umbauten entstellte Reste vorhanden. Wie die Burg nach 1826 ausgesehen hat, zeigt die nachstehende Skizze von Collas.

Ebensowenig hat sich etwas von der Allenburg am Zusammenfluß der Alle und der Swine erhalten. Ursprünglich lag ihr gegenüber auf dem zum Rittergut Trimmau gehörenden Zickelberg eine alte Prußenburg.

1272 als Wildhaus errichtet, verlor die Burg selbst an Bedeutung, als die 1400 zur Stadt erhobene Lischke am Ende des 15. Jahrhunderts selbst mit Wall, Graben und später auch Mauern umgeben wurde. Außer Fundamentresten ist nichts mehr erhalten als die verbürgte Nachricht,



Burg Taplacken um 1700, Skizze von Collas

daß die Stadt zwei Tore besaß. Die alte Burg soll auf dem jetzigen Junkerhofplatz dicht an der Alle gestanden haben.

Auch in Kremitten hat eine Ordensburg gestanden, eine vierflügelige Anlage mit vorspringenden Ecktürmen. Außer geringen Resten der Umfassungsmauern ist auch von ihr nichts mehr erhalten. Kremitten war der Sitz eines Kammeramtes und später einer Domäne gewesen.

Eines der in seinen Grundmauern ältesten Rathäuser Ostpreußens ist das von Wehlau, welches nach der Überlieferung in den Jahren 1380 bis 1382 errichtet wurde. Ursprünglich als gotischer Backsteinbau mit Staffelgiebeln angelegt, ist es nach verschiedenen Bränden immer wieder in seinem ursprünglichen Umfang ergänzt und im 19. Jahrhundert nicht sehr glücklich restauriert worden. Die sogenannten „Hakenbuden", die das Gebäude der Sitte früherer Zeiten entsprechend umstanden, wurden 1897 entfernt. Im Mittelalter turmlos, wurde der erste Turm 1584 — siehe Abbildung von Hartknoch — erbaut. Der heutige Dachreiter stammt aus den Jahren 1725/26. Am besten erhalten blieb die Westfront, wo noch unter dem Putz die alten Profilsteine der Fenster und des Portals stecken.

Leider ist auch das Innere durch Umbauten sehr entstellt; einige alte Türen waren noch erhalten. Im ehemaligen Sitzungssaal hing das Bild des Großen Kurfürsten — um 1660 gemalt — zur Erinnerung an den hier 1657 abgeschlossenen Vertrag von Wehlau.

Auch das frühere, 1914 kriegszerstörte Rathaus in Allenburg stammte fraglos in seiner Anlage und seinem Aufbau mit Staffelgiebeln noch aus

dem Mittelalter. Es war jedoch ebenfalls durch Umbauten stark verändert und mit entstellenden Marktbuden umgeben. Nach dem Ersten Weltkrieg entstand es dann in schmucker und zweckmäßiger Form neu, wie die Abbildung zeigt (s. S. 313). Der Entwurf stammt vom Bezirksarchitekten Locke, Gerdauen.

Das Rathaus in Tapiau war nicht bedeutungsvoll. Es handelte sich um ein äußerlich etwas plump wirkendes Eckgebäude in der Altstraße. Doch barg es in seinem Sitzungssaal einen reichen Schatz von Bildern, die der große Sohn der Stadt, Lovis Corinth, seiner Heimat gestiftet hatte.

Von sonstigen Gemeindebauten ist das Gemeindehaus in Gr.-Engelau (s. S. 539) bemerkenswert, das 1914 zerstört, durch Architekt Schmeißner als gut proportionierter Fachwerkbau mit Backsteinausmauerung wiederaufgebaut wurde.

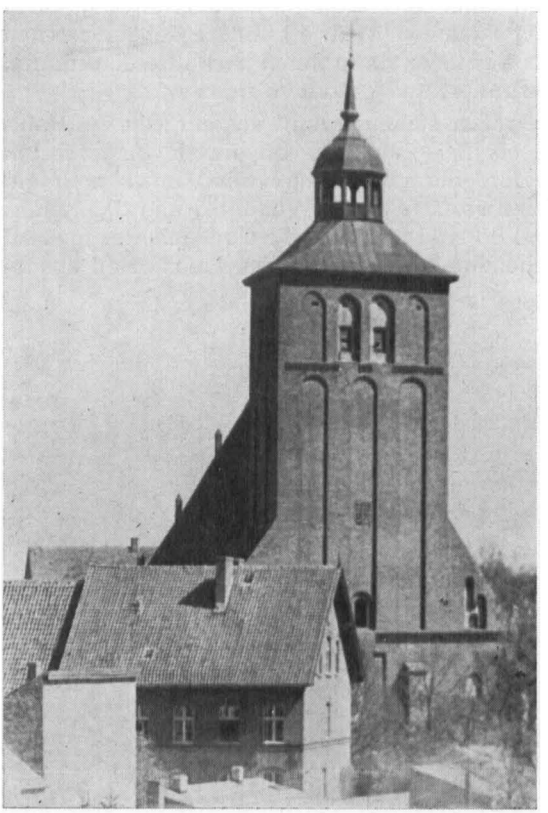
Ist im ganzen gesehen von den alten Ordensburgen und den sonstigen Profanbauten im Kreise nicht mehr viel erhalten geblieben, so sind doch noch einige Kirchen in ihrer ursprünglichen Bauart als Zeugen einer vergangenen Baukultur und einer oft reichen Innenausstattung durch das Kunsthandwerk auf uns gekommen. Mehr als andere Gebäude stehen sie der Bevölkerung des Kreises nahe, da in ihnen nach ihren Vorfahren auch sie selbst getauft, konfirmiert und getraut worden war.

Die meisten Kirchen des Kreises stammen noch aus der Zeit des Deutschen Ordens und können als Beispiele der von diesem eingeführten Backsteinbauweise gelten. Der gebrannte Ziegel war damals noch ein recht wertvoller Baustoff, und so ist es kein Wunder, wenn damit sehr sparsam umgegangen wurde. So sind nicht nur die Fundamente, sondern auch noch Teile des aufgehenden Mauerwerks aus Feldsteinen ausge-

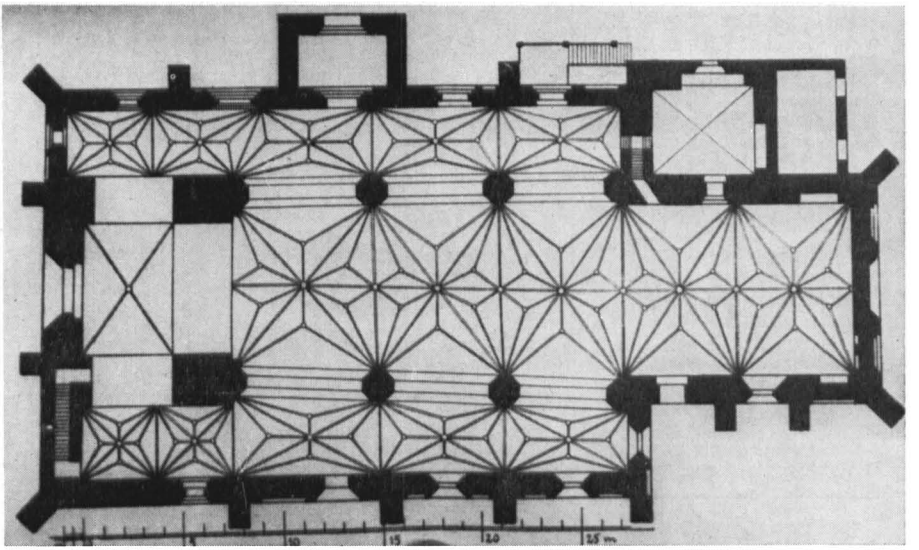


Dieselbe Burg als Gutshaus etwa 1940

führt. Bei der Kirche in Allenburg zum Beispiel bestanden die Mauern aus zwei Ziegelschalen mit einer inneren Füllung aus „Klamotten", wie die Maurer sagen. Ziegeleien hat es damals wohl kaum gegeben. Um Transportkosten zu sparen, wurden dort, wo Lehm stand, die Steine an Ort und Stelle von Hand gestrichen und in Gräben mit Holz gebrannt. Profilsteine für Fenster, Portale und Gewölberippen wurden mit besonderen Holzlehren hergestellt. Das Ausmaß der Ziegel von etwa 8 x 13 cm war größer als das heutige Normalformat und wirkte wuchtiger. Von besonderer Festigkeit war der Kalk, der zum Teil als Wiesenkalk gewonnen wurde. Durch weiß geputzte Blenden und Bänder erzielte man ein lebendig wirkendes Aussehen. Als Dachziegel wurden sogenannte „Mönche" und „Nonnen" verwendet, die erst später durch Dachpfannen abgelöst wurden. Das reichliche Vorkommen von Lehm innerhalb des Kreises begünstigte den Backsteinbau, wie auch die spätere Anlage vieler Ziegeleien beweist. Als typisch für die Ordenskirchen auch innerhalb



Jakobi-Kirche zu Wehlau, ein Ordensbau



Grundriß der Ordenskirche zu Wehlau
aus „Boetticher, Ostdeutsche Bau- und Kunstdenkmäler, Band Natangen

des Kreises Wehlau können die oft reich profilierten Ostgiebel und die der Türme mit Satteldächern gelten.

Die Innenausstattung der Kirchen im Kreisgebiet ist zum Teil ausgesprochen reich und prächtig. Es handelt sich dabei zumeist um Stiftungen von Patronatsherren und wohlhabenden Besitzern größerer Güter, die in vielen Fällen ihre eigenen, gut ausgestatteten Stände hatten.

Die ersten Kirchen dürften verhältnismäßig schmucklose Holzkirchen gewesen sein, die, sobald es ging, durch Massivbauten ersetzt wurden. Einige Kirchen, wie die in Paterswalde und Gauleden sowie die St.-Georgen-Kirche zu Wehlau, gingen im Laufe der Zeit ein und wurden nicht mehr erneuert. Das gleiche gilt auch von dem Franziskanerkloster zu Wehlau, das nach der Säkularisation anderen Zwecken zugeführt wurde. Wehlau ist übrigens als Sitz eines „Erzpriesters" (später Superintendenten) kirchlich immer von besonderer Bedeutung gewesen.

Ohne Frage ist die ev. Pfarrkirche zu Wehlau die bedeutendste im Kreise. Eine erste Kirche verbrannte 1347 bei einem Einfall der Litauer. Bereits 1351 wurde mit dem Bau einer großzügig angelegten dreischiffigen Hallenkirche mit zweijochigem, rechteckig abgeschlossenem Chor begonnen. Der Westturm wurde ganz in das Kirchenschiff eingezogen, wodurch ein etwas gedrungener Eindruck entsteht.



Das Kircheninnere der Wehlauer Pfarrkirche
Altar (1633), Kanzel (1715), Orgel von 1685, 1810 umgebaut



Der Altar (1633)
zwischen Spätrenaissance
und Barock mit einer
Versinnbildlichung
des Weinstocks.
Mit Gemälden:
Karfreitag, Ostern und
Pfingsten

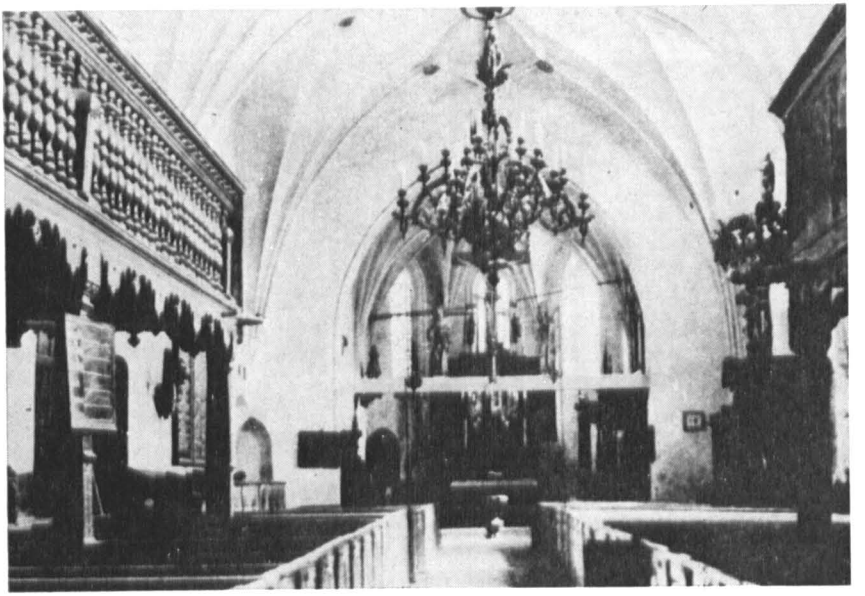


Ordenskirche Kremitten, 14. Jahrhundert

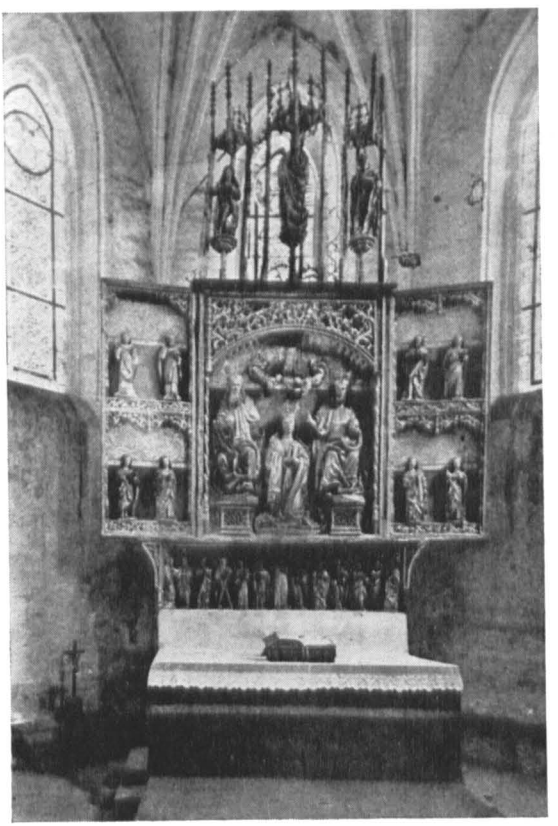
An den einzelnen Teilen der Kirche ist lange herumgebaut worden. Das Kirchenschiff war ursprünglich flach gedeckt. Die jetzigen Sterngewölbe wurden anscheinend unter Erhöhung der Mauerkrone im 15. Jahrhundert eingezogen.

Der massig wirkende Turm wurde 1537 durch einen Blitzschlag getroffen und „60 Schuh" niedriger wiederaufgebaut. Die Form des früheren Turmhelms ist ungeklärt. Daß er so aussah, wie ihn Hartknoch 1684 wiedergibt, ist wenig wahrscheinlich. Nach der Wetterfahne stammt die jetzige „welsche Haube" aus dem Jahre 1820. Die östlichen Giebel tragen noch die ursprünglichen Fialen und waren gut gegliedert. Die Abbildung gibt das Äußere wieder, wie es jeder Wehlauer noch als Erinnerungsbild in sich trägt.

Das Kircheninnere war früher reich ausgemalt, wie noch aus Resten der breiten inneren Laibung des Bogens vom Schiff zum Turm erkennbar ist. Auch die sonstige Ausstattung war prächtig. Von den ursprünglich vier Altären hat der Hauptaltar auf einer 1521 erbauten Backstein-Mensa einen recht dekorativen Charakter. Der Aufsatz stammt von 1633 und zeigt die große Kunstfertigkeit der damaligen Zeit. Die hölzerne Altarschranke hat „Maria Krügerin, Anno 1688 staffieren lassen". Die Kanzel, eine etwas plumpere Arbeit, ist eine Stiftung von Elias Höpfner aus dem Jahre 1715. Die von 1685 stammende Orgel hat bei ihrem Umbau im Jahre 1810 ihr früheres barockes Aussehen verloren, nachdem bereits das 1600 erbaute erste Werk 1677 durch Blitzschlag zerstört worden war. Zahlreiche, gut gearbeitete Epitaphien aus der Zeit um 1700, verschiedene, reicher behandelte Stände gaben dem Inneren, das jetzt weiß geputzt war, eine belebende Note, ebenso wie einige ältere Kron- und Wand-



Kremitten: Kircheninneres 4 Joche mit 12teiligem Sterngewölbe



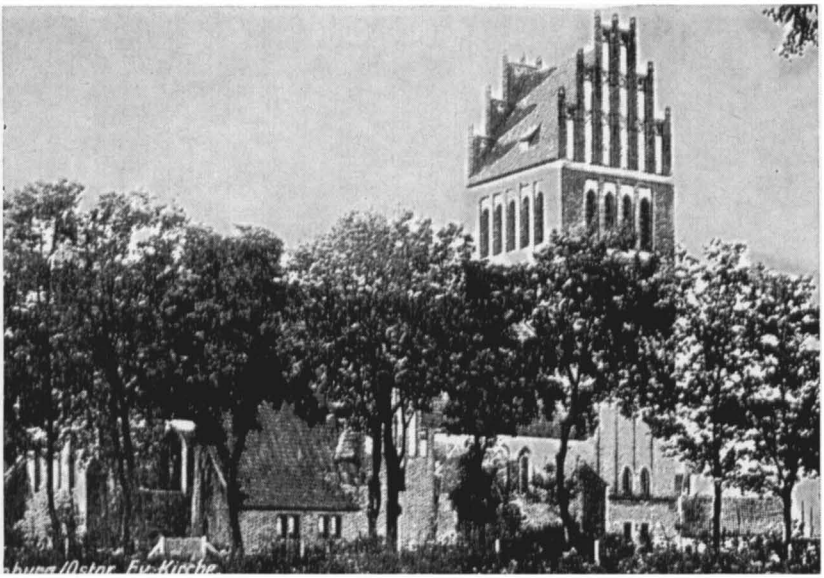
Gotischer Schnitzaltar, 16. Jahrhundert — Marienkrönung



Gasthaus Plonus, Kremitten mit Ausspann für die Kirchenbesucher



Pregelfähre mit Fährgehöft, Kremitten

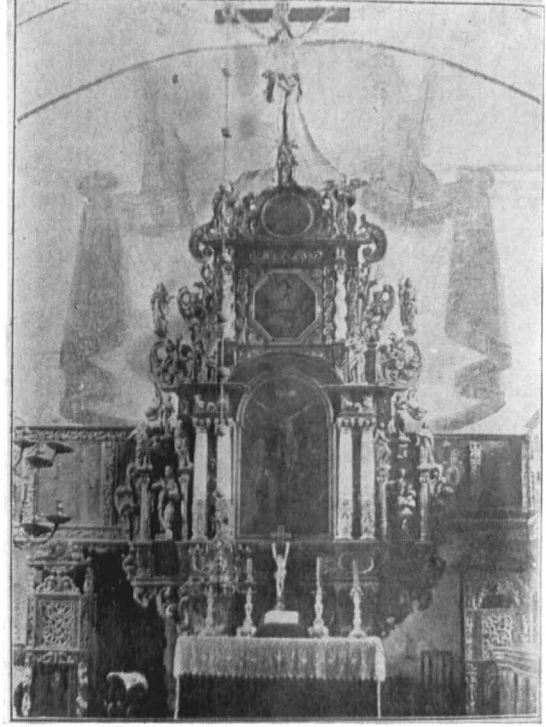


Die nach 1914 wiederhergestellte Allenburger Ordenskirche

leuchter aus dem 17. Jahrhundert. Das Altargerät, Leuchter und Kelche, waren gute Arbeiten, zum Teil noch aus der spätgotischen Zeit.

Ein Bauwerk von besonderer Bedeutung ist auch die bereits aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammende Ordenskirche in Kremitten. Sie zeigt den ausgeprägten Charakter der frühen samländischen Kirchen und ist von größeren Umbauten verschont geblieben. Die vier Joche des einschiffigen Langhauses sind mit zwölfteiligen Sterngewölben eingewölbt, auch Chor, Sakristei und Vorhalle haben Gewölbe. Der Turm ist nur wenig über das Kirchendach geführt, der Turmhelm stammt aus dem Jahre 1833 und zeigt die auch für die meisten übrigen Kirchen des Kreises übliche Form einer aus dem quadratischen Grundriß entwickelten achteckigen, etwas gedrungenen Spitze.

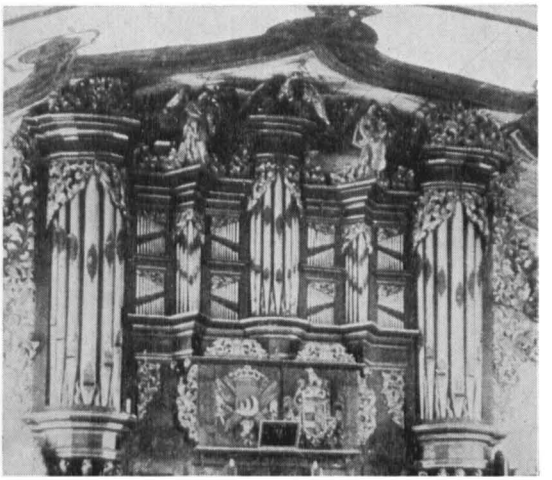
Spuren der ehemaligen reichen Ausmalung des Kircheninneren sind noch erkennbar. Die Ausstattung ist besonders wertvoll: ein gotischer Schnitzaltar mit Doppelflügeln aus dem 16. Jahrhundert, eines der bedeutendsten Altarwerke Ostpreußens, — das vom Kirchenboden wieder heruntergeholte Triumphkreuz mit Maria und Johannes, eine Nürnberger Arbeit —, die etwas ungefüge geschnitzte Kanzel aus dem Jahre 1694, von dem Apotheker Reinhold Tilgener gestiftet, ein Zeichen, daß es bereits damals diesem Beruf ganz gut gegangen sein muß, reich geschnitzte Kirchenstühle und Emporenbrüstungen, mancherlei Gemälde



Der Altar der alten Kirche von 1681 mit Kreuzigungsbild und zwei Beichtstühlen



Die Kanzel der alten Kirche von 1692



Die Orgel von 1699 mit den Wappen der Stifter über dem Orgeltisch



Altarraum der neuen, 1925 geweihten Kirche

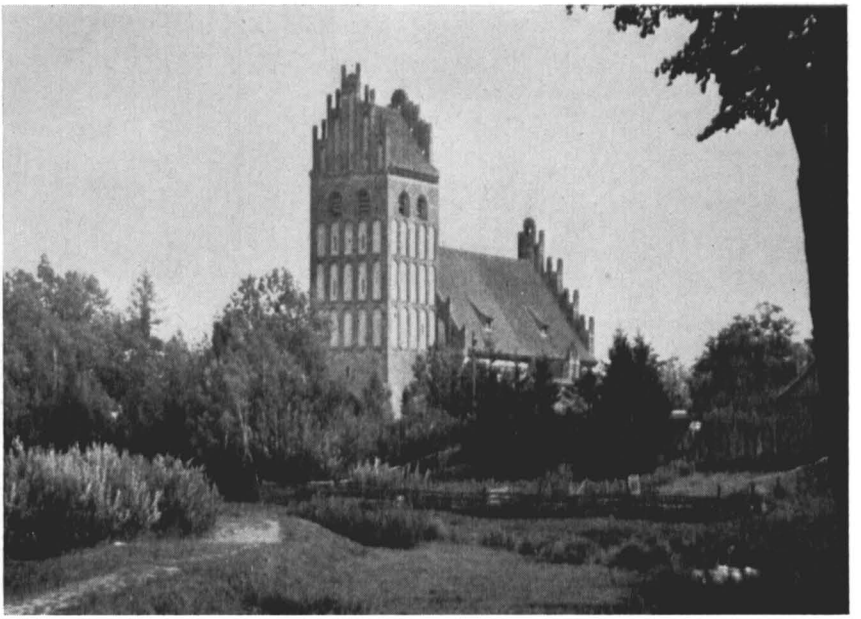


Die Orgelempore der neuen Kirche

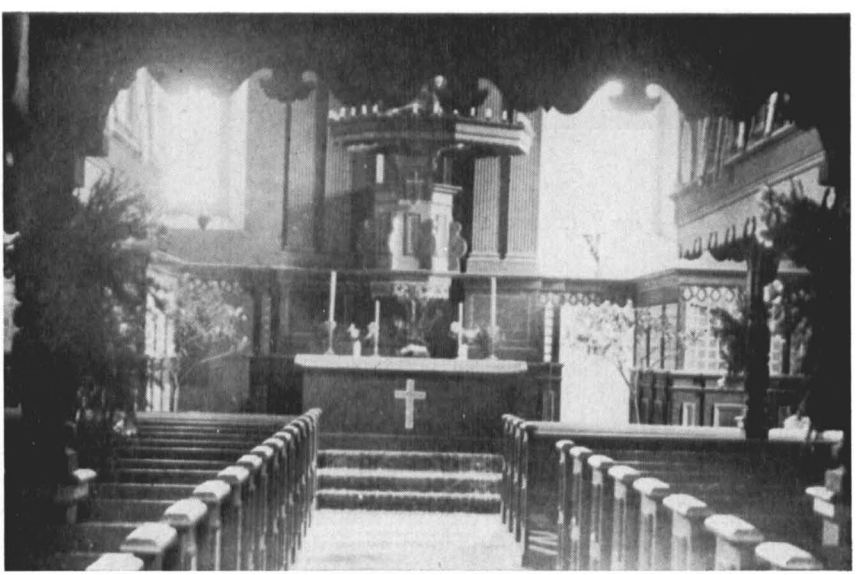
und Epitaphien — im ganzen ein Bild ehemaliger Kultur und Wohlhabenheit.

Zum Kirchspiel gehören auch die Besitzungen des Geschlechts der preußischen Adligen von Perbandt, die so eng mit dem Kreis und der Geschichte verwachsen sind. Vor dem Altar liegt noch ein besonders großer figürlicher Grabstein für Sebastian von Perbandt, gestorben 1569, und seiner Ehefrau Gertrud von Lesgewang.

In ihrer äußeren Gestaltung vermitteln die beiden, ebenfalls bedeutenden, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Ordenskirchen in Allenburg und Gr.-Engelau einen ganz anderen Eindruck. Beiden gemeinsam sind die wohlgegliederten östlichen Staffelgiebel und die hochragenden Türme mit vielen Blenden und dem von reichen Giebeln eingefaßten Satteldach. Beide Kirchen haben über dem Hauptschiff tonnenartig gewölbte Holzdecken. Beide traf auch das Mißgeschick, beim



Kirche zu Gr. Engelau



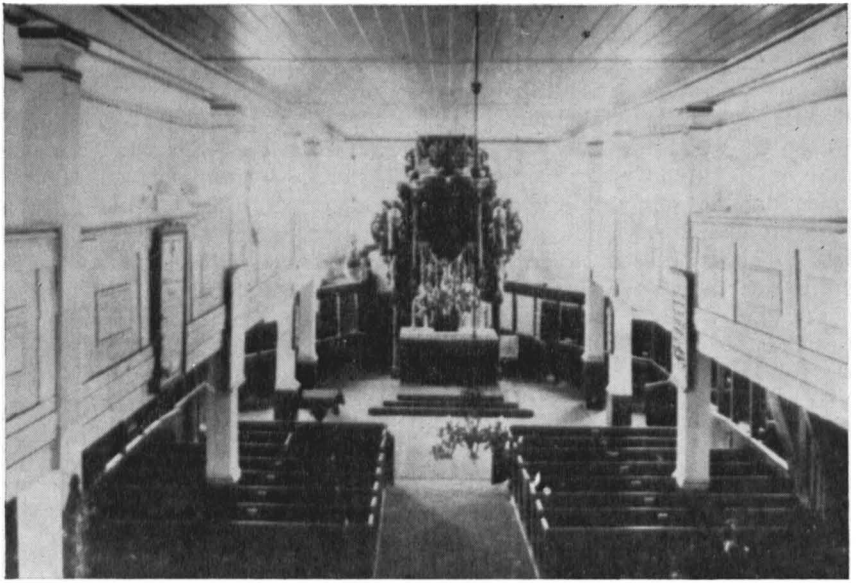
Kircheninneres mit Kanzelaltar

Einmarsch der Russen 1914 zerstört zu werden. Dabei war es besonders um die prächtige Ausstattung der Allenburger Kirche schade. Altar, Kanzel und Orgel stammten aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und waren Meisterstücke dieser formenreichen Zeit! Das Mittelbild der bemalten Holztonne zeigte einen Teufel, der, wo man auch stand und emporblickte, seinen Pfeil auf den Beschauer richtete. Auch das neue Deckengemälde wies das gleiche, den Allenburgern vertraute Motiv auf. Der Verfasser dieser Zeilen hatte die Ehre, den Wiederaufbau der zerstörten Kirche, in der er getauft worden war, zu leiten, unter der Aufsicht des Geheimen Oberbaurats Kikton, des Referenten für Kirchenbau in Berlin, und unter Mitwirkung des Kirchenmalers Professor Ernst Fey. Die Abbildung zeigt das Innere der neuerstandenen Kirche, an der das ortsansässige Handwerk nach Kräften mitgewirkt hat. Zahlreiche Spenden ermöglichten einen besseren Ausbau. Die Bauausführung erfolgte während der Inflation 1921/23. So ergab sich bei der Endabrechnung die erstaunliche Tatsache, daß diese mit einem Plus abschloß. Als nämlich zum Schluß eine Anzahl erübrigter Feldsteine an das Gut Trimmau verkauft wurde, überstieg der Erlös die gesamten Baukosten.

Bei den übrigen älteren Kirchen handelt es sich um einfachere Saalbauten, die im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Veränderungen unter Verwendung der Grundmauern über sich ergehen lassen mußten. Sie



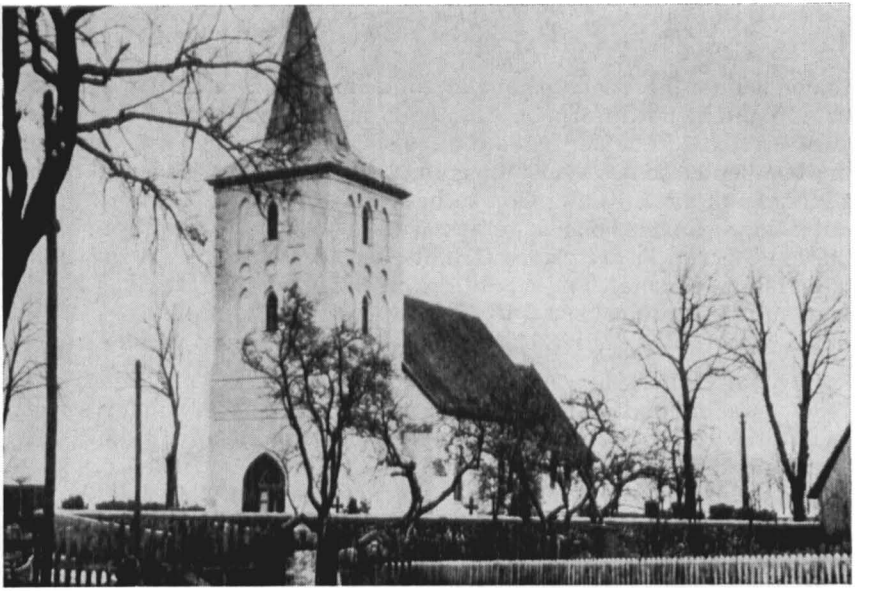
Kirche zu Goldbach, 14. Jahrhundert



Kircheninneres zu Goldbach



Kruzifix
vom Kanzelaltar



Kirche zu Grünhayn (1361)
Umbau 1792

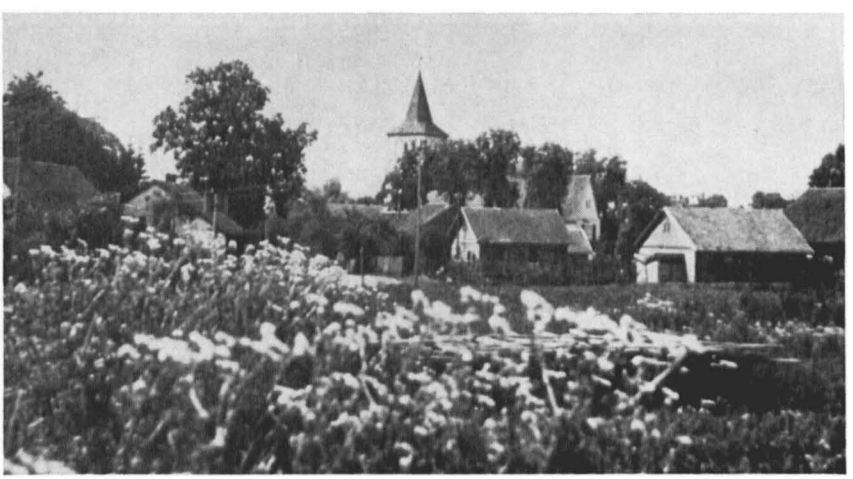


Heldendenkmal 1914—18

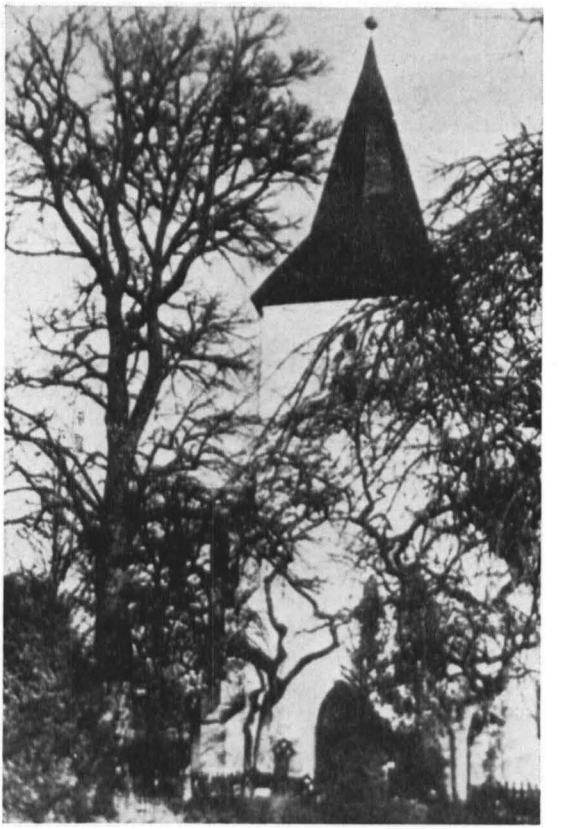
zeigen bis auf Starkenberg, dessen Turmstumpf verbreitert ist, den schon bei Kremitten beschriebenen Turmhelm und haben kein Gewölbe, sondern Bretterdecken. Doch sind die meisten von ehrwürdigem Alter und in Mischbauweise aus Feldsteinen und Backsteinen errichtet. Unter ihnen zeichnet sich die Kirche in Goldbach — Pfarrer erstmals 1404 erwähnt — durch ihre schöne, hohe Lage aus. Sie hat als Besonderheit einen aus älteren Stücken in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zusammengefügten Kanzelaltar. Ein beachtliches Kruzifix und ein Taufengel stammen aus der Zeit um 1690. Die Kirche ist vermutlich um 1700 — Wetterfahne von 1706 — unter Verwendung alter Teile neu erbaut worden.

Auch in Grünhayn war bereits 1361 eine Kirche vorhanden, deren Grundmauern für spätere Umbauten, zuletzt 1792, verwendet wurden. Der stattliche Westturm zeigt eine regelmäßige Gliederung durch Blenden. Der im Aufbau später verwendete Altar stammt, ebenso wie die Kanzel, ein Beichtstuhl und ein Taufengel, aus der Zeit um 1700. Sie gaben dem Innern ein geschlossenes Bild. In Grünlinde hat früher übrigens auch eine Kapelle gestanden, deren Überreste noch in der Nähe des Pfarrwitwenhauses zu sehen sind.

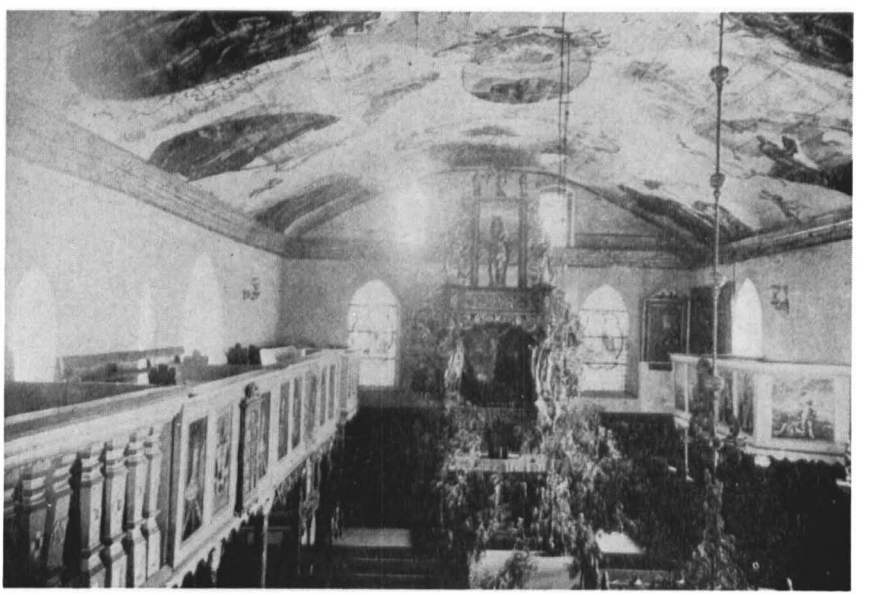
Ebenso ist auch die Kirche in Petersdorf mancherlei baulichen Veränderungen unterworfen gewesen. Bereits 1368 datiert, sind von ihrer ursprünglichen Eigenart leider nur noch Teile zu erkennen. Im Gegensatz zu Goldbach und Grünhayn ist sie ohne Chor. Beachtenswert ist die gut gelungene, wenn auch durch spätere Übermalungen beeinträchtigte Bemalung der hölzernen Torbogendecke um 1700. Auch an den Wänden



Dorf Grünhayn mit Kirche



Kirche zu Petersdorf



Kircheninneres mit reich ausgemaltem Tonnengewölbe

sind noch Spuren alter Wandmalereien erkennbar. Die Innenausstattung stammt zum Teil aus der 1534 eingegangenen Kirche von Alt-Wehlau. Besonders wertvoll ist der aus Wehlau übernommene gotische Schreinkasten mit ausgezeichneten figürlichen Schnitzarbeiten, eingebaut in den barocken Altaraufsatz. Hervorragend auch die schmiedeeisernen Kronleuchter von 1748 und 1750. An der Nordempore eine Galerie brandenburgisch-preußischer Herrscher. Auch Kanzel und Orgel stammen aus der Barockzeit und fügen sich gut ein, so daß der Gesamteindruck ein recht glücklicher ist.

Die alte Ordenskirche in Plibischken, die nach „Boettcher" sehr hübsch gewesen sein soll, mit einem zierlich geschnitzten, vergoldeten Altar, einer schön gemalten, reich vergoldeten Kanzel, einer schönen Orgel und einer Taufkapelle ist leider 1757 beim Einfall der Russen nach der Schlacht bei Gr.-Jägersdorf einem Brande völlig zum Opfer gefallen; eine Abbildung ist nicht erhalten geblieben. Der jetzige Kirchenbau, ein einfaches Viereck aus verputzten Feldsteinen und Ziegeln, stammt aus dem Jahre 1773; im flach gedeckten Innern ein Kanzelaltar und eine Orgel von 1783.

Auch von der alten Tapiauer Kirche, die um 1500 errichtet sein soll, ist nichts mehr vorhanden. Nach Bränden 1661 und 1689 wurde sie 1694 erneuert und 1768 nach Osten erweitert und verputzt. So vermittelt



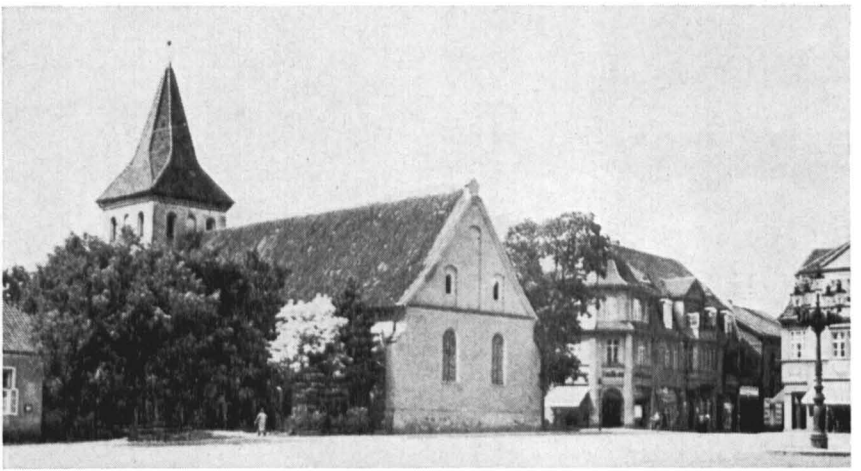
Dorfkrug Joseph mit Ausspann für die Kirchenbesucher



Kirche zu Plibischken (1773)



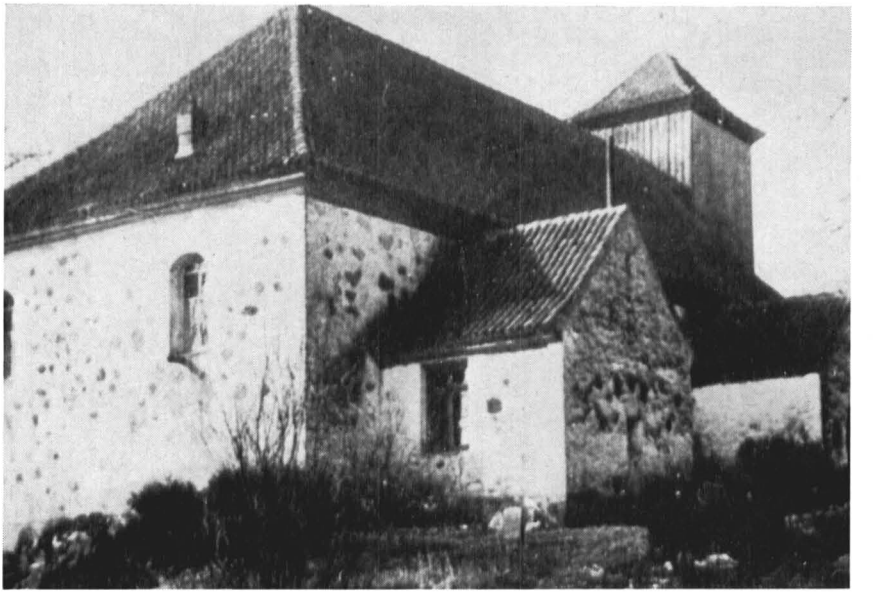
Kanzelaltar



Stadtkirche Tapiau 1694, 1768 nach Osten erweitert



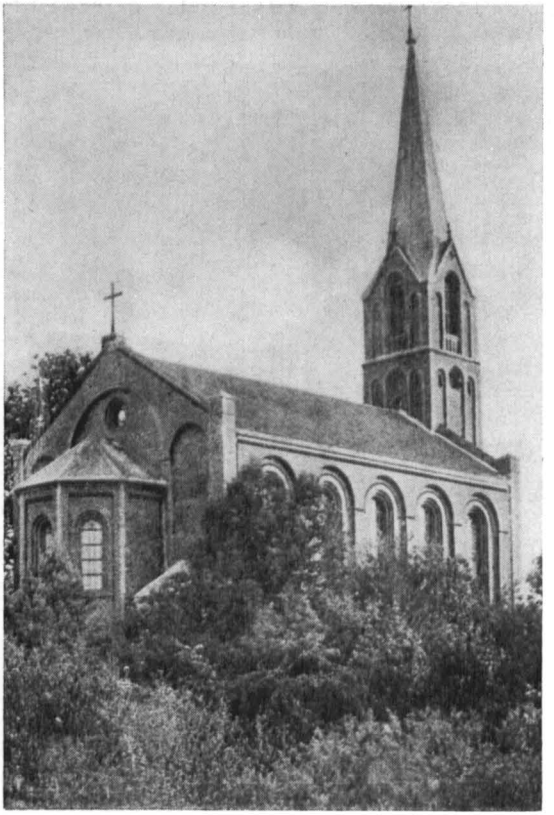
Triptychon von Lovis Corinth aus der Kirche Tapiau



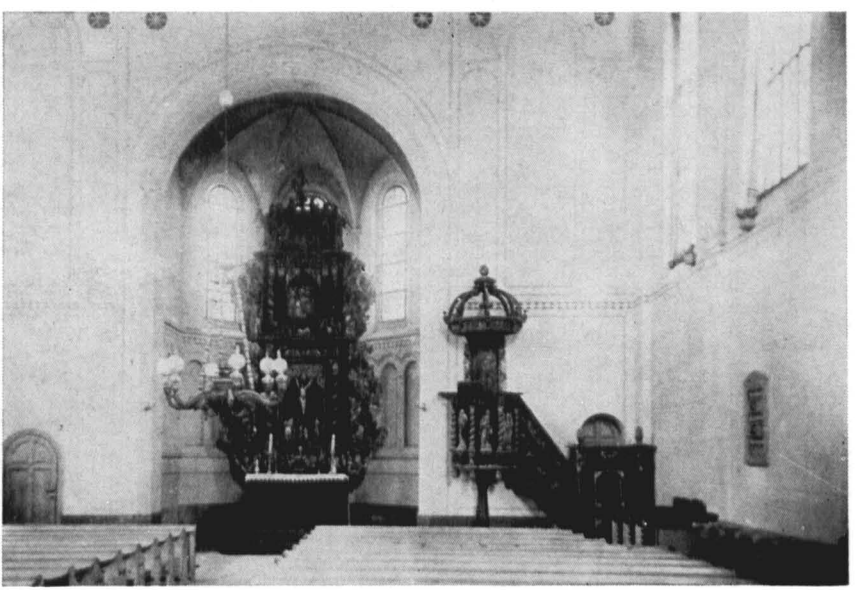
Kirche zu Starkenberg mit Findlingsmauerwerk



Taufbecken



Kirche zu Paterswalde
(1877)
neuromanisch

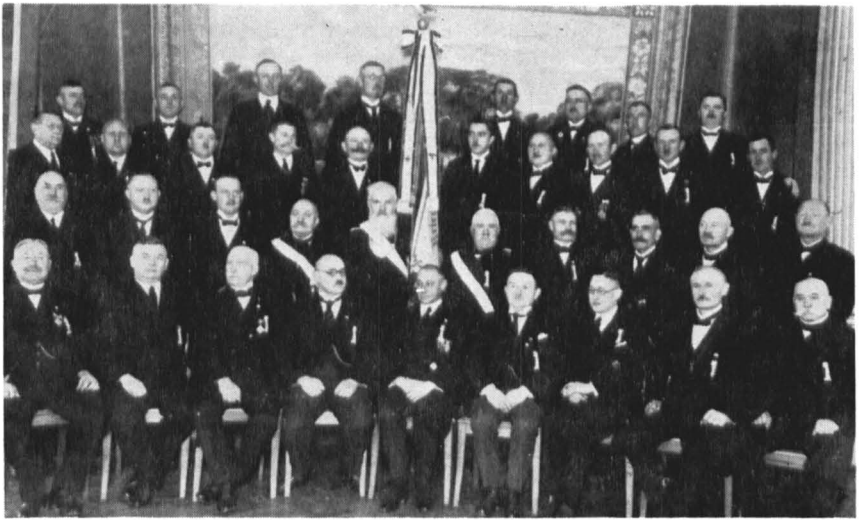


Kircheninneres
Kanzel von 1591, Altar von 1703, Orgel von 1881

sie äußerlich als Stadtkirche einen etwas einfachen Eindruck. Die Grundmauern des gedrückt wirkenden Turmes mögen noch aus der ersten Zeit stammen. Das Innere ist mit einer Holztonne überspannt, die mit biblischen Darstellungen bemalt ist. Im Innern ein Kanzelaltar aus der Zeit um 1700. Gegenüber den meisten anderen Kirchen wirkt der Kirchenraum mit seinen gußeisernen Fenstern etwas nüchtern. In der Sakristei das bekannte Tryptichon von Lovis Corinth, das in der Abbildung wiedergegeben worden ist.

Die Grundmauern der Kirche von Starkenberg stammen ebenfalls noch aus der Ordenszeit. Als einfaches Rechteck hauptsächlich aus Feldsteinen errichtet, ist sie im Innern mit einer gewölbten Holzdecke überzogen. Das einzige ältere Ausstattungsstück ist der Altar vom Jahre 1699, während Kanzel und Orgel aus der Zeit einer Renovierung von 1868/78 stammen. Die früheren Kirchen in Gauleden und Paterswalde sind eingegangen.

Auch Paterswalde besaß früher eine alte Ordenskirche. Diese ist aus einer Wallfahrtskapelle südlich des Dorfes hervorgegangen. Nach einem Brande 1520 im polnischen Krieg wurde sie 1541/42 erneuert. Diese Kirche, von der Abbildungen nicht mehr vorhanden sind, mußte 1869 wegen Baufälligkeit geschlossen werden. Der 1877 eingeweihte Neubau zeigt einen für unsere Begriffe nicht nach Ostpreußen passenden neuromanischen Stil im Sinne der damaligen Zeit. Jedoch wurden glücklicherweise die Kanzel von 1591 und der Altar von 1703 aus der alten



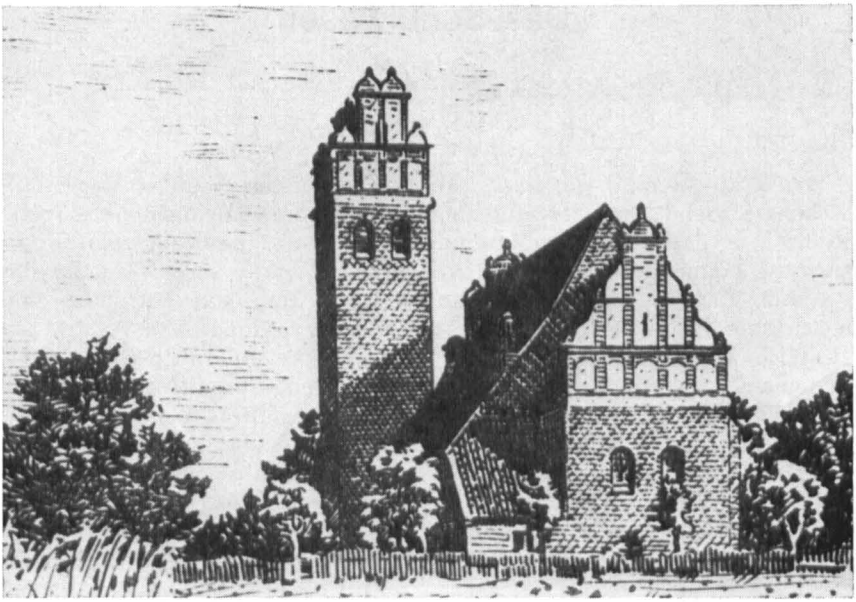
Kriegerverein Paterswalde 1930—32 im Gasthaus Schirwinsky
Vorsitzender Fritzsche, Fahnenträger Harbach, Weltkriegsteilnehmer 1914—18

Kirche übernommen. Die sonstige Ausstattung ist neueren Datums, auch die 1881 eingebaute Orgel.

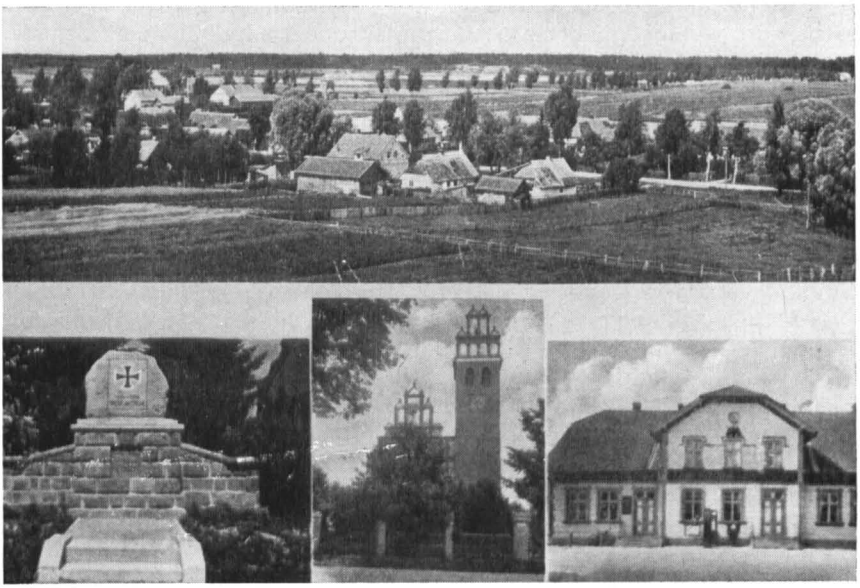
Infolge der Abgelegenheit der nordöstlichsten Ortschaften, der Kirchspiele Plibischken und Petersdorf, wurde 1900 eine neue Kirchengemeinde mit dem Sitz in Gr.-Schirrau gebildet, deren Gottesdienste zunächst in der Schule abgehalten wurden. Im Zuge des Baus der sogenannten „Jubiläumskirchen" wurde eine solche in den Jahren 1908/11 auch in Gr.-Schirrau errichtet. Es handelt sich um eine Backsteinkirche mit Rundbogenfenster und einer gewölbten Holzdecke, die sich besser als der Neubau Paterswalde dem Ortsbild einfügt. Der 28 Meter hohe Turm ist im Gegensatz zu der in Ostpreußen üblichen Bauweise seitwärts gestellt und beherrscht weithin das Landschaftsbild. Da die ehemaligen Kirchgänger von Petersdorf jedoch Wert auf einen eigenen Betraum legten, erbauten sie 1912 unter finanzieller Hilfe des Rittergutsbesitzers von Massow in Kölm. Damerau eine eigene Kapelle, von der leider eine Abbildung nicht zu erlangen war.

Die Friedhöfe wurden in üblicher Weise rings um die Kirchen angelegt. Ihre verwitterten Steine sind Zeugen davon, daß Generationen von deutschen Siedlern über Jahrhunderte dort gelebt und gewirkt haben. Dort und auch in den Kirchen befinden sich Erinnerungsmäler an die alten Geschlechter der von Schlieben, von Perbandt, Rauschke, Proeck, Dönhoff, Oelschnitz, Polentz, Treskow, um nur einige zu nennen, deren Namen mit den Geschicken des Kreises verknüpft sind. Mit dieser Führerschicht ruhen dort unsere Vorfahren in der von ihnen mit Schweiß bearbeiteten und mit Blut verteidigten Erde, die nun fremdartige Menschen zu einer Wüste gemacht haben. In den drei Städten und den größeren Kirchdörfern ergab sich im letzten Jahrhundert die Notwendigkeit, Friedhöfe außerhalb der Bebauung anzulegen, von denen der Allenburger infolge seiner schönen Lage am Hochufer der Alle besonders erwähnenswert ist.

Gedacht werden muß an dieser Stelle der Ehrenmale für die Gefallenen, die mit ihrem Blut die Treue zur Heimat besiegelten. In fast allen Kirchen hingen Tafeln mit den Namen der Gefallenen aus den Befreiungskriegen von 1870/71 und aus dem Ersten Weltkrieg. An einigen Stellen wurden für diese auch Denkmäler aus Stein errichtet. Ein solches Denkmal wurde am 7. September 1924 für die Gefallenen der 1. Garde-Reserve-Division zwischen Schallen und Jägersdorf von Generalfeldmarschall von Hindenburg eingeweiht. Beachtenswert war auch der Gedenkstein auf dem Marktplatz von Tapiau. Beim Neubau der Allenburger Kirche wurde eine große Ehrentafel in der südlichen Eingangshalle aufgestellt, und der Kriegerverein und andere Korporationen stifteten kunstverglaste Gedenkfenster. So wurde im Kreis Wehlau allerorts in den Kirchspielen (Grünhayn, Schirrau, Paterswalde) in weihevoller Weise der Gefallenen gedacht. Nur den Verteidigern der Heimat in den furchtbaren Kämpfen des Jahres 1945 konnte kein Denkmal mehr gesetzt werden.



Kirche zu Gr. Schirrau (Seit 1902 Kirchspiel)
Kirche am 21. Dezember 1909 geweiht



Das von Wald umgebene Dorf Schirrau
Heldendenkmal, Kirche, Gasthaus zum Schwarzen Adler

Das Schulwesen

Von Richard Papendick, Schulrat a. D.
1930 bis 1939 Rektor in Wehlau

Der Kreis Wehlau war in Ostpreußen auf vielen Gebieten des Schulwesens führend. Das war allgemein bekannt und galt nicht nur für die Reihe von Fach- und Sonderschulen, die in der nachfolgenden Übersicht (II). genannt werden und von denen manche als einzige in der Provinz vom Kreise Wehlau aus ganz Ostpreußen betreuten und ausrichteten, sondern dieses Werturteil war besonders berechtigt im Hinblick auf die innere Gestaltung des Volks- und Mittelschulwesens allgemein. Die von besonderen Kommissionen erarbeiteten Lehrpläne (zum Beispiel für den Deutsch- und Geschichtsunterricht) wurden beispielgebend über Ostpreußen hinaus. Wer in den Jahren zwischen 1920 und 1932 neu als Lehrer in den Kreis Wehlau kam, spürte bald etwas von dem „frischen Wind", der mit neuzeitlichen Unterrichtsmethoden in zielstrebig begründeter psychologischer Fundamentierung hier und da sichtbar wurde. Für diese Behauptung ein Beispiel für viele:

Wenn ein Lehrer nach bestandener Mittelschullehrerprüfung nicht die Anstellung an einer Mittelschule erstrebt, sondern von der Stadtschule zur einklassigen Dorfschule geht, dann muß wohl in der Brust dieses Erziehers ein ganz besonderes Feuer glühen. Rudolf Karnick übernahm die Einklassige in Zohpen nicht nur aus der besonderen Vorliebe für die Arbeit der weniggegliederten Landschule, sondern auch aus dem Grunde, weil hier vor allem die Möglichkeit bestand, dem Unterricht und damit der ganzen Schule einen eigenen Stil zu geben. Er sagt darüber folgendes: „Aus der Erkenntnis, daß die Leistungshöhe der einklassigen Schule davon abhängt, wie weit es gelingt, die Alleinarbeit der Kinder zu einem wertvollen Bestandteil des Unterrichts werden zu lassen, habe ich — geschult vor allem an dem amerikanischen Dalton-Plan der Helen Parkhurst mit seiner Steuerung der Stillarbeit durch Arbeitsanweisungen und an den darauf fußenden deutschen Schulpädagogen, wie Eckhardt und Spielhagen, sowie an den Ideen Peter Petersens — auch in meiner schulpraktischen Arbeit versucht, die stille selbständige Arbeit meiner Schüler durch Arbeitsanweisungen, durch Bücher und durch spielgeformte Arbeitsmittel weitgehend zu fördern. Die sehr schulfreundliche Gemeinde Zohpen unter Bürgermeister Ewald Romeyke unterstützte dabei in jeder Hinsicht und nachhaltig meine Bestrebungen in der Ausstattung der Schule mit beweglichem Mobiliar und mit einer reichhaltigen Bücherei, sowie mit Lehr- und Lernmitteln. Selbst geformt durch die Jugendbewegung gegen Ende und nach Ausgang des Ersten Weltkrieges nahmen Wanderfahrten mit den Schülern, Leibesübungen, Musik und Laienspiel einen breiten Raum in der schulischen Arbeit ein."

Welche intensive Tätigkeit R. Karnick dabei entfaltete, soll ein Verzeichnis der Veröffentlichungen während seiner Schularbeit im Kreise Wehlau illustrieren, das keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

1927: Pestalozzifeier auch in der Grundschule? (L.-Ztg. f. O.- u. Wpr.),
Wetterkunde in der Grundschule (ebenda),
Der Vorkursus im ersten Leseunterricht der Landschule (Zeitschrift „Verstehen und Bilden"),
Albrecht-Dürer-Feier in der Volksschule (ebenda).

1928: Die Psychologie der Elemente in ihren charakteristischen Unterscheidungsmerkmalen von der Strukturpsychologie (Beilage „Erziehungsfragen der Lehrerzeitung für Ost- und Westpreußen).

1929: Neuzeitliches Turnen in der Volksschule (ebenda).

1930: Der Min.-Erlaß v. 11. 3. 1929 in seiner Bedeutung für die republikanische Erziehung (ebenda),
Unser Dorf im Sandkasten (Zeitschrift „Die Volksschule"),
Neugestaltung der Landschule (Lehrerzeitung für Ost- und Westpreußen).

1931: Wie sich die alten Preußen gegen ihre Unterdrücker empörten (Zeitschrift „Die Neue Volksschule").

1932: Oberstufenarbeit in der Landschule (Lehrerzeitung für Ost- und Westpreußen).

1940: Die stille Arbeit im Rahmen einer Leistungssteigerung in der einklassigen Schule (Zeitschrift „Der Volkserzieher"),
Rechenspiele für Schulanfänger (ebenda/Nachfolge der „Pädagogischen Warte).

1948 erschien dann als Ergebnis und Krönung der langjährigen Tätigkeit in der Landschule die Arbeit „Zur Theorie und Praxis der Landschule", die in einem Preisausschreiben des Schulamtes Oldenburg (Holstein) unter mehr als 30 Einsendungen mit dem 1. Preis ausgezeichnet wurde und 1951 als Buch (243 S.) im Verlag Julius Beltz, Weinheim a. d. B., erschienen ist.

Rudolf Karnick, der uns Lehrer in seiner einklassigen Heimatschule Zohpen in vielen Fortbildungsstunden der pädagogischen Arbeitsgemeinschaften in das fruchtbare Neuland der „Leistungssteigerung durch produktive Stillarbeit" geführt hat und seit 1931 die Arbeitsgemeinschaft für Lehrer an einklassigen Schulen leitete, ist seit Jahren Professor an der Pädagogischen Hochschule in Flensburg-Mürwik und gibt uns nachstehend auf Grund seiner jahrzehntelangen Tätigkeit im Kreise Wehlau ein anschauliches Bild der fortschrittlichen Entwicklung des Volks- und Mittelschulwesens:

„... Den neuzeitlichen ‚pädagogischen Wind' entfacht zu haben, ist weitgehend einmal das Verdienst der beiden Lehrervereine Wehlau I und Wehlau II (unter Schulleiter Koch-Bürgersdorf und Blank-Pregelswalde), zum andern aber der beiden in den entscheidenden 20er Jahren

im Kreise Wehlau wirkenden, sehr rührigen Schulräte Paczyna und Krauledat gewesen. Hinter ihnen wie hinter den Vereinen stand eine Lehrerschaft, die, fortschrittlich gesonnen, um eine bessere, kind- und lebensnahe Schule rang. In vorderster Front haben dabei auch die Leiter der Arbeitsgemeinschaften zur Lehrerfortbildung gestanden: Rektor Salitter-Tapiau, Dr. Kuck-Wehlau und Mittelschulrektor Wittke-Tapiau. Namen wie Koch-Bürgersdorf (Naturlehre/Oberstufe, Wetterkunde), Hennig-Allenburg (Jens-Plan/Gesamtunterricht auf der Oberstufe), Frau Kramp-Allenburg (Leseunterricht nach der Ganzwortmethode), Donner-Sanditten (Heimatgeschichte), Wittke-Tapiau (Deutsch), Sommer-Wilkendorf (Grundschulunterricht), Volksschule Wehlau (Schulgliederung nach dem Arbeitstempo), haben in ihren Schulen eine hingebende Arbeit geleistet, die, aufgeschlossen den damals neuen Bestrebungen der „Arbeitsschule", vor allem sich bemühten, das Kind als Eigenwesen anzuerkennen und in seinen Kräften wachsen zu lassen.

Schulrat Paczyna führte in den Jahren 1925—1927 die Lehrerschaft u. a. in einem Sütterlin-Kursus in die Aufgaben des neuen Schreibunterrichts, in einem Sennerkursus (an dem Lehrer Koch-Bürgersdorf maßgeblich beteiligt war) in die Chemie auf der Grundlage der heimischen Scholle ein. Als Leiter der damals nach dem Ersten Weltkrieg neugegründeten Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft hatte Schulrat Paczyna wesentlichen Anteil an der Neuausrichtung des Schulwesens.

Das besondere Verdienst gebührt ja wohl Schulrat Krauledat, der nach der Pensionierung von Schulrat Paczyna die Schulaufsicht im Kreise übernahm. Geistig hoch befähigt, erfüllt von menschlicher Wärme, beseelt von dem Glauben an die guten Kräfte im Menschen und auch im Kinde, durchdrungen von dem Gedanken der Demokratie als Lebensform, hat er es verstanden, die Lehrerschaft — vor allem der Landschulen — für ihre Aufgabe zu begeistern.

Auf dem Pädagogischen Kongreß 1928 in Berlin sagte er u. a. über die Aufgabe des Landlehrers: „Was in ländlicher Einsamkeit an Werten geboren, was an seelischen Gütern aufgespeichert wird, muß er pflegen und zusammenhalten. Er muß immer wieder neu zum Fortschreiten anregen, muß neues, lebenstüchtiges und lebensstarkes Menschentum formen helfen. Er muß recht Volkslehrer und Volkserzieher sein." Und an anderer Stelle: „Unsere Landschule ist noch blutjung in ihrer Entwicklung! Sie hat ihre heilige Aufgabe für Volk und Menschheit erst noch zu lösen. Sie wird zu diesem Zwecke die ihr eigenen Wege suchen, und wir werden ihr helfen müssen, ihr tieferes Sein zu finden und zu erfüllen."

Aus diesen Gedankengängen entstand die bereits erwähnte Arbeitsgemeinschaft für Lehrer an einklassigen Schulen. Ein Lehrgang für neuzeitliche Leibesübungen im Jahre 1929 in Klein-Schleuse machte die Lehrerschaft mit neueren Bestrebungen auf diesem Gebiete bekannt,

und ein Besuch lettländischer Lehrer (wohl 1931) gab den ausländischen Freunden einen großen Querschnitt durch das Schulleben des Kreises Wehlau, der — was hier erneut betont werden muß, richtungweisend über Ostpreußen hinaus war. So konnten die nachfolgenden Schulräte Uebel, Amling und Grohnert auch unter erschwerenden Umständen nach 1933 und während des Zweiten Weltkrieges die gute „pädagogische Tradition" weiterführen.

Und auf diese Tradition wollen wir stolz sein, Lehrer und Schüler, Eltern und Schulvorstände, Bürgermeister und Schulunterhaltungsträger, alle, die in weiser Voraussicht dieses Werk gefördert haben: das Schulwesen unserer Heimat.

Darum „Werdet nicht müde, Euch zu bekennen,
immer wieder die Heimat zu nennen,
gebt sie nicht preis!
Werdet nicht untreu Eurer Erde,
daß sie wieder die unsere werde,
sei Euer Preis!
Mögen sich alle gegen uns wenden,
gebt Eure Heimat nicht aus den Händen,
haltet sie fest!
Gott nimmt dem nur für alle Zeit
Heimat und ihre Glückseligkeit,
der sie im Herzen verläßt."

Übersicht über die Schulen des Kreises Wehlau

Über Art, Standort und die letzte personelle Besetzung gibt die nachstehende Zusammenstellung Auskunft:

I. Allgemeinbildende Schulen

1. Volksschulen

(Die Kirchorte sind gesperrt gedruckt! Abkürzungen: Kl. = Klassen, L. — Lehrer, Sch. — Schüler)

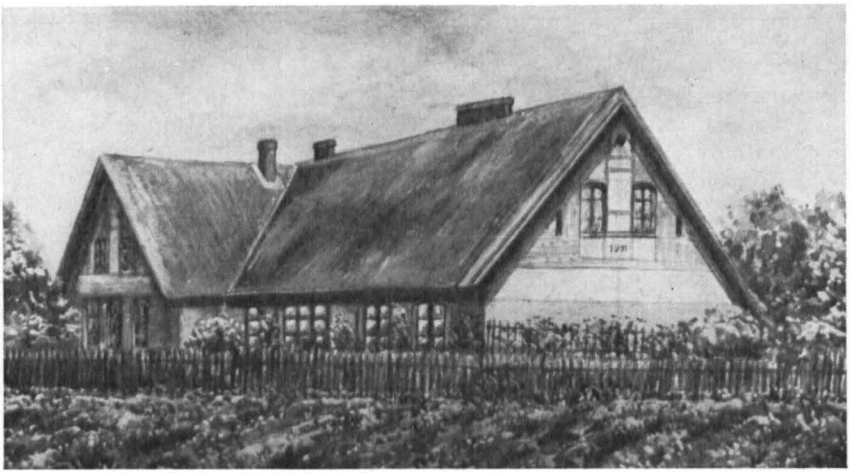
	Kl.	L.	Sch.	
1. Allenburg	10	9	386	Rektor Hugo Hennig
2. Aßlacken	3	2	120	1. L. Willy Acthun
3. Bieberswalde	2	2	65	1. L. Heinrich Bobien
4. Biothen	3	3	126	Hptl. Walter Jordan
5. Bürgersdorf	2	2	63	1. L. Fritz Hellmig
6. Eichen	1	1	62	L. Richard Grau
7. Eiserwagen	3	2	96	1. L. Gustav Kristahn
8. Friedrichsdorf	3	2	82	1. L. Hans Grunz
9. Friedrichstal	1	1	58	L. Walter Hoffmann
10. Fritschienen	1	1	39	L. Wilhelm Laabs
11. Gauleden	3	2	86	1. L. Walter Todtenhaupt

	Kl.	L.	Sch.	
12. Genslack	3	2	80	1. L. Bruno Hannemann
13. Goldbach	3	3	182	Hptl. Paul Saat
14. Gr.-Allendorf	3	2	108	1. L. Otto Andres
15. Gr.-Engelau	2	2	92	1. L. Fritz Laurisch
16. Gr.-Keylau	2	2	65	1. L. Fritz Pettrich
17. Gr.-Nuhr	1	1	51	Lehrer Quandt
18. Gr.-Ponnau	1	1	42	L. Paul Taufferner
19. Grünhayn	3	2	86	1. L. Dr. Alfred Lechner
20. Grünlinde	1	1	54	L. Erwin Lehmann
21. Gundau	1	1	32	L. Kurt Günter Otte
22. Hanswalde	1	1	25	L. Gustav Krause
23. Hasenberg	2	2	64	1. Lehrer Rehfeld
24. Holländerei	1	1	37	L. Franz Wolk
25. Irglacken	1	1	27	L. Karl Wichmann
26. Kapkeim	2	2	72	1. L. Artur Goetz
27. Kl.-Engelau	1	1	53	Lehrer Schienke
28. Kl.-Nuhr	2	2	73	1. L. Erwin Rohde
29. Köllm. Damerau	3	2	129	1. L. Franz Lisius
30. Kortmedien	1	1	36	L. Alexander Raase
31. Kuglacken	3	2	104	1. L. Emil Giesa
32. Langendorf (Kremitten)	3	2	86	1. L. Paul Grumblat
33. Leißienen	1	1	42	L. Otto Skilandat
34. Lindendorf	1	1	54	L. Bernhagen
35. Magotten	2	2	84	1. L. Hans Schwill
36. Moterau	3	2	91	1. L. Emil Kabick
37. Nagurren (Freudenfeld)	1	1	48	L. Johann Senff
38. Neumühl	1	1	36	L. Paul Küssner
39. Nickelsdorf	1	1	69	L. Emil Kusch
40. Parnehnen	2	2	83	1. L. Karl Dehnert
41. Paterswalde	4	3	162	Hptl. Kurt Meyrahn
42. Pelkeninken	1	1	48	L. Ernst Kannappel
43. Perkuiken	3	2	87	1. L. Ernst Gesewsky
44. Petersdorf	3	2	88	1. L. Georg Böhnke
45. Plauen	1	1	32	L. Ewald Pauloweit
46. Plibischken	3	2	79	1. L. Otto Wald
47. Pomedien	2	2	76	1. L. Hermann Petereit
48. Poppendorf	3	2	88	1. L. Otto Kreuzahler
49. Pregelswalde	3	3	128	Hptl. Gustav Blank
50. Reipen	1	1	53	L. Hans Kundrus
51. Reinlacken	1	1	28	L. Kurt Bartnick
52. Richau	1	1	70	L. Emil Klein
53. Rockeimswalde	1	1	45	L. Richard Weiß

	Kl.	L.	Sch.	
54. Rockelkeim	1	1	34	L. Hans Raudonat
55. Romau	3	2	77	1. L. Otto Wolk
56. Sanditten	2	2	88	1. L. Franz Donner
57. Schaberau	1	1	40	L. Felix Hübner
58. Schallen	1	1	56	L. Paul Friedrich Kühn
59. Schiewenau	1	1	53	L. Hans Grünwald
60. Schirrau	3	3	134	Hptl. Hans Pudlich
61. Schönrade	1	1	28	L. Erwin Conrad
62. Sprindlack	1	1	35	Lehrer Schroeter
63. Stampelken	1	1	44	L. Fritz Teschner
64. Starkenberg	2	2	73	1. Lehrer Fliege
65. Stobingen (Colm)	1	1	45	L. Reinhold Kornblum
66. Tapiau	18	17	737	Rektor Oskar Schlokat
67. Taplacken	3	2	92	1. Lehrer Reimer
68. Tölteninken	1	1	53	Lehrer Bahlmann
69. Udertal	2	2	75	1. L. Emil Salewski
70. Wargienen	1	1	29	L. Max Melitzkat
71. Wehlau	18	16	733	Rektor Ernst Grünhagen
72. Weidlacken	3	2	120	1. L. Kurt Rohn
73. Weißensee	3	2	101	1. L. Kurt Krause
74. Wilkendorf	3	2	102	1. L. Konrad Kahl
75. Zohpen	1	1	59	L. Rudolf Karnick



Aßlacker Schule bei Schirrau dreiklassig



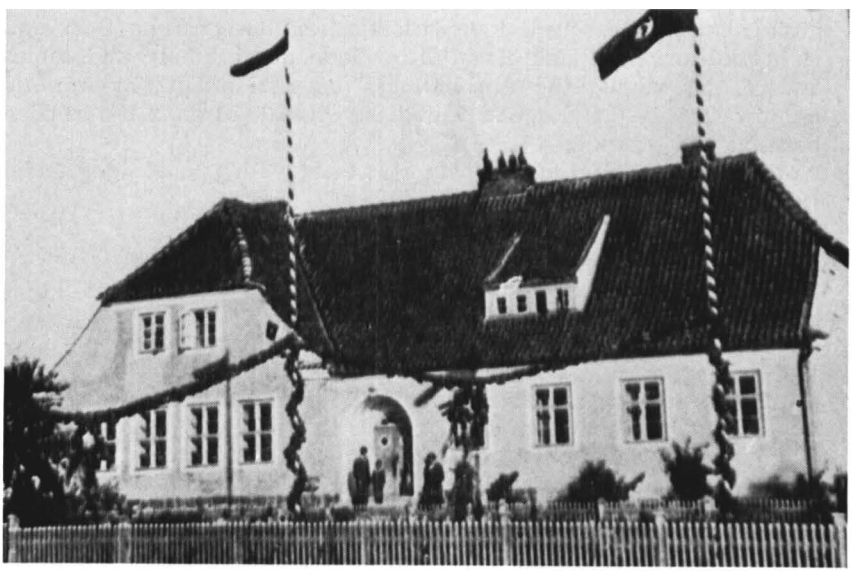
Sanditter Gutsschule
zweiklassig, Baujahr 1912



Eiserwagen, Gutsschule
Neubau etwa 1936



Einklassige Dorfschule Gundau mit Lehrer Rutz



Zentralschule für die Dörfer Pomauden, Hasenberg und Neuendorf bei der Einweihung
Neubau der dreißiger Jahre

2. Mittel-(Haupt-)schulen

a) Wehlau (Mittelschulrektor Alfred Kuhnke)
b) Tapiau (Mittelschulrektor Heinrich Wittke)

3. Höhere Schulen

Deutschordensschule Wehlau
(Ober-Studiendirektor Dr. Benno Böhm)

Die Geschichte der Oberschule ist in einem besonderen Beitrag beschrieben.

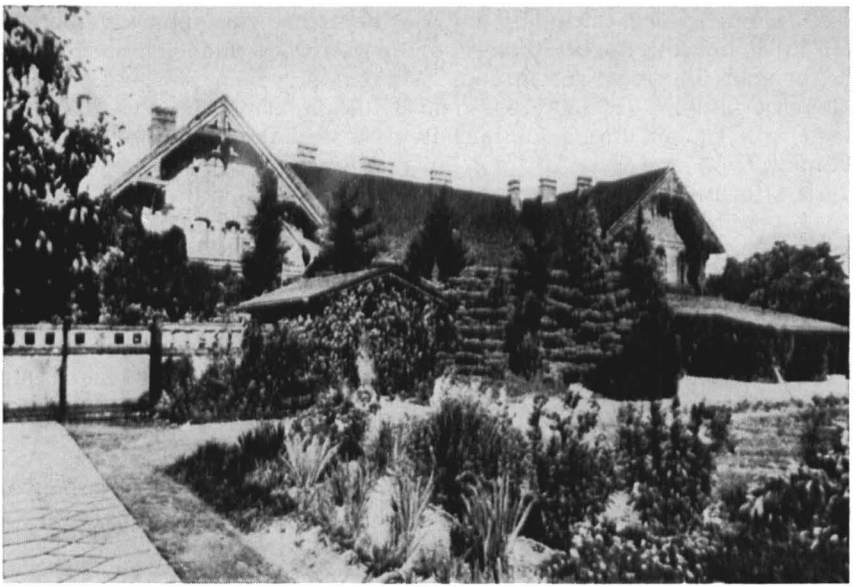
II. Fach- und Sonderschulen

a) für Landwirtschaft, Gartenbau pp.
(Landwirtschaftskammer/Reichsnährstand Ostpreußen)

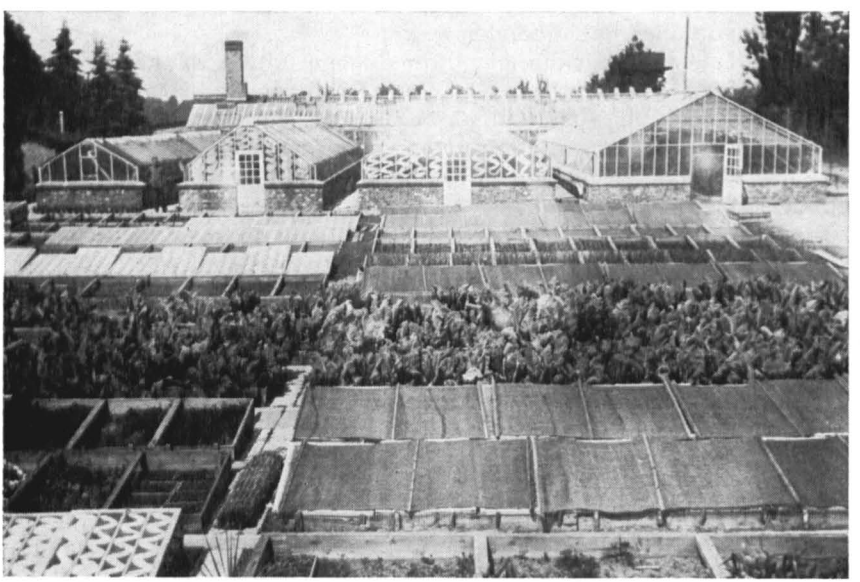
1. Landwirtschaftsschule (Winterschule) Wehlau (Landwirtschaftsrat Direktor Wilhelm Rösener).
   Für das ganze Kreisgebiet!
2. Landfrauenschule Wehlau
   (Direktorin Frl. Hedwig Nueske).
   Diese vorzügliche Fachschule war ein Internat mit großem Obst-, Blumen- und Gemüsegarten, mit eigener Wäscherei und Kleintierhaltung. Der Stoffplan für den theoretischen und praktischen Unterricht berücksichtigte nicht nur alle Zweige der Hauswirtschaft, sondern auch Lebenskunde, Musik, hauswirtschaftliche Buchführung, Dorf- und Heimatkultur, Sitte und Brauchtum, Staatsbürgerkunde und vieles andere. Als vorzügliche Ausbildungs- und Erziehungsstätte für die heranwachsende Landjugend war diese Anstalt in ganz Ostpreußen bekannt und geschätzt.
3. Provinzial-Gärtnerlehranstalt Tapiau, gegründet 1894 (Direktor Hildebrandt).
   Arbeits- und Lehrgebiete waren u. a.

a) Jahreskurse für ostpreußische Gärtner nach bestandener Gehilfenprüfung.
b) Vorbereitungslehrgänge für die Gartenmeisterprüfung.
c) Versuchstätigkeit zur Feststellung der für die ostpreußischen Klima- und Bodenverhältnisse rentabelsten Pflanzen- und Obstsorten.
d) Obstsortenprüfung nach eingesandten Proben an einem besonderen „Obstsortenbestimmungstag".
e) Schulung von Hausfrauen in den erfolgreichsten Methoden der Obst- und Gemüseverwertung und der Kleintierhaltung.
f) Schulgartenkurse für ostpreußische Lehrer aller Schulgattungen.

Die fachliche Breitenwirkung dieser Lehranstalt beleuchtet Max Borgmann in dem Schlußsatz seines Beitrages „Die Provinzial-Gärtnerlehranstalt" in Folge 26/S. 11 des Ostpreußenblattes v. 29. 6. 1957 mit folgenden treffenden Worten: „Die immer sichtbarer werdenden Erfolge dieser



Verwaltungsgebäude der Gärtnerlehranstalt



Gewächshäuser und Frühbeete der Gärtnerlehranstalt

östlichen Lehr- und Wirkungsstätte des deutschen Gartenbaus verschafften ihr einen Ruf, der weit über die Grenzen Deutschlands hinausdrang. Es begann ein reger Erfahrungsaustausch mit dem Ausland. Häufig kamen erfahrene Fachleute aus dem Baltikum, aus Polen und aus Rußland nach Tapiau, um die Lehranstalt zu besichtigen. Ihr Direktor Hildebrandt genoß eine hohe Achtung. Ihm war die Planung und Überwachung der Gartenanlagen und der gärtnerischen Betriebe sämtlicher Provinzialanstalten übertragen worden. Als Landschaftsanwalt für Ostpreußen war er für die Bepflanzung der durch Ostpreußen führenden Reichsautobahn verantwortlich. Er wurde auch mit vielen Arbeiten, die mit der Landesplanung Ost- und Westpreußens zusammenhingen, betraut."

4. Bauernschule R i p k e i m (Leiter: H. Ernst).
Eine Ausbildungsstätte des Reichsnährstandes mit Lehrgängen für Jugendliche beiderlei Geschlechts!
A u f g a b e n g e b i e t : Pflege der geistigen Bauern- und Dorfkultur. Gestaltung von Dorffesten und Dorfgemeinschaftsabenden.
b) S t ä d t i s c h e B e r u f s s c h u l e n (z. T. Kreisberufsschulen).
G l i e d e r u n g : Kaufmännische, gewerbliche, hauswirtschaftliche und allgemeine Abteilung für ungelernte Arbeiter.
1) W e h l a u (Diplomhandelslehrer Oskar Olschewski).
2) T a p i a u (Berufsschuldirektor Max Butschkowski, zugleich Leiter der Berufsschule in Labiau).
c) L ä n d l i c h e B e r u f s s c h u l e n
für Knaben und Mädchen vom 15. bis 18. Lebensjahr in den einzelnen Landschulverbänden.
Den Unterricht für die männliche Jugend mit durchschnittlich 6 bis 8 Stunden wöchentlich erteilten die zuständigen Volksschullehrer, die ihr Rüstzeug in Sonderkursen erhielten. Hauptamtliche landwirtschaftliche Berufsschullehrerinnen versorgten die ländlichen Hauswirtschaftsschulen in einem größeren Bezirk von durchschnittlich 6 bis 10 Schulverbänden.
d) W e b e s c h u l e „H o f K a p k e i m", eine Privatschule mit Lehrlingsheim (Unterkunft), hart an der Grenze des Nachbarkreises Samland gelegen. Leiter: Dr. Neufeld, außerdem drei weibliche Lehrkräfte. Der Traditionsbetrieb „Hof Kapkeim-Weberei" befindet sich jetzt in Lauenburg (Elbe).

L e i n e n w e b e r e i : Hof Kapkeim, Weberei, Dr. Wilhelm Neufeld.

Der Betrieb gehörte schon zur Gemeinde Gr.-Lindenau, Kreis Samland. Die dazugehörenden rund 200 Morgen Land lagen etwa zur Hälfte im Kreise Wehlau und dienten hauptsächlich dem Anbau von Flachszuchtsaaten.

Auf 30 mechanischen Webstühlen wurden Aussteuerwäsche, Dekorations-, Tapisserie- und Kleiderstoffe in Reinleinen hergestellt. Dazu kamen noch 6 Handwebstühle für die Lehrlingsausbildung und den

Musterentwurf. Als Spezialität wurden bunte und handgestickte Gedecke aus handgewebtem Leinen angefertigt.

Die Lehrlingsausbildung und Erziehung war vorbildlich und aus diesem Betrieb gingen Gau- und Reichssieger im Berufswettkampf hervor.

III. Das Provinzial-Erziehungsheim Altwalde 1903—1945

Von Direktor Otto Meyhöfer, Leiter des Heims von 1916—1945

Gründung und Ausbau

a) 1903—1915

Auf Anregung des Pfarrers und Kreisschulinspektors Schwanbeck in Wehlau gab die Kreissynode im Jahre 1902 ihre Zustimmung dazu, daß die Kirchengemeinde Wehlau unter Abschluß eines Vertrages mit der Ostpr. Prov.-Verw. eine Fürsorgeerziehungsanstalt für schulentlassene Jungen einrichtete.

Das Kämmereigrundstück II in einer Größe von 42 ha wurde dazu erworben und am 1. Oktober 1903 ein Haus für 60 Burschen eingeweiht.

Das große Anstaltsgebäude aus roten Ziegelsteinen machte einen kasernenartigen Eindruck und fügte sich schlecht in die Landschaft ein. Die Aufenthaltsräume waren durch ihre vergitterten Fenster schon von außen erkennbar. Der große Schlafsaal im Obergeschoß, dessen Fenster ebenfalls vergittert waren, wirkte unheimlich.

1906 wurde der Sohn des Pfarrers Schwanbeck, Pastor Johannes Schwanbeck, als Leiter des Heims eingesetzt, nachdem eine dritte Pfarrstelle in Wehlau für diesen Zweck eingerichtet und ein Pfarrhaus gebaut worden war. Er ging 1910 als Oberlehrer in den Seminardienst und war später Professor an der Lehrerakademie in Königsberg. Sein Nachfolger wurde Pfarrer Czekay. Er verließ Altwalde am 1. 4. 1916 und übernahm die Leitung des Burschenhauses der Prov.-Erziehungsanstalt Straußberg bei Berlin.

Die Fürsorgeanstalten Altwalde, wie sie damals genannt wurden, unterstanden einem Ausschuß des Gemeindekirchenrats als Anstaltsvorstand, von dem der Leiter seine Weisungen erhielt. Die Anstalten unterhielten drei in sich abgeschlossene landwirtschaftliche Betriebe, und zwar Altwalde I, Altwalde II sowie Senklerkrug. Im Jahre 1911 gehörten dazu 670 Morgen Land und an lebendem Inventar 50 Stück Vieh, 80 Schweine und 20 Pferde. Zu den Anstalten gehörten ferner 5 Handwerksbetriebe.

b) 1916—1945

Der Zustand der Anstalten hatte durch den Russeneinfall 1914 stark gelitten. In Altwalde I waren Scheune und Stall z. T. abgebrannt. Altwalde II und Senklerkrug machten einen trostlosen Eindruck. Die Innen-

einrichtung fehlte. Nur wenige Tische und Bänke waren vorhanden. Stühle gab es überhaupt nicht. Die Bettgestelle hatten Bretteinlagen und dazu nur eine schlechte Wolldecke. Als Beleuchtung dienten Petroleumlampen. Die Kleidung der Jungen war zerlumpt. Der Viehbestand war lungenverseucht. Die Pferde waren schlecht ernährt, die Ackergeräte verbraucht.

Es war Krieg!

Angesichts dieser trostlosen Verhältnisse siegte in mir der Wille, hier Aufbauarbeit zu leisten und der gefährdeten Jugend zu helfen, nur langsam. Nicht zuletzt hat zu diesem Entschluß das eindringliche Zureden des Landeshauptmanns von Berg beigetragen. Ich trat 1911 aus dem Schuldienst in das Pfarramt über, da man damals bei dem rein konfessionalen Charakter der Erziehungsanstalten nur über das Pfarramt in deren Arbeit kommen konnte.

Am 1. Mai 1916 übernahm ich die Leitung in Altwalde.

Sofort nach dem Ende des Krieges wurde mit der Beseitigung der Kriegsschäden und baulichen Erneuerungen begonnen.

In Altwalde I wurden Stall und Scheune neu gebaut. In Altwalde II wurden die eisernen Fenster entfernt. Ein Vorbau und wilder Wein gaben der Fassade ein gefälligeres Aussehen. Die Sonderabteilung für schwer erziehbare Jungen im oberen Stockwerk des Hauses sowie die Angestelltenwohnungen wurden ausgebaut. Im Keller wurde ein Bade- und Duschraum eingerichtet. Das Heim erhielt eine Gartenanlage.

In Senklerkrug wurden die Schmiede, die Schlosserei und die Stellmacherei vergrößert und für diese Handwerksbetriebe moderne Maschinen angeschafft. Die 11 Morgen große Gärtnerei erhielt Gewächshäuser und Frühbeetanlagen. Im Obergeschoß des Hauses wurde ein Lehrlingsheim und im angebauten Teil ein Arbeitsraum eingerichtet. An Stelle des alten Badehauses entstand eine Molkerei mit den erforderlichen Kühlräumen und modernen Maschinen, ferner ein Schlachtraum. Der Kuh- und Kälberstall wurde durchgebaut. Neugebaut wurden die Scheune, der Pferdestall, der Schweinestall, eine Speicheranlage mit Aufzug, ein Geräteschuppen und zwei Wohnungen für den landwirtschaftlichen Verwalter, den Garten- und den Stellmachermeister.

1921 erhielten die Anstalten Wasserleitung sowie Zentralheizung und wurden an das Überlandwerk angeschlossen.

Am 5./6. April 1930 brannte das etwa 150 Jahre alte Gutshaus in Senklerkrug infolge eines durch einen stark geheizten Ofen verursachten Balkenbrands ab. Jungen und Erzieher im oberen Stockwerk konnten sich nur durch Abspringen aus den Fenstern retten. Der Neubau wurde sofort in Angriff genommen und in Tages- sowie Nachtschichten beschleunigt fertiggestellt. Bereits im Januar 1931 konnte das neue Ge-

bäude eingeweiht und bezogen werden. Es enthielt im Erdgeschoß zwei durch Schiebetüren verbundene große Unterrichtsräume, die Küche mit Nebengelaß, drei Büroräume, zwei Wohnungen, zwei Fremdenzimmer sowie Wasch- und Baderäume. Im Dachgeschoß befanden sich die Sportgerätekammer und die Kleiderkammern.



Provinzial-Erziehungsheim Altwalde (1903—1945)



In der Leitung des Heimes



Die Siebenbrüder-Linde von Senklerkrug stand unter Naturschutz

Übernahme der Anstalten in die Provinzial-Verwaltung

Nach langwierigen Verhandlungen wurde die Verwaltung der Anstalten 1919 vom Ostpr. Provinzialverband übernommen, da der Gemeindekirchenrat in Wehlau weitere finanzielle Verpflichtungen durch Verbesserungen, die der Landespfarrer von Brünneck forderte, nicht eingehen wollte. Die Provinzialverwaltung übertrug die Verwaltung der Anstalten, die nunmehr den Namen „Provinzial-Erziehungsheim Altwalde" erhielten, unmittelbar dem Leiter des Erziehungsheims. In der Folgezeit lief die Verwaltung einwandfrei. Bereits im Herbst 1919 wurde eine Bürokraft eingestellt, im Jahre 1926 eine zweite und einige Zeit später eine dritte Kraft. Alle haben die ihnen übertragenen Obliegenheiten in guter Zusammenarbeit treu und gewissenhaft erledigt und so zum Wohle des Heims gewirkt.

Die Erziehung im Heim

Die Einzelheime in Altwalde I, Altwalde II und Senklerkrug wurden von Hausvätern — Obererzieher — geleitet. Die Hauswirtschaft besorgten sogenannte Hausmütter, die später durch Wirtschaftsleiterinnen abgelöst wurden, denen Hausangestellte zur Seite standen.

Die betreuten Jugendlichen wurden je nach Neigung und Wunsch in der Landwirtschaft und in den Handwerksbetrieben lehrmäßig ausgebildet. Neben der praktischen Unterweisung erhielten die Lehrlinge Berufsschul- und Fachunterricht, alle Jungen im Winterhalbjahr allgemeinen Fortbildungsunterricht, der von dem Direktor des Heims und seinem Vertreter erteilt wurde.

Sonst galt in Altwalde seit 1921 das Prinzip der Selbsterziehung. Es wurden in den Einzelheimen Kameradschaften von je 20 bis 25 Jungen gebildet, die ihre Führer selbst wählten und gewisse Aufgaben übertragen erhielten. Diese Kameradschaften haben sich gut bewährt. Auf ihrer Initiative beruht die im Jahre 1924 erfolgte Gründung des Sportvereins „Natangia", der völlig gleichberechtigt mit auswärtigen Vereinen Wettkämpfe durchführte. Dafür standen ein Sportplatz mit einer Aschenbahn, ein Kleinkaliberschießstand mit betonierten Unterständen und ein Tennisplatz zur Verfügung. Diese Anlagen schmiegten sich an einen ca. 7 Morgen großen aufgeforsteten Hügelkomplex, auf dem einst ein Wachtturm des Ritterordens gestanden hatte.

Neben dem Sport wurde in der Freizeit auf eine musische Betätigung Wert gelegt. Dabei wurden der Gesang und die Musik besonders gepflegt. Es bestanden ein Posaunenchor und ein Spielmannszug. Im Direktorhaus fanden Vorträge klassischer Musik statt, auch wurden Theaterstücke und Krippenspiele aufgeführt. Der 1. Mai und das Erntefest wurden festlich begangen. Für ältere Lehrlinge wurden mehrtägige Ausflüge auf Fahrrädern in schöne Gegenden der Provinz durchgeführt.

Sonntäglich fanden Gottesdienste im Heim statt. Hier erfolgten auch der Konfirmandenunterricht und die Einsegnung.

1933 wurde das bis dahin rein evangelische Heim interkonfessionell. Der Gottesdienst wurde von nun an durch Wehlauer Geistliche abgehalten.

Die Lehrbetriebe im Heim

Die Lehrlingswerkstätten bildeten eine wesentliche Grundlage der Heimerziehung. Sie konnten ihrer Aufgabe, eine gediegene Berufsausbildung zu vermitteln und dabei die Jugendlichen zu charakterlich gefestigten, lebenstüchtigen Menschen heranzubilden, nur gerecht werden, wenn ihnen gute Lehrmeister zur Verfügung standen. Daher wurde bei der Auswahl des Lehrpersonals auf eine menschlich einwandfreie Haltung, Berufsfreudigkeit, Verantwortungsbewußtsein und die Fähigkeit

zu selbständigem Handeln Wert gelegt. Jeder Lehrbetrieb war selbständig. Er hatte seinen eigenen Etat in Einnahmen und Ausgaben.

Die Tischlerei: Sie war mit acht Hobelbänken und modernen Holzbearbeitungsmaschinen sowie einer Darre ausgestattet. Das Lehrpersonal bestand aus einem Meister und einem Gesellen. Ausgebildet wurden jeweils sechs bis acht Lehrlinge. Ausgeführt wurden Möbel- und Bautischlerarbeiten. Das gesamte Mobiliar des Heims mußte instand gehalten werden.

Die Schneiderei: Als Lehrpersonal waren ein Meister und ein Geselle tätig. Ausgebildet wurden regelmäßig fünf Lehrlinge.

Die Schuhmacherei: Ihr standen elektrische Lederbearbeitungsmaschinen zur Verfügung. Lehrpersonal waren ein Meister und ein Geselle. Ausgebildet wurden vier Lehrlinge.

Die Bäckerei: Hier erhielten unter der Aufsicht eines Meisters jeweils zwei Lehrlinge ihre Grundausbildung. Die weitere Ausbildung erfolgte in einer Lehrstelle außerhalb des Heims.

Die Stellmacherei: Sie war mit einer Universalholzbearbeitungsmaschine und einer Bandsäge ausgestattet. Von einem Meister wurden hier jeweils vier Lehrlinge ausgebildet.

Die Schmiede und Schlosserei. Der Betrieb war modern eingerichtet. Als Lehrpersonal wirkten ein Meister und ein Geselle. Ausgebildet wurden jeweils sechs Lehrlinge.

Die Gärtnerei: Zu ihr gehörten 11 Morgen umzäuntes Gelände mit einem Gewächshaus, einem holländischen Tomatenhaus und Frühbeeten. Ein Gartenmeister und ein Gärtnergehilfe bildeten hier regelmäßig sechs Lehrlinge aus.

Der Melkerlehrbetrieb: Zu ihm gehörte eine eigene Molkerei. Hier erhielten unter der Leitung eines Melkermeisters jeweils vier bis sechs Lehrlinge ihre Ausbildung.

Der landwirtschaftliche Lehrbetrieb: Lehrherrn waren die jeweiligen Verwalter. Drei bis vier Lehrlinge wurden hier zugleich ausgebildet. Der Lehrbetrieb umfaßte die gesamte Landwirtschaft des Heims, die seit Ende des Ersten Weltkrieges von Senklerkrug aus zentral geleitet wurde. Zu ihr gehörten infolge von Zukäufen zuletzt 960 Morgen Land. Der Betrieb war mit modernen Maschinen ausgestattet. An lebendem Inventar waren vorhanden: rd. 40 tuberkulosefreie Herdbuchkühe mit einer durchschnittlichen Milchleistung von fast 5000 kg jährlich (1933): 80 Stück Jungvieh, 1 Zuchtbulle, 20 Pferde, 10 Zuchtsauen und etwa 100 Mastschweine.

Die Betriebsgemeinschaft Altwalde

Die Altwalder Beamten, Angestellten und Arbeiter bildeten eine große Familie. Gemeinsame Veranstaltungen und Feste sowie Betriebsausflüge

waren Höhepunkte im betrieblichen Leben. Nahezu alle Betriebsangehörigen waren Mitglieder des Kleinkaliber-Sportvereins Altlinde, auf dessen schön gelegenem Schießstand auch von den Frauen eifrig Sport getrieben wurde. Die langjährige Zusammenarbeit ließ auch seelische Kontakte entstehen. Es bildeten sich unter den Betriebsangehörigen Freundschaften, die die Flucht und die Erschwernisse der Nachkriegszeit überdauert haben. Die Altwalder haben sich alsbald nach der Flucht wieder brieflich zusammengefunden. Durch regen Briefwechsel und mehrfache Rundbriefe im Jahr ist dieser Zusammenhalt aufrechterhalten und vertieft worden.

Das bittere Ende

Konnte das Weihnachtsfest 1944 noch im üblichen Rahmen gefeiert werden, so war im Laufe der ersten Januarhälfte 1945 erkennbar, daß sich die Front unaufhaltsam nach Westen vorschob. Der hörbare Geschützdonner, die „Tannenbäume" bei den Bombenangriffen auf Tilsit und Insterburg, das kaum 30 Kilometer von Altwalde entfernt lag, machten uns bewußt, daß es sich nur noch um Tage handeln konnte, bis der Russe vor Wehlau stand. Die Frage der Räumung von Altwalde wurde daher dringlich. Während die Kreisleitung der Partei immer wieder versicherte, daß eine Gefahr nicht bestehe und jede Räumungsvorbereitung verbot, versicherte auf Nachfrage die NSV in Wehlau, daß die Wehlauer Bevölkerung am 22. bzw. 23. 1. 1945 in Sonderzügen evakuiert werde. Da seit dem 19. 1. 1945 die Telefonverbindung mit dem Landeshaus in Königsberg (Pr) unterbrochen war, auf mir aber die Verantwortung für die über 100 Jugendlichen des Heims lastete, entschloß ich mich am 20. 1. 1945 selbständig auf eigene Verantwortung zu handeln. Ich entließ die Jugendlichen mit Reisegeld und Verpflegung versehen nach Hause zu ihren Eltern. Sie dürften ihr Elternhaus erreicht haben, da zu diesem Zeitpunkt die Züge noch von Wehlau aus verkehrten. Ein Transport mit etwa 30 Jungen, die keine Angehörigen in den noch freien Gebieten hatten, wurde mit einem Erziehungsgehilfen zu einem Heim nach Sachsen auf den Weg gebracht. Die Lage wurde im Laufe des Tages immer kritischer, da bereits Tiefflieger über Altwalde erschienen. Als ich dann am 21. 1. früh erfuhr, daß der Kreisbauernführer für die Ortschaften um Wehlau die Evakuierung angeordnet hatte, ließ ich den Treck, es handelte sich um etwa sieben Einzelwagen, fertigmachen. Der Aufbruch erfolgte gegen 17 Uhr, als eine in Senklerkrug einquartierte Kolonne des Heeres wegen der bedrohlichen Lage abrückte. Die Angestellten des Heims Altwalde II wurden von einer dort einquartierten Kolonne mitgenommen.

Was in jahrzehntelanger, hingebungsvoller Arbeit von vielen, die von e i n e m Willen beseelt waren, aufgebaut wurde, ist vernichtet. Daß es einst wieder in glücklicheren Zeiten dastehe wie ehemals, ist mein aufrichtiger Wunsch.

Uns hat bei allem Tun die Mahnung des großen Ostpreußen Gottfried Herder geleitet:

„Lasset uns mit mutigem, fröhlichen Herzen auch unter der Wolke arbeiten, denn wir arbeiten an einer großen Zukunft."

Und wenn diese Zeilen einst in die Hände dessen kommen, der wieder eine Aufgabe in unserem unvergeßlichen Altwalde zu erfüllen hat, dann mögen sie ihm im Anblick der Zerstörung und Verwilderung, die er dort vorfindet, die Kraft geben, mit Gottvertrauen mutig ans Werk zu gehen und dort wieder eine Stätte herzurichten, die unserer deutschen Jugend dient und von der Segen ausgehen soll für die zukünftigen Geschlechter.

Das Handwerk im Kreise Wehlau

Von Otto Schadewinkel

Das Handwerk war neben der Landwirtschaft eine der wichtigsten Berufsgruppen im Kreise Wehlau.

Im Jahre 1939 vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bestanden im Kreise rund 600 selbständige Handwerksbetriebe, die sich auf die drei Städte und die größeren Dörfer, welche für sich wirtschaftliche Mittelpunkte bildeten, ziemlich gleichmäßig verteilten. In der Hauptsache handelte es sich um Kleinbetriebe mit ein bis drei und um mittlere Betriebe mit vier bis zehn Beschäftigten. Daneben gab es noch einige größere Betriebe, hauptsächlich im Bau- und im Baunebenhandwerk. Mit etwa je 100 Beschäftigten waren die Baufirmen Störmer und Hartmann in Tapiau und Krauskopf in Wehlau mit Abstand wohl die größten Handwerksbetriebe des Kreises. Dazu kamen noch einige gemischte größere Betriebe, wie die Mühlenwerke Pinnau in Wehlau, Mühle Freund in Wehlau, Mühle Anker in Allenburg, die in der Handwerksrolle eingetragen waren und mit ihren Betrieben auch der Industrie- und Handelskammer als Mitglied angehörten. Seit der Jahrhundertwende setzte auch im Kreise Wehlau, verursacht durch die immer stärkere Industrialisierung der Wirtschaft, ein schnell fortschreitender Strukturwandel im Handwerk ein. Es begann ein Verkümmern, ja teilweise ein Aussterben vieler alter Handwerksberufe. So existierten 1890 in Allenburg noch der Löffelmacher Haffke und eine Nagelschmiede. In Wehlau hatte vor 1914 der Kupferschmiedemeister Dewitzki noch einen Betrieb mit von Wasserkraft betriebenen schweren Hämmern an der Stelle, wo an der Straße nach Paterswalde der Kupferhammerteich lag. Bis zum Ersten Weltkrieg bestanden in Wehlau auch noch die bekannte Seifensiederei Mohr in der Kirchenstraße, der Feilenhauer Riebensahm und die Kachelfabrik des Töpfermeisters Rothaupt.

Zu den auslaufenden Handwerksberufen gehörten die Gerber, Färber, Buchbinder, Korbmacher, Böttcher, Drechsler, Seiler, Muldenmacher und Mützenmacher. Von diesen Berufsgruppen waren im ganzen Kreise von jeder Sparte höchstens noch ein bis drei selbständige Betriebe vorhanden. In diesen Berufen waren auch die meisten durch viele Generationen ansässige Handwerkerfamilien anzutreffen. Es kamen aber auch neue Handwerkszweige zum Aufblühen, wie das Elektrohandwerk, das Kraftfahrzeughandwerk, die Fotografen, Plätter, Wäscher, Wirker und Stricker. Bezeichnend für die sogenannten auslaufenden Handwerkszweige war, daß die Inhaber dieser Betriebe alle ein recht hohes Alter hatten und auch keine Lehrlinge ausbildeten, während in den modernen Handwerken die jungen Handwerksmeister dominierten.

Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg war eine auffallende Abwanderung aus dem Handwerk zu beobachten. Viele selbständige Handwerker, besonders auf dem Lande, meldeten ihre Betriebe ab und nahmen Stellen in den zahlreichen Heereswerkstätten an, weil sie hier einen bedeutend höheren und gesicherten Verdienst fanden.

Im ganzen gesehen, war das Handwerk im Kreise Wehlau sehr fortschrittlich und anpassungsfähig. Die immer größer werdende Konkurrenz der industriellen Fertigung führte auch im Handwerk zu modernen Fertigungsmethoden und einer Ausstattung der Betriebe mit modernen Maschinen. Sehr viele Betriebe, auch auf dem Lande, leisteten dabei Vorbildliches. Durch die schnelle Strukturänderung der ganzen Wirtschaft angeregt und auch gezwungen, gliederten viele Handwerksmeister ihren Betrieben Einzelhandel und offene Ladengeschäfte an. Diese Wandlung wurde erleichtert, weil ein nicht geringer Teil der Handwerksmeister auch Hausbesitzer waren und in vielen Fällen den Betrieb mit guter wirtschaftlicher Grundlage von ihrem Vater übernommen hatten. Es kann behauptet werden, daß unser Handwerk nicht nur bodenständig, sondern auch in der Heimat fest verwurzelt war. Im ganzen Kreisgebiet wohnten alteingesessene Handwerksfamilien, in denen manchmal derselbe Handwerksberuf vom Vater auf den Sohn durch Generationen vererbt wurde.

Hier ein paar Beispiele:
In Allenburg lebten die Familien der Stadie, Bajohr, Wosgien, Braunsberg, Weß;
in Wehlau die Familien der Kaiser, Dobrick, Sierski;
in Tapiau die Familien der Deutschmann, Krüger;
in Grünhayn die Deutschmanns. Diese Müllerfamilie war schon seit dem 15. Jahrhundert in Grünhayn nachweisbar.

Aus alten Urkunden der Innungen, der Städte und der Kirchenbücher war ersichtlich, daß Vertreter dieser Familien und viele andere Handwerksmeister nicht nur im Handwerk und in den Innungen, sondern auch im öffentlichen Leben und wichtigen Ämtern als Ratsherrn, Ge-

meinderäte, Schöffen usw. bis in die letzte Zeit vor der Vertreibung vertreten waren.

Ein interessantes Bild der Handwerksgeschichte des Kreises geben die wenigen geretteten Innungsakten aus dem Staatsarchiv Königsberg, welche heute im Archivlager in Göttingen aufbewahrt werden. Soweit mir berichtet ist, sind vorhanden:

Aus der Stadt Wehlau

Bäckerinnung:
Gewerksrollen von 1672 und Schriftwechsel über ein Fest des Bäckergewerks 1775

Schlosserinnung:
Lehrlingseinschreibebuch von 1667—1775
Geburtsbriefe 1739—1809

Schmiedeinnung:
Meisterbuch 1735—1807
Einschreibebuch der Lehrlinge 1778—1826
Lossprechbuch 1779—1825
Rechnungen 1794—1871

Stellmacherinnung:
Privilegium
Ein- und Ausgaben, Lehrlingsrolle 1726—1737
Geburts- und Gesellenbriefe 18. Jahrhundert

Aus der Stadt Tapiau

Fleischerinnung:
Geburts- und Lehrbriefe 1775—1874.

Bis zuletzt war im Besitz der Innungen noch sehr viel altes Schriftgut, das sorgfältig gepflegt wurde. Ebenso lagerte bei den Innungen noch viel wertvolles altes Inventar wie: Innungsladen und Kassetten, sehr alte Humpen, Becher, Leuchter, Siegel, Petschafte und auch ein Ältermannsstab. In fester Erinnerung sind mir noch ein Siegel der Stellmacherinnung aus dem Jahre 1760 und eine Geldkassette der Schlosserinnung Allenburg, vermutlich aus dem 17. Jahrhundert. Diese Kassette war aus Kupfer handgetrieben und hatte an einem Giebelende einen handgetriebenen Katzenkopf als Wahrzeichen der Schlosser in Barockform etwa 40x30x30 cm, in späteren Zeiten mit grüner Farbe gestrichen. Einen schwarzen, eichenen, geschnitzten, etwa 60 cm langen Ältermannsstab in Form eines Zepters besaß die Schneiderinnung Allenburg.

Die gemeinsamen Lehrlingsfreisprechungsfeiern erfolgten bis zuletzt vor der geöffneten Lade der Fleischerinnung Wehlau. Es handelte sich um eine sehr wertvolle Innungslade. Die im Deckel eingebrannte Inschrift bezeugte, daß diese Lade im Jahre 1701 vom Ältermann und seinem Kumpan der Fleischerinnung Wehlau gestiftet war. Folgende Aufstellung über die Struktur der selbständigen Handwerksbetriebe in

der Stadt Allenburg im Jahre 1939 kann wohl für den ganzen Kreis verallgemeinert werden:

Stadt Allenburg im Jahre 1939 etwa 3200 Einwohner.	
Selbständige Handwerksbetriebe	56
davon Hausbesitzer	29
Betrieb vom Vater übernommen	13
angegliederter Einzelhandel	16
Betriebe mit Lehrlingen	16
Meisterprüfung abgelegt	26

Folgende Betriebe im Kreise Wehlau besaßen eine besondere Eigenart und verdienen, hervorgehoben zu werden:

Leinenweberei Hof Kapkeim bei Gr.-Lindenau

Die Inhaber, Geschwister Neumann, stammten aus dem Baltikum. Hauptsächlich hergestellt wurden; handgewebtes Leinen für Bettwäsche und Handtücher und kunstgewerbliche Arbeiten aus handgewebtem Leinen, wie Tisch- und Zierdecken, Schürzen, Kleiderstoff und Tücher. Der Betrieb bildete auch handwerksmäßig Lehrlinge aus, die in einem angegliederten Internat untergebracht waren.

Wirkmeisterin Frau Schober in Schön-Nuhr

Ihr Betrieb umfaßte die Herstellung von Wirkarbeiten für Gürtel, Taschen, Decken, Kissenplatten nach eigenen Entwürfen. Die Erzeugnisse wurden auf der Ostmesse ausgestellt und fanden große Beachtung. — Frau Schober hatte Studienreisen bis in den hohen Norden und nach Kleinasien unternommen. Auf der Weltausstellung in Paris wurden ihre Erzeugnisse mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet. — Einige ihrer selbstkonstruierten Kleinwebstühle waren durch Patente geschützt. Das Wohnhaus, in dem der Betrieb ausgeübt wurde, war ein altes Bauernhaus, welches unter Denkmalsschutz stand. Tür- und Fensterumrahmungen, Öfen und einzelne Felder in Wandflächen waren mit wertvollen Majolikakacheln ausgestattet.

Mühle Deutschmann, Grünhayn

Die Windmühle stand unter Denkmalsschutz; sie wurde 1914 beim Russeneinfall zerstört.

Holzbearbeitungsbetrieb Gebr. Funk, Friederikenruh bei Eiserwagen

In der früheren Wassermühle des Gutes Friederikenruh hatte sich kurz vor dem Zweiten Weltkrieg ein neuartiger Holzbearbeitungsbetrieb etabliert, der Sensenbäume, Harken und Axtstiele, Kisten und ähnliche Erzeugnisse handwerklich herstellte.

Zu erwähnen sind auch die Lehrlingsausbildungswerkstätten im Provinzialerziehungsheim Altwalde unter Pfarrer Meyhöfer, wo unter der Leitung von tüchtigen und bewährten Handwerksmeistern Lehrlinge für verschiedene Handwerksberufe ausgebildet wurden, und die staatlich anerkannte Hufbeschlaglehrschmiede des Schmiedemeisters Emil Krause in Wehlau.

In den drei Städten und in einigen größeren Dörfern bestanden noch die sogenannten Leichengewerke. Es handelte sich dabei um genossenschaftliche Gruppen innerhalb der früheren kleineren Innungen, hauptsächlich der Schneider und Schuhmacher. Diese Leichengewerke besaßen in eigener Regie Leichenwagen und alle für Beerdigungen und Überführung von Särgen zu den einzelnen Friedhöfen benötigten Ausstattungsstücke, wie Trauerdecken für Pferde, Leuchter, Gurte zum Versenken der Särge usw. Die Überführung der Särge vom Trauerhause bis zur Leichenhalle oder bis zur Gruft, sowie das Niederlassen der Särge in die Gruft wurde von den Mitgliedern dieser Leichengewerke gegen entsprechende Gebühren durchgeführt. Vier bis sechs Männer gehörten zu einer Bestattungsgruppe, welche auch die Pferde des Leichenwagens führten.

Bei der um die Jahrhundertwende erfolgten Gründung der Kreditgenossenschaften als Spar- und Vorschußvereine, später Volksbanken genannt, war das Handwerk maßgeblich beteiligt und auch bis zur Vertreibung in den Vorständen und Aufsichtsräten zahlreich vertreten.

In den drei Städten des Kreises bestanden bis zum Jahre 1933 Handwerkervereine zur Pflege der Geselligkeit und Vertretung allgemeiner Handwerksinteressen.

Das Müllerhandwerk bildete unter seinem Obermeister eine besonders enge Innungsgemeinschaft und hatte als eines der ältesten Handwerke bis in die letzte Zeit eine gute Tradition bewahrt.

Wasser- und Windmühlen waren, weil auf Naturkräfte angewiesen, standortgebunden. Beide Betriebsarten gehörten in früheren Zeiten meistens gemeinschaftlich zu einem Betrieb, um sich bei Ausfall einer Naturkraft gegenseitig zu ergänzen. Bei den Windmühlen gab es in der Hauptsache zwei Bauarten, welche von nach Ostpreußen eingewanderten Müllern in die neue Heimat mitgebracht waren. Die Bockwindmühlen hatten ihren Ursprung in Schweden, die „Holländer" mit drehbarer Haube in Holland. Die baulichen Einzelheiten, z. B. die „Sprengung der Ruten" wurden in den alten Mühlenbauersippen als Geheimnis streng bewahrt.

Neben den Mahlmühlen spielten früher auch die Ölmühlen eine Rolle im Wirtschaftsleben. Die alten „Gerechtsame" für diese und auch für die Wassermühlen bildeten für sich ein interessantes Kapitel. Stätten alter Ölmühlen waren Grünhayn, mit Ochsen betrieben (die „Gerechtsame"

gestattete dem Müller Deutschmann den Betrieb mit drei Joch Ochsen), und die Ölmühle Gr.-Neumühl mit Wasserkraft.

Durch die Erfindung der Stearinkerze und der Petroleumlampe sowie durch den Rückgang des Ölverbrauchs für Speisezwecke gingen diese Ölmühlen schon im vorigen Jahrhundert ein.

Auch die kleinen Wassermühlen stellten ihren Betrieb schon vor Jahrzehnten ein. Bis in die letzte Zeit waren noch die Standorte folgender Wassermühlen bekannt: Doben (Freudenberg), Alt-Wehlau, Friederikenruh, Gr.-Neumühl und Kellermühle. Diese landschaftlich schön gelegenen Stellen bildeten bevorzugte Ausflugsziele. Besonders schön lagen Kellermühle mit dem großen Mühlenteich und einer Gastwirtschaft und der Gr.-Neumühler Schleusenpark mit seinem romantisch gelegenen Karpfenteich.

Mit Einführung der Dampfmaschine und der Elektrizität verloren die Windmühlen an wirtschaftlicher Bedeutung und verschwanden nach und nach aus dem Landschaftsbild. Vor 1914 konnte man vom Mühlenberg in Grünhayn aus noch neun Windmühlen in der näheren Umgebung zählen. Sechs davon wurden beim Russeneinfall 1914 zerstört, nur die Grünhayner Mühle wurde wieder aufgebaut. Mit der Elektrifizierung der Gutsbetriebe wurde meistens gleich ein Mühlenbetrieb für die Selbstversorgung eingerichtet. Eine harte Auslese setzte im Müllerhandwerk ein und führte zu Betriebsumstellungen und zur Umrüstung vieler Mühlen auf Motor- und Dampfkraft.

Zum Zeitpunkt der Vertreibung waren noch 24 handwerklich betriebene und 2 nach kaufmännischen Gesichtspunkten betriebene Mühlen im Kreise Wehlau vorhanden.

Die Windmühlen Papin, Schiewenau und Neumann, Krugdorf, waren nach ärodynamischen Erkenntnissen umgebaut und stellten sehr seltene Neuerungen dar.

Interessant dürfte ferner sein, daß der Mühlenbetrieb Pinnau AG. etwa die dreifache Leistung sämtlicher Innungsmühlen des Kreises Wehlau hatte.

Im Gegensatz zu früheren Zeiten lag der Getreide- und Mehlhandel hauptsächlich in den Händen der Landwirtschaftlichen Genossenschaften, einiger Kaufleute und der Großmühlen. Bis 1933 bildete das Müllerhandwerk eine freie Innung, zu welcher die Kreise Wehlau, Labiau und Bartenstein/Friedland gehörten. Der Sitz der Innung war Bartenstein. Darauf folgte bis zur Vertreibung die Pflichtinnung für den Kreis Wehlau.

Nach einer alten Tradition feierte das Müllerhandwerk am Johannistag jeden Jahres das Müllerfest. Die Teilnahme aller Müllermeister, Gesellen und Lehrlinge mit ihren Familien und Angehörigen war Ehrensache. Es war ein echter Handwerkerfeiertag. Die Mühlen waren still-

gelegt, die Betriebe geschlossen und in schönster Eintracht begaben sich die einzelnen Betriebsgemeinschaften auf den manchmal recht weiten Weg zum Festlokal. Nach der Erledigung von Innungsangelegenheiten wurde gegessen und getrunken, getanzt, gespielt, und es wurden Erfahrungen ausgetauscht, bis sich die einzelnen Gruppen wieder auf den Heimweg machen mußten.

1933 erfolgte die Umstellung der kleinen und der gemischten Innungen verschiedener Handwerksberufe in den drei Städten auf die unten aufgeführten Kreisinnungen und Bezirksinnungsgruppen. Bis dahin gab es nach eigener Wahl der Mitglieder freie oder Pflichtinnungen. Nach der im Herbst 1933 erfolgten Umstellung auf Kreisinnungen war die Mitgliedschaft aller selbständigen Handwerker bei ihren zuständigen Innungen obligatorisch.

Vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bestanden im Jahre 1939 folgende Kreisinnungen:

Bezeichnung:	Name und Wohnort des Obermeisters:
Bauinnung	Max Hartmann, Tapiau
Malerinnung	Adolf Gronau, Wehlau
Tischlerinnung	Karl Klein, Wehlau
Müllerinnung	Ernst Deutschmann, Allenburg
Bäckerinnung	Emil Haensch, Wehlau
Fleischerinnung	Fritz Klischewski, Allenburg
Schmiedeinnung	Max Kowalski, Tapiau
Schlosser- und Maschinenbauerinnung	Leo Steinau, Allenburg
Stellmacherinnung	Emil Tietz, Paterswalde
Sattlerinnung	Konrad Neumann, Tapiau
Schuhmacherinnung	Hellmut Platz, Tapiau
Herrenschneiderinnung	Otto Schadewinkel, Allenburg
Damenschneiderinnung	Frau Seeberger, Wehlau
Friseurinnung	Hans Sierski, Wehlau
Putzmacherinnung	Fritz Baller, Wehlau

Für Handwerksberufe, die durch wenig Betriebe im Kreise vertreten waren, waren Bezirksinnungen gebildet, die sich über den ganzen Regierungsbezirk erstreckten und in den einzelnen Kreisen durch einen Bezirksobmann vertreten waren.

Bezirksinnung:	Name und Wohnort des Obmanns:
Klempner und Installateure	Erich Krause, Wehlau
Elektriker	Max Seidler, Allenburg
Glaser	Erich Thiel, Tapiau
Töpfer und Ofensetzer	Hermann Crosziel, Wehlau

Dachdecker	Plehwe
Brunnenbauer	Hans Schenk, Tapiau
Steinsetzer	unbekannt
Bildhauer — Steinmetze	unbekannt
Schornsteinfeger	unbekannt
Buchbinder	Danehl, Wehlau
Kraftfahrzeughandwerker	Leo Steinau, Allenburg
Mechaniker	Knaust, Wehlau
Uhrmacher	Thiel, Wehlau
Böttcher	Frunder, Wehlau
Korbmacher	Quandt, Wehlau
Seiler	Fritze, Wehlau
Fotografen	Erich Thimm, Allenburg
Weber — Wirker — Stricker	Fritz Baller, Wehlau
Hut- und Mützenmacher	Danehl, Tapiau
Kürschner	
Konditoren	Friedrich Ammon, Wehlau

Die oben aufgeführten Innungen waren in der Kreishandwerkerschaft Wehlau zusammengefaßt. Kreishandwerksmeister 1933—1941 war Otto Schadewinkel, Schneidermeister, Allenburg. Der Nachfolger, Fritz Pannewitz, Schlossermeister, Wehlau verstarb nach kurzer Zeit, es folgte Hans Sierski, Friseurmeister, Wehlau, bis zur Vertreibung.

Handwerkliches Brauchtum wurde in der letzten Zeit nur noch bei den Freisprechungsfeiern der Lehrlinge gepflegt. Nach dem Zusammenschluß zu Kreisinnungen wurden die Lehrlinge aller Innungen, welche die Gesellenprüfung bestanden hatten, gemeinsam zu Gesellen freigesprochen. In Anwesenheit von Vertretern der Behörden und Organisationen, der Innungsvorstände und der Angehörigen der Lehrlinge wurden den Lehrlingen vom Kreishandwerksmeister die Gesellenbriefe überreicht. Die Feier wurde mit Ansprachen und Vorträgen würdig gestaltet, von Musik umrahmt und fand vor der geöffneten Innungslade bei Kerzenschein statt.

Durch eine gut durchdachte und von den Innungsorganen überwachte Lehrlingsausbildung wurde ein tüchtiger Nachwuchs in bester Handwerkstradition herangebildet. Unter den angefertigten Gesellenstücken befanden sich viele musterhafte Arbeiten.

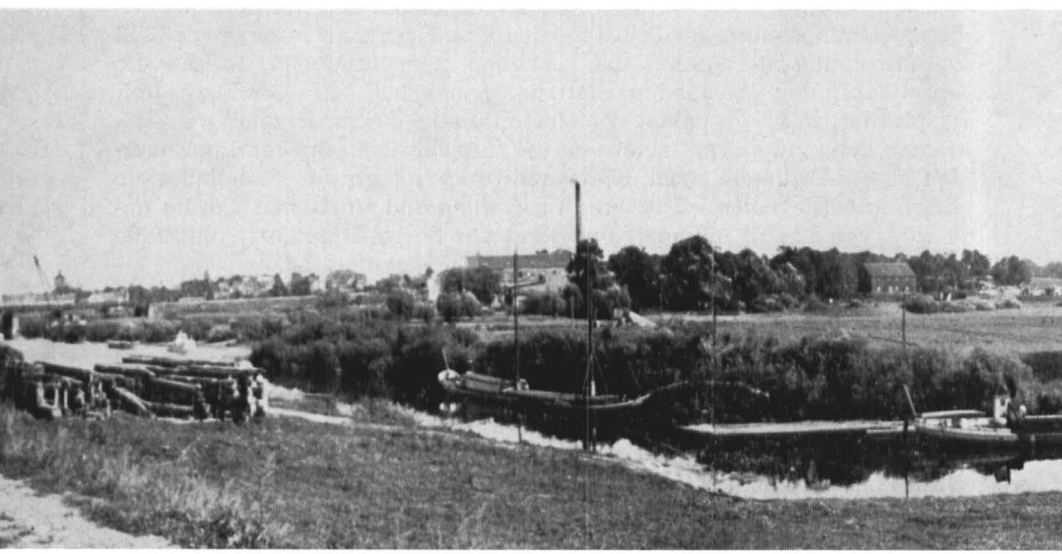
Das berufliche Zusammengehörigkeitsgefühl in den Innungen befähigte das Handwerk auch organisatorisch zu beachtlichen Leistungen. Von der Kreishandwerkerschaft wurden laufend Meisterkurse und Buchführungskurse sowie Vorträge zur allgemeinen Weiterbildung abgehalten. Die einzelnen Innungen veranstalteten Verarbeitungskurse für ihre Fachgebiete, Kurse zur Verarbeitung und Bearbeitung neuer Werkstoffe, Schweißlehrgänge usw.

Es fehlte auch nicht an Veranstaltungen in der Öffentlichkeit, wie die Durchführung von Ausstellungen und Modeschauen. Eine besondere und wohl einzigartige Einrichtung wurde durch eine Dauerausstellung im Hause Wermter neben dem Wehlauer Rathaus geschaffen. Von den einzelnen Innungen wurden in dieser Ausstellung abwechselnd vorbildliche und wertvolle Handwerksarbeiten gezeigt, ebenso Gesellenstücke, alte Innungsakten und altes Innungsgerät.

Einen Höhepunkt des Auftretens des Handwerks in der Öffentlichkeit in der besten Zeit vor dem Kriege bildete der Tag des Handwerks anläßlich der 600-Jahr-Feier der Stadt Wehlau im Sommer 1937.

Den Mittelpunkt des Tages bildete der große Festumzug der Meister, Gesellen und Lehrlinge mit etwa 1300 Teilnehmern. Die Fleischerinnung führte in Berufstracht zu Pferde den Festzug an, gefolgt von den Innungen zum Teil in Berufstracht mit ihren Festwagen und Berufssymbolen, ein wirklich prächtiges Bild vor der Kulisse des alten, ehrwürdigen Rathauses, erinnernd an die besten Zeiten des Handwerks im Mittelalter. Aus Anlaß dieses Tages wurde dem Bürgermeister der Kreisstadt Wehlau vom gesamten Handwerk des Kreises eine Amtskette aus in Silber gefaßtem Bernstein übergeben. Eine große Handwerksausstellung in der Wehlauer Turnhalle und eine Modenschau im Gesellschaftshaus am Abend bildeten den Rahmen dieses Tages.

Eisenbahn-brücke Stadt Wehlau Pinnauer Mühlenwerke Schleuse



Sägewerk Wohnkahn

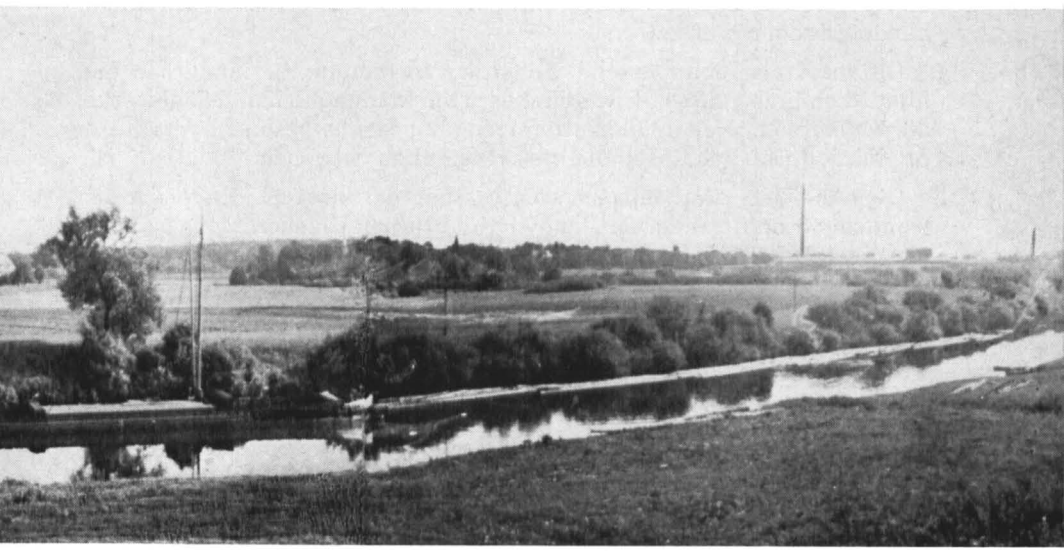
Ländliche Industrie am Allebogen südlich Wehlau

Den ungebrochenen Lebenswillen des Handwerks dokumentierte das noch im Jahre 1942 gegründete Sozialwerk. Aus gemeinsam aufgebrachten Geldmitteln wurde das Gesellschaftshaus Koslowski mit allen Gebäuden und Garten erworben. Vorsitzer war der letzte Kreishandwerksmeister Hans Sierski mit seinen Mitarbeitern Fleischermeister Fritz Dobrick, Tischlermeister Karl Klein und Putzmachermeister Fritz Baller. Die Büroräume der Kreishandwerkerschaft wurden in das Gesellschaftshaus verlegt. Den Umfang des im Aufbau befindlichen Sozialwerks zeigte schon die Zahl von 14 beschäftigten Arbeitskräften für die Wirtschaftsabteilung mit Küche. Verpflegung und Wohnräume waren vorgesehen für Gesellen und Lehrlinge sowie für die damals von Handwerkern beschäftigten Kriegsgefangenen.

Auf weite Sicht hatte sich das Wehlauer Handwerk eine große Aufgabe gestellt, zum Wohle aller Berufsangehörigen. Im Handwerk des Kreises Wehlau lebte bis zur Vertreibung ein fortschrittlicher Aufbauwille und ein gesundes Standesbewußtsein. Seine Betriebe waren in jeder Beziehung leistungsfähig und allen Anforderungen gewachsen.

So war das Handwerk des Kreises ein wichtiger und fester Teil der Wirtschaft und der Öffentlichkeit. Viele profilierte Persönlichkeiten waren darin tätig. Ehrbar und redlich hat es seine Aufgabe bis zur Vertreibung erfüllt.

Allenberg Papierfabrik Margarinefabrik



Boydak Floß entlang den Uferweiden

Die Wirtschaft und ländliche Industrie

Von Kurt Dieckert/Werner Lippke

In wirtschaftlicher Hinsicht stand im Kreise an erster Stelle die Land- und Forstwirtschaft. Hiervon waren in hohem Maße beeinflußt das Handwerk und industrielle Unternehmen. Das Handwerk arbeitete hauptsächlich für die größeren und kleineren Betriebe der Güter und Bauernhöfe. Erwähnenswert ist, daß fast sämtliche der größeren Güter ihre eigenen Handwerker, wie Stellmacher, Schmied, Schlosser, Tischler, Sattler und auch Maurer, hatten. Diese sorgten in Kleinbetrieben für den Eigenbedarf des Gutes und für die nähere Umgebung. Bis in dieses Jahrhundert hinein wurden in Kleinbetrieben noch im Handstrichverfahren Ziegel für das Gut oder die umliegenden Dörfer hergestellt. Auch gutseigene Mühlenbetriebe waren keine Seltenheit. Schon größere Bauern hatten eine Schrotmühle; es gab eine Windmühle, die zum Gut gehörte (z. B. Sanditten), oder gar eine Wassermühle, z. B. in Friederikenruh und in Alt-Wehlau, eine Ölmühle in Gr.-Neumühl.

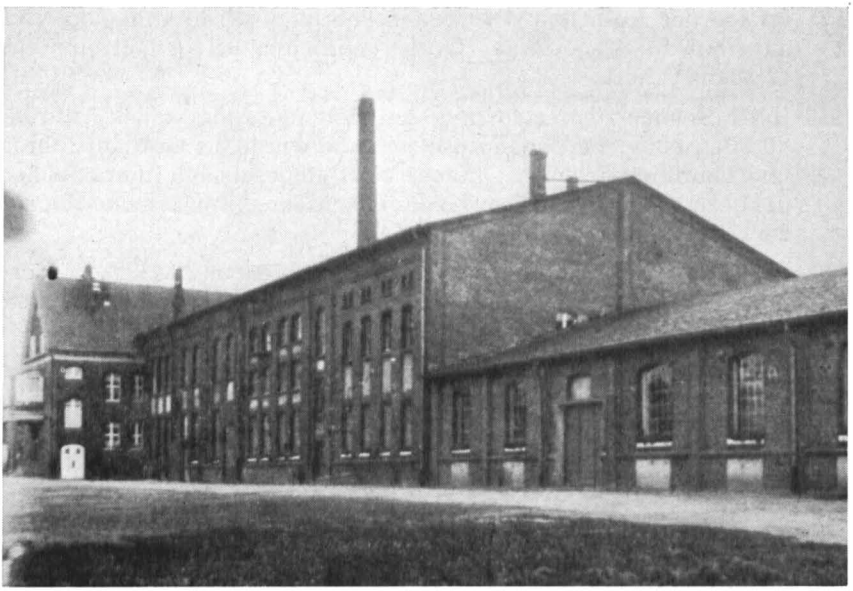
Die Nähe der Großstadt Königsberg, nur 50 km von Wehlau entfernt, mit guten Verkehrsverbindungen dorthin, wirkte sich für den Handel mit allen Verkehrsgütern derart aus, daß die land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnisse z. T. unmittelbar dorthin geliefert wurden und daß andererseits Einkäufe von landwirtschaftlichen Maschinen und sonstiger preishoher Gebrauchsgegenstände von dort ohne den örtlichen Zwischenhandel bezogen wurden.

Die im Kreise eingesessene Industrie verarbeitete die ländlichen und forstlichen Erzeugnisse. Es waren dieses die Mahlmühlen, die Sägewerke, die Molkereien. Neben der Buttererzeugung war es besonders die Käseproduktion (Tilsiter Käse), die diese Meiereien betrieben.

Die An- und Verkaufsgenossenschaften der drei Städte besorgten weitgehend den Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, belieferten die Landwirtschaft mit Düngemitteln, Saaten, Futtermitteln . . ., und die Raiffeisenkassen mit Zweigstellen in den größeren Dörfern dienten der Abwicklung der Geld- und Kreditgeschäfte.

Es gab größere Meiereien in den drei Städten Wehlau, Allenburg und Tapiau-Kleinhof mit Filialen von Kleinhof in Langendorf, Goldbach und Reipen.

Die ländlichen kleineren Meiereien gingen vielfach im Zuge von Zusammenlegungen ein. So hat z. B. in Groß-Nuhr die Meierei nur bis 1914 bestanden, die Bürgersdorfer Meierei (Otto Neumann) ging 1938/39 ein, ebenfalls die Molkereien in Kl.-Ponnau, Parnehnen, Plibischken und Kuckers. Sie wurden dem Einzugsgebiet Guttschallen zugeschlagen. So blieben nur noch wenige Meiereien übrig, die recht weit ab von den



„Natura-Glücksklee"-Milchwerk Allenburg

Städten lagen, wie Guttschallen bei Schirrau (Domscheit) und Nickelsdort (Soll).

Der bedeutendste milchverarbeitende Betrieb im Kreise war die „Natura" in Allenburg, unweit des Bahnhofs gelegen und mit Gleisanschluß versehen. Der Direktor und Betriebsleiter, Oberingenieur i. R. Hellmuth Möhrke, gibt folgende Darstellung der Entwicklung dieses Werkes:

1913 Errichtung einer Konservenfabrik, Herstellung von Meiereiprodukten, Kondensmilch usw. Bezeichnung: „Natura-Milch-Exportges. m. b. H." Inhaber und Vorsitzender des Aufsichtsrates Kommerzienrat Karl Bosch, Berlin.

1914 Nach kurzem Betrieb Vernichtung der Fabrik bis auf die Grundmauern durch die Russen.

1915 Wiederaufbau der Fabrik. Belegschaft etwa 40 bis 50 Mann. Außer Butter und Käse wurde gezuckerte kondensierte Magermilch hergestellt, die zur Eisfabrikation Verwendung fand und auch an die Schokoladenfabriken geliefert wurde. Erzeugnisse gingen zum Teil ins Ausland bis nach Japan.

1924 Maschinen für die Nudelfabrikation wurden angeschafft. Nach kurzer Zeit wurde die Fabrikation wieder eingestellt, da der Absatz wie vorgesehen für Ostpreußen zu gering war.

1931 Infolge der Absatzschwierigkeiten Fabrik zum Teil stillgelegt und nur noch drei Tage in der Woche gearbeitet. Belegschaft ging auf 12 Mann zurück.

1933 Durch Kommerzienrat Bosch erhielt Hellmuth Möhrke den Auftrag, den Betrieb wieder ingangzusetzen, und wurde als Geschäftsführer und Fabrikleiter am 1. Oktober 1933 eingesetzt. Er führte außer der gezuckerten Kondensmilch die Tubensahne (Kaffeesahne 10 Prozent) in Aluminiumtuben ein.

1934 Belegschaft hatte 100 bis 120 Männer, Frauen und Mädchen. Verarbeitet wurden pro Tag über 30 000 kg Magermilch, die von den Molkereien Bartenstein, Domnau, Schippenbeil und Barten bezogen wurden.

1934 Von Tubensahne wurden pro Tag über 100 000 Tuben hergestellt. Sämtliche Produkte wurden ausschließlich in Deutschland verbraucht.

1938 starb Kommerzienrat Bosch; Ende des Jahres ging der Betrieb in Besitz der Glückskleemilch-Ges. m. b. H. Hamburg über und hieß fortan: „Glückskklee-Milchges. m. b. H. Hamburg", Werk Allenburg (Ostpreußen).

Herr Möhrke wurde weiterhin als Fabrikleiter bestätigt. Die Fabrik sollte vergrößert und die Produktion um das Doppelte gesteigert werden. Ferner war vorgesehen, auch ungezuckerte Kondensmilch herzustellen. Durch den Krieg wurden alle Pläne zerstört.

1945 am 21. Januar verließ ich als Letzter die Fabrik. Mein Lebenswerk, die Fabrik als größte Kondensmilchfabrik Ostpreußens auszubauen, war vernichtet. Heute liegt die Fabrik in Trümmern, sämtliche Maschinen, Kessel usw. wurden nach Rußland abtransportiert, vieles ist unterwegs liegengeblieben.

Der geologische Aufbau im Kreisgebiet mit guten Lehmvorkommen und Kiesablagerungen gestattete den Ausbau derartiger Förderungs- und Herstellungswerke. Bereits der Ritterorden hatte das Herstellen von handgestrichenen Ziegeln zunächst nur für seine eigenen Bauten eingeführt. Der Brand erfolgte meist bei Lehmvorkommen an Ort und Stelle in Gruben mit Holzfeuer. Erst ganz allmählich bildeten sich fabrikmäßige Produktionsstätten heraus, die dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Erfindung schwerer Aufbereitungsmaschinen und der Strangpresse zur Abkehr von dem bisherigen Handstrichverfahren führte. Der Rundbrennofen und die vorangegangene Vortrocknung der Rohziegel waren weitere Wegbereiter des maschinellen Verfahrens. Jedoch gab es bis zum Ersten Weltkrieg noch allerorts, wie schon oben erwähnt, kleinere Gutsbetriebe für Handstrichziegel, die jedenfalls, was das Aussehen anbelangt, mit ihrer etwas rauhen und abwechslungsreichen Oberfläche dem Backsteinbau und Rohbau ein interessanteres Bild boten. Es

mag von Interesse sein, daß z. B. als Verblender beim Wiederaufbau der Ordenskirche in Allenburg auch Handstrichsteine gewählt wurden.

Kalk- und Zementbrennereien gab es in Ostpreußen nicht, jedoch wurde früher „Wiesenkalk" zum Mauern dort, wo er anfiel, und gewiß auch im Kreise Wehlau verwandt.

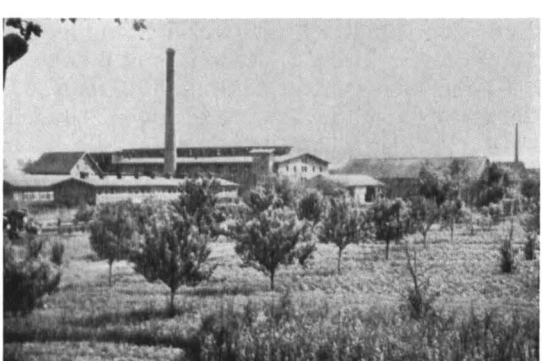
Besonders im Pregelgebiet gab es Sand- und Kiesgruben mit günstigen Wassertransportmöglichkeiten. Kies wurde gewonnen in Puschdorf (schon jenseits der Kreisgrenze) und in Lindendorf. Das Vorhandensein von Findlingen reichte für den örtlichen Bedarf aus, jedoch nicht für die Anlage von Steinbrechern, wie etwa im „steinreichen" Masuren.

Die größeren Ziegeleien stellten neben Backsteinen und Dachpfannen auch Drainröhren her, die besonders für das Drainieren der schweren Böden benötigt wurden.

Neben Holz bildete der ungebrannte Lehm in Form von Lehmsteigen, Lehmpisé zur Ausfachung (Fachwerkbauten) in Verbindung mit Strauchwerk bis ins 19. Jahrhundert den Hauptbaustoff. — Eine Kalksandsteinfabrikation konnte in dem lehmgesegneten Kreis nicht aufkommen.

An größeren Ziegeleien waren vorhanden:

Die Allemannia-Werke in Richau. Sie gehörten einer Aktiengesellschaft mit Sitz in Stettin. Diese Gesellschaft betrieb in Pommern und Schlesien noch mehrere Ziegeleien. Es wurden in Richau Lehmziegel, Dachpfannen und Drainröhren hergestellt. Der benötigte Sand wurde von der anderen Alleseite von Friedrich Mohr, Gr.-Nuhr, bezogen. Der Sand wurde aus der Grube mit Loren, von Loks gezogen, an die Alle gebracht. Dort wurde er auf Boydak-Kähne geladen, die am anderen Ufer wiederum auf Loren entluden und zum Werk fuhren. Die Ziegelei Allemannia mit zwei großen, einem kleinen Schornstein und vier Öfen war die größte Ziegelei in Ostpreußen und produzierte 13 bis 15 Millionen Ziegel



Ziegelei Ernst Breuhammer, Kl. Nuhr

(Mauersteine), 7 bis 8 Millionen Dachpfannen und 12 Millionen Drainröhren. Sie hatte Sommer- und Winterbetrieb. Es gab elektrische Trockenanlagen, und in allem war es ein moderner, rationell arbeitender Betrieb. Die Erzeugnisse wurden hauptsächlich mit Schiffen nach Frankreich, England, Norwegen, Schweden, ins Baltikum und nach Rußland exportiert. Die Ziegelei besaß den eigenen Dampfer „Deutschland". Der letzte Kapitän, Franz Klein, hatte das „Patent für große Fahrt". Die Ziegel wurden in Königsberg in seegehende Schiffe umgeladen. Das Allemannia-Werk war bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, also noch 1945, in Betrieb und fiel unversehrt in russische Hand. Der Russe hat, wie die letzten Groß-Nuhrer berichteten, sofort weiterarbeiten lassen.

In Groß-Nuhr hat es bis 1923 eine Ziegelei gegeben. Sie gehörte Herrn Mohr und wurde abgebrochen.

In Klein-Nuhr arbeitete die Ziegelei des Besitzers Ernst Breuhammer. Bis etwa 1900 wurden die Ziegel im Handstrichverfahren hergestellt. Die Gesellschaft Königsberger Kaufleute erwarb den alten Betrieb 1900, baute einen zweiten modernen Ofen und stellte auf maschinelle Herstellung um. Damals wurden auch Klinkersteine gebrannt. Als Breuhammer 1936 die Ziegelei erwarb, stand sie schon längere Zeit still. Sie wurde elektrifiziert und für automatischen Betrieb eingerichtet. Es wurden rote Ziegel, Dachpfannen, Hohlsteine und vor allem Drainröhren, die von anerkannter Qualität waren, hergestellt. Die jährliche Produktion beider Öfen erbrachte 7 Millionen Ziegeleinheiten, davon 50 Prozent Vollsteine, 50 Prozent dünnwandige Fabrikate, Dachpfannen, Röhren, Hohlsteine. In dem ein Kilometer entfernten Lehmstich wurde mit Baggern gearbeitet. Eine Diesellok brachte die Loren zur Ziegelei. Am Ende des Ringofens waren im Erdgeschoß die Sümpfe für den Lehm, der zu Hohlware verarbeitet wurde. Im Keller waren Stachelwalzwerk, Glattwalzwerk, Ziegelpresse. Mit dem Elevator wurde der Lehm ins obere Stockwerk befördert. Dort standen Kollergang, Pressen und automatischer Abschneider. Die trockene Hohlware im Norden und Süden des Gebäudes wurde zum Ringofen mit zwei Fahrstühlen gebracht. Sämtliche Trockenräume waren durch Rippenrohre mit dem Abdampf der Antriebslokomobile beheizbar. Der erste Ringofen: Länge 62,30 m, Tiefe 23,60 m, Höhe 8,50 m, der zweite Ringofen: Länge 42,00 m, Tiefe 14,00 m, Höhe 3,30 m. — Die fertigen Ziegel wurden fast alle mit eigenen Lkws zu den Baustellen gefahren; nur ein kleiner Teil wurde per Bahn befördert.

In Schön-Nuhr bestand bis 1924 die Ziegelei des Besitzers Schober. In Neumühl, unweit Allenburg, befand sich die Ziegelei mit Landwirtschaft des Besitzers Goerke, später dessen Schwiegersohns Fleischer. Ferner gab es gutseigene Ziegeleien in Sanditten, Rockeimswalde (Handbetrieb) und in Kirkenau bei Popehnen, in Potawern und Koppershagen; letztere sind zwischen den beiden Weltkriegen eingegangen. — Bei

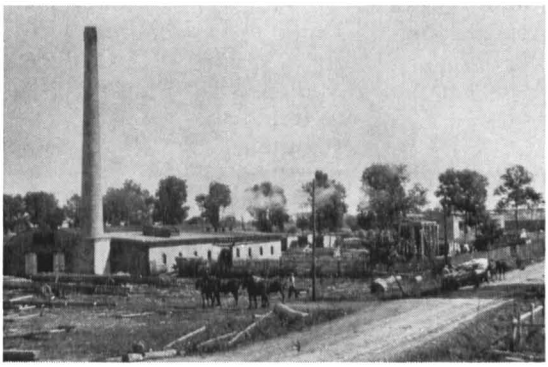
Goldbach waren zwei Ziegeleien, eine des Besitzers Hoth, Garbeninken, ein alter Betrieb mit Landwirtschaft verbunden, und die Ziegelei Scheffler in Karpau, die in den zwanziger Jahren modernisiert wurde. — In Heinrichshof zwischen Tapiau und Moterau war eine kleinere Ziegelei. Dort wurden früher Bausteine mit einer Pferdepresse und Dachsteine im Handstrichverfahren hergestellt. Sie ist schließlich stillgelegt worden. — Bei Genslaß, in Zinnau am Pregel, gab es ein Ziegelwerk, das aber nicht mehr im Betrieb war. Ebenfalls wurden die Ziegelei Auerbach, Besitzer Nolde im Kirchspiel Plibischken, und in Wachlacken, Besitzer Schweiger, in der Mitte der dreißiger Jahre stillgelegt. — Abschließend sei noch das recht bedeutende Ziegelwerk Linkehnen bei Gauleden an der westlichen Kreisgrenze genannt, das unmittelbar an der Hauptbahn Königsberg—Insterburg lag.

Übersicht der Säge- und Hobelwerke im Kreise Wehlau

Forsteigene Sägewerke sollen im Kreise Wehlau nicht bestanden haben. Es gab auch keine Import-Sägewerke. Es wurde nur Holz aus den umliegenden Forsten verarbeitet. Floßholz schnitten nur zwei Firmen und das auch nur in geringen Mengen die Viktoria-Mühle in Wehlau und noch etwa bis zum Zweiten Weltkriege die Fa. Simon und Bethke in Tapiau. Mit Rundholz waren die Betriebe immer gut versorgt. Die Anfuhr aus den Wäldern betrug nur 5 bis 20 Kilometer. — Die nachstehende Übersicht der Sägewerke ergibt folgendes Bild:

Wehlau: Viktoria-Mühle, Inh. Steiner, 1 Vollgatter, 1 Horizontalgatter und 1 vierseitige Hobelmaschine; — Sägewerk Liedtke, Abbau Bürgersdorf, Inh. M. Liedtke, 2 Vollgatter; — Sägewerk Frisch, Inh. Fritz Frisch, 1 Vollgatter, 1 Horizontalgatter, 1 vierseitige Hobelmaschine.

Tapiau: Sägewerk Simon & Bethke, Inh. Bethke, 2 Vollgatter, 1 Horizontalgatter, 1 vierseitige Hobelmaschine; — Sägewerk Störmer & Hart-



Sägewerk des Gutes Leißienen Inh. von Boddien

mann, Inh. Stoermer u. Hartmann, 2 Vollgatter, 1 vierseitige Hobelmaschine. — Sägewerk Binting, Inh. Binting, 2 Vollgatter.

Goldbach: Sägewerk und Tischlerei Emil Becker, 1 Vollgatter.

Irglacken: Sägewerk Schatz, Inh. Schatz, Lohnschnitt.

Pomedien: Gutssägewerk für den eigenen Bedarf, 1 Vollgatter.

Ratswalde-Gut: Sägewerk Raimer, 1 Vollgatter für eigenen Bedarf.

Grünlinde: Sägewerk Frisch, Inh. Kurt Frisch, 1 Vollgatter und 1 vierseitige Hobelmaschine.

Brandlacken: Sägewerk Busch, Inh. Busch, 1 Vollgatter, Lohnschnitt.

Gr.-Ponnau: Sägewerk Wisboreit, Inh. Wisboreit, 1 Vollgatter, Lohnschnitt.

Guttschallen: Sägewerk Bröker, Inh. Horst Bröker, 2 Vollgatter, 1 vierseitige Hobelmaschine.

Piaten: Sägewerk Grigull, Inh. Grigull, 1 Vollgatter, 1 Horizontalgatter, Lohnschnitt.

Leißienen: Sägewerk von Boddien, Inh. von Boddien, 1 Vollgatter, ?.

Allenburg: Sägewerk Schirrmacher, Inh. Schirrmacher, 1 Vollgatter, 1 vierseitige Hobelmaschine; — Sägewerk Angermann, Inh. Angermann, 1 Vollgatter.

Die folgende Übersicht soll am Beispiel der Löbenichtschen Hospitalforst bei Kl.-Nuhr aufzeigen, wohin das anfallende Holz geliefert wurde und wie es verarbeitet wurde.

Holzart	Verarbeitung	Transport: Bahn, Kahn, Floß, Straße	Wohin, Firma
Fichte, 1 m lang	Papier	Bahn, Kahn	Papierfabrik Feldmühle, Tilsit
Fichte, Rollen Knüppel, Kloben	Packpapier	Straße, Pferdewagen	Pinnauer Mühlen, Wehlau
Aspe, Kloben	Pappe	Bahn	Papierfabrik Feldmühle, Tilsit
Aspe, Langholz	Mullen, Getreideschaufeln	Straße	Paul Kurschat, Kl.-Nuhr
Aspe, Langholz	Streichhölzer	Bahn	Streichholzfabrik Allenstein
Fichte, 1,5 bis 2,5 m lang	Grubenholz	Bahn	Ruhrgebiet
Eiche, Langholz A	Furnierholz	Bahn	Furnierfabrik Rottleberode im Harz
Eiche,	Waggonholz	Bahn, Floß	Waggonfabrik Steinfurth,

Langholz B			Königsberg (Pr)
Birken, Rollen und Langholz	Spulchenholz	Bahn	Fa. Ruhnau, Königsberg (Pr)
Fichten, Langholz	Bauholz	Straße	Sägewerk Steiner, Wehlau
Esche	Möbelholz und für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte		Sägewerk Liedtke, Abbau Wehlau und andere verschiedene Firmen
Erle	Bleistifte, Besenstiele, Forkenstiele		Andere nicht mehr bekannte Firmen

Aufgestellt von Fritz Rehberg, Revierförster a. D.

Der letzte Innungsmeister des Mühlenhandwerks im Kreis Wehlau, Ernst Deutschmann, berichtet zunächst mit einem geschichtlichen Rückblick über seine Zunft: Der Ritterorden brachte die Wasserkunst und die Mühlenkunst ins Preußenland. Im Weichselland, Ermland, Oberland entstanden die ersten Wassermühlen. Mancher Standort einer Burg wurde von der Möglichkeit des Betriebes einer Wassermühle bestimmt.

Die im mittelalterlichen Haushalt gebräuchlichen Handmühlen waren die Vorläufer des Mahlganges. Die Menschenhand wurde dann ersetzt durch Ochsen- und Pferdekraft, bis schließlich die Wasserkraft den Antrieb übernahm. Jahrhunderte trieb sie die Mühlwerke. Erst vor rund 200 Jahren wurde der Wind als mechanische Kraft nutzbar gemacht. 1784 wurde die erste Windmühle gebaut. Die Schweden entwickelten die Bockmühle, wie sie auch vielfach in Ostpreußen gebräuchlich war. Die Holländermühle diente als Schöpfmühle der Entwässerung (Weichselniederung) und damit der Fruchtbarmachung von Niederungen und als Mahlmühle. Windmühlen waren auch im Kreis Wehlau eine ideale Ergänzung der Wassermühlen. So standen z. B. in Kellermühle, Doben (Freudenberg), Goldbach, Alt-Wehlau und Gr.-Neumühl bei Allenburg neben der Wassermühle auch eine Windmühle. Wenn das Wasser knapp war, gab es eben den Wind. Die Ausnutzung des Windes ermöglichte ein besseres Haushalten mit dem naturgegebenen Wasservorrat. Gab es wenig Wasser und auch keinen Wind, blickte man sorgenvoll zum Himmel. Daher wurde noch bis zum Ersten Weltkrieg in den Kirchen die Bitte um Wind und Wasser für Schiffe und Mühlen in die Fürbitte mit eingeschlossen. Erst 1830 wurde die Dampfkraft auch für Mühlen allmählich nutzbar gemacht.

Gerade im Müllerhandwerk legte man Wert darauf, daß die Müllerburschen auf Wanderschaft gingen, um berufliches Wissen und Erfahrungen zu sammeln. Wandern war daher Pflicht. Man konnte nicht Meister werden, ohne sein Wanderbuch vorzulegen; denn hier waren die Wanderrouten, Herbergsstempel, ausgezahltes Zehrgeld, kurze Arbeitsauf-

nahmen u. a. m. eingetragen. Eine Wander- und Herbergsordnung war die verbindliche Richtschnur für die wandernden Gesellen. So ist es verständlich, daß viele Wanderlieder das Mühlen- und Müllerhandwerk besingen. Trat ein wandernder Müller in eine Mühle ein, so wurde der Müllergruß entboten: „Glück zu! — Ein wandernder Müller, — schönen Gruß vom nächsten Meister und seinem Gesellen." — Dabei steckte er seinen Wanderstab in die dritte Stufe der Treppe. Dieses war das geheime Zeichen, ein rechter Müller zu sein; sonst könnte ja jeder Schuster und Schneider kommen. — Noch zwischen den Weltkriegen kam ein wandernder älterer Müller, namens Maibaum, regelmäßig zu uns. Auch ihn hielt es sommers nicht zu Hause, und er brachte Grüße von den umliegenden Mühlen und mancherlei Neuigkeiten aus den verschiedenen Müllerfamilien. Die unbeweibten Gesellen machte er auf dieses oder jenes blonde Müllerstöchterlein aufmerksam und er nahm kein Pfennig Zehrgeld an.

In unserem Kreis gab es 1900 etwa 50 bis 60 Mühlen, davon waren die meisten Windmühlen. Eine große Zahl dieser Mühlen wurde im Ersten Weltkrieg beim Russeneinfall zerstört. Man sah noch vor 1914 von der Grünhayner Windmühle neun Mühlen ihre Fluegel drehen und nach dem Russeneinfall waren es nur noch drei. Auch in der Folgezeit stellten viele



Holländermühle im Kreis Wehlau

Mühlen ihren Betrieb ein, so daß 1935 nur noch 34 Mühlen vorhanden waren. Da die meisten Mühlenbesitzer gleichzeitig einen Bauernhof bewirtschafteten, war es nicht sehr tragisch, wenn die Mühle stillgelegt wurde.

Übersicht der Mühlen des Kreises Wehlau im Zeitpunkt der Vertreibung, aus dem Gedächtnis erstellt von Ernst Deutschmann:

*1.	Pinnauer Mühlenwerke AG	Wehlau	Wasser und Dampf
*2.	Freund	Wehlau	Motor
*3.	Mikuteit	Tapiau	Dampf
*4.	Zimmermann	Tapiau	Motor
5.	Godau	Tapiau	Motor
*6.	Angermann	Allenburg	Motor und Wasser
7.	Deutschmann	Allenburg	Motor
*8.	Neumann	Gr.-Engelau	Motor
*9.	Neumann	Krugdorf	Motor und Wind
*10.	Kasten	Eichen	Motor und Wasser (seit 1925 außer Betrieb)
*11.	Papin	Schiewenau	Motor und Wind
12.	Ising	Biothen	Motor und Wind
13.	Rosenski	Pregelswalde	Motor
*14.	Saat	Irglacken	Motor (nach dem Ersten Weltkrieg zeitlang Ölmühle)
*15.	Galein	Goldbach	Motor und Wasser
16.	Perner	Gr.-Fritschienen	Motor
17.	Hartung	Taplacken	Motor und Wind
18.	Nickel	Warnien	Motor und Wind
19.	Monzin	Kawerninken	Motor und Wind
20.	Liedtke	Reinlacken	Motor und Wind
21.	Kaiser	Kuglacken	Motor und Wind
22.	Teuke	Wilkendorf	Motor und Wind
23.	A. Tobleck	Poppendorf	Motor
24.	R. Tobleck	Weißensee	Motor und Wind
25.	R. Deutschmann	Grünhayn	Motor und Wind
26.	Freitag	Michelau	Motor und Wind
*27.	Bröcker	Guttschallen	Motor und Dampf
*28.	Frisch	Grünlinde	Dampf
29.	Klewitz	Imten	Motor und Wind
30.	Dölps	Ponnau	Motor
31.	Werneier	Plompen	Wind
32.	Steiniger	Alt-Wehlau	Wasser
33.	Dr. Germann	Neumühl	Wasser
34.	Funk	Friederikenruh	Wasser und Motor
35.	Wittenberg	Fuchshügel	Wind

Erläuterungen:

Nr. 32 und 33 deckten nur den eigenen Bedarf.

Nr. 34 hatte seinen Betrieb umgestellt auf Drechslerarbeiten, Schippenstiele, sonstige Stiele, — Großaufträge, Heeresaufträge. Die Mühlen mit dem * vor der Nummer stellten typengerechte Mehle her. Alle anderen Mühlen stellten nur Type 2000 (Backschrot) her. Alle Mühlen deckten den Bedarf an Futterschrot in Lohn und Handel[1]. Die nicht Mehl herstellenden Mühlen bezogen dieses von den mit * bezeichneten Mühlen.

Die Kontingente wurden für die Mühlen in den 20er Jahren festgelegt. — Die Mühlen waren in der „Vereinigung der Roggen- und Weizenmühlen" zusammengeschlossen. Zweck dieser Vereinigung, der halbamtliches Recht zuerkannt und die von Handels- und Handwerkskammer gefördert wurde, war es, daß jeder Mühle im Rahmen ihrer Kapazität ein Kontingent zuerkannt wurde (Menge in Tonnen), welches sie nicht überschreiten durfte. Zwei Drittel der Mühlenkapazität reichten aus, um den Bedarf zu decken, und so wurde als Kontingent diese Zwei-Drittel-Menge jeder Mühle zugeteilt. Die Mühlen des Kreises hatten insgesamt ein Kontingent von etwa 6500 Tonnen. Hierin sind nicht enthalten die Pinnauer Mühlenwerke AG, die eine Sonderstellung einnahmen.

Mustergültige Mühlen waren die Windmühlen Neumann, Krugdorf, und Papin, Schiewenau. Ihr Flügelkreuz war mit Drehhecks und sogenannten Neufikanten ausgerüstet (nach Ing. Libau). Mit dieser Neuerung wurde ein bedeutend höherer Wirkungsgrad erzielt als mit den herkömmlichen Ruten (Windmühlenflügeln).

Zur Papinschen Mühle gehörte auch eine Bäckerei, die Brot nach Tapiau und Königsberg verkaufte.

Funk, Friederikenruh, hatte seine Mühle in eine Stuhlwarenfabrik umgewandelt, moderne Maschinen aufgestellt und stellte Stiele aller Art her für Garten- und Arbeitsgeräte wie Schaufeln, Spaten, Besen und auch für Handgranaten.

Die letzte Windmühle im Kreise wurde 1922 in Grünhayn gebaut, weil die 1820 erbaute Mühle 1914 zerstört wurde. Von 1935 an stand sie unter Denkmalsschutz. Die Familie Deutschmann hatte schon vor 1820 die Gerechtsame zum Betrieb einer Ölmühle mit drei Joch Ochsen (ein Joch gleich drei Ochsen); denn seit altersher war es notwendig, Flachs anzubauen. Flachs und Wolle benötigte man zur Herstellung von Linnen und Bekleidung, und das Öl brauchte man zur Beleuchtung. Als aber Petroleum und Webwaren auf den Markt kamen und zu erschwinglichen Preisen angeboten wurden, ging der Anbau von Ölsaaten zurück und die kleinen Ölmühlchen stellten ihren Betrieb ein; so auch die Ölmühle

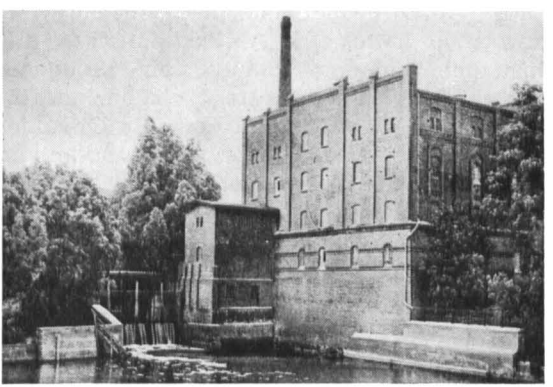
[1]) Erläuterung „in Lohn und Handel": „In Lohn": Der Bauer brachte sein Futtergetreide zur Mühle, ließ es schroten, nahm das Futterschrot mit nach Hause und zahlte dem Müller den Schrotlohn. „In Handel": Die Mühle kaufte Futtergetreide, schrotete es und verkaufte das Futterschrot an Mästereien, Bauern und Kleintierhalter.

Grünhayn etwa im Jahre 1850. In Gr.-Neumühl, in der alten Wassermühle am Omet-Mühlenteich, stand noch ein Kollergang, stummer Zeuge einer ehemaligen Ölmühle.

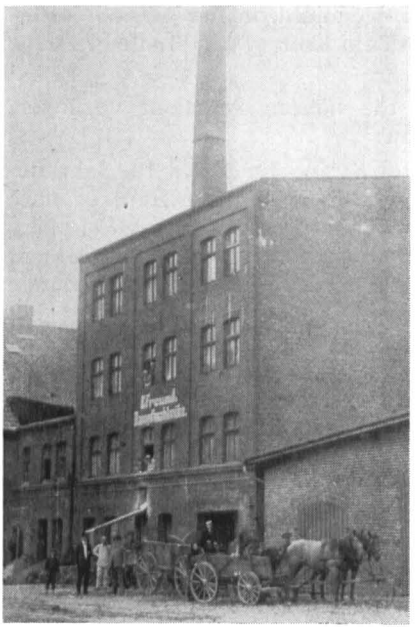
Zwei größere Dampfmühlen, über die nähere Angaben vorliegen, befanden sich in Allenburg und Wehlau:

In Allenburg hatte der Müllermeister Syring Ende des 19. Jahrhunderts an der Schwöne, nordostwärts der Stadt an der Chaussee nach Eiserwagen, eine Wassermühle mit Turbinen erbaut. Diese Mühle ging 1897 in den Besitz des Isidor Anker (Jude) über. Der neue Eigentümer überbaute die Mühle mit einem vierstöckigen modernen Mühlengebäude und schuf Einrichtungen für Wasserkraft und Dampfantrieb. Eine auf dem Grundstück stehende alte Windmühle wurde um diese Zeit abgebrochen. Es entstanden in offenem Rechteck große Speichergebäude, Stallungen mit Einliegerwohnungen für Angehörige des Betriebes. In späterer Zeit baute der Besitzer auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Sägewerk. Diese Mühle, zuletzt im Besitz von Angermann, ist 1945 unbeschädigt gleich nach der Besetzung von den Russen wieder in Betrieb genommen worden.

In Wehlau befand sich die Dampfmühle Freund ostwärts der Speicherzeile am Pregel. Sie war 1929 von der MIAG wieder aufgebaut worden. Die alte Dampfmühle war zuvor abgebrannt. Die neue Mühle wurde mit Dieselmotor getrieben, 80 bis 100 PS, und war mit Elektromotor als Reservekraftmaschine ausgestattet. Sie hatte vier doppelte Walzenstühle und zwei oder drei Mahlgänge. Diese Bestückung gab es auch bei der Ankerschen Mühle, später Angermann in Allenburg, bei den Mühlen Mikuteit, Tapiau, und Bröcker, Guttschallen. Die moderne Freundsche Mühle hatte lediglich größere Walzenlängen. Das Kontingent dieser Mühle betrug ca. 800 bis 1000 Tonnen. Es wurde ein umfangreicher Landhandel betrieben. Der monatliche Umsatz betrug etwa 750 000 DM.



In Allenburg: Mühle Anker, zuletzt Angermann Turbinen und Dampf, Rückseite der Mühle an der Schwöne mit Wehr und Turbinenhaus



Dampfmühle Freund, Wehlau

Es waren 13 Angestellte und Arbeiter tätig. Der Handelswert der Mühle 1940 betrug etwa 350 000 RM. Die Inhaber waren Minna und Fritz Freund (1942 im Osten gefallen).

„Die Pinnauer Mühlenwerke")*

in Wehlau gelegen, ca. 2 km oberhalb der Allemündung, gehen zurück auf ein Privileg, das dem Königsberger Joh. Kaspar Dietrich 1766 erteilt wurde. Es wurde aus der bestehenden Mahlmühle eine Ölmühle gemacht. Ab 1870 übernahm, nachdem die Mühle vielfältig den Besitzer gewechselt hatte, eine Aktiengesellschaft die Pinnauer Mühlenwerke. Dazu gehörten eine Ölmühle, eine Roggenmühle, eine Weizenmühle und eine Sägemühle. Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ließ die Aktiengesellschaft die Ölmühle eingehen. Es wurde eine Holzschleiferei und 1904 noch eine Braunholzpapierfabrik eingerichtet. Die Mahlmühlen verarbeiteten täglich ca. 30 Tonnen Roggen, 30 Tonnen Weizen zu Mehl. Der größte Teil des Mehls blieb in der Provinz. Es wurde aber auch Mehl versandt nach Skandinavien, Finnland und nach dem Rheinland. Die Triebkraft für die Werke lieferte die Alle (Turbinen), die durch ein Wehr angestaut war; jedoch wurde das Werk ergänzend auch mit Dampf betrieben. Die Pinnauer Mühlenwerke wurden nur noch

*) nach Ambrassat „Die Provinz Ostpreußen" J. H. Bon's Verlag, Königsberg (Pr) 1911.



Ältere Gesamtansicht der Pinnauer Mühlenwerke, etwa 1890

von der 1890 in Betrieb genommenen Walzmühle in Königsberg (Pr) an Größe übertroffen.

Eine neue Papierfabrik entstand unweit des alten „Kupferhammers" bei Allenberg im Rahmen der „Erich-Koch-Stiftung" nach 1933.

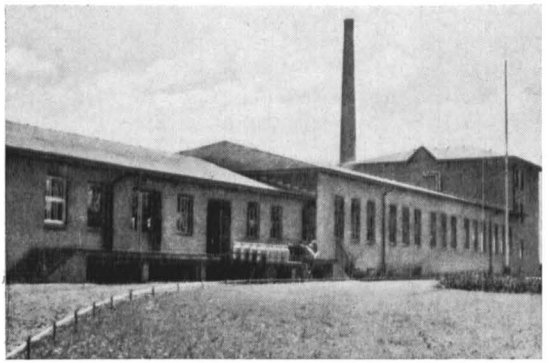
Zwischen Papierfabrik und besagtem Kupferhammer befand sich ein Fett- und Margarinewerk.

In Tapiau hat es Mitte des 19. Jahrhunderts noch sechs kleinere Mühlen gegeben. Auch wird von fünf Brauereien berichtet, die von den größeren Gasthäusern betrieben wurden. Diese Gaststätten brauten aber nur ein Braunbier. Braunbier war noch in den 20er und 30er Jahren ein beliebtes Getränk, das man in der Milchkanne vom Kaufmann holte und sogleich zum Abendessen austrank.

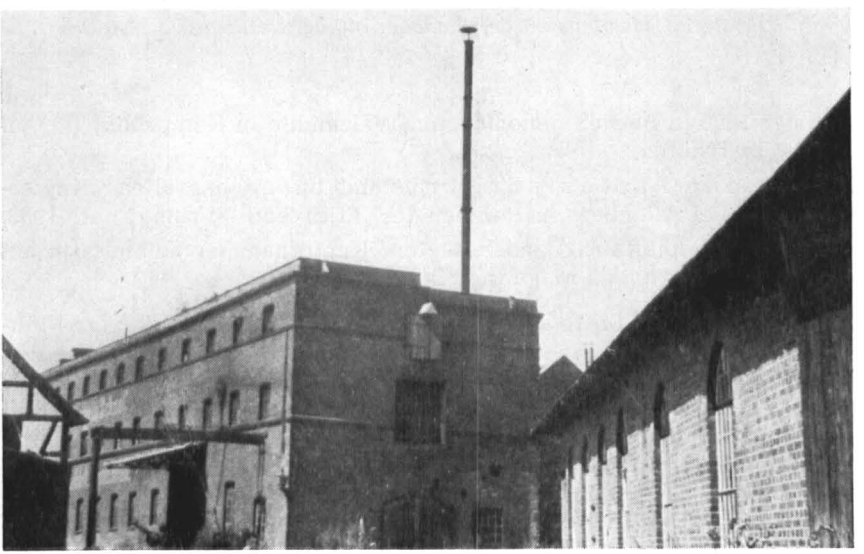
Am Ende des 19. Jahrhunderts waren die Zuckerfabrik und zwei Sägewerke die einzige Industrie in Tapiau. 1900 wurde die Zuckerfabrik aus Mangel an Zuckerrüben geschlossen. Auf dem Gelände der stillgelegten Zuckerfabrik hatten sich nach 1933 folgende Betriebe angesiedelt: eine Baubeschlagfabrik, eine Seifenfabrik, eine Rohrgewebefabrik. An der Chaussee nach Friedland war im Rahmen der „Erich-Koch-Stiftung" das Nährmittelwerk „Schüler-Hohelohe" nach 1933 entstanden.

In Tapiau hat es bis 1914 eine kleine Schiffswerft für Neubauten nahe dem Fährkrug gegeben. Eine Reparaturwerft wurde vom Inhaber Liebe bis 1945 neben der Gasanstalt betrieben. Sonst gab es hier keine eisenverarbeitende Industrie.

Erwähnenswert sind im Kreis lediglich zwei Maschinenfabriken und Gießereien, die die einzigen Unternehmen dieser Art waren: Eine Eisengießerei, Maschinenfabrik und Kesselschmiede wurde in Wehlau 1850 von Th. Ruhnau gegründet. Diese Fabrik befand sich in der Kl.-Vorstadt 1



Margarine- und Fettwerk bei Allenberg



Maschinenfabrik Menzel u. Schoof in Wehlau an der Langen Brücke (Pregel)

an der Langen Brücke über den Pregel. Anfang des Jahres 1905 übernahm der Werkmeister August Menzel den Betrieb. Th. Ruhnau verkaufte aus Altersgründen das Werk. Seitdem wurde es geführt von den Dipl.-Ingenieuren Julius Menzel, aus Mecklenburg kommend, und Ernst Schoof, Magdeburg. Die Fabrik befaßte sich mit der Spezialherstellung von Lokomobilen, fahrbare und stationäre von 8 bis 150 PS, und baute Dampfkessel und Pumpen. Die Modelle für die Gießerei wurden in eigener Tischlerei hergestellt. Brückenbauten, soweit sie vorkamen, wurden besonders für Masuren geliefert.

Das Werk beschäftigte im Schnitt ca. 180 Arbeiter. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm man auch landwirtschaftliche Maschinen in die Produktion auf. — Nach dem Tode von Julius Menzel und damit verbundener schwieriger Erbauseinandersetzungen sowie durch die wirtschaftlich schlechten Zeiten erloschen Firma und Fabrik Anfang der 30er Jahre.

In Wehlau befand sich die Maschinenfabrik Theodor Thomas. Sie wurde 1908 gegründet und 1916 in eine GmbH. umgewandelt. Technischer Meister war Willi Thomas, Walter Jordan der kaufmännische Leiter. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Fabrik bedeutend erweitert. Die Belegschaft zählte 50 bis 60 Mann, darunter Ingenieure und Werkmeister.

Es wurden in der Maschinenfabrik und Eisengießerei hergestellt: Kartoffeldämpfer, Kartoffelwaschmaschinen, Kultivatoren, Eggen und sonstiges landwirtschaftliches Gerät. Exportgeschäfte in die UdSSR ließen sich gut an, verloren aber späterhin an Bedeutung.

Die Erzeugnisse der Fabrik wurden regelmäßig auf der Ostmesse in Königsberg ausgestellt. Im Jahre 1924/25, der Zeit der Wirtschaftskrise, wurde die GmbH. aufgelöst und der Betrieb danach im verkleinerten Umfange durch Willi Thomas als Reparaturbetrieb weitergeführt.

In Allenburg hatten die Gebrüder Naß im 19. Jahrhundert eine Zündholzfabrik errichtet, die vom Kaufmann Hermann Kemsies erworben wurde. Außer den damals üblichen Phosphorzündhölzern wurden auch Tinte und Stiefelwichse hergestellt. Mit dem Aufkommen der Schwefelhölzer ging der Betrieb ein. Das Gebäude mit den stillgelegten Maschinen wurde beim Russeneinfall 1914 zerstört.

Die Zündhölzchen hatten außerdem wenig Anklang gefunden, da sie nicht gut anbrannten. So sagte man im Volksmund: Kein Wunder, wenn die Hölzchen nicht gut zünden; denn „Herr Naß" hat sie ja hergestellt! Und Herr Kemsies konnte das auch nicht besser machen, was Herr „Naß" da angerichtet hatte!

Die Verkehrsverhältnisse

Von Kurt Dieckert/Werner Lippke

Die älteste genauere Karte von Ostpreußen, nämlich die von Caspar Hennenberger aus dem Jahre 1576 zeigt zwar Ortschaften, Gewässer und Waldungen, jedoch keine Straßen und Wege, ein Zeichen dafür, daß diese dem Anfertiger von geringerer Bedeutung erschienen. Das gleiche gilt von den Karten des 17. Jahrhunderts, die alle mehr oder weniger auf die Karte von Hennenberger zurückgehen. Jedoch zeigen diese bereits die Brücken bei Tapiau, Wehlau und Allenburg, die Kreiskarte von Naronski um 1665 auch solche über kleinere Flußläufe. Erst im 18. Jahr-

hundert zeigen dann z. B. die Karten von Homann bereits wichtige Straßen, jedoch recht ungenau und unvollständig. So zeigt eine Homannsche Karte um 1710 eine Straße von Königsberg nördlich des Pregels, die über die Brücke bei Tapiau und dann südlich des Flusses nach Wehlau führte, um dann aufzuhören. In einer späteren Karte von 1731 ist dann diese Straße nicht mehr eingezeichnet. Erst die von Schrötter'schen Karten von 1810 weisen dann die damaligen Hauptstraßen und Wege auf. Aus ihnen ergibt sich die Führung der Straße von Königsberg nach Insterburg mit dem Abzweig nach Tilsit bei Taplacken.

Diese geringe Bewertung der Straßen hat ihren Grund in dem schlechten Zustand aller Wege in früherer Zeit. Zwar war der Deutsche Ritterorden von Anbeginn bemüht, die vorgefundenen Pfade zu verbessern, doch folgte nach seiner Entmachtung eine Zeit der Vernachlässigung der Verkehrsverhältnisse, die sich in den Berichten jener Zeit widerspiegelt. Angesichts dieser Verwahrlosung entschloß sich der damalige Kurfürst Friedrich III. zur Herausgabe eines Wege-Edikts von 1698, das eine Straßenbauverwaltung unter Landhofmeister von Perbandt schuf und die Kostenfrage klärte.

Eine wesentliche Verbesserung brachte die Einführung der fahrenden Posten sowie der Ausbau von Heerstraßen am Anfang des 18. Jahrhunderts. Besonders aber war es Friedrich Wilhelm I., dem an der Verbesserung der Straßen im Zusammenhang mit der Neubesiedlung der östlichen Teile Ostpreußens viel gelegen war. Das Wegeedikt von 1720 führte eine recht eindringliche Sprache, die dann auch den gewünschten Erfolg hatte. Allerdings waren die damals geschaffenen Straßen und Brücken, deren Breite auf mindest 20 Schuh, etwa 6 Meter, festgesetzt wurde, nicht mit den guten Kunststraßen unserer Zeit zu vergleichen. Auch handelte es sich nur um die bedeutenderen Verkehrsstraßen, während die Verbindungswege zwischen den Dörfern nach wie vor mangelhaft blieben.

Als besonders schlecht war in aller Munde die Straße, die von Allenburg über Schallen und Paterswalde nach Wehlau führte, und auf die der Volkswitz folgenden Vers dichtete:

Kömmst na Schalle, mots de knalle,
un best in Redde, denn wöll ick wedde,
du fahrscht dorch Leissine im Griene.
Kömmst noa Rockelheim,
schleit de Diewel drein.
Und kömmst de örscht no Paterswald,
so hefft de Diewel allet geholt.

Als noch schlechter wird wegen des undurchlässigen Lehmes die Straße auf dem rechten Alleufer von Allenburg über Kl.-Nuhr bezeichnet. Überhaupt war der Südteil des Kreises hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit

im Nachteil gegenüber dem Gebiet nördlich des Pregels mit seinen etwas milderen Böden.

Eine Quelle ewiger Klagen aber bildete der erbärmliche Zustand der Brücken, an denen das Kreisgebiet besonders reich ist. Der berüchtigten „Langen Brücke" bei Wehlau sei daher ein besonderes Kapitel gewidmet.

Wer aber die köstliche Beschreibung einer beschwerlichen Reise durch Westfalen von Johanna Schopenhauer, der Mutter des Philosophen, liest, kann sich damit trösten, daß damals die Verhältnisse im Westen Deutschlands auch nicht besser waren. Erst das 19. Jahrhundert schuf mit Kunststraßen nach französischem Muster und den Eisenbrücken statt der bisher üblichen Holzbrücken einen grundlegenden Wandel im Straßenbau.

Wurden bisher die Straßenbaukosten den Anliegern oder Kreisen aufgebürdet, so sprang jetzt Preußen selbst bei den „Staats-Chausseen" mit seinen eigenen Mitteln ein.

Nachdem 1827 die Straße von Elbing nach Königsberg als wichtigste Verbindung zum „Reich" fertiggestellt worden war, folgte in den Jahren 1830/31 der Bau der Staats-Chaussee Königsberg—Tapiau—Taplacken—Skaisgirren (Kreuzingen)—Tilsit, die in einer Länge von etwa 60 Kilometern mitten durch das Kreisgebiet führte und den Kreis verkehrsmäßig aufschloß. Die Führung dieser Straße hielt sich mit geringen Begradigungen an die alten durch Jahrhunderte bestehenden Verkehrswege.

Am 17. Juni wurde dann die Staats-Chaussee von Taplacken—Insterburg—Eydtkuhnen (Eydtkau) dem Verkehr übergeben. In Abweichung von der früheren Führung überschritt die Straße hinter Taplacken den Pregel und führt dann auf einem Damm über Norkitten—Waldhausen nach Insterburg, wodurch das Kirchspiel Plibischken eine etwas abseitige Verkehrslage erhielt. 1850—1854 erfolgte dann der Bau der Kunststraße von Allenburg nach Gerdauen und anschließend bis 1857 der von Allenburg nach Wehlau, gewissermaßen gerade vor Toresschluß angesichts des sich abzeichnenden Ausbaus eines Eisenbahnnetzes auch für Ostpreußen.

Zu erwähnen ist noch, daß die Benutzung der Staats-Chausseen gebührenpflichtig war, bis sie 1874 freigegeben wurden.

Durch das Dotationsgesetz vom 8. Juli 1875 wurde dann das Eigentum der Staatsstraßen den Provinzialverwaltungen übertragen. Der Pferdefuß daran war die Übernahme der Unterhaltungskosten. Einen Teil der ihr unterstellten Chausseen hat die Provinz dann den Kreisen gegen Zahlung eines Pauschalsatzes zur Verwaltung und Unterhaltung übergeben.

Mit Erlaß vom 2. April 1845 hatte die Regierung neben den Kommunen auch besonders die Kreise aufgefordert, unter finanzieller staatlicher

Beihilfe (Staatsprämie von 10 000 Taler je Meile) Chausseen in ihrem Bezirk zu bauen.

Trotz späterer wesentlicher Erhöhung dieser Beihilfe erlahmte der anfängliche Eifer bald wieder.

Ob und wann welche Straßen der Kreis Wehlau im 19. Jahrhundert gebaut hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Die wichtigsten Kreisstraßen scheinen erst nach 1900 durch den Kreis erstellt worden zu sein.

Für den Straßenverkehr spielten die Wehlauer Brücken eine besondere Rolle.

Brücken haben oft wechselvolle Schicksale. Das trifft auf die Brücken von Wehlau in besonderem Maße zu.

Betrachten wir zunächst das Schicksal der „Langen Brücke" über den Pregel, die ihren Namen sehr zu Recht trägt. Denn die Brücke, die sich auch über die Pregeltalwiesen hinzog, hatte immerhin die stattliche Länge von rund 300 Metern.

In einer Ordnung von 1526 war festgelegt, welche Hölzer von den einzelnen Städten und Ortschaften — darunter Ragnit — Insterburg — Tilsit — Saalau — Georgenburg — Norkitten — zum Brückenbau geliefert werden mußten. Geld zum Bau mußten auch die Amtsgebiete von



Die Lange Brücke (300 m) über den Pregel.
Erst 1880 in Eisen erbaut, mit sieben Bögen und neun Pfeilern

Tapiau, Taplacken und Laukischken geben, während der Brückenbelag zum Beispiel von Arbeitern aus dem Gebiet Tapiau und Taplacken ausgeführt werden mußte. Das Rammen der Pfähle wiederum fiel den Gebieten Ragnit, Tilsit und Insterburg zu.

Später wurden dann die Arbeiten nach Spezifikationen von 1631 und 1633 nach bestimmten Abschnitten der Brücke verteilt.

Wann die erste feste Brücke erbaut wurde, ist nicht feststellbar. Jedenfalls wurde sie 1458 während des Städtekrieges zerstört. Sofort wieder neu erbaut, mußte sie bereits 1460 einen Anschlag mit Feuerschiffen, die man brennend stromab treiben ließ, über sich ergehen lassen.

Aus dem Jahre 1580 berichtet die Stadtchronik von einem neuen Brückenbau, der jedoch 1612 bereits wieder notwendig wurde. Auf Drängen der Stadt Insterburg wurde dann 1624 ein Brückenteil mit einer Zugvorrichtung versehen, um auch größeren Schiffen die Durchfahrt zu ermöglichen. Bald nach ihrer Fertigstellung fuhr ein schwer beladener Kahn dagegen, der so beschädigt wurde, daß die Ladung größtenteils verdarb.

Infolge des schlechten Zustandes des Brückenbelages brach sich 1653 ein Bürger Kienapfel beim Überschreiten ein Bein, obwohl immer wieder durch den Amtshauptmann in Tapiau strenge Anweisungen für die laufende Instandhaltung ergingen.

Im Jahre 1726 wurde der der Stadt obliegende Brückenteil neu erbaut und erhielt dicht an der Zugvorrichtung zwei zierliche etwa vier Meter hohe Säulen als besonderen Schmuck. Doch bereits 1754, als das Eis der Alle früher als das des Pregels aufbrach, schob das Eis stromaufwärts den abrasierten Brückenoberteil etwa 50 Meter gegen den Strom. Durch diese Eisbarriere aufgestaut, stieg das Wasser des Pregels in kurzer Zeit so stark an, daß der Friedhof am Siechenhaus mehr als zur Hälfte unter Wasser gesetzt wurde und sich mehrere auf der Brücke befindliche Bürger nur mit Mühe nach der Wattlau retten konnten.

Als Notbehelf wurde zunächst eine Schwimmbrücke angelegt, die erst 1757 durch eine neue feste Brücke ersetzt wurde. Doch auch von dieser wurden 1794 durch Eisgang zwei Joche fortgerissen.

Dann spielten wieder kriegerische Ereignisse mit. Auf der Flucht vor den Franzosen nach der Schlacht bei Friedland steckten die Russen am 16. Juni 1807 die Brücke in Brand.

Wieder wurde zunächst eine Behelfsbrücke auf Schwimmprähmen erbaut, die jedoch dem Verkehr keinesfalls genügte, so daß im Herbst 1817 über die Wattlausche Wiese eine fahrende Nebenpost nach Taplacken und Tapiau eingerichtet wurde.

Die durch lange Einquartierungen und Kriegslasten finanziell stark belastete Stadt wandte sich hilfesuchend an den König, der auf Staats-

kosten eine neue Brücke bauen ließ, die am Geburstag des damaligen Königs Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1822 mit einer Festlichkeit eingeweiht wurde.

Doch bereits 1829 wurden bei einer Überschwemmung mehrere Joche der Brücke mitgerissen. Diese Überschwemmung war seit 1537 die größte gewesen und richtete viel Schaden an, so daß zu einer Spende aufgerufen wurde, die 2000 Taler ergab.

Über den Pregel wurde nun wieder eine Notbrücke geschlagen und dann 1830 die alte Brücke instandgesetzt. Doch bereits 1837 zeigten sich solche Schäden, daß der Fiskus eine neue Holzbrücke auf seine Kosten errichten ließ.

Endlich rang man sich dann nach 1870 dazu durch, die Holzbauweise zu verlassen und eine eiserne Brücke mit massiven Pfeilern zu errichten, die jedem Eisgang standhalten konnte. Die Brücke wurde am 11. Dezember 1880 feierlich dem Verkehr übergeben. Es ist die Brücke, die allen Wehlauern bis zuletzt zur Überquerung des Pregels gedient hat.

Doch am 24. August 1914 mußten dann einzelne Joche vor den anrückenden Russen gesprengt werden. Am 24. August begannen die Russen dann, eine Notbrücke zu bauen, die in vier Tagen fertig war. Damals wurde auch die Eisenbahnbrücke über die Alle gesprengt. Noch während des Krieges wurden die Schäden beseitigt. Wie durch ein Wunder blieb die Brücke in den kritischen Tagen der russischen Invasion im Januar 1945 unversehrt.

Von ähnlichen Schicksalsschlägen wurde auch die Allebrücke betroffen. Auch sie ist in der Stadtchronik mehrfach erwähnt. In primitiver Holzbauweise errichtet, war sie starkem Eisgang und plötzlichem Wasserstau nicht gewachsen.

Im Juni 1807 steckten dann die Russen die Allebrücke auf dem Rückzug vor den Franzosen in Brand.

Behelfsbrücken wurden mehrmals durch Eisgang beschädigt und fortgeschwemmt. Erst 1816 wurde dann eine neue Holzbrücke in recht stabiler Bauweise auf Staatskosten mit einem Aufwand von 18 000 Talern errichtet.

Die letzte hölzerne Brücke wurde Anfang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts unvermutet durch Hochwasser zerstört. Die Pferdedroschken, die auf dem Wege zum Bahnhof über die noch unversehrte Brücke gefahren waren, mußten den Heimweg über Tapiau antreten.

Endlich entschloß man sich zum Bau einer massiven Brücke, welche am 26. August 1872 dem Verkehr übergeben wurde. Auch diese Brücke wurde ein Opfer der Kampfhandlungen um Wehlau im Ersten Weltkrieg. Während die Pregelbrücke und dann auch die Eisenbahnbrücke von deutschen Truppen am 24. August 1914 gesprengt wurden, blieb dieses

Schicksal der Allebrücke zunächst erspart. Doch wurde dann auch sie am 10. September 1914 von den Russen auf ihrem Rückzug gesprengt, so daß längere Zeit nur ein behelfsmäßiger Verkehr möglich war.

In den zwanziger Jahren kam es dann zum Neubau der massiven Betonbrücke, die allen Wehlauern noch in Erinnerung ist.

Im Zweiten Weltkrieg mußte auch sie daran glauben. Aus ungeklärter Ursache — sei es Sabotage oder Unachtsamkeit — flog sie am Vormittag des ersten Weihnachtstages 1944 in die Luft. Eine Behelfsbrücke trat an ihre Stelle.

Es ist nicht bekannt, wie die Brücke durch die russische Besatzungsmacht wieder hergestellt worden ist.

Rudolf Grabo: „Die ostpreußischen Straßen im 18. und 19. Jahrhundert", Diss. Königsberg 1910, 124 S. m. Karten, erhalten durch Herderinst., Marburg.

Literatur:

Bitter von: „Handbuch der Preuß. Verwaltung", Leipzig 1906.
H. Bonk: „Aus Allenburgs Vergangenheit", Königsberg 1900.
Brandt, J. A. v.: „Reisen durch die Mark Brandenburg ... Liefland", Wesel 1702.
Gasner, Ernst: „Zum deutschen Straßenwesen von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des XVII. Jahrh.", Leipzig 1889.
Herzbruch: „Über den Straßenbau mit bes. Berücksichtigung Ostpreußens", Königsberg 1870.
Hasenkamp von: „Ostpreußen unter dem Doppelaar", Königsberg 1866.
Horn, Alexander: „Die Verwaltung Ostpreußens seit der Säkularisation", Königsberg 1890.
„Die Provinz Preußen — Geschichte ihrer Kultur und Beschreibung ihrer land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse", Königsberg 1863.
Schmid, H.: „Geschichte des Kreises Angerburg", Angerburg 1860.
Stephan, H.: „Geschichte der preuß. Post von Ihrem Ursprung bis zur Gegenwart", Berlin 1859.
Verzeichnis der im Reg.-Bez. Königsberg fertig ausgebauten und im Ausbau begriffenen Chausseen, gebesserten Wege und Kleinbahnen, Königsberg 1902.

Landkarten:

J. Naronski: Ämterrisse 1660—1665 — 1:100 000 (?).
J. W. Suchodoletz: Allgemeine Karte für Preußen — 6. Bl. 1733.
v. Schrötter'sche Karte von Ostpreußen ... 1:150 000, Berlin 1802—1810.
Müllers Atlas von Pr. Staat in 27 Bl. 1:600 000, Erfurt 1831.
Reymann u. v. Oesfeld: Spezialkarte der Prov. Preußen 1849, 1:200 000.
Generalstabskarten 1:100 000 etwa ab 1860.

Witzleben v.: „Kreiskarten des Reg.-Bez. Gumbinnen", 1837, 1:150 000.
„Kreiskarten d. Prov. Ostpr.", 1875.
Handtke: Generalkarte von Ostpr. 1:475 000.
Sicker: Karte von Ostpr., 1901, 1:300 000.

Chausseekarten:
Krah: Karte der Eisenbahnen und Chausseen 1883.
Napoleon, 1812: Militärstr. Elbing—Königsberg—Gumbinnen—Willkow.
Militärstr. Königsberg—Kowno—über Labiau.
Erste ostpr. Chaussee von Elbing nach Königsberg, 1827.
Straßenbreiten — Sommerwege — Schwere Lasten mit Eisenbahn;
1 Pr. Ruthe = 12 Fuß — 3,70 m.

Zwei alte Kreiskarten
Alter Krug bei Redden an der alten Poststraße Allenburg—Wehlau
Lange Brücke über den Pregel bei Wehlau
Eisenbahnbrücke über die Alle bei Wehlau
Straßenbrücke über die Alle in Wehlau (Betonbrücke)
Dieselbe Brücke gesprengt 26. 12. 1944

Der Schiffsverkehr im Kreise Wehlau

auf Pregel, Deime und Alle diente als Rohstoffzubringer und zur Beförderung der ländlichen und industriellen Erzeugnisse. Der ganze Schiffsverkehr wurde von Königsberg (Pr) aus geregelt. — Von der Firma Robert Mayhöfer fuhr ein Frachtdampfer zweimal wöchentlich von Königsberg über Tapiau nach Wehlau und zurück. Er nahm ungefähr eine Ladung von 100 Tonnen auf. Dieselbe Firma fuhr auch von Königsberg über Tapiau, die Deime abwärts nach Labiau und weiter bis Tilsit. Die Firma Carl Meyhöfer, nicht mit Robert Mayhöfer verwandt, befuhr ebenfalls die Strecke von Königsberg nach Tapiau—Wehlau und die Alle aufwärts bis Allenburg. Diese Dampfer, später waren es motorgetriebene Frachtschiffe, beförderten vorwiegend Stückgut.

Schüttgüter, wie Brennmaterialien, Düngemittel oder Holz, Kies, Ziegel, wurden seit 1923/25 weitgehend per Bahn befördert. Im 19. Jahrhundert und noch einige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg gab es große zweimastige Lastensegler mit ein bis zwei mächtigen Schonersegeln und ein bis zwei Focksegeln, es waren Wohnschiffe, wo die Schifferfamilie an Bord auf dem Achterdeck wohnte. Diese Holzkähne mit flachem Boden, etwa 20 bis 25 Meter lang, etwa 5 bis 6 Meter breit, segelten mit Seitenschwertern. Ging es stromauf und reichte der Wind nicht, wurde der Kahn mit Pferden oder mit Menschenkraft getreidelt. Hinter den Weidenbüschen des linken Ufers liefen diese Treidelstege entlang. Besonders entlang der stromigen Alle mußte stromauf getreidelt werden. Stromab wurde der Kahn mit langen Bootshaken gestakt. Die Lastkähne mit nur einem Mast, ohne Wohnmöglichkeit an Bord, waren die sogenannten Boydaks, die vielfach Kies, Ziegel, Holz und Grubenholz luden. Eine



Stromauf segelnde Lastkähne auf dem Pregel bei Kremitten bei achternem Wind mit weit herausgestellten Segeln

Holzverladestelle gab es z. B. unterhalb der Oberförsterei Kl.-Nuhr, unweit des Silberweges (ca. 300 Meter stromab), wo das geschlagene Holz des Hospital-Forstes zu Flößen zusammengestellt werden konnte und das Rundholz, Papierholz oder Grubenholz auf Boydaks verladen wurde. Späterhin wurde dort, wo die Bahnlinie Wehlau—Allenburg den Hospitalforst im Westteil durchquert, eine Holzverladestelle eingerichtet, so daß ein großer Teil per Bahn abtransportiert wurde.

Zur Winterzeit lagen die Kähne vertäut in Wehlau, Tapiau und Allenburg. Sie wurden auch mit Winden an Land gezogen und zur Winterzeit überholt. Im 19. Jahrhundert wurde mit Lastkähnen der beschriebenen Art viel Getreide befördert. Es überwinterten z. B. in Allenburg noch nach dem Ersten Weltkrieg fünf bis sechs solcher Kähne; es sind wohl ein Dutzend und mehr gewesen, als im vergangenen Jahrhundert der Getreidehandel richtig florierte, wovon auch die Getreidespeicher in Allenburg und den anderen Städten Zeugnis ablegten. Mit dem wachsenden Güterverkehr auf der Schiene kam diese Flußschiffahrt zum Erliegen. In einem kleinen Gedicht wird diese Segelschiffromantik festgehalten:

Flachland

Ein weißes Segel gleitet
über die grüne Wiese her,
als ob ein Riesenvogel
aus Märchenland gekommen wär.

Ich sehe nicht Schiff noch Schiffer
seh Wasser nicht noch Ried,
nur ein Segel, das seine leise
geheimnisvolle Reise
über die Wiese zieht.

Das ist des Landes eigne Art,
die lernt man nach und nach verstehn:
Daß in den flachen Weiten,
verborgen in den Breiten,
die tiefen, stillen Ströme gehn.

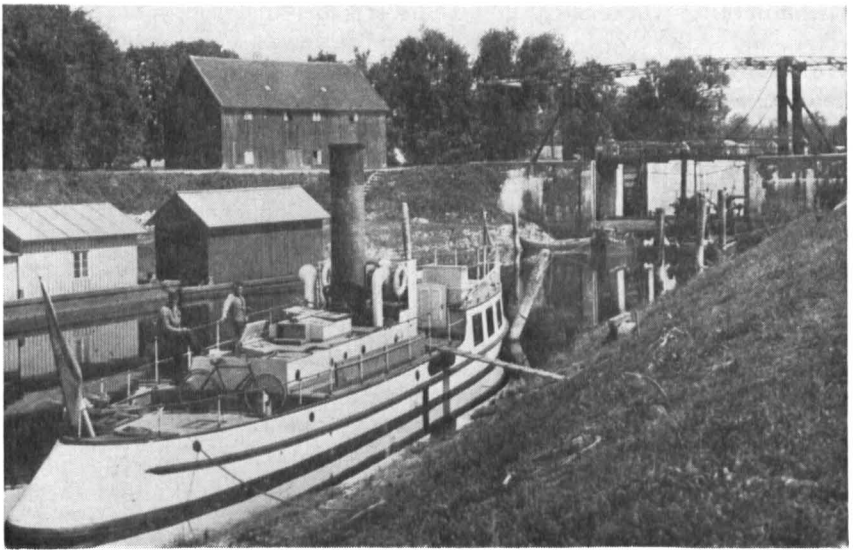
Otto Anthes

Die Lastensegler hielten sich auf der Alle noch einige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg und wurden dann abgelöst von Motorschiffen, die dann, wie erwähnt, vorwiegend Stückgut beförderten.

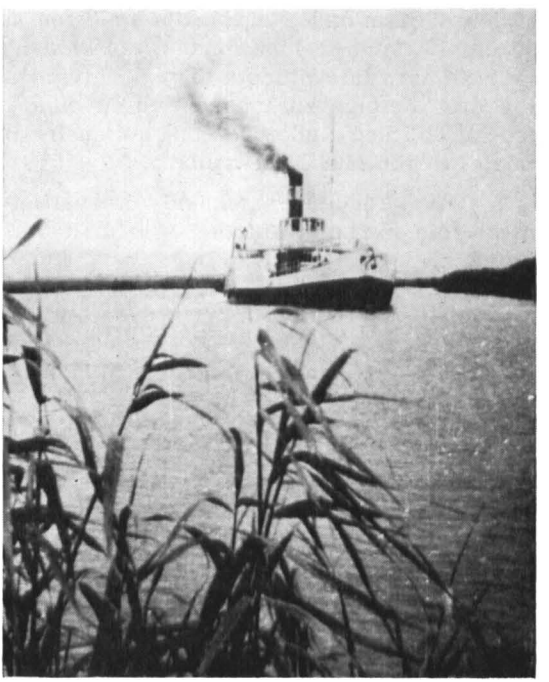
Der Stückgutverkehr wurde über die bahnamtliche Spedition Freund und über die Firma Cherubini und Firma Hantel, alle in Wehlau, abgewickelt. In Tapiau und Allenburg gab es auch je einen Spediteur. Alle Motorschiffe oder Dampfer wurden von diesen Spediteuren expediert.



Motorschiff Ruth löscht und ladet in Wehlau



Vor der Pinnau-Schleuse an der Alle bei Wehlau



Raddampfer
auf dem Pregel bei Tapiau

Motorschiffe verkehrten Pregelaufwärts bis Insterburg und alleaufwärts bis Allenburg. Über die Kastenschleuse beim Allekraftwerk Wohnsdorf, zehn Kilometer oberhalb Allenburgs, wäre ein Schiffsverkehr bis Friedland möglich gewesen. Lediglich die kleinen Dampfer mit Schuten des Wasserbauamtes drangen aufwärts bis Friedland vor, um Uferbefestigungen zu kontrollieren, oder Spickdämme (Buhnen) anzulegen. — Es wäre noch zu erwähnen, daß für die Margarinefabrik südlich Wehlau, dort, wo die Straße zur Heil- und Pflegeanstalt Allenburg abbiegt, große Frachtkähne zunächst das Sojabohnenöl und Walöl anlieferten, bis dann auch hier der Güterverkehr der Bahn den Frachter auf dem Wasser ablöste.

Aus dem Moosbruch, von den Haffdörfern der Memelniederung kamen kleine Kähne mit Kartoffeln, Gemüse, besonders aber Zwiebeln, und boten sie in Dorf und Stadt zum Verkauf an. Sie fuhren alleaufwärts bis Allenburg und waren landauf, landab als „Zippelkuren" überall bekannt.

Einen regelmäßigen Personenverkehr auf dem Wasserwege hat es nicht gegeben. Lediglich zu Tagesausflügen wurde einmal ein Motorboot gechartert, um den Bürgern oder Vereinsmitgliedern die Schönheiten des Alletals oder den Reiz einer Boots- oder Dampferfahrt auf dem Heimatstrom zu bieten. Nur die aktiven Ruderer der Ruderclubs der drei Städte im Kreise Wehlau kannten die Schönheiten der waldigen Hochufer, die stillen Buchten und Viehtränken am Strom und ruderten im Laufe eines Jahres 1000 und mehr Kilometer auf Pregel, Deime und Alle. Besonders im Frühjahr zum Anrudern und im Herbst anläßlich des Abruderns trafen die drei Vereine zusammen, fuhren einige Regatten, verlebten einen feuchtfröhlichen Ruderball und holten im Lauf der nächsten Tage die Boote wieder zum Club zurück.

Die Fischerei auf Pregel und Alle betrieb in Wehlau Fischer Heidemann, die Fischerei auf der Alle in den 20er Jahren Fischer Eibe in Schallen.

Der Güterverkehr auf der Schiene
am Beispiel des Umschlags auf dem Bahnhof der Kreisstadt Wehlau

Am 4. Juni 1860 wurde die Bahnlinie Königsberg—Eydtkuhnen (Eydtkau) eröffnet.

Im Jahre 1911 wurde die 33 Kilometer lange Eisenbahnlinie Wehlau—Allenburg—Friedland dem Verkehr übergeben. Durch diese Bahnlinie entwickelte sich ein zunehmender Güterverkehr. Er wurde bestimmend als Rohstoffzubringer für die Wirtschaft und diente immer stärker der Beförderung der ländlichen und industriellen Erzeugnisse.

Um diesen Umbruch recht zu erfassen, genügt es, sich einmal den Güterverkehr auf dem Bahnhof unserer Kreisstadt Wehlau zu vergegenwärtigen. Auch annähernde Zahlen geben ein anschauliches Bild. Etwas



Bahnhof Wehlau



Bahnhof Wehlau

geringer, aber wohl ähnlich geartet, war der Güterverkehr auf dem Bahnhof der Stadt Tapiau, der an der gleichen Bahnstrecke lag.

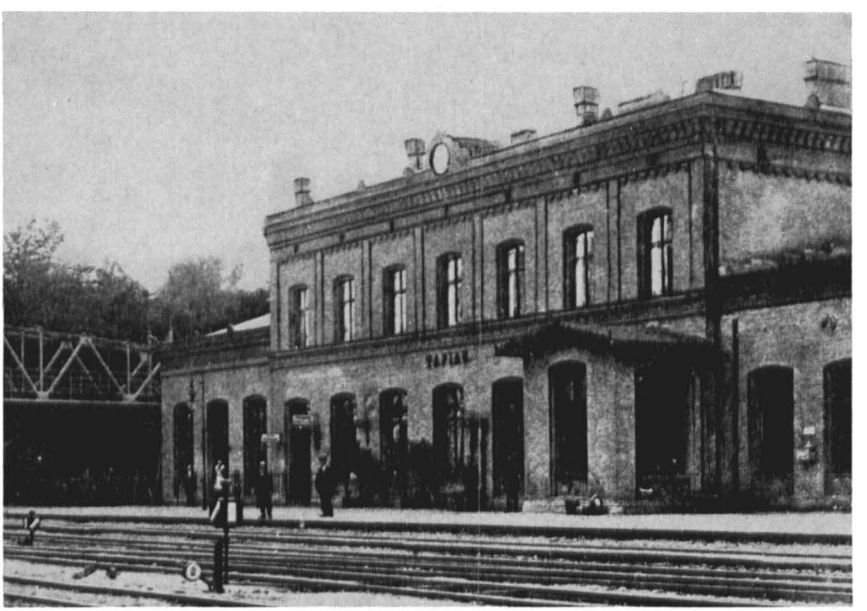
Durch die Wirtschaftsstruktur des Kreises war der G ü t e r e i n g a n g wie folgt gekennzeichnet:

Kohlentransporte kamen aus Oberschlesien, Briketts lieferte die Lausitz (Senftenberg), Steine für den Straßenbau kamen aus Schlesien, Düngemittel aus Mitteldeutschland (Granit-Gabro).

Der Kohlebedarf war nicht groß, da wir keine nennenswerte Industrie hatten. Die am Wasser liegenden Pinnau-Werke und die Stadtwerke von Wehlau erhielten die Kohle per Schiff.

Baustoffe wurden wenig benötigt. Es wurde nicht viel gebaut. Die einheimische Ziegelindustrie belieferte die Bauten direkt.

Mit dem Wirtschaftsaufschwung 1933 belebte sich auch der Güterverkehr. Im Gütereingang konnte man mit Vorbehalt wöchentlich mit etwa 100 bis 150 Waggons rechnen. Für den G ü t e r a u s g a n g war die Wirtschaftsstruktur noch bestimmender. Die Viehzucht stand im Vordergrund. Daher überwog der Viehversand (Rinder, Schweine, Pferde) und der Versand von Erzeugnissen der Milchwirtschaft (Butter, Käse). In großen Stückgutpartien wurden täglich Butter und Käse auf-



Bahnhof Tapiau

gegeben, weil es oft zu vollen Wagenladungen nicht reichte. Im Herbst verstärkte sich der Güterausgang durch das Verladen von Kartoffeln und Getreide.

Der Versand von Holz war von geringerer Bedeutung. Das meiste zu verladende Holz kam vom Löbenichtschen Hospitalforst, weil dort eine Eisenbahnverladestelle für Stämme und Langholz eingerichtet war.

Die recht bedeutende Ziegelindustrie entlang der Alle oberhalb Wehlau (Richau, Kl.-Nuhr) verschickte die Ziegel per Schiff.

Die Pinnau benötigte für ihre Mahlerzeugnisse und Kartonagen etwa 100 Waggon pro Woche.

Der Viehtransport aus Ostpreußen wickelte sich durch vier regelmäßig verkehrende Viehzüge ab. Zwei verkehrten über Königsberg—Marienburg, zwei über Allenstein—Deutsch-Eylau. Von Wehlau ging das meiste Vieh nach Berlin und Sachsen. Wurde verstärkt Vieh angeliefert, wurden Bedarfszüge zusätzlich eingesetzt.

Eine Sonderstellung nahm im Viehtransport der Wehlauer Pferdemarkt ein. Dann herrschte auf dem gesamten Bahnhof Hochbetrieb, besonders aber auf dem Güterbahnhof. Zusätzliche Abfertigungsstellen wurden eingerichtet und Aushilfspersonal von andern Bahnhöfen zugezogen. Während der Dauer des Marktes (eine Woche) wurden mindestens 1000 bis 1200 Waggons mit ca. 8000 bis 10 000 Pferden verladen.

Die Landwirtschaft im Kreise Wehlau

Ein Rückblick von Raethjen-Hasenberg

Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man sich jetzt, viele Jahre nach dem Verlassen der Heimat, an den Schreibtisch setzt, um über die Landwirtschaft in unserem Heimatkreis zu berichten. Die Bilder und Gedanken überstürzen sich fast. Das eine letzte Bild wird mir, wie wohl jedem von uns, besonders deutlich vor Augen stehen, solange wir leben; dieser Januartag mit einer leicht verhängten Sonne über dem weiten Schneefeld. Wir, die letzten Volkssturmhaufen, zogen auf der Chaussee von Tapiau in Richtung Königsberg, und immer wieder ging mein Blick zur Seite und zurück zu den Bäumen von Hasenberg. Kein Laut war zu hören außer dem Knirschen des Schnees unter unseren Füßen. Tiefer Friede lag über der ganzen Landschaft, und man meinte es nicht fassen zu können, daß dies nun das letzte, der Abschied sei, von dem, was mehr schien als Leben und Sein.

Wenn ich dem Wunsche, etwas über die Landwirtschaft unseres Kreises zu schreiben, nachkomme, tue ich dies mit Bedenken, da ich weiß, wie lückenhaft meine Kenntnisse sind, und daß dem Gedächtnis in den Jahren

seit der Flucht manches entfallen ist. Vieles ist beim Studium unseres alten, lieben Güteradreßbuches von Niekammer wieder lebendig geworden und in den wesentlichen Zahlen habe ich mich auch ganz darauf gestützt. Es sind dies Angaben aus dem Jahre 1931, die besonders weit zurückliegen, wenn man bedenkt, daß gerade im letzten halben Jahrzehnt vor dem Kriege Bewirtschaftung und Erträge in Ostpreußen einen hohen Aufschwung genommen hatten. Besonderen Anteil hatte hieran die stark zunehmende Motorisierung. Bei der verhältnismäßig kurzen Vegetationszeit war es in den meisten Betrieben nicht möglich, die erforderlichen Bestellungs- und Ackerbearbeitungsarbeiten mit tierischem Angespann kurzfristig zur optimalen Zeit zu erledigen. Hier brachte der Trecker die große Hilfe, nicht nur auf den zum größten Teil leichter zu behandelnden Böden nördlich des Pregels, sondern vor allem auch auf den „Minutenböden" im südlichen Kreisteil.

Wenn auch die Erinnerungen an Wetter und Klima mit dem Abstand der Jahre immer besser zu werden pflegen — nie hat es so schöne Schneewinter, so gute Eisbahnen, so schöne Sommer gegeben, wie in den Kindheitserinnerungen — glaube ich doch, daß das Wehlauer Klima für die Landwirtschaft nicht ungünstig war. Zwar setzten das Frühjahr später, der Herbst und Winter früher ein, als selbst in den Mittelgebirgslagen Mittel- und Süddeutschlands, aber wir hatten fast regelmäßig eine günstige Bestellungszeit für die Sommerung, Rüben und Kartoffeln, die in Wirtschaften mit ausreichendem Arbeitspotential im allgemeinen Anfang Mai in der Erde waren. Wir hatten durch die Nähe der See kaum vorsommerliche Dürreperioden, so daß auch auf den Mittelböden die sogenannten trockenen Jahre immer die besten waren. Wir hatten aber auch für die Getreideernte einen recht gewitterreichen Hochsommer. Diese Gewitterperioden setzten meistens dann ein, wenn der Roggen in Hocken stand und eingefahren werden sollte, so daß Getreideernte und ein besorgter Blick in den Mittagshimmel in meiner Erinnerung fest miteinander verbunden sind. Durch die von Osten her kontinental beeinflußte Lage waren die Sommertage und die Sonneneinstrahlung länger als in Süddeutschland, die Ernte daher trotz späteren Einsetzens der Vegetation nicht wesentlich später als in den Mittelgebirgen Westdeutschlands. Mit zunehmender Entfernung von der See wurde nach Südosten das Klima rasch kontinentaler mit niedrigeren Winter-, höheren Sommertemperaturen und Abnahme der Niederschläge. So wurden schon in Masuren zum Teil 200 mm geringere Jahresniederschläge gemessen als bei uns.

Durch die kürzere Vegetationszeit wirtschafteten wir natürlich teurer als die westdeutsche Landwirtschaft. Wenn trotzdem, gemessen an dem Lebensstandard der Landwirtschaft der schwierigen Gebirgslagen, bei uns eine breite Wohlhabenheit herrschte, so lag das daran, daß der wirtschaftliche Nutzeffekt unserer Arbeit durch Flurlage, Fruchtfolge, Baulichkeiten aus der Notwendigkeit geboren, wesentlich höher war, als

hier. Der Unterschied würde heute mit den Fortschritten in der Mechanisierung noch größer sein.

Die Bodenunterschiede im Kreise Wehlau waren, wie auch in den Nachbarkreisen Gerdauen, Insterburg und Bartenstein sehr groß. Den verhältnismäßig besten Boden hatte wohl im Westteil ein etwa 5 km breiter Streifen nördlich des Pregels, das Westufer der Deime, die Gegend Reipen-Nickelsdorf, bei Augken, Stobingen-Taplacken, bei Plibischken und Stadthausen-Schirrau. Das Ostufer der Deimeniederung hatte ebenso wie Teile des Pregelufers häufig Sandboden, die „Pregel- und Deimedünen". Im allgemeinen hatte die Kreishälfte nördlich des Pregels milderen, leichter bearbeitbaren Boden als die südlich des Pregels. Hier waren Lehm- bis Tonböden vorherrschend, Böden, bei denen die Bestellung des Ackers eine Kunst war, die meisterhaft nur beherrscht wurde von denen, die dort aufgewachsen waren. Hier lag auch das größte zusammenhängende Waldgebiet des Kreises, der Frisching, an den im Süden das allen Ostpreußen bekannte Zehlaubruch, ein großes, schwer begehbares Hochmoorgebiet, grenzte. Im Verhältnis zu anderen ostpreußischen Kreisen hatte der Kreis Wehlau viel Wald, fast 30 Prozent seiner Fläche. Im Nordosten die Drusker und Leiper Forst, im Nordwesten die Forst Greiben und das Tapiauer Nordrevier, im Südosten die Hospital-Forst Klein-Nuhr.

Infolge der schwierigen Bearbeitungsmöglichkeiten war der Anteil der Dauerweiden an der landwirtschaftlichen Nutzfläche in der südlichen Kreishälfte im allgemeinen wesentlich höher als in der nördlichen, während der Wiesenanteil naturgemäß in den Flußtälern am höchsten war. Außer den Flußwiesen hatten wir größtenteils Moorwiesen. Feldwiesen, wie in West- und Süddeutschland, gab es nicht. Im Kreisdurchschnitt war ein Viertel der Nutzfläche Dauerweide, etwa ein Achtel Wiesen. Annähernd ein Achtel diente im Feldfutterbau noch der Heu- bzw. Grünfuttergewinnung, so daß die Hälfte der Fläche durch Beweidung und Rauhfuttergewinnung genutzt wurde. Diesem hohen Grünanteil gegenüber war die Besetzung mit Vieh verhältnismäßig gering — es wurden im Kreisdurchschnitt etwa 75 ar Futterfläche je Großvieheinheit gebraucht — in der Hauptsache bedingt durch den verhältnismäßig hohen Flächenbedarf bei Standweiden und die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse in einem Teil der südlichen Kreishälfte. Beim Rindvieh wurden fast alle geborenen Kälber aufgezogen, so daß der Bestand an Jungvieh höher war als der an Kühen. Die größeren Herden waren fast alle, die kleineren Rindviehbestände zum Teil der ostpreußischen Holländer-Herdbuch-Gesellschaft angeschlossen, auch wenn sie keine Zuchttiere über diese verkauften. Der Anschluß erfolgte schon um der wertvollen züchterischen Bearbeitung willen. Vor etwa 100 Jahren wurden die ersten schwarzbunten Friesen in den Kreis Wehlau eingeführt und bildeten die Grundlage für die ältesten Herden der Herdbuch-Gesellschaft, die 1882 gegründet, in wenigen Jahrzehnten das Sommerbild der ostpreußi-

schen Landschaft mit den preußischen Farben ihrer Rinder grundlegend bestimmte. Bis in die letzte Zeit haben Hochzuchtherden aus dem Kreise die ostpreußische Rindviehzucht maßgebend beeinflußt, um nur einige zu nennen: von Perbandt-Langendorf-Pomedien, Ferno-Kuglacken, Schikowski-Moterau und die Herde eines der besten Züchter der Herdbuch-Gesellschaft Lorek-Popelken, die leider mit dem zur Aufsiedlung gekommenen Popelken den schweren Jahren der Krisenzeit Anfang der 30er Jahre zum Opfer gefallen war. Zwei der fünf Vorsitzenden der Gesellschaft im Laufe der Jahre von 1882—1945 stammten aus dem Kreise, und zwar der zweite Vorsitzende, Amtsrat Schrewe-Kleinhof, und der dritte, Georg von Perbandt-Langendorf, der Vater unseres vorletzten Landrates. Wir müssen hier auch an den Geschäftsführer der Herdbuch-Gesellschaft, Dr. Peters, denken, dessen einmaliger Züchterblick und Initiative unsere Rinderzucht aufgebaut und in die Weltspitzenklasse gebracht haben.

Der durchschnittliche Milchertrag der etwa 17 000 Kühe im Kreise war mit 3300 Litern im Jahr vor dem Kriege hoch. Von den meisten süddeutschen Kreisen wird dieser Ertrag auch heute noch nicht erreicht, trotz weiterer 20 Jahre züchterischer Arbeit.

Das gesamte Rindvieh wurde Anfang Mai auf die Weide getrieben und erst Mitte Oktober, Jungvieh und Fohlen teilweise erst im November wieder aufgestallt. In den letzten Jahren nahm eine starke Unterteilung der Weiden (kurze Beweidung und längere Ruhepause) immer mehr zu. Mit den steigenden Erträgen des letzten Jahrzehnts wurde auch die Besatzdichte mit Rindvieh erhöht. Diese wies von Betrieb zu Betrieb wohl große Unterschiede auf, war aber im allgemeinen in den einzelnen Teilen des Kreises verhältnismäßig ausgeglichen, wenn auch im Süden Betriebe mit geringem Viehbesatz öfter vorkamen als im Norden.

Auch die Pferdezucht war fast gleichmäßig über das ganze Kreisgebiet verteilt. Im Kreisdurchschnitt wurden auf 100 ha Wirtschaftsfläche etwa 12 Pferde und sechs Fohlen gehalten. Ein leichter, für die Arbeit bequemerer Kaltblüter verdrängte in steigendem Maße das edle ostpreußische Pferd Trakehner Abstammung. Trotzdem hielten diesem noch viele Bauern und Landwirte, auch auf dem schweren Boden der Allenburger Gegend, die Treue, und die Zahl der jährlich verkauften Remonten war erheblich.

Die Schafhaltung spielte im Kreise keine Rolle. Größere Herden auf den Gütern gab es kaum; während noch vor 100 Jahren, zum Beispiel in Kleinhof, sehr große Schafherden, damals fast ausschließlich zur Wollgewinnung gehalten wurden.

Infolge des hohen Anteils an schwerem Boden war die Kartoffelanbaufläche im Kreise nicht hoch. Trotzdem wurden verhältnismäßig viele Schweine gehalten, auch auf den schweren Böden des Südens. Während sonst mit steigender Betriebsgröße die Schweinehaltung stark zurückzugehen pflegt, war dies bei uns kaum der Fall, da auf den Gütern

nördlich des Pregels zum Teil viel Kartoffeln angebaut wurden, die wegen des schwierigen Absatzes von Speisekartoffeln und des Fehlens von Brennereien über den Schweinemagen verwertet wurden.

Die Hauptanbaufläche des Ackers nahm mit etwa 58 Prozent das Getreide ein, von dem etwa die Hälfte Brotgetreide, der Rest Futtergetreide war. Hafer und Menggetreide wurden etwa in gleichem Umfang, Gerste etwas weniger angebaut. Bei der Winterung war die Anbaufläche von Roggen über doppelt so groß als die von Weizen, da durch Auswinterung Weizen stärker gefährdet war. Nur in der Allenburger Gegend wurde Weizen stärker als Roggen angebaut, da dieser auf den schweren Böden leicht ausnaßte. Der durchschnittliche Getreideertrag wird zwischen 20 und 30 Doppelzentnern je ha gelegen haben, ich entsinne mich, in Hasenberg in zehnjährigem Durchschnitt 30,5 dz geerntet zu haben. Verhältnismäßig stark vertreten waren mit 7 Prozent der Ackerfläche die Hülsenfrüchte, von denen über die Hälfte als Mischfrucht mit Getreide angebaut wurde. Der Rest bestand aus Wicken, Pferdebohnen (vor allem im Süden) und Gemenge. Südlich des Pregels war der Hülsenfruchtanbau stärker als im Norden des Kreises. Der Anbau von Speiseerbsen war gering, auch Süßlupinen gewannen nur sehr langsam an Boden, da es im Kreise nur wenig ausgesprochenen Lupinenboden gab. Etwa ein Fünftel der Ackerfläche nahm im Kreisdurchschnitt der Feldfutterbau ein. Hierbei war die Luzernefläche unbedeutend, sie paßte auch nicht zu dem im Durchschnitt feuchten Klima. Es wurde fast ausschließlich Rotklee mit Thimotheegras angebaut, der im Jahr nach der Einsaat zwei gute Schnitte und im folgenden Jahr noch mit dem ersten Schnitt ein ausgezeichnetes Milchviehrauhfutter gab, vor allem mit der hier nötigen Stickstoffhilfe. Im Anschluß an die Ernte war Zeit und Gelegenheit, den Boden gründlich und sorgfältig zu bearbeiten und so diese zwei Jahre Feldfutterbau zu der Gesundungsfrucht im Rahmen unserer Fruchtfolgen zu machen, die die im Verhältnis zu unserem Klima hohen Gesamterträge ermöglichten. Angesät wurde der Rotklee öfter in Roggen, wobei das Lieschgras im Herbst in den Roggen gemischt mitgedrillt wurde, und der Klee im Frühjahr, möglichst noch auf den gefrorenen Böden, wenn er schneefrei war, übergesät wurde. Durch diesen Kleegrasanbau brauchte der Rotklee nur etwa in zehnjähriger Folge gebracht zu werden, wodurch unser Klee gesund blieb und nicht die Bodenermüdungskrankheiten zeigte, wie viele Kleebestände im Westen und Süden. Für unsere Pferde durfte natürlich das „Grünfutter" nicht fehlen, Wicken mit etwas Haferbeimengung, das, in halbreifem Zustand während der Getreideernte verfüttert, viel Kraftfutter von den dann schon meist etwas geräumten Getreidespeichern einsparen ließ.

Ölfrüchte wurden mit Ausnahme der Kriegsjahre, wo eine Anbauauflage bestand, kaum angebaut, obwohl Rübsen nach Kleebrache gute Erträge brachten, wenn rechtzeitig etwas gegen den Rapsglanzkäfer

getan wurde. Außerdem bildeten sie eine ausgezeichnete Vorfrucht für Weizen.

Der Hackfruchtanbau war nicht hoch, obwohl im nördlichen Kreisteil bodenmäßig die Möglichkeit bestanden hätte. Dies wird zum großen Teil darin seinen Grund gehabt haben, daß der finanziell gesunde ostpreußische Bauer meist nicht auf Geldertrag wirtschaftete, sondern ihm die Gesunderhaltung des Bodens und die Erhaltung und Vermehrung der „alten Kraft" wichtiger waren, als hohe Geldeinnahme. Erst kam die Wirtschaft, die Arbeits- und Lebensgrundlage für die Familie, dann erst der „Lebensstandard", nach dem heute und hier im Westen sich alles auszurichten scheint. Den finanziell schwachen Betrieben waren für den aufwandstarken Hackfruchtbau, wie überall, an sich schon Grenzen gesetzt.

60 Prozent des Hackfruchtbaues nahm die Kartoffel ein. Die Möglichkeiten für den Absatz von Speisekartoffeln waren nicht groß. Der Einkellerungsbedarf in unseren drei Städten war nicht hoch, da ein großer Teil auch der städtischen Bevölkerung seine Kartoffeln selbst anbaute. Königsberg zog außer den „Blanken", Hochmoorkartoffeln aus dem großen Moosbruch, masurische Kartoffeln, die ärmer aufgewachsen waren, vor. Ebenso war die industrielle Verwertungsmöglichkeit sehr gering, da es Brennereien außer in Kleinhof meiner Erinnerung nach im Kreisgebiet nicht gab. So blieb außer dem Verkauf als Pflanzkartoffeln in den Saatzuchtbetrieben, deren Anbau, Bereinigung und Lagerung viel Interesse, Zeit und Verständnis erforderte, nur die Verwertung durch den Schweinemagen.

Der Anbau von Zuckerrüben ist kaum erwähnenswert. Nachdem etwa um 1890 am Bahnhof Tapiau eine Zuckerfabrik gebaut war, gingen viele Betriebe auf den damals zum großen Teil noch nicht dränierten Feldern zum Rübenbau über. Es gab schwere Fehlschläge, so daß die Fabrik nach wenigen Jahren wegen ungenügender Verarbeitungsmengen geschlossen werden mußte. Auch zuletzt war trotz boden- und bearbeitungsmäßig besserer Grundbedingungen der Ertrag an Zuckerrüben verhältnismäßig gering, selten über 300 bis 320 dz je ha, desto höher aber bei dem doch schon recht maritimen Klima der Blätterertrag, der siliert ein ausgezeichnetes und billiges Winterfutter für Rindvieh und Schafe brachte. Sehr viel günstiger waren die Ertragsmöglichkeiten für Futterrüben und Wruken, die etwa im Verhältnis 4 : 1 angebaut wurden. Gemessen am Viehbestand war die Anbaufläche nicht hoch, unter 6 Ar je Stück Rindvieh. Sie nahm aber in den letzten Jahren ständig zu, mitveranlaßt durch die nicht nur kreisbedingte Umstellung der Schweinefütterung auf einen größeren Anteil an Gehaltsrüben.

Die Besitzgrößenstruktur war gut ausgeglichen. Etwa ein Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche wurde in bäuerlichen Betrieben bewirtschaftet, ein Drittel in großbäuerlichen und ein Drittel in Großbetrieben über 200 ha. Die größten Güter im Kreise waren Kuglacken mit etwa

5200 Morgen Nutzfläche, die allerdings noch von fünf Vorwerken aus bewirtschaftet wurden, und Sanditten mit 5300 Morgen. Es folgten Parnehnen mit 4000, Taplacken mit 3300 und Leißienen mit 3200 Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche.

Domänen im Staatsbesitz hat es nur drei im Kreise gegeben, Taplacken, Kleinhof-Tapiau und Gauleden. Der Anteil an der landwirtschaftlichen Gesamtfläche betrug etwa zwei Prozent. Die Domänen waren verpachtet, meist durch mehrere Generationen an dieselbe Familie. In der Bewirtschaftung der öffentlichen Hand befanden sich das zur Heil- und Pflegeanstalt gehorende 250 ha große Gut Allenberg, das zum Landeserziehungsheim gehörende 200 ha große Gut Altwalde, das unter Pfarrer Meyhöfers Verwaltung auch oft gute Bullen für die Zuchtviehauktionen stellte, und das mir benachbarte Gut Hubenhof, zur Heil- und Pflegeanstalt Tapiau gehörend.

Aufgesiedelt waren vor dem Ersten Weltkrieg das Gut Irglacken, wo damals eine Reihe von Wolhyniendeutschen angesetzt wurde, in den Nachkriegsjahren Kapkeim, Popelken, das Vorwerk Götzendorf und Poppendorf. In diesen Krisenjahren haben, wie auch in anderen Kreisen, zahlreiche Güter den Besitzer gewechselt, eine ganze Reihe, besonders auf den schweren Böden im Bezirk Allenburg-Wehlau, sind jahrelang von Banken bewirtschaftet worden, die die Güter übernommen hatten, um ihre Hypotheken zu retten. Mit zunehmender Besserung der Wirtschaftslage haben sich aber auch für diese Güter Käufer gefunden, allerdings zum Teil mit nur sehr geringen Anzahlungsbeträgen.

Über die Verwendung von Handelsdünger, die meist einen Maßstab für die Produktionshöhe eines Gebietes gibt, habe ich leider in den mir von der Landsmannschaft zur Verfügung gestellten statistischen Zahlen keine Unterlagen gefunden. Ich entsinne mich aber aus meiner Tätigkeit im Vorstand der An- und Verkaufsgenossenschaft den Eindruck eines verhältnismäßig hohen Düngemittelumsatzes gehabt zu haben. Diese Genossenschaft mit ihren drei Geschäftsstellen in den drei Städten hat sich segensreich auf die wirtschaftliche Entwicklung der Landwirtschaft des Kreises ausgewirkt.

Entsprechend den gegenüber dem Westen unseres Vaterlandes durchschnittlich größeren Besitztümern war bei uns die Zahl der Helfer neben den Besitzerfamilien wesentlich größer als dort. Von ihrer Einstellung zum Betrieb, von ihrer Liebe zum Vieh, ihrer Freude an gut stehenden Feldern und von ihrer Einsatzfreudigkeit hingen in starkem Umfang Produktion und Erfolg eines größeren landwirtschaftlichen Betriebes ab. So fühlte sich mit wenigen Ausnahmen jeder für das ihm anvertraute Vieh so verantwortlich, als ob es sein eigenes sei. — Unsere Kinder bemerkten mit großem Erstaunen erst im Kriege, daß die Pferde nicht Eigentum der Gespannführer waren. Wenn im Kreise Wehlau auch durch die Nähe der Großstadt Königsberg die Bodenverbundenheit der auf dem Lande arbeitenden Familien nicht ganz so stark war, wie in den verkehrs-

ungünstigeren Gegenden unserer Provinz, so war doch fast überall noch ein großer Teil der Deputanten seit Generationen in demselben Betrieb tätig. Die Kinder der Besitzerfamilien — bei uns hießen ja die Bauern Besitzer, die größeren Gutsbesitzer — wuchsen mit denen der Landarbeiterfamilien zusammen auf. Wie oft haben „die armen Kindchen vom Hof", wenn sie „so dollen Hunger" hatten und doch in der Küche bei der strengen Mutter keine Zwischenmahlzeit erhielten, bei einer mitleidigen Deputantenfrau ein Zuckerbrot oder Flinsen bekommen, so daß die Mutter sich nachher wundern mußte, wenn das Mittagessen nicht so recht schmecken wollte. So bestand mit ihrem Betrieb von Jugend auf eine Verbundenheit der Betriebsangehörigen, die durch äußere Einflüsse nicht so leicht erschüttert werden konnte. Die sozialen Spannungen und Gegensätze waren deshalb in keinem Betriebszweig so gering wie in der Landwirtschaft. Wenn ich in einem Gespräch mit dem Betriebsleiter eines größeren süddeutschen Landwirtschaftsbetriebes die Ansicht vertreten fand, der Landarbeiter erhalte für seine Arbeit seinen Lohn, damit sei es genug, er solle dankbar sein, daß er so lange beschäftigt worden sei, so glaube ich, daß eine derartige Einstellung auch bei den krassesten Materialisten unter ostpreußischen Gutsbesitzern nicht möglich gewesen wäre. Manch junger Beamter hat es oft nicht leicht gehabt, wenn die Rechte und Ansichten eines alteingesessenen Deputanten mehr galten, als das, was der Beamte im Interesse des Arbeitsablaufs für richtig hielt. Lange, bevor es Arbeitsgerichte und eine Verpflichtung zur Einhaltung sozialer Gewohnheitsrechte gab, war es auf den Gütern eine Selbstverständlichkeit, daß die alten, nicht mehr arbeitsfähigen Familien Wohnung, Brennung und ein gewisses Deputat erhielten und so nicht nur auf ihre für heutige Begriffe sehr kleine Rente und die Unterhaltspflicht der Kinder angewiesen waren. Bei gelegentlichen Wiedersehen mit unseren alten Familien denken diese noch immer gern an die gemeinsamen Weihnachtsfeiern zurück, und ich sehe noch die tränenumflorten Augen meiner zweiten Tochter, als der sehnlich erwartete Pferdestall nicht für sie, sondern für Trakowskis Gerhard bestimmt war. Das heute so viel besprochene gute Betriebsklima, das mit Hilfe von raffinierten Berechnungen aus Zweckmäßigkeitsgründen für die Erhöhung der Arbeitsleistung geschaffen wird, war in den meisten Landwirtschaftsbetrieben bei uns eine aus dem Herzen geborene Selbstverständlichkeit.

Wenn man an unsere heimatliche Landwirtschaft denkt, denkt man selbstverständlich auch an Wild und Jagd. Wir hatten einen guten Besatz an Hühnern und auch einen ganz netten Hasenbestand. Rehwild war im großen Durchschnitt nicht stark vertreten. Rotwild war im Frisching und in den Waldrevieren nördlich des Pregels Standwild mit zum Teil starken Hirschen, in allen Waldrevieren Wechselwild. Der Elch, in früherer Zeit nur im Frisching Standwild, nahm gegen Ende und nach dem Kriege 1918 unter Verbreitung auch auf den nordwestlichen Kreisteil stark zu, so daß wegen des starken Schälschadens an jungem Laubholz

der Abschuß verstärkt freigegeben werden mußte. Dieses urige Wild, das Wahrzeichen Ostpreußens, war verhältnismäßig zutraulich. Ein junger Stangenelch kam meiner Reitstute und mir an einem Abend mit einigen 100 m Abstand bis in die Nähe des Hofes nach, ein unvergeßliches Bild, das schwarze Stück gegen den roten Abendhimmel! Nur als dann das ganze Haus mit flatternden Schürzen — ich hatte einen Arbeiter hineingeschickt — über den Weidegarten angelaufen kam, hielt er das doch nicht aus. Auf den Drückjagden im Tapiauer Revier hatte man oft Elche, zum Teil bis auf wenige Schritte, vor sich. Bei einer Feldtreibjagd in Hasenberg habe ich einmal sogar einen Elch im Kessel gehabt, der vorher in einer kleinen Bruchdickung gestanden hatte. Es war gar nicht leicht, ihn aus dem Kessel herauszubekommen. Sehenswert war auch der Reiherhorst im Sanditter Wald östlich der Deime. Wenn die Zahl des Schwarzwildes auch — die Bauern sagten „Gott sei Dank" — nicht hoch war, kann man doch von einem jagdlichen Dorado sprechen, das sonst in dieser Fülle des Gebotenen nicht überall zu finden war.

Eine Wirtschaftsbeschreibung von Miguschen

Von Kurt Koppetsch

Miguschen war nach alter Überlieferung einst ein preußisches Bauerndorf, „Migutzin" genannt. Etwa drei Bauern sollen dort vorwiegend vom Holzverkauf gelebt haben, bis das ganze Gelände eine Königsberger Holzhandlung kaufte, die das letzte schlagreife Holz herunternahm und es dann an den Landwirt Albert Louis Behrenz, den Großvater meiner Frau, — es kann 1850/52 gewesen sein — verkaufte. Dieser hat allmählich das Stubbenland zu Ackerland gemacht, nur einige 20 Morgen, hart am Gutshof, blieben noch Wald, desgleichen etwa 60 Morgen Bruch nach der Deime zu und etwa 120 Morgen im Anschluß an die Leiper Staatsforst, Bezirk Baining. Da in der südöstlichen Ecke erstklassiger Lehm gefunden wurde, hat der Großvater meiner Frau dort eine Ziegelei errichtet und die Ziegel für seine zahlreichen Gebäude selbst brennen lassen. Mittels einer von einem Pferd gezogenen Lorenbahn wurde ein Teil der Ziegel zur Ablage an die Deime gefahren und dort per Schiff nach Königsberg verladen. Daß die Ziegel, die den Namenseindruck „Migussen" trugen, sehr gut waren, beweist ihre Verwendung als Außensteine bei den Festungsmauern und beim Bau der Altstädtischen Kirche in Königsberg. Auch die Bauern und Landwirte aus der Umgebung kauften die Ziegel sehr gern. Als der Hauptlehm abgebaut und der Betrieb nicht mehr rentabel war, soll die Ziegelei etwa 1905 stillgelegt worden sein.

Miguschen war 329,34 ha groß. Das Land wurde zuletzt etwa wie folgt genutzt: 630 Morgen Ackerland, 190 Morgen zweischnittige Wiesen,

40 Morgen Kunstwiese, 260 Morgen eingezäunte Weidegärten, 150 Morgen Wald, 20 Morgen Torfbruchwiese, 10 Morgen Gutsgarten, Rest: Wege, Teich und Hofraum.

Miguschen war also zum größten Teil urbar gemachtes Waldland, das von zwei Gräben, die gleichzeitig als Vorfluter dienten, durchzogen wurde; diese führten auch viel Wasser von der Staatsforst Leipen zur Deime.

Miguschen, bis 1933 „Myguszen" genannt und geschrieben, liegt etwa 10 km von Tapiau entfernt, hart östlich der Deime gegenüber den Gütern Groß- und Klein-Kuglack. Es wurde im Norden, Osten und zum Teil auch im Süden von der Staatsforst Leipen umgeben, und zu einem kleinen Teil von den Ländereien des Gutes und des Gesamtschulverbandes Rockeimswalde begrenzt, zu dem außer Miguschen die Güter Rockeimswalde und Freudenberg gehörten.

Die nach dem Ersten Weltkrieg gebaute Kreischaussee, eine selten schöne, alte Birkenallee hatte ihr Platz machen müssen, durchschnitt das Ackerland von Süden nach Norden. Rechts der Straße lagen die Schläge mit schwererem Boden, links die leichteren Schläge. Das ganze Land war, soweit erforderlich, aus eigenen Mittel systematisch dräniert. Von der Chaussee bog man zur Linken in die etwa 300 m lange Auffahrtstraße zum Gutshof, hatte zur Rechten die Kälber- und Fohlengärten, eine hartgedeckte Bretterscheune mit angebautem Maschinenschuppen und zur Linken, hart am Hof die Gutsschmiede. Dann kam man auf den sehr großen quadratischen Gutshof. Man hatte links ein Stallgebäude, in dem Fohlen, Kutschpferde, Wagenschauer und Kunstdüngerraum untergebracht waren. Im Anschluß hieran stand das alte Gutshaus, in dem sich unten die Wohnung des Stockkämmerers und die Schirrkammer befanden. Hier waren auch der Dieselmotor und die Dynamos für die eigene Licht- und Kraftanlage untergebracht. Die oberen Etagen wurden als Deputat- und Saatgutspeicher genutzt. Dann kam man an einem Teil des Gutsgartens vorbei zu dem 1860 erbauten neuen Gutshaus. Dieses, ganz unterkellert, hatte 16 Zimmer und auf der nach Westen gelegenen Rückseite eine sehr geräumige Veranda, von der man einen wunderbaren Blick über das breite Deimetal zu dem auf der gegenüberliegenden Höhe gelegenen Klein-Kuglack hatte. An das Gutshaus reihten sich die Geflügelställe. Dann kam ein langes Stallgebäude, in dem sich unter dem Futterspeicher die beiden großen Hydrophore und weiterhin der Gespannstall sowie der Schweine- und Jungviehstall mit einem darüber liegenden Schuppen befanden. Die Autogarage war am Giebel zum Geflügelstall angebaut. Im rechten Winkel zu diesem Stallgebäude folgte der 1925 umgebaute Kuhstall, der durch eine Wand vom Kälberstall mit dem Auslaufgarten getrennt war. Die Kühe standen auf Kurzständen nach „Wolf-Schweinsburg" mit abgedeckter Jaucherinne. Die Jauche wurde unterirdisch in die an beiden Stallgiebeln in der Erde ausgebauten, großen, luftdicht abgeschlossenen Bassins geleitet, von wo sie jederzeit nach Bedarf ausgefahren und dann mittels Egge oder Jauchedrill in den Boden

eingearbeitet werden konnte. Im rechten Winkel zum Kuhstall lag eine durch zwei Brandmauern gesicherte, sehr große Scheune, auf deren bis dicht an die Auffahrt reichenden Giebel die Gutsglocke angebracht war. Sämtliche Hofgebäude waren massiv mit verschaltem Pfannendach, die Stallgebäude hatten hohe Trempel.

Da die Starkstromleitung das Gut noch nicht berührte — nach dem Zweiten Weltkriege sollte sie durchgezogen werden — hatten wir eine eigene Licht- und Kleinkraftanlage. Diese lieferte das Licht für das Gutshaus, die Arbeiterwohnungen, sämtliche Stallungen und den Futterspeicher sowie Kraftstrom für die Wasseranlage, die das Gutshaus und die Stallungen mit Wasser versorgte. In den Pferde- und Fohlenställen wie im Jungvieh- und Kuhstall waren Selbsttränkebecken, so daß die Tiere zu jeder Zeit ihren Durst löschen konnten. Zwischen Kuhstall und Scheune führte ein Weg, von dem es gleich oben zu zwei Arbeiterhäusern und deren Stallungen und herunter zu den Wiesen, Weidegärten, dem dritten Arbeiterhaus und Wiesenscheune sowie entlang am sogenannten „Nachbarwald" zu zwei Ackerschlägen ging. Auch alle Arbeiterhäuser und die dazu gehörigen Stallungen waren massiv und hart gedeckt.

Die Westgrenze war die Deime, an deren Ufer sich in einer Länge von 2 km die Gutswiesen hinzogen. Dahinter lagen ca. 180 Morgen aus eigenen Mitteln dränierte Moorweiden. Soweit die Weiden kein fließendes Wasser hatten, waren an den Zwischenzäunen Brunnen gebaut, aus denen das Wasser für das Vieh mehrmals am Tage vom Melker in Tröge gepumpt wurde.

Das Ackerland war in zehn Schläge eingeteilt, die in zwei verschiedenen Fruchtfolgen bewirtschaftet wurden. Die Schläge links der Chaussee waren nicht durchweg rotkleesicher, trotzdem lieferten auch sie gute Erträge. Durch die Mitscherlich-Gesellschaft, der der Betrieb angeschlossen war, wurde regelmäßig in Topfversuchen festgestellt, welche Nährstoffe dem einzelnen Feld fehlten. Als ehemaliger Waldboden hatten die Schläge und in diesen die einzelnen Stellen einen ganz unterschiedlichen Bedarf an Kalk. Aus einer für den Betrieb angefertigten Kalkkartierungskarte war durch Verwendung verschiedener Farben und Schattierungen genau ersichtlich, an welchen Stellen der einzelnen Schläge mehr und wo weniger Kalk fehlte. Nach dieser Karte wurde auch mit bestem Erfolg gearbeitet. Reichliches lebendes Inventar sorgte für genügend Dünger, so daß jährlich ein Drittel des Ackerlandes mit Naturdung gedüngt werden konnte. Daneben wurden dem Boden die fehlenden Nährstoffe durch Kunstdung zugeführt. So erhielten z. B. die Kartoffeln je Morgen außer Stalldung zwei Zentner Thomasmehl, einen Zentner Kalimagnesia und einen Zentner schwefelsaures Ammoniak, was der Boden auch mit einem Ertrag von ca. 150 Zentnern pro Morgen belohnte.

Miguschen war Saatgut-Vermehrungsbetrieb der Landesbauernschaft Ostpreußen. Vermehrt wurden und als Hochzucht kamen ständig zum

Verkauf: Roggen (Petkuser), Gerste (Ackermanns Isaria), Hafer (Petkuser Flämings Gold), Kartoffeln (Flava, Speisegold, Parnassia) und diverse Gräser.

Das Getreide, wie Gräser und Kartoffeln wurden regelmäßig auf dem Felde von Beauftragten der Landesbauernschaft auf Sortenreinheit, Krankheiten und Freisein von Unkräutern besichtigt. Nach dem Erdrusch und der Reinigung auf eigener Saatgutreinigungsanlage (Röbers Petkus Nr. 10) wurden Proben zur endgültigen Anerkennung der Saatbauabteilung der Landesbauernschaft eingereicht, woraufhin dann nach dort durchgeführten Keimversuchen die endgültige An- oder Aberkennung ausgesprochen wurde. Eine Aberkennung hat der Betrieb niemals gehabt. War die Anerkennung ausgesprochen, mußte man sich rechtzeitig bei den Saatzuchtgesellschaften um den Absatz bemühen, und dann konnten auch bald Getreide und Gräser in neuen, mit je einer Plombe verschlossenen Säcken zur Verladung gebracht werden. Die Kartoffeln wurden mit einer Kartoffel-Sortiermaschine „Trumpf Diadem" mit eingebautem Motor- und Verlesetisch, an dem gewöhnlich zwei zuverlässige, eingearbeitete Frauen standen, für die Mieten verkaufsfertig sortiert. Erst wenn mittels des Mieten-Thermometers festgestellt war, daß die Temperatur in den einzelnen Mieten nicht über drei bis vier Grad gestiegen war, durften die Mieten winterfest eingedeckt werden. Das Messen der Temperaturen machte der Betriebsführer selbst, da die eingemieteten 4000 bis 5000 Zentner Saatkartoffeln ein Kapital waren.

Ein landwirtschaftlicher Beamter wurde auf dem Betrieb seit etlichen Jahren nicht mehr gehalten, es wurde mit einem Stockkämmerer gewirtschaftet. Vorhanden waren einschließlich Melkermeister (mit drei Hilfskräften), Stockkämmerer, Kraftwagen- und Treckerführer, 13 sehr gute Arbeiterfamilien, die fast alle schon viele Jahre im Betrieb tätig waren und sich hier auch sehr wohl fühlten. In den letzten Jahren wurde mit der Belegschaft nach der Getreideernte ein Betriebsausflug an die See gemacht, auf den sie sich das ganze Jahr freute.

Ein Omnibus wurde aus Wehlau bestellt. Es fuhr alles mit, was für einen Tag in der Wirtschaft entbehrlich war. Alle Mitfahrer waren natürlich tagüber Gäste des Betriebes. Nach der Vertreibung stand ich mit meinen Arbeiterfamilien im Briefverkehr, sobald die Anschriften ermittelt waren. Einige von ihnen haben mich besucht, mit anderen habe ich mich an verabredeter Stelle getroffen. Alle wollten wieder zurück nach Miguschen mitkommen, sobald der Russe es geräumt hat. Augenzeugen berichteten, daß das Gut als Kolchose bewirtschaftet werde und daß das beim Einfall unversehrt gebliebene Gutshaus von Panzern, die extra heranbeordert wurden, zusammengeschossen worden und eingestürzt sei.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich die größeren, der Wirtschaft zur Verfügung stehenden Maschinen und Geräte.

Es waren vorhanden:

1 Lanz-Bulldog, eisenbereift, 38 PS; 1 Lanz-Bulldog, eisenbereift und gummibereift, 25 PS, dieser mit Mähbalken und Zapfwelle als Antrieb für den Zapfwellenbinder und Kartoffelvorratsroder „Schatzgräber"; 1 Wilhelma-Gebläse mit Garbenschleuse; 1 Lokomobile; 1 Lanz-Dreschkasten; 1 Drillmaschine „Landgräfin" mit Sitzen für den Steurer, Laufbrett und Bremsvorrichtung; 1 Ableger, 5 Grasmäher; 1 Gabelwender; 1 Schwadenrechen; 2 Düngerstreuer; Die Vielfachgeräte „Stoll"; 1 Saatkartoffel-Spritzwagen; div. Walzen, Pflüge und Eggen für Motorpflüge; 5 Gespanne; 1 Hackmaschine; 2 gummibereifte Wagen, 4 und 5 Tonnen tragfähig; 10 Gespannwagen usw..

Erwähnt soll noch werden, daß ich Mitglied der Ostpr. Holl. Herdbuch-Gesellschaft war und auch der Ostpreußischen Stutbuch-Gesellschaft für Warmblut Trakehner Abstammung angehörte. Wegen der großen Entfernung von der nächsten Warmblut-Deckstation hatte ich mir einen A. gekörten Hengst Trakehner Abstammung gekauft, der auch fremde Stuten belegen durfte.

Zur Zeit der Vertreibung (21. Januar 1945) hatte der Betrieb folgendes lebende Inventar:

1 Hengst Trakehner Abstammung; 18 Pferde, davon 7 eingetragene Warmblutstuten; 12 Fohlen (darunter Hauptregister-Stuten); 2 Bullen; 70 Milchkühe; 12 hochtragende Sterken, 10 Stück 2½jährige belegte Sterken, 10 Stück 2jährige Sterken; 20 Stück 1½jährige Sterken; 10 Stück 1jährige Sterken; 10 Stück ½jährige Sterken; 8 Kälber; 1 Eber; 5 Zuchtsauen; 26 Mastschweine; 24 Läufer; 5 Ferkel; Geflügel: Gänse, Enten, Puten, Hühner und Tauben; 8 bis 10 Bienenstöcke.

Der Zuchtwert der Kühe und tragenden Sterken betrug nach der Bescheinigung der Ostpr. Holl. Herdbuch-Gesellschaft vom 3. 7. 1954 2000 (zweitausend) RM je Stück.

Außer dem Getreide, das an den eigenen Pferde- und Viehbestand jährlich verfüttert wurde, und dem, was an die 13 Familien als Deputat geliefert wurde, kamen jährlich etwa folgende Mengen an Milch, Vieh und Getreide zum Verkauf:

236 000 Liter Vollmilch; 20 hochtragende Sterken oder Kühe; 40 Kälber; 4 bis 6 Remonten; 50 bis 60 Mastschweine (2½ bis 3 Ztr); 1400 Ztr. Roggen, davon 600 bis 800 Ztr. Saatroggen; 700 Ztr. Gerste, Hochzucht; 1000 Ztr. Hafer, Hochzucht; 4000 Ztr. Kartoffeln, Hochzucht.

Die Gebäude waren bei der Ostpr. Feuersozietät gegen Feuer- und Sturmschäden in gleitender Versicherung mit 350 000 RM, Mobiliar, Inventar und Ernte bei der Meckl. Hagel- und Feuervericherungs-Gesellschaft mit 300 740 RM und bei derselben Versicherung die Ernte gegen Hagel mit 46 200 RM versichert.

Die Jagd in Miguschen war bei der günstigen Lage an der Leiper Staatsforst sehr gut. Es gab Elchwild als Wechselwild, Rotwild, Schwarz-

wild, Rehe, Hasen, Fuchs, Dachs und Damwild in großen Mengen. Rudel bis zu 50 Stück standen bisweilen im Winter auch am Tage an den Rübenmieten. In schneereichen Wintern wurde das Wild täglich gefüttert.

So, wie oben berichtet, sah es einst in Miguschen aus. Am 21. Januar 1945 mußte Miguschen geräumt werden. Mit großer Mühe gelang es noch, mit allen Wagen bis auf zwei am 22. Januar gegen Abend vor Sprengung der Deimebrücke nach Tapiau zu kommen. Als wir kurz vor Einbruch der Dunkelheit die Chaussee nach Königsberg befuhren, ging uns die Leuchtspurmunition der Russen dicht über die Köpfe hinweg. Am 22./23. Januar muß Miguschen spätestens von den Russen besetzt worden sein.

Die Domäne Kleinhof-Tapiau

Von Hans Schenk

Einst, vor rund 300 Jahren, gehörte die Domäne mit den Vorwerken Großhof und Gauleden zum Mittelpunkt des Amtes Tapiau.

Im 17. Jahrhundert war Kleinhof Vorwerk des Amtes Tapiau, das an einen Generalpächter verpachtet war. Er mußte die Steuern, Zölle und Pachten aus dem Amt einziehen und an die Domänenkammer abführen.

Damals scharwerkten für Kleinhof 155 Bauern aus 15 umliegenden Dörfern. Die Größe des Vorwerks hatte für die damalige Zeit einen erheblichen Umfang mit etwa 22 Hufen, wovon zwei Drittel Wiesen waren. Der Viehbesatz war trotz guter und zahlreicher Wiesen niedrig und bestand zum größten Teil aus Schafen.

Auszüge aus den Jahresberichten des Amtes Tapiau an die Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg aus den Jahren 1627—1650 und 1701 lassen die damalige Verwaltung, Bewirtschaftung und was damit zusammenhängt, erkennen.

Jahresrechnung des Amts Tapiau von Michaelis 1627 bis Michaelis 1628.

„Das Vorwerk Kleinhof hellt vngefehr ann raumen Acker 7 Hubenn vnd werden daselbst aber Wintter 4 Last mehr oder weniger weiln die Felder vngleich seinn wie auch im Sommer so viel Gersten ausgeseet, vnde seint in allenn drey Feldern etzliche Plezerchen Wiesen welches alles vrbahr ist. Noch seint zu diesem Hoffe wie auch zur Scheferey 14 Huben Wiesenwachs so ann der Deume vnndt Pregel gelegen. Darauff werden vngefehr 750 Fuder Heuh welches inn beede Vorwerck vndt Scheferey geführt wirdt, gewonnen. Ist aber dieses Jahr kein Handt voll von solchen Wiesen einkommen, vndt schwarwercken zu diesem Vorwerck folgende Dorffer: Frischnaw mit 10 Pawern, Silaucken mit 3, Romaw mit 5, Imbten mit 10, Pregelswalde mit 15, Paterswalde mit 20,

Klein Engelaw mit 10, Groß-Engelaw mit 17, Gundaw mit 10, Gauleden mit 14, Magotten mit 4, Klein Schonaw mit 8, Dittrichswalde mit 12, Bottchersdorff mit 17, Summa 15 Dorffer mit 155 Pawern."

Jahr-Rechnung des Amts Tapiau von Michaelis 1650 bis Michaelis 1651.

„Vorwerck Klein-Hoff hatt raumen Acker 8 Huben 28 Morgen 132 Ruthen vhrbahr und 9 Morgen 93 Ruthen vnvhrbahr Landt, vermöge des Georg Müllers Landtmeßers Abriß, davon hiesiger Schaaffer auff Churfl. Befehlig 15 Morgen vhrbahr Landt in seinen Nutzen gebraucht, hergegenst Ihnen kein Deputat außerhalb der Knechte Lohn gegeben wirdt. Vnd wirdt bey selbigem Vorwerck über Winter 4 Last und Weniger weiln die Felder ungleich seyn, wie auch im Sommerfelde so viel an Gersten außgeseet, welches inn 3 Felder getheilet. Noch seind zu diesem Hoffe wie auch zur Schääfferey 12 Huben 22 Morgen 291 Ruthen Wiesenwachs auf den Langen Pregel-Wiesen von Anger, hinab bis nach außgang des Coddiger Sees und zwischen den Pregel, worinnen 2 Huben 5 Morgen 247 Ruthen mit begriffen, so Verschreibung darüber haben und theils verzinset werden, bleiben also wenn die abgezogenen Huben 17 Morgen 54 Ruthen ohn die Magottischen Fohlen und Schaaffwiese, welche noch nicht gemeßen, darauf seyndt dieses 1651ste Jahr — (1649 750 Fuder, 1952 900 Fuder Heu) Fuder Hew gewonnen, welches in beyde Vorwerck und Schafferey geführet und gewonnen wirdt, und Scharwercken zu diesem Vorwerkcke nachfolgende Dorffer, alß Romau mit 5 Pauren, Jmbten mit 8. Pregelswalde mit 10, Magotten mit 3. Summa 4 Dorffer mit 26 Pauern.

Ferner helffen Wiesen gewinnen, Mist außführen, Gebewde undt Zeüne verfertigen folgende Dorffer, alß Paterswalde mit 19 Pauern, Groß-Engelau mit 17, Klein-Engelau mit 9, Gundau mit 6, Schallen mit 7, Klein-Pottlacken mit $4^1/_2$, Groß-Pottlacken mit 3 Pauern. Summa 7 Dorffer mit $65^1/_2$ Pauern besetzet. Abgang 1 Pauer bey Paterswalde deßen Erbe müst stehet. Vnder welchen die beyden Englauer anietzo nachdeme sie verfändet nichts mehr thun, alß Wiesen gewinnen helffen. Noch haben zu diesem Vorwerck hiebevor folgende gescharwercket Klein-Schönau mit 9, Dittrichswalde mit 12, Schonbaum mit 6 Pauern, welche anjetzo verpfändet."

Arrende-Rechnung des Hauptamts Tapiau vor Trinitatis 1701 bis Trinitatis 1702

„Vorwerck Kleiner Hoff hat folgendes an Acker und Wiesen: 8 Huben 13 Morgen 132 Ruthen hat Vorwercks Acker so in 3 Feldern vertheilet, 15 Morgen Schäferlandt, welches der Schäfer ietzo bey Haltung der Arrende anstatt seines Deputats genießet. 9 Morgen 93 Ruthen gebrauchet der Melcker, weil er kein Deputat bekombt, so ihm von den Scharwerks-Huben beeckert wirdt, wie bey der Milchbude berichtet.

16 Huben 26 Morgen 1 Ruthe hält der Anger Wiesen ein, so theilß zu Behuff der Schäferey Melckerey Kleinhoff und Stutterey item in den Großenhoff und Deputater geaustet, theilß auch zur Trifft vor daß Vieh gebrauchet wird, wie viel an Wiesen und Trifften, kan ietzo, weiln es nicht außgemeßen, eigentlich nicht beschrieben werden. 9 Morgen Wiesen so vorhin daß Tapiausche Gericht für ihre Auffwartung beym Ambte anstatt Deputat gehabt, sindt gemees 73 Visitation zum Vorwerk gezogen, iezo gebrauchet solche der Pregell-Krüger zum Kruge, nebst einer halben Hube von Speicherfelde. Wofür Er 150 Thl. Zinß ins Ambt erleget. 6 Morgen sindt dem Zimmauschen Krüger wegen Obsicht der Ziegelscheune gegen 18 Thl. Zinß von denen Hern-Ober-Räthen verschrieben. 8 Morgen hält Panzer in Besitz, zinßet 18 Thl. Vid. Haußbuch Lib. 5 Fol. 188. 8 Morgen sindt dem Bachmann verschrieben, Zinßet 4 Thl. 30 Schillg. Vid. Haußbuch Lib. 5 Fol. 156. 26 Morgen Wiesen genießen nachgesetzte Deputater und Bediente zinßfrey, als: 2 Morgen der Pfarrer zu Tapiau, 7 Morgen der Zimmausche Krüger, 2 Morgen Gauledsche Wiltnüßbereiter, 11 Morgen Loffschmiedt, 4 Morgen der Schlößer.

Summa des Vorwercks-Acker und Wiesen 22 Huben, 126 Ruthen, alß 8 Huben 13 Morgen 132 Ruthen Vorwercks-Acker, so besäet wirdt. 10 Huben 26 Morgen 1 Ruthe an Trifften vndt Wiesen. 15 Morgen Acker vndt Schäferland. 9 Morgen 93 Ruthen der Melcker. 9 Morgen der Pregelkrüger, 22 Morgen Wiesen, so zinßbaar. 26 Morgen so die Deputater und Bediente genießen.

Bey dem Heuschlag Schaarwercken Schallen mit 7 Pauren, Klein-Schonau mit 6, Zohzen mit 7, Paterswald mit 9, Groß-Engelau mit 17, Böttchersdorff mit 10, Kl. Pottlack und Gr. Pottlack mit 4 Pauren, Hanßwald mit 9, Koddien mit 6, Wargienen mit 5, Fritzschienen mit 3, Kl.-Engelau mit 7 Pauern."

Zu dem Vorwerk Kleinhof gehörten nach den Akten von 1768 auch eine Brauerei und eine Brennerei. Die Krüge waren verpflichtet, ihren Bedarf an Bier und Branntwein aus dem Amt zu entnehmen. Der Ertrag der Brennerei wurde mit $31^{2}/_{5}$ Ohm, die innerhalb des Amts, $60^{3}/_{4}$ Ohm, die außerhalb des Amts verkauft wurden, angegeben. Zusammen waren es 93 Ohm oder nach heutiger Rechnung 12 640 Liter.

In den folgenden Jahren wurden die wirtschaftlichen Verhältnisse verbessert. Die Pferdezucht wurde intensiver betrieben, so konnte Kleinhof in den Jahren 1835—1865 die stattliche Zahl von 60 Mutterstuten, darunter mehrere Vollblutstuten, aufweisen. Es wurden Hengste und Remontepferde verkauft. Der Rindviehbestand wurde durch die Einführung des englischen Shorthorns aufgefrischt, und ein gutgehender Bullenhandel betrieben. Die Schafzucht wurde durch Zuführung der Negrettis verbessert.

Die Melioration wurde vorangetrieben, 1200 Morgen der „Grossen Haide" wurden urbar gemacht und unter den Pflug genommen.

Die Brennerei mit einem Brennrecht von 61 000 l stieß 38 000 l aus. Nach neuestem System war sie 1883 als Dampfbrennerei gebaut. 1906 erhielt sie einen neuen großen Dampfkessel mit einer 25-PS-Maschine, die nebenbei auf dem Speicher eine Schrotmühle, Ölkuchenbrecher und Ölkuchenmühle, daneben einen Schleifstein, die Pumpe zur Versorgung der beiden großen Viehställe mit Wasser und einen Dynamo zur elektrischen Lichtversorgung antrieb.

1896 erhielt Kleinhof auf Betreiben des Ministers für Landwirtschaft eine elektrische Licht- und Kraftanlage, deren Strom die Brennerei und die Meierei von je einem Dynamo von 14 PS lieferten. Die Meierei, bis 1887 an einen Käser verpachtet, wurde danach auf eigene Rechnung betrieben. In ihr wurde eine Milchwirtschaftliche Versuchsstation mit drei Chemikern eingerichtet, die bis 1910 bestand. Auch eine Molkereifachschule war angegliedert.

Ein großer Mastschweinestall wurde 1894 für rund 300 Mastschweine gebaut. Der Umsatz an Mastschweinen stieg auf 1500 bis 1700 Stück. 1885 wurde der veraltete Viehstall durch einen neuen für 210 Stück Vieh ersetzt. 1886 folgte ein neuer Pferdestall für Arbeits-, Kutsch- und junge Pferde. 1897 wurde ein Jungviehstall für 100 Stück Jungvieh und 40 junge Pferde gebaut, und als das Schäfereigehöft innerhalb drei Stunden restlos abbrannte, wurde 1901 ein Stall für 400 Schafe, 30 junge Pferde und 24 Leutekühe gebaut.

Von der „Hohen Haide" blieben rund 500 Morgen Waldbestand, der, zum Teil überaltert, neu mit Kiefern aufgeschont wurde. Jährlich wurden 4 bis 6 Morgen neu angepflanzt.

Bei der Pachtübernahme durch Amtsrat Hugo Schrewe 1883 war Kleinhof 4000 Morgen groß, davon 1900 Morgen Acker, 1100 Morgen Wiesen und Weiden und 500 Morgen Kiefern-Haide.

Aus den Akten der Königlichen Regierung zu Königsberg geht aus dem Bericht im Jahre 1768 hervor, daß damals Generalpächter der Kriegsrath Amtmann Johann Peterson war. Er scheidet 1825 aus. Ihm folgt von Schön aus Blumberg bei Gumbinnen bis 1865. Danach führt seine Frau die Domäne. Am 1. April 1867 übernimmt Amtsrat Hugo Schrewe Kleinhof von Herrn Mohs, der Nachfolger von Frau von Schön geworden war. Als am 22. März 1916 Amtsrat Schrewe verstarb, trat sein Sohn, Rittmeister a. D. Erich Schrewe, bis 1929 in die Pachtung ein. Ihm folgte Pächter Kleine. Letzter Pächter war Hogrefe.

Die Molkerei wurde in den zwanziger Jahren erneut umgebaut und modernisiert. Sie war in eine Genossenschafts-Molkerei umgewandelt worden und verarbeitete bereits 1901 12 000 Liter Milch. Die meiste Milch wurde zu dem sogenannten Tilsiter Käse in fetter und halbfetter Ware verarbeitet. Die Butter wurde nach allen Himmelsrichtungen bis zum Rhein vertrieben.

Die v. Perbandtschen Güter Langendorf und Pomedien im Kirchspiel Kremitten

Von Sklode von Perbandt

Die Geschichte der altpreußischen Familie v. Perbandt, deren Vorfahren im Samland schon vor Erscheinen des Deutschen Ordens ansässig waren, insbesondere auch die Stellung, die den Gliedern der Familie alsdann im Ordensstaat eingeräumt wurde, bilden, wie zahlreiche sonstige durch die Forschung erhellte Tatsachen, ein anschauliches Beispiel dafür, wie unrichtig die immer wieder — sei es aus Unkenntnis, sei es in gezielter Absicht — aufgestellte Behauptung von der Ausrottungspolitik des Ordens gegenüber der prußischen Bevölkerung ist. Dies wie auch die Tatsache der Erhaltung alten Familienbesitzes durch so viele Jahrhunderte und endlich das Wirken vieler Generationen der Familie in öffentlichen Funktionen hat es uns geboten erscheinen lassen, einen Beitrag zur Geschichte der Familie und des alten Grundbesitzes in der Chronik des Kreises Wehlau zu bringen. *W. Lippke*

Zehn Kilometer westlich von Tapiau liegt das Rittergut Langendorf, bestehend aus dem an beiden Ufern des Pregels gelegenen Hauptgut und den beiden — räumlich getrennt davon liegenden — Vorwerken Albrechtshof und Glücklack. Der sog. „Schloßberg", eine steil vom Pregelufer aufsteigende, einen Teil des Gutsparkes bildende Uferhöhe enthält ein engeres und ein weiteres Wall- und Grabensystem, das der Bauweise nach in die Ordenszeit gehörend, vermutlich auf der Grundlage einer alten Prußenbefestigung errichtet worden ist. Anhöhe und Wall gestatten einen eindrucksvollen bis zu den Türmen Königsbergs reichenden Blick über das mit kleinen Seen durchsetzte, im Vorfrühling und Herbst weithin überschwemmte, im Winter eine schneebedeckte oder auch vom Winde kahlgefegte Eisdecke bildende Wiesengelände des Pregeltales. Auf dem Nordufer des Pregels gelegene vorgeschichtliche Grabstätten zeugen von uralter Besiedlung des Landstrichs.

Das Hauptgut mit den Vorwerken ist alter v. Perbandtscher Familienbesitz, in wesentlichen Teilen als solcher aus der Ordenszeit nachgewiesen und seither bis zum Einmarsch der Russen 1945 ununterbrochen in der Hand von Gliedern der Familie gewesen.

Aus der Geschichte der Familie und des Grundbesitzes

Ältester urkundlich nachweisbarer Ahnherr der Familie ist der altpreußische (prußische) Edeling Sklode de Quednau. Er lebte von etwa 1200 bis zum Jahre 1260. Mit seiner Familie gehörte er zu den eine Herrenschicht bildenden eingeborenen Geschlechtern des Samlands, vom Deutschen Orden als „die ersten un alten Withinge" bezeichnet. Weder einem weltlichen noch einem geistlichen Oberherrn nachgeordnet, nur durch Familien- und Sippenoberhäupter zusammengefaßt, herrschten sie im Samland, indem sie über Hörige sowohl wie über freie Lehnspflichtige



Friedhof der Familie von Perbandt in einem alten Ringwall pruzzischer Zeit im Park von Adl. Langendorf, das über sieben Jhdt. im Besitz dieser Familie ist

geboten. Ein solches Familien- und Sippenoberhaupt war auch Sklode de Quednau. Seine und seiner Familie Besitzungen lagen zur Zeit des Erscheinens des Ordens im Samland in den nördlich und westlich von Königsberg liegenden Gebieten Quednau und Wargen und weiter östlich im Tapiauer Gebiet — „in terra Tapiau" — und hier insbesondere im Bereich des späteren Kammeramtes Kremitten. Darüber hinaus finden wir im Samland noch Besitzungen der weiteren Verwandtschaft (Sippe).

Sklode trat bald nach Erscheinen des Ordens im samländischen Gebiet zum Chistentum über. Er fiel mit seinen Mannen auf Seiten des Ordens im Kampfe gegen die noch heidnischen Litauer im Jahre 1260 in der für den Orden unglücklichen Schlacht bei Durben. Von seinen Söhnen sind namentlich bekannt der ältere, Wargule, und der jüngere, Nalube. Wargule hielt wie der Vater nach der Taufe zum Orden. Nalube beteiligte sich dagegen führend im Samland an dem großen Aufstand gegen den Orden, überfiel u. a. auch die am Fuße der Königsberger Burg neugegründete Siedlung, mußte sich aber schließlich doch der kriegerischen Übermacht des Ordens beugen. Während die Abstammung der Familie vom Ahnherrn Sklode eindeutig nachgewiesen ist, ist nicht mit absoluter Sicher-

heit zu entscheiden, welcher der beiden genannten Söhne als Vorfahre zu gelten hat. Doch gibt es gewichtige Gründe dafür, Nalube als solchen anzusehen. Trotz seines langen und erbitterten Kampfes gegen den Orden, stand er nach seiner Unterwerfung — vermutlich seines Vaters wegen und wegen seines starken Einflusses auf die preußische Bevölkerung — beim Orden in hohem Ansehen und wurde entsprechend von ihm behandelt.

Die älteste im Wortlaut bekannte Urkunde, in der Sklode genannt wird, trägt das Datum vom 28. 5. 1258. In ihr bestätigt der Bischof Heinrich von Samland dem Sklode und seinen Erben die ihm vom Orden verschriebenen Güter, soweit sie im bischöflichen Teil des Samlandes liegen. Die vom Orden erteilte Urkunde, auf die die bischöfliche Bezug nimmt, ist im Wortlaut nicht mehr erhalten. Ihr Inhalt ist jedoch aus sonstigen Quellen, u. a. auch aus einer dem Sohne Wargule ausgestellten Verleihungsurkunde vom Jahre 1261, in der die Verschreibung des Ordens an Sklode bestätigt wird, inhaltlich rekonstruierbar. Sie dürfte aus dem Jahre 1255 stammen.

Sklodes und seiner Familie Haupt- und Stammsitz war das einen Teil seiner im Quednauschen gelegenen Besitzungen bildende nordwestlich vom heutigen Nettelbeck gelegene Windekaym. Nach diesem Haupt- und Stammsitz haben sich die Nachkommen Sklodes noch bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts genannt. Der Name Perbandt erscheint erstmalig — und zwar zunächst noch in Verbindung mit dem Stammnamen — als Perbandt von Windekaym in einer Urkunde vom Jahre 1363. Im 15. Jahrhundert finden wir drei Hauptlinien des Geschlechts, die sich „von Windekaym", „Lirche von Windekaym" und „von Windekaym gen. Perbandt" nennen. Nach Erlöschen der zwei erstgenannten Linien und nach Übergang des Stammsitzes Windekaym durch Heirat auf die Familie v. Rexin kommt der Name Windekaym außer Gebrauch. Der Name Perbandt wird nunmehr als alleiniger Familienname geführt. Auch als Ortsname ist der Name Windekaym mit der Zeit verlorengegangen.

Die der Familie im 13. und 14. Jahrhundert erteilten Besitzverschreibungen — zum Teil auch solche aus späterer Zeit — erweisen sich aufgrund näherer Untersuchung in der überwiegenden Zahl nicht als Neuverleihung (Ersterwerb), sondern als Bestätigung schon vor der Ordenszeit vorhandenen Familienbesitzes. Das gilt wie für die im Quednauschen so auch für die „in terra Tapiau" gelegenen Besitzungen der Windekaymer. Der größere Teil der letztgenannten umfaßte, wie neuere Untersuchungen ergeben haben, ein Gelände, das im Osten das heutige Koddien einschließend sich nach Westen zu über das heutige Schiewenau und das heutige Podollen hinaus in das heutige Langendorf hinein erstreckt haben muß und mindestens auch den südlichen Teil des heutigen Bonslack und Kirkenau und den nördlichen Teil des heutigen Wargienen umschloß. Es dürfte sich ungefähr mit dem damaligen Landstrich Sibenow gedeckt oder einen Teil desselben gebildet haben. Wir müssen es uns

teils — vielleicht zum größeren Teile — als Wald- und Weidegelände, teils als in der Hauptsache wohl verstreut liegendes bäuerliches Ackerland vorstellen.

Fünfundzwanzig Familien = Bauernstellen waren es, die, wie sich aus der Urkunde für Wargule vom Jahre 1261 ergibt, dem Ahnherrn Sklode wohl im Jahre 1254 oder 1255 vom Komtur Burchard von Herrenhausen verschrieben, vom Landmeister Gerhard von Hirzberg später bestätigt und dem Sohne Wargule abermals unter gleichzeitiger Verleihung der hohen Gerichtsbarkeit bestätigt wurden, davon zehn „in terra Quednau" — vermutlich das heutige Nettelbeck darstellend — und 15 „in terra Tapiau" gelegen.

In gleicher Weise wie sie haben wir als Familienbesitz aus der Vorordenszeit 40 „Äcker" — Acker in diesem Zusammenhang = Bauernerbe — anzusehen, die „juxta Tapiau" im Jahre 1289 dem Reitauwe, Sohn des Nalube, Enkel des Sklode, durch den Landmeister Manfred von Querfurth bestätigt werden. Wenn auch genaue Ortsangaben sowohl hinsichtlich der vorgenannten 15 wie auch der weiteren 40 Bauernstellen fehlen, so ist doch als örtlicher Mittelpunkt dieser Verschreibungen, bei denen es sich nicht um Siedlungen in geschlossener Ortslage, sondern um Streusiedlungen gehandelt haben muß, das heutige Schiewenau anzusehen. Die große Zahl der Bauernstellen — insgesamt 55 — und die Größe der davon bedeckten Fläche sowie die Eigenschaft als Streusiedlungen erfordert es, sie innerhalb des Raumes Sibenow auch in den weiteren Umkreis des heutigen Schiewenau wie Bonslack, Kirkenau, Langendorf, zu dem heute noch ehemaliges Schiewenauer Gelände gehört, darüber hinaus vielleicht auch ins heutige Podollen und Kremitten zu verlegen.

Von dem Waldteil des oben genannten alten Familienbesitzes, der „Damerau" = lichter Eichenwald, nahm im Jahre 1317 der Orden laut zweier vom Marschall Heinrich von Plock fast gleichlautend für den Sohn des Nalube, Klaus, und für dessen zwei Brüdersöhne, Tulnege und Januse, ausgestellten Urkunden ein erhebliches Teilstück für sich allein in Anspruch, weil er in diesem Teil der Damerau ein dem Orden zinspflichtiges Dorf gegründet habe — es handelte sich um das heutige Koddien - - während der den oben Genannten verbleibende Teil der Damerau durch Umreiten abgegrenzt wurde. Zu dem vom Orden beanspruchten Teil gehörte auch das heutige Langendorfer Vorwerk Glücklack — vormals Wersnicken genannt. Es kam, damals noch den etwa ebenso großen Bonslacker Teil mitumfassend, bereits im Jahre 1450 aufgrund Verleihung durch den Hochmeister Ludwig von Erlichshausen an Mathias von Windekaym gen. Perbandt in den Familienbesitz zurück mit der Maßgabe, daß an dem damals noch im Gelände vorhandenen, in der Folgezeit durch Hochmoorbildung dem festen Boden zugewachsenen See, dem Beliehenen nur das Fischereirecht zustand. Der Name Langendorf für das heutige Hauptgut ist jüngeren Datums. Er kommt erst im 16. Jahrhundert

zur Anwendung, indem er die vorher übliche jedoch erst aus dem 15. Jahrhundert bekannte Bezeichnung „Pr. Cremitten" ablöst, welch letztere wir als eine aus dem nach dem Amtssitz benannten Kammeramtsbezirk abgeleitete Ortsnamenform anzusehen haben. So erwirbt Ambrosius Perbandt — Sohn des oben genannten Mathias — im Jahre 1472 käuflich fünf Huben in Pr. Cremitten. Es handelt sich hier, soweit erkennbar, wohl um den Übergang von uraltem Windekaymer Grundbesitz aus der damals noch das unmittelbar an das heutige Langendorf angrenzende Podollen besitzenden Windekaym-Lirche-Linie auf die Windekaym-Perbandt-Linie. Weiter begegnet uns der Name Pr. Cremitten in einer Verleihungsurkunde von 1479, in der u. a. dem nämlichen Ambrosius Perbandt durch den Hochmeister Merten Truchsess in Bestätigung einer im Wortlaut nicht mehr bekannten durch „unser Vorfahr seliges Gedächtnis" erfolgten Verschreibung fünf Hufen in Pr. Cremitten verliehen werden.

Als einen Ersterwerb (Neuverleihung) haben wir den vom Hochmeister von Tieffen dem nämlichen Ambrosius im Jahre 1491 verliehenen zwischen „beiden Pregeln" gelegenen See Trümpe, der wohl identisch ist mit dem heutigen sog. Schreibersee und dem ihn umgebenden, inzwischen angewachsenen festen Gelände, sowie eine gleichzeitig im Dorf Pr. Cremitten verliehene Hube anzusehen.

Eindeutig einen Ersterwerb stellt auch die den beiden Vettern Mathias — oben bereits genannt — und Bartusch v. Windekaym im Jahre 1440 erteilte Verleihung von Gauen dar. Es handelt sich um das heutige Langendorfer Vorwerk „Albrechtshof" und das angrenzende, seit einer späteren Besitzauseinandersetzung zwischen zwei Familiengliedern zu Bonslack gehörende und mit diesem im Jahre 1688 durch Verkauf aus der Perbandtschen Familie gekommene Ellerlack. Die Verleihung des Jahres 1440 hat, wie im Wortlaut der Urkunde zum Ausdruck gebracht, dem Ausgleich von Mängeln früherer Abgrenzung des Windekaymer Familienbesitzes gedient, die bei der Vermessung des Samlandes festgestellt worden waren.

Dagegen gehören wohl sicher zu dem schon in die Vorordenszeit zurückreichenden Besitz der Windekaymer die 21 Huben und 12 Morgen zu Podewitten, die dem vorerwähnten Mathias v. Windkaym gen. Perbandt im Jahre 1433 unter Bezugnahme auf drei von ihm vorgelegte alte Urkunden — „Briefe" — durch den Hochmeister Paul von Rußdorf mit der hohen Gerichtsbarkeit und 60 Mark Wehrgeld verschrieben werden.

In neuerer Zeit, etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts, erfuhr das Hauptgut Langendorf eine Vergrößerung durch Hinzukauf des in der westlichen Hälfte des Gutes gelegenen Gutsteils Kleinhof in Größe von rund 420 Morgen. Eine weitere Vergrößerung erfolgte etwa 1825, als dem Areal des Hauptgutes ungefähr 450 Morgen zwischen dem Gutsteil Kleinhof und der östlichen Gutshälfte gelegenen Landes zugeschlagen

wurden. Es war dies Bauernland im bisher Königl. Teil Langendorfs. Einen eigentlichen Zuwachs an Grundbesitz stellte es nicht dar, wurde vielmehr als Austauschleistung für den im Zuge der Stein-Hardenbergschen Reformen eintretenden Verlust an bäuerlichem Lande der ehemals gutsuntertänigen Schiewenauer Bauern gegeben. Die vormals königlichen Bauern in Langendorf wurden in Schiewenau abgefunden.

Unter den Nachkommen Sklodes begegnen wir einer stattlichen Anzahl von Inhabern nicht unbedeutender Ämter und Funktionen im Ordensland, im Herzogtum und im Königreich Preußen. Wir beschränken uns hier im wesentlichen darauf, einige derer zu nennen, die wir zugleich unter den Vorfahren der heutigen Langendorfer Linie finden, und beginnen mit dem bereits wiederholt genannten Mathias von Windekaym, gen. Perbandt, geb. etwa um 1380, gest. bald nach 1455. In Windekaym sowohl wie im Kremittenschen Bereich angesessen, darf er zu den begütertsten damaligen Edelleuten des Samlandes gezählt werden. Wir sehen ihn 1432 als Vertreter der Preußischen Ritterschaft bei Bestätigung des Bündnisses zwischen dem Deutschen Orden und Litauen, 1435 als Bannerführer des Gebietes Königsberg, 1442 begegnen wir ihm unter den Abgeordneten des Samlandes auf dem Landtage zu Marienburg. Wie Mathias selbst so gehörte auch sein ebenfalls bereits genannter Sohn Ambrosius zu denjenigen, die sich als wertvolle Stützen des Ordens in den Schwierigkeiten erwiesen, die diesem durch die Preußischen Stände (Adel und Städte) bereitet wurden. Als Abgeordneten der Landbewohner des Samlandes treffen wir ihn auf mehreren wichtigen Tagfahrten jener Zeit. Im Jahre 1478 wird er für alle Landtage abgeordnet, im Jahre 1480 unter den Räten des Hochmeisters genannt. Außer in Windekaym finden wir ihn angesessen auf Podewitten, Schiewenau, Langendorf (damals noch Pr.-Cremitten) mit dem heutigen Albrechtshof und Ellerlack (damals Gauen) und Glücklack (damals Wersnicken), auf Bonslack, Kapkeim u. a. Bei der Ordensherrschaft stand er in hoher Gunst. Nicht selten bediente man sich seines Einflusses, um vom Hochmeister Gnadenbezeugungen oder Verzeihung zu erhalten. Für die Kirche zu Kremitten stiftete er eine Vikarie und zu seiner Seelen Seligkeit eine ewige Seelenmesse. Die Stiftung war zugleich ein Zeugnis der Wohlhabenheit des Stifters. Denn Stiftungen dieser Art konnten sich nur die reichen Familien des Landes leisten.

Nach der Umwandlung des Ordenslandes in ein weltliches Herzogtum und der damit verbundenen Umwandlung der Ordenskomtureien in Hauptämter sind es zunächst die Repräsentanten dreier aufeinanderfolgender Generationen, die wir als Amtshauptmänner an der Spitze wichtiger Hauptämter sehen. Die Reihe beginnt mit des Ambrosius Enkelsöhnen Sebastian (kinderlos gestorben) und Albrecht Perbandt. Sebastian war Amtshauptmann zu Ragnit, Albrecht (geb. um 1510, gest. 1575) auf Langendorf, Schiewenau, Gauen, Wersnicken, Bonslack, Kuiken, Tarse, Podewitten, Behlacken, Kapkeim, Steinbek, Schloß Kremitten so-

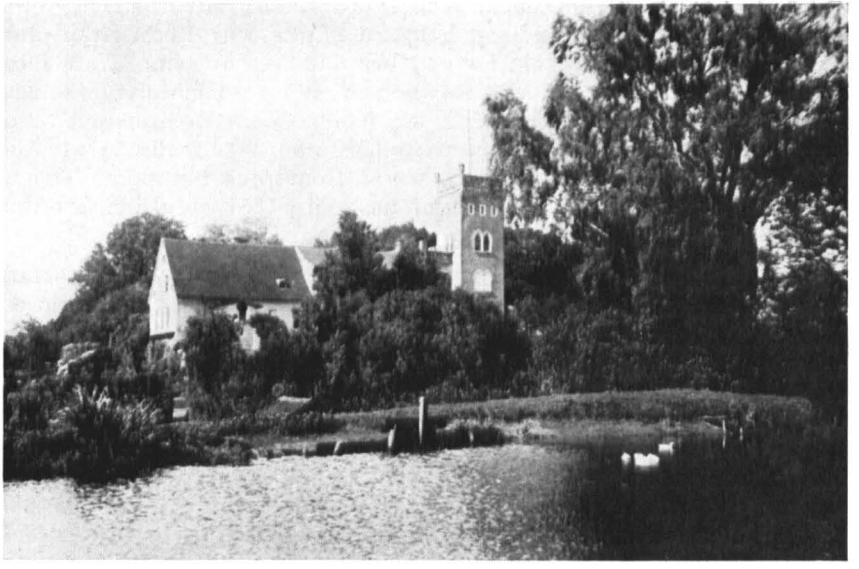
wie im Ermland auf Krossen, Thalfang und Engelswalde verwaltete als Amtshauptmann das Hauptamt zu Memel, sein ältester Sohn Sebastian (geb. 1545, gest. 1614) das Hauptamt zu Pr.-Holland. Sebastians ältesten Sohn Hans Albrecht (geb. 1582, gest. 1630) sehen wir nicht nur an der Spitze wichtiger Hauptämter (Pr.-Holland, Labiau, Neuhausen, Oletzko), sondern auch als Landesoberst und Chef der Heeresmacht des Herzogtums. Er ist der Begründer der I. (älteren) — heutigen Langendorfer —, sein Bruder Fabian der II. (jüngeren) der beiden Linien, in die die Familie heute noch zerfällt.

Im Besitz der drei vorgenannten Generationen und auch noch der folgenden Generation befand sich auch das Ordensschloß Kremitten. Es war im Jahre 1547 dem Amtshauptmann zu Ragnit Sebastian Perbandt zu seinen und seiner Frau Lebzeiten verliehen worden. Die Verleihung wurde in der Folgezeit zwar wiederholt erneuert, dem Streben nach erblicher Verleihung blieb jedoch der Erfolg versagt.

Dem Amtshauptmann zu Ragnit, kgl.-preußischen Legationsrat und Vizepräsident des ostpreußischen Tribunals Georg Christoph v. Perbandt auf Podewitten (geb. 1673, gest. 1744) — Urenkel des vorerwähnten Hans Albrecht — dankt die Familie die Erhaltung Langendorfs. Als es zusammen mit Schiewenau infolge von Zahlungsschwierigkeiten des damaligen Besitzers Quirin Heinrich von Perbandt verloren zu gehen drohte, sprang bei dessen Tode Georg Christoph ein und übernahm beide Besitzungen.

Die Rolle, die ein — wenn auch an Jahren älterer — Zeitgenosse Georg Christophs aus der im 18. Jahrhundert dann ausgestorbenen, nach ihrem damaligen Besitz Nauten genannten Nautener Linie der Perbandts in der Verwaltung des Herzogtums gespielt hat, rechtfertigt es, obwohl er in der Reihe der Vorfahren der heutigen Perbandts nicht erscheint und auch sonst keine männlichen Namensträger hinterlassen hat, ihn hier zu erwähnen. Es ist Otto Wilhelm v. Perbandt (geb. 1635, gest. 1706). Zunächst Amtshauptmann zu Mohrungen und Liebstadt, zu Rastenburg und Brandenburg, dann Obermarschall und später Landhofmeister, war er zu den höchsten Würden des damaligen Staates gelangt. Im Jahre der Königskrönung 1701 war er unter den ersten, denen vom König der Schwarze Adlerorden verliehen wurde. Sein Name und sein Wappen hingen bis zur Zerstörung von Königsberg durch den Fliegerangriff 1944 in der Königsberger Schloßkirche. Sein Bild, das mit einer großen Anzahl von Familienbildern im Langendorfer Gutshause hing, gehört zu den wenigen Familienstücken, die vor dem Russeneinmarsch 1945 in Sicherheit gebracht werden konnten. Erwähnt sei hier auch Otto Wilhelms Bruder Gottfried, der sich als Chef eines Dragonerregiments einen Namen gemacht hat und Amtshauptmann zu Angerburg war.

Otto Wilhelm heißt auch des oben genannten Georg Christoph Sohn, kgl.-preußischer Landrat des Tapiauischen Kreises und Landesdirektor.



Schloß Langendorf über den Gutsteich hinweg gesehen

Er vermehrte den vom Vater geerbten Besitz durch Erwerb des Rittergutes Eichen (ehemals Alt-Cremitten genannt). Er starb im 70. Lebensjahre, der Überlieferung nach, als er auf einer alten bis zum Russeneinmarsch 1945 im Langendorfer Gutshause befindlichen Hausorgel das Lied spielte: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende." Ebenfalls kgl.-preußischer Landrat seines Heimatkreises und außerdem Landschaftsrat war sein Sohn Georg Friedrich Otto. Dessen Sohn Otto Julius sah sich infolge der durch den Unglücklichen Krieg 1806/1807 bedingten Lasten genötigt, das alte Gut Podewitten zu verkaufen. Unter ihm kam auch Eichen wieder durch Verkauf aus der Familie.

Einen wirtschaftlichen Aufschwung erheblichen Ausmaßes erlebte Langendorf unter Otto Julius ältestem Sohne Georg v. Perbandt (geb. 1825, gest. 1907). Fleiß, Tatkraft und fortschrittliche Wirtschaftsmethoden, für die er in jüngeren Jahren die Fachkenntnisse auf der von Staatsrat Professor Dr. Albrecht Thaer gegründeten landwirtschaftlichen Akademie zu Möglin erworben hatte, trugen ihre Früchte. Die von ihm neu errichteten Wirtschaftsgebäude, die Zahl der neugebauten Gutsarbeiterwohnungen und der Bau des Gutshauses, das ein baufällig gewordenes und deshalb abgerissenes Gutshaus ersetzte, sowie recht großzügige Gartenanlagen geben Zeugnis von den wirtschaftlichen Erfolgen, an denen insbesondere auch die Rindvieh- und Pferdezucht beteiligt waren. Der

„Ostpr.-Holländer Herdbuchgesellschaft" war Georg v. Perbandt bereits zur Zeit von deren Gründung beigetreten. Er war Rechtsritter des Johanniterordens. Bis in sein hohes Alter widmete er seine Kraft auch dem politischen Leben, indem er als konservativer Abgeordneter seines Heimatkreises im Preußischen Landtag (Haus der Abgeordneten) tätig war. Seinen Studien auf der landwirtschaftlichen Akademie zu Möglin verdankte er auch das Kennenlernen von Conradine Philippine Thaer, Enkeltochter Albrecht Thaers, die er im Jahre 1851 als seine Ehefrau heimführte.

Georgs ältester Sohn Albrecht, Landrat und Geheimer Regierungsrat, ER. des Johanniterordens, starb unvermählt im Jahre 1914, nachdem er mehr als 25 Jahre lang den Kreis Rößel verwaltet hatte. Der zweite Sohn Georg v. Perbandt (geb. 1860), kgl. pr. Major d. R. im Kürassierregiment Graf Wrangel (Ostpr. Nr. 3), RR. des Johanniterordens, hatte schon in seinen jungen Jahren gewichtigen Anteil an den Langendorfer Erfolgen des Vaters gehabt. Im Jahre 1892 pachtete er das sechs Kilometer nördlich von Langendorf gelegene Rittergut Pomedien, wo schon im 17. Jahrhundert zwei Generationen seiner Vorfahren Besitz gehabt hatten. Als hochtalentierter und fortschrittlicher Landwirt brachte er das Gut auf große wirtschaftliche Höhe und erwarb es im Jahre 1908 käuflich. Seine Erfolge lagen in gleicher Weise auf dem Gebiete des Ackerbaus wie der Tierzucht. Herr auf Langendorf, das nach des Vaters Tode zunächst gemeinsamer Geschwisterbesitz geblieben war, bis es später Alleineigentum Georgs wurde, und auf Pomedien widmete er der Familientradition entsprechend seine Arbeitskraft auch der Tätigkeit in zahlreichen Ehrenämtern. Seine besondere Vorliebe und Fürsorge galt der bereits erwähnten „Ostpr.-Holländer Herdbuchgesellschaft", in der er — selbst ein passionierter und erfolgreicher Züchter — von 1907 an das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden, von 1916 bis zu seinem im Jahre 1929 erfolgten Tode das Amt des Vorsitzenden bekleidete. Er war der letzte der Langendorfer Gutsherren, der auf dem von Wall und Graben umschirmten, auf dem sogenannten „Schloßberg" gelegenen Erbbegräbnis der Familie beigesetzt wurde. Seine Nachfolgerin im Eigentum von Langendorf und Pomedien war seine Ehefrau und Erbin Johanna, geb. v. Thaer, Urenkelin Albrecht Thaers (geb. 1869, gest. und begr. zu Bonn 1958). Sie übertrug später das Eigentum an Pomedien auf ihren ältesten Sohn Albrecht v. P. Landrat a. D. des Kreis Wehlau, Major d. R. a. D. (geb. 1894, gest. u. begr. zu Bonn 1958). Sie selbst blieb auf Langendorf, dessen Eigentum sie fortan mit ihrem zweiten Sohne Georg v. P., Rittmeister d. R. a. D. (geb. 1895, gest. u. begr. zu Bonn 1969), mit ihrer zweiten Tochter Jutta v. P., die beide das Gut bewirtschafteten, und mit ihrem als Staatsbeamten tätigen dritten Sohn Sklode v. P. teilte. In der nächsten Generation hätten Erben von Langendorf und Pomedien Albrechts beide Söhne Albrecht und Sklode sein sollen, die er aus seiner Ehe mit Klara v. Bassewitz aus Fuchshöfen (geb. 1899, gest. 1956, begr. zu Bonn) hatte.

Sie sind aus dem Zweiten Weltkrieg, in den sie als sehr junge Menschen zogen, nicht zurückgekehrt. Das Pomedier Gutshaus ist beim Russeneinmarsch abgebrannt, das Langendorfer Gutshaus und die meisten sonstigen Langendorfer Gebäude haben im Jahre 1948 noch gestanden. Seither fehlen Nachrichten.

Während in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte die Familie v. Perbandt nur in den Gebieten begütert erscheint, in denen sie ihren Ursprung genommen hatte, begegnen wir in der Folgezeit ausgedehntem Grundbesitz der verschiedenen Linien der Familie auch in anderen Teilen der heutigen Provinz. Im 18. Jahrhundert hat es vorübergehend je ein Perbandtsches Gut auch in Vorpommern und in der Neumark gegeben.

Im 19. und 20. Jahrhundert ist von den beiden noch bestehenden Linien nur die ältere (Langendorfer) noch angesessen. Beim Einmarsch der Russen 1945 gehörten zum Perbandtschen Grundbesitz neben Langendorf und Pomedien noch die Güter Nahmgeist im Kreise Pr.-Holland und Neuvorwerk im Kreise Mohrungen, ersteres dem Oberstleutnant a. D., RR. des Johanniterordens Martin v. Perbandt (geb. 1863, gest. 1949), letzteres Frau Elisabeth v. Perbandt, geb. Freiin v. d. Goltz, Ehefrau des Oberleutnant a. D. Martin v. P. junior aus Nahmgeist (geb. 1900) gehörend. Zwei Söhne und bisher vier Enkelsöhne aus dieser Ehe berechtigten zu der Hoffnung, daß die Familie, die nach ihren schweren Einbußen durch den Zweiten Weltkrieg nur noch wenig männliche Namensträger aufwies — auch der zweite Nahmgeister Sohn (Sklode) ist gefallen, und erhebliche Lücken hat der Krieg auch in der anderen Linie hinterlassen —, sich in weiteren Generationen fortpflanzt und das Bewußtsein der Verantwortung für Land und Erbe der Väter erhält.

Bestandsübersicht

A. Langendorf

Die Gesamtgröße von Langendorf einschließlich der Vorwerke beträgt 757,55 ha oder in Morgen zu je 1/4 ha gerechnet = rd. 3030 Morgen. Davon entfallen

auf das Hauptgut	rd. 2060 Morgen
auf Albrechtshof	rd. 685 Morgen
auf Glücklack	rd. 285 Morgen

Von der Gesamtfläche des Hauptgutes und der Vorwerke sind 382,75 Hektar = rd. die Hälfte Ackerland — überwiegend humosiger lehmiger Sand —, zur Hauptsache dem Getreide- und Futteranbau, in beschränktem Umfange auch dem Zuckerrübenanbau dienend. Wiesen und Weiden — zum größten Teil im Pregeltal gelegen — umfassen 208 ha. Der Wald des Gutes — Mischwald — in Größe von 111,75 ha befindet sich auf den beiden Vorwerken, zum größeren Teil in Albrechtshof, zum kleineren in

Glücklack. Er beherbergt an beiden Stellen fast ständig eine Anzahl Elchwild.

Den restlichen Teil bilden Hofraum, Park, Obst- und Gemüseanlagen, die Wohngebäude, Gärten und Ställe für die Gutsarbeiter, kleine in den Pregelwiesen liegende stark verschilfte und zahlreichem Wasserwild Aufenthalt und Brutstätte bildende Seen, ferner Wege, Gräben usw.

Nicht nur der landschaftliche sondern auch der wirtschaftliche Charakter des Gutes wird durch den Lauf des Pregels bestimmt. Eine gutseigene Fähre diente der Verbindung zu den Weiden und Wiesen auf dem Südufer des Pregels und zu der nächsten Bahnstation Gr.-Lindenau. Eine im Bereich des Gutes gelegene Schiffsanlegestelle ermöglichte die Benutzung des Wasserweges für Fracht- und Personenbeförderung nach Königsberg sowohl wie nach Tapiau.

Rindviehzucht und Milchwirtschaft, seit vielen Jahrzehnten mit Intensität betrieben, bildeten einen wichtigen Bestandteil der Langendorfer Wirtschaft. Der Rindviehbestand betrug im Durchschnitt der letzten Jahre vor 1945 etwa 290 Stück, davon 130 Kühe und tragende Sterken. Ein gutseigener Molkereibetrieb bestand seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, ehedem verbunden mit einer Anlage zur Gewinnung von Milchzucker. In neuerer Zeit bis nach dem Ersten Weltkrieg wurde neben den üblichen Molkereierzeugnissen Trockenmilch fabrikmäßig hergestellt. Später beschränkte sich die Produktion auf Käse und Butter (Markenbetrieb). Jährlich wurden 3 000 000 Liter Milch, geliefert aus den beiden Gütern und der Nachbarschaft, verarbeitet. Der Jahresumsatz betrug 500 000 bis 600 000 RM. Die Molkereirückstände wurden vorwiegend für die Schweineaufzucht und einen größeren gutseigenen Schweinemastbetrieb verwendet. Der Durchschnittsbestand an Schweinen betrug einschließlich Zuchtsauen 350 Stück. Die Pferdezucht und -aufzucht diente vornehmlich der Deckung des Eigenbedarfs an Arbeitspferden und, soweit es Warmblut Trakehner Abstammung war, dem Remontenverkauf und der Deckung des Bedarfs an Kutsch- und Reitpferden. Der durchschnittliche Bestand an Pferden betrug 96, darunter befindlich ein Warmbluthengst, ein Kaltbluthengst und 16 Zuchtstuten.

Für das Gut bestand Fischereirecht am Pregel. Es war an einen in gutseigenem Hause wohnenden Fischer verpachtet. Die gutseigenen Wohnhäuser für die Gutsarbeiter auf dem Hauptgut und den beiden Vorwerken boten Raum für insgesamt 34 Arbeiterfamilien. Auf dem Hauptgut erstreckten sich die Arbeiterwohnhäuser und -stallungen in mehr als ein Kilometer Länge entlang dem Nordufer des Pregels.

B. Pomedien

Die Gesamtgröße Pomediens einschließlich des dazu gehörenden räumlich unmittelbar verbundenen Vorwerks Brand beträgt 636,31 Hek-

tar = rd. 2545 Morgen. Davon entfallen auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche (Acker, Wiesen und Weiden) 559,32 ha, auf den Wald 73 ha. Das Ackerland besteht aus durchweg weizen- und rotkleefähigem humosem lehmigem Sand oder sandigem Lehm. An Hackfrucht wurden neben anderem Zuckerrüben gebaut. Wiesen und Weiden bester Qualität waren ebenso wie das Ackerland durchweg systematisch drainiert. Zur Grünlandvermehrung war ein Teil des Ackerlandes in Weide umgewandelt worden. Der Wald ist Mischwald. Ebenso wie der Langendorfer Wald beherbergte auch er zu den meisten Zeiten Elchwild.

An lebendem Inventar waren durchschnittlich vorhanden:

200 Stück Rindvieh — davon 100 Kühe und tragende Sterken —, hochwertige alte Herdbuchherde.

98 Pferde — darunter 16 Zuchtstuten — teils mittelschweres Kaltblut, teils Warmblut Trakehner Abstammung — und ein Kaltbluthengst.

550 Schafe — hochwertige Herdbuchherde.

Es bestand ein gutseigenes Sägewerk mit elektrischem Antrieb und Vollgatter.

Eine Station der Königsberg-Tapiauer Kleinbahn befand sich auf dem Gute in unmittelbarem Anschluß an die Dorflage.

Schlußbemerkung

Die vorstehenden Ausführungen sind entnommen und zusammengestellt aus 1945 geretteten Unterlagen, diesbezüglichen Ausarbeitungen meiner Brüder Albrecht (verst. 1958) und Georg (verst. 1969) sowie aus den Ergebnissen älterer die Geschichte unserer Familie betreffenden Forschung (Verf.: G. A. v. Mülverstedt), die durch Forschungsarbeiten meines Bruders Albrecht wesentliche, insbesondere das 13., 14. und 15. Jahrhundert betreffende Ergänzungen und Erweiterungen erfahren haben.

Sklode v. Perbandt

Sanditten und die Grafen von Schlieben

Von Rudolf Meitsch

Sanditten war mit rund 9000 Morgen das zweitgrößte Gut im Kreis Wehlau und der letzte Rest des einst riesigen Schliebenschen Besitzes in Ostpreußen. Das Gut, zu dem die Vorwerke Oppen, Pelohnen, Zargen, Milchbude und die Mühle in Alt-Wehlau gehörten — das Vorwerk Götzendorf war in den 20er Jahren aufgesiedelt worden —, wurde im Süden durch den Pregel begrenzt und reichte von Wehlau bis Tapiau.



Schloß Sanditten (1736), Hochbarock
Ansicht von der Parkseite, von SW

Der letzte Besitzer des Gutes war Georg Günther Graf von Schlieben (verstorben 1974). Als leitende Beamte gab es den Oberinspektor (zuletzt Langanke) und den Rendanten (von 1912 bis zur Vertreibung Wilhelm Meitsch). Außerdem waren in Sanditten ein unverheirateter Inspektor („de kleen Spekter") und zwei Kämmerer tätig, ein verheirateter Inspektor in Zargen (vor der Aufsiedlung Götzendorfs auch dort ein verheirateter Inspektor), je ein Kämmerer in Oppen und Pelohnen, ferner je ein Förster in Pelohnen und Adamsheide.

Die Gemeinde Sanditten, zu der außer dem Gut mit seinen Vorwerken noch die Bauerndörfer Schaberau und Pelohnen, die Siedlungen in Götzendorf und die Wohnplätze Alt-Götzendorf, Karpfenhaus Eiserwerk, Chausseehaus Zargen, Försterei Adamsheide, Försterei Pelohnen und Waldhaus Zargen gehörten, hatte 1939 789 Einwohner und war damit — abgesehen von den drei Städten des Kreises — die viertgrößte Gemeinde des Kreises nach Paterswalde, Goldbach und Gauleden. Die Gemeinde hatte eine zweiklassige Schule in Sanditten und eine einklassige in Schaberau. Der östliche Teil der Gemeinde gehörte zum evangelischen Kirchspiel Petersdorf, der westliche zu Grünhayn.

Sanditten ist ursprünglich eine altpreußische Siedlung gewesen. Der Ortsname zeigt es. Die Endung -itten heißt altpreußisch Ort, Siedlung. Die Vorsilbe deutet auf einen Personennamen hin, Sande, Sandutte oder ähnlich. Auf eine altpreußische Besiedlung mindestens des Teiles der Gemeinde Sanditten, der sich parallel zum Pregel auf den Anhöhen des Pregeltals hinzog, weisen auch die Ortsnamen Pelohnen und Zargen hin. Bestätigend ist ferner zu werten, daß sich etwa einen Kilometer westlich von Sanditten, im sogenannten Sanditter Park, ein altpreußisches Grä-

berfeld befand. Eine Besonderheit dieses Gräberfeldes war seine über einige Jahrhunderte gehende ununterbrochene Belegung mit immer nur wenigen Grabstellen. Es war also möglicherweise der Friedhof einer Familie, vielleicht der der früheren Besitzer von Sanditten. Auf dem Gelände des Dorfes Pelohnen (Reidnitz) stand eine altpreußische Fliehburg, eine weitere befand sich, wie man annimmt, aber bisher nicht sicher nachweisen konnte, in dem schon genannten Sanditter Park. In der Nähe von Zargen wurden auf einem begrenzten Feldstück Lehmbewurf von Wänden, Gefäßscherben, Emailperlen usw. gefunden, die auf eine altpreußische Siedlung an dieser Stelle hindeuten.

Am 15. Mai 1525 verkaufte Herzog Albrecht von Preußen seinem „Marschalk, Rathe und lieben getreuen Dietrichen von Schlieben Ritter" eine Anzahl Dörfer und Güter in den Ämtern Brandenburg, Tapiau und Insterburg, darunter auch die Ländereien, die bis 1945 zum Gut Sanditten gehörten. Da in der Urkunde nicht — wie sonst üblich — eine Kaufsumme genannt wird, ist anzunehmen, daß dadurch alte Forderungen des Dietrich von Schlieben beglichen wurden. Es waren in der Hauptsache Besitzungen, die nach dem Tode von Fritz von der Wattlau an den Herzog zurückgefallen waren.

Das Geschlecht der Schlieben (oder auch Sliben, Sliven, Schlyffen in den Urkunden genannt) stammte aus Sachsen, war aber auch in der Mark Brandenburg, in der Lausitz und in Pommern ansässig. Georg von Schlieben, dem die Güter Hohendorf und Radeburg in Sachsen gehörten, trat — zusammen mit seinem Bruder Christoph und einem Magnus, einem Hans und einem Conrad von Schlieben — 1454 als Söldnerführer mit 557 Reisigen in den Dienst des Deutschen Ritterordens. Das war keine neue oder einmalige Erscheinung; der Orden hatte schon seit Jahrzehnten Söldner unter der Führung adliger Hauptleute, besonders aus Böhmen und Schlesien, angeworben.

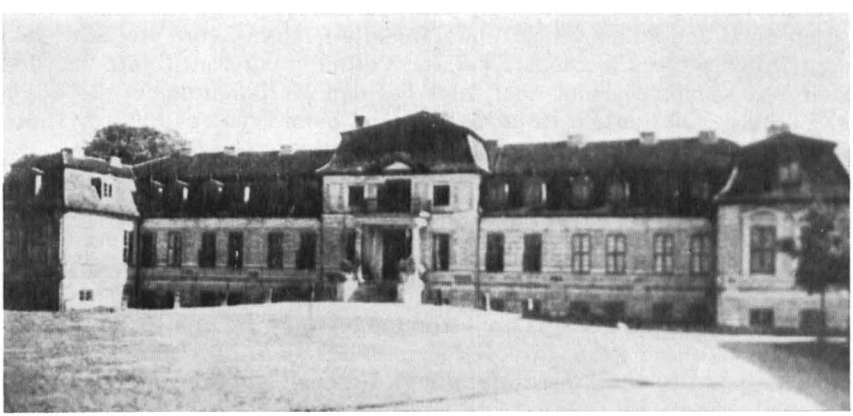
In dem Krieg zwischen dem Ritterorden auf der einen und dem Preußischen Bund und Polen auf der anderen Seite leistete Georg von Schlieben dem Orden wertvolle Dienste bei der Verteidigung von Konitz und den weiteren Kämpfen, dann aber auch bei den Verhandlungen, die er im Auftrage des Ordens, z. B. in Livland und beim Friedenschluß in Thorn 1466 führte, wo er einer der drei bevollmächtigten Gesandten war.

Es kann hier nicht auf die vielen Auseinandersetzungen zwischen dem Orden und den Sölnerführern eingegangen werden, die sich aus der Zahlungsunfähigkeit des Ordens ergaben. Georg von Schliebens Forderungen waren wohl besonders hoch, da er immer eine der wichtigsten Rollen unter den übrigen Hauptleuten der Söldner spielte und es darüber hinaus verstanden hatte, seine Forderungen dadurch zu steigern, daß er einzelnen Rottmeistern ihre Sold- und Schadensforderungen an den Orden abkaufte, um sie sich dann von diesem vergüten zu lassen.

Georg von Schlieben und sein Bruder Christoph, der keine Erben hinterließ, erhielten als Entschädigung für ihre Dienste 1469 Stadt und Schloß

Gerdauen und die Stadt Nordenburg mit einer Vielzahl von Dörfern zu Eigentum. Weitere Güter wurden ihnen bis 1471 verliehen.

Ein Sohn Georg von Schliebens war der oben genannte Dietrich, der Ritter, der 1525 u. a. Sanditten erwarb. Sanditten kam dann in den Besitz Albrecht Friedrich von Schliebens, eines Sohnes Dietrichs, 1587 an seinen Bruder Christoph und schließlich an Christophs Sohn Dietrich, der 1603 ohne männliche Erben starb. Die Begüterung übernahm ein Sohn des schon genannten Albrecht Friedrich, Ernst (1580—1630), der der Stammvater des Sanditter und des im 18. Jahrhundert erloschenen Tharauer Zweiges der Schliebens ist. Er hatte 24 Kinder, von denen einige allerdings schon jung verstarben. Die weiteren Besitzer waren Ernsts Sohn Georg Adam (1603—1649), dann dessen Sohn Georg Adam (1649—1720), der am 9. August 1718 von König Friedrich Wilhelm I. in den Grafenstand erhoben wurde. Er war preußischer Oberforstmeister und Jägermeister. Sein ältester Sohn Georg Christoph wurde preußischer Staatsminister und Oberjägermeister, ein weiterer Sohn Albrecht Ernst starb 1753 als preußischer Staatsminister; Besitzer von Sanditten wurde der Sohn Georg Adam (1688—1737). Er baute 1736 das heute noch stehende Schloß in Sanditten. Es ist den bedeutendsten Bauten in Ostpreußen zuzurechnen. Carl von Lorck schreibt in seinem Buch „Ostpreußische Gutshäuser": „Sanditten ist der stattlichste Vertreter für den Höhepunkt des Hochbarock in Ostpreußen. Entscheidend ist: der Mittelteil überragt und überwuchtet die Flügel als Kern des Ganzen, besonders weit auf der Gartenseite zum Pregel hin herausgebaut. Wie ausgestreckte Arme laufen die Trakte der Längsfront zu den kleinen, wesentlich niedrigeren Steitenflügeln, die sich, zwei Achsen tief und zwei Achsen breit, rechtwinklig einbiegen. Der sehr große eindrucksvolle Ehrenhof wird



Schloß Sanditten von Norden

eingefaßt durch zwei lange, niedrige, aus der Flucht der Seitenflügel ausgerückte Seitengebäude ... In Sanditten ist ein hochbarockes Ideal für das ostpreußische Gutshaus vollkommen vollendet worden." Hervorzuheben ist, daß im Ahnensaal des Schlosses die Vorfahren des Geschlechts, 16 Generationen, im Brustbild mit Wappen dargestellt waren.

Dem Erbauer des Schlosses folgte sein Sohn Georg Adam (1728—1795), und diesem sein Sohn Georg Adam (1760—1817), der beim Landtag, einer ostpreußischen Ständeversammlung, in Königsberg am 5. Februar 1813 zugegen war, als General York zur Erhebung gegen Napoleon aufrief. Er fand als erster der Grafen von Schlieben in Sanditten seine letzte Ruhestätte. Sein Erbe war sein Sohn Gustav Dietrich (1800—1874), der 1860 die Majorate Sanditten und Georgenberg (südlich des Pregels im Kreis Wehlau) stiftete, die seine Söhne Georg Ludwig Gustav (Sanditten) und Gustav Karl Georg (Georgenberg) erhielten. Gustav Dietrich von Schlieben lebt auch heute noch weiter in vielen Geschichten, die man von ihm erzählt, und ist für viele ehemalige Sanditter, obwohl sie ihn nie erlebt haben, ein Begriff. Seinem Sohn, der von 1831 bis 1906 lebte, folgte Georg Dietrich (1858—1921), der den älteren Einwohnern des Kreises Wehlau noch in lebendiger Erinnerung ist. Der letzte Besitzer von Sanditten war sein Sohn Georg Günther Graf von Schlieben (1891—1974). Mit ihm erlosch der männliche Stamm der Linie Sanditten. Es lebt allerdings noch ein Enkel des Gustav Dietrich aus seiner zweiten Ehe, die er 1869 einging.

Das Gut Georgenberg gehört seit den 20er Jahren dieses Jahrhunderts nicht mehr den Grafen Schlieben. Männliche Nachkommen dieser Linie leben noch.

Es war in dieser kurzen Darstellung nicht möglich, die Leistungen des preußischen Zweiges des Geschlechts von Schlieben für Preußen im allgemeinen und Ostpreußen im besonderen zu würdigen. Dies wäre eine dankbare und — da wahrscheinlich noch Quellen, die bisher nicht erschlossen wurden, vorhanden sind — eine durchaus durchführbare Aufgabe für die Zukunft.

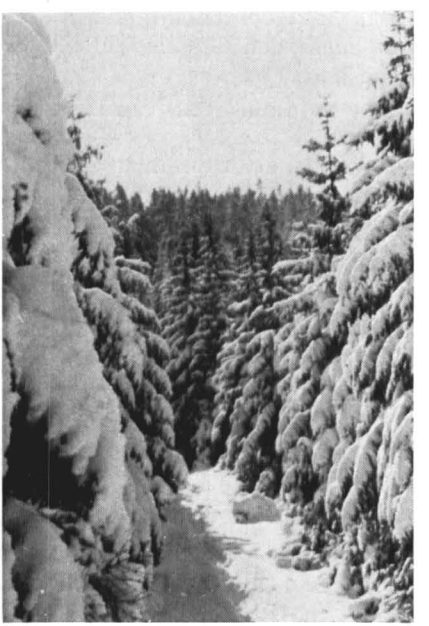
Wald und Wild

Von Fritz Runge

Die Gesamtfläche des Kreises betrug 106 727 Hektar. Hiervon waren 30 634 Hektar reiner Holzboden, was einem Bewaldungsanteil von 28,7 Prozent entspricht. Im früheren Land Preußen betrug das Bewaldungsprozent 23,5 Prozent und in der Provinz Ostpreußen trotz der größten zusammenhängenden Waldgebiete (Rominter und Johannisburger Heide) Deutschlands nur etwa 20 Prozent.



Weg durch den Hochwald des Frisching



Winterliche Waldschneise im Frisching. Der Frisching ist ein 20 km langes und 4 bis 6 km breites Waldgebiet, das sich in Ost-West südlich des Pregels erstreckt.

Die Waldflächen des Kreises verteilen sich auf folgende Besitzarten:

1. Preuß. Staat:

Forstamt Tapiau	=	6 079,00 ha
Forstamt Drusken	=	4 411,00 „
Forstamt Leipen	=	4 364,00 „
Forstamt Gauleden (nur Teile)	=	3 500,00 „
Forstamt Greiben (nur Teile)	=	1 500,00 „
Forstamt Grauden (nur Teile)	=	750,00 „
Domäne Taplacken	=	62,00 „
= 67,5 Prozent		
Sa.:	=	20 666,00 ha

2. Waldbesitz der Gemeinden:

Stadt Wehlau	=	788,00 ha
Stadt Allenburg	=	200,00 „
Stadt Tapiau	=	3,00 „
= 3,2 Prozent		
Sa:	=	991,00 ha

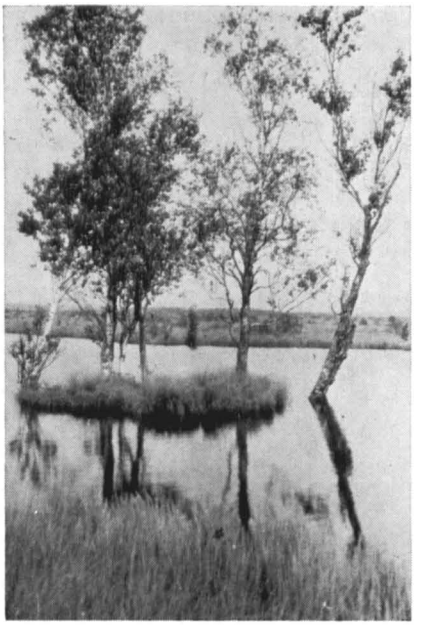
3. Waldbesitz der Körperschaften und Stiftungen:

Hospitalforst Kl.-Nuhr	=	2 906,00 ha
Prov. Heil- u. Pflegeanst. Allenberg	=	11,00 „
Prov. Verwaltung Ostpr. i. Altwalde	=	4,00 „
Landwirtschaftskammer Ostpr.	=	2,00 „
= 9,5 Prozent		
Sa.:	=	2 923,00 ha

Mit der Stiftung zugunsten des Löbenichtschen Hospitals in Königsberg durch den Komtur des Deutschen Ritterordens Dusmer von Arfberg (1448) kamen die Forst sowie mehrere Güter und die Fischereigerechtigkeit auf dem Kurischen und Frischen Haff unter die Verfügungsgewalt des Hospitals. Die Güter wurden später verkauft, die Privilegien zog der Staat zurück. Das bedeutende Barvermögen ging durch die Inflation verloren. (Nach Forstamtmann i. R. Zietlow.)

4. Privatwaldbesitz

M. Ferno, Kuglacken	=	1 136,00 ha
Graf v. Schlieben, Sanditten	=	742,00 „
C. v. Boddien, Leißienen	=	700,00 „
G. Lorenz, Eiserwagen	=	382,00 „
O. v. Weiß, Gr.-Plauen	=	200,00 „
und weitere 213 Waldbesitzer mit Einzelflächen von 0,5 ha bis 170 ha mit zusammen	=	2894,00 „
= 19,8 Prozent		
Sa:	=	6 054,00 ha



Angrenzend südlich an den Frisching in seinem westlichen Teil befand sich das Zehlau-Bruch, ein Hochmoor, 6 km mal 5 km. Moorblänken mit baumbestandenen treibenden Inseln



Bergkiefern und Birken

Wie der hohe Bewaldungsanteil zeigt, handelte es sich hier um ein wirklich bemerkenswertes Waldgebiet, das schon zur Zeit des Ritterordens als „Wildnis" und dann als „Großer Baumwald" Erwähnung fand.

Aus den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen grenzten viele weitere Forsten an, zum Beispiel:

Gertlauken, Alt-Sternberg, Neu-Sternberg, Pfeil, Erlenwald, Greiben, Waldhausen, Kranichbruch, Astrawischken, Padrojen u. a., zusammen rund 90 000 ha groß.

Oft unterbrachen nur wenige Walddörfer und Feldmarken sowie einige größere Begüterungen dieses außerordentlich weiträumige Waldgebiet.

Boden- und geologische Verhältnisse

Im Kreise Wehlau gab es keine nennenswerten Bodenerhebungen. Südlich des Pregels und ostwärts der Deime waren die Waldböden von wenigen Ausnahmen abgesehen recht nährstoffreiche Lehmböden, die im Gebiet des „Frisching" in den sogenannten Staubeckenton übergingen. Infolge des hohen Grundwasserstandes neigten diese Böden leicht zu Verdichtung und Vernässung. Die vorhandenen zum Teil in ausgedehnte Wiesenschlenken eingebetteten Vorfluter Oberwalder Teichwiesen, Biebergraben, Mühlenfließ, Dämkegraben, Russengraben, Skirusgraben, Opelus, Gilgegraben, Zehlaugraben, Kuhfließ, Seebruchgraben, Naukelgraben u. a. waren die Hauptstützen der Entwässerung.

Da das Gefälle oft nicht ausreichte, mußten diese Vorfluter und ihre Nebengräben ständig offen gehalten werden, was einen erheblichen Aufwand erforderlich machte.

In den meisten größeren Waldgebieten waren anmoorige Partien und mehr oder weniger große Hochmoorflächen vorhanden, so im FA. Grauden „Mupiau", FA. Gauleden „Zehlaubruch", FA. Tapiau „Großes Moosbruch" u. a.

In den Waldgebieten westlich der Deime war neben zahlreichen anmoorigen Flächen zumeist ein tiefgründiger sandiger Lehmboden vorherrschend.

Bestandesverhältnisse

Außer der Rotbuche, deren Verbreitungsgebiet nur bis zur Linie Königsberg—Warschau reicht, kamen in den Waldgebieten des Kreises alle einheimischen Laub- und Nadelholzarten mit je einem etwa gleich großen Anteil vor. Neben einigen Reinbeständen, besonders auf den anmoorigen Standorten mit Kiefer, Erle und Birke, gab es zumeist sehr interessante Mischbestände.

Bei den Laubhölzern waren es vor allem die Weichhölzer wie Birke, Erle, Aspe und Linde, die neben der Eiche, Esche und Hainbuche bemerkenswerte Wuchsleistungen zeigten.

Von den Nadelhölzern hatte die Rotfichte den weit größeren Flächenanteil neben der Kiefer.

Außer diesen sogenannten Hauptholzarten wurden auch die Roteiche, Ulme, Pappel, Robinie, Weiden, europäische Lärche, Weißtanne, Douglasie u. a. angebaut.

In den Staats- und Kommunalforsten, sowie in den durch Forstbeamte betreuten Privatforsten war die jährliche Einschlagsmenge nach forstlichen Erhebungen je Hektar hergeleitet. Diese Festsetzung orientierte sich vor allem an dem jährlichen Zuwachs und betrug etwa vier bis fünf Festmeter Derbholz (Holz über sieben Zentimeter Durchmesser) je Hektar.

Kurz vor dem Krieg setzte in vielen Forsten des Kreises aus seiner Zeit nicht genau bekannten Ursachen das sogenannte „Fichtensterben" ein und brachte für die Bewirtschaftung vielerlei Schwierigkeiten.

Der Holzabsatz war im allgemeinen gut. Er litt jedoch ein wenig unter der infolge der nassen Böden erschwerten Bringung. Das Laubstammholz wurde abgesehen von kleinen Posten für örtliche Handwerker zumeist an auswärtige Firmen verkauft, (als örtliche Handwerker sind hier besonders Mulden- und Schaufelmacher und Stellmacher zu nennen); z. B. Eichenstammholz an Fa. Atts, Königsberg, Moritz Müller, Leipzig, u. a.

Birken- und Erlenstammholz an Fa. Krages u. Kriete, Königsberg, Wittkowski, Elbing, u. a.

Lindenstammholz und Rollen an Fa. Lindner, Dresden, Henke, Stralsund, u. a.

Das Nadelstammholz wurde dagegen fast ganz von den örtlichen Sägewerken und Baufirmen gekauft, während das Nadelfaserholz von der Feldmühle, Königsberg (Papierfabrik), abgenommen wurde. Das Brennholz wurde von den Forstbetrieben vor allem auf Holzversteigerungen abgesetzt, die oft einen ganzen Tag dauerten, von einigen Hundert Käufern besucht wurden und bemerkenswerte Gesamterlöse erbrachten.

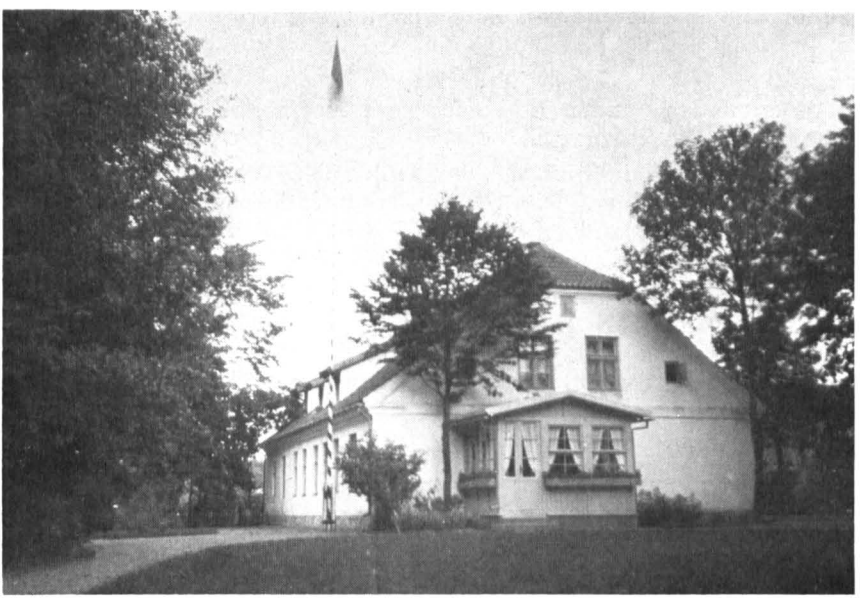
Diese Holzauktionen bedeuteten für die betreffenden Gastwirte eine willkommene Einnahme. Nur der Verkauf des häufig anbrüchigen Aspenbrennholzes machte oft erhebliche Schwierigkeiten und war nur unter erheblichen Preisnachlässen möglich. Im Forstamt Gertlauken wurde bis in die jüngste Zeit die Köhlerei zur Gewinnung von Holzkohle ausgeübt.

Kulturen

Zur Aufforstung der durch das sogenannte Fichtensterben entstandenen Kahlflächen konnte der erforderliche Bedarf an Forstpflanzen weitgehend innerhalb der Forstbetriebe gedeckt werden. Die Anzucht erfolgte aus Saatgut, das selbst geerntet oder von Darren geliefert wurde und dann in eigenen Pflanzgärten herangezogen wurde.



Forstamt Drusken



Forstamt Grauden

Bei größeren Kulturvorhaben erfolgten auch Pflanzenankäufe von Forstbaumschulen aus Halstenbek bei Hamburg u. a.

Wenn irgend möglich wurden Naturverjüngungen von Weichlaubhölzern (Aspe, Birke, Erle) für die Wiederbegründung herangezogen und, wo erwünscht und nötig, auch mit anderen dort hineinpassenden Holzarten durchpflanzt.

Diese Kulturflächen wurden wegen des zu erwartenden Wildschadens zumeist eingegattert.

Wegeverhältnisse

An den durch die Waldgebiete des Kreises führenden Provinzstraßen, der Kleinbahn Tapiau—Friedland und der Alle (Kl.-Nuhr) unterhielten mehrere Forstbetriebe Holzablagen.

Wegen der schweren Böden, des hohen Grundwasserstandes und durch das Fehlen eigener Kiesgruben waren die Aufwendungen für die Befestigung vor allem der Hauptwaldwege durch Stein oder Holzpflaster oder wenigstens Bekiesung, sehr erheblich.

Dennoch waren die meisten Forstbetriebe durch befestigte Wege und Gestelle ausreichend aufgeschlossen.

An der Instandhaltung der befestigten Waldwege, z. B. im Frisching beteiligte sich auch das Schutzbereichsamt in Königsberg, das bei der Anlage und Unterhaltung der militärischen Befestigungen (sog. Heilsberger Dreieck) eine Reihe von Wegen in Anspruch nahm.

Nebennutzungen

Außer aus Holz hatten die Forstreviere auch noch Einnahmen aus sogenannten Nebennutzungen.

Hierzu gehörte die Nutzung der zahlreichen und teilweise umfangreichen Wiesenflächen, einiger Ackerflächen und einiger Torfstiche. Die Vergabe dieser Nutzungen erfolgte freihändig mit mehrjährigen Pachtverträgen oder auf alljährlich abgehaltenen Versteigerungen.

Die Ausgabe von Sammelscheinen für „Raff- und Leseholz" und für Pilze und Waldbeeren, sowie der Verkauf von Weihnachtsbäumen und von Schmuck- und Deckreisig erbrachten zwar keine wesentlichen Einnahmen und dienten offenbar mehr einem geregelten Ablauf dieser Nutzungen.

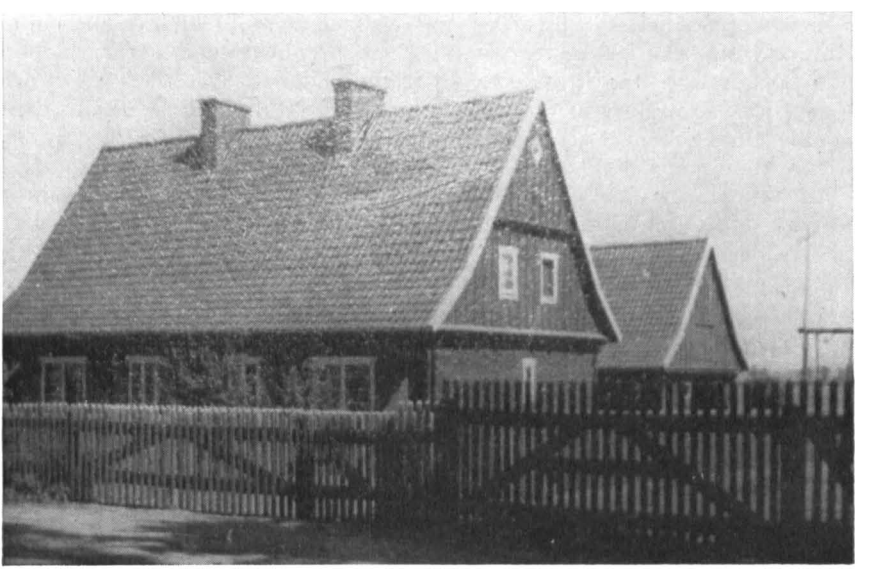
Forstschutz im Kriege

Wenn auch der Forstschutz gegen menschliche Handlungen (Diebstahl) damals kaum eine Rolle spielte, so wurde dies anders, als während des Krieges oft die Hälfte der Forstbeamten zum Wehrdienst einberufen war.

Zur Erledigung der vermehrten Forstschutzaufgaben, hervorgerufen durch das „Fichtensterben" und als Folge dann das Auftreten von forst-



Försterei Papuschienen



Forstarbeiterhäuser, Grauden

schädlichen Insekten (Borkenkäfer, Rüsselkäfer usw.) wurden bewährte Haumeister und Waldarbeiter herangezogen, die ihre Aufgabe unter Anleitung der noch verbliebenen Forstbeamten zufriedenstellend lösten.

Etwa vom Sommer 1944 ab wurden besonders die Forstämter Gauleden und Tapiau durch russische Partisanen, die auf dem Zehlaubruch ihre Versorgung aus der Luft erhielten, verunsichert. Im FA Gauleden wurden zwei erschossene Waldarbeiter aufgefunden. Nach einiger Zeit wuden im FA Tapiau fünf dieser Partisanen (darunter eine Frau) gestellt. Bei einem von ihnen fand man die Taschenuhr eines erschossenen Waldarbeiters. Später fielen bei einem Gefecht im FA Tapiau mehrere deutsche Soldaten, und auch der Leiter des Forstamtes, wurde schwer verwundet. Erst der Einsatz von erfahrenen Einheiten brachte einen wirksamen, wenn auch nicht vollständigen Schutz.

Waldarbeiterverhältnisse

Bis zum Jahre 1939 war in allen größeren Forstrevieren ein Stamm „ständiger Waldarbeiter" vorhanden. Sie wohnten z. T. in eigenen Gehöften, in Werkwohnungen und auch in geschlossenen Waldarbeitersiedlungen (Fö. Lieblacken und Luxhausen).

Soweit diese Waldarbeiter nicht über eigenes Land verfügten, machten viele von der Möglichkeit Gebrauch, Acker- oder Wiesenflächen (in der Staatsforstverwaltung bis zu zwei Hektar) zu den auch für die Forstbeamten geltenden Bestimmungen und Preisen zu pachten. In den meisten Fällen wurden neben Schweinen und verschiedenem Geflügel auch eine Kuh und oft auch ein Pferd gehalten. Mit diesen Pferden wurden neben den Bestellungs- und Erntearbeiten in der eigenen Wirtschaft auch gelegentliche Arbeiten im Walde (Anfuhr von Forstpflanzen, Wild aus dem Walde und zur Bahnstation befördern) gegen Bezahlung ausgeführt. Diese ständigen Waldarbeiter zeichneten sich durch Zuverlässigkeit, Fleiß und durch eine treue Anhänglichkeit an die Forstbeamten ihrer Reviere aus. Von manchen waren bereits der Vater oder der Großvater im Walde tätig gewesen und besonders Tüchtigen konnte auch eine Aufstiegsmöglichkeit zum Haumeister oder Forstwart verschafft werden.

Für den Holzeinschlag wurden zusätzlich zu den Stammarbeitern vielfach Handwerker (Maurer, Zimmerer) oder Saisonarbeiter (Ziegeleiarbeiter, Kätner) usw. aus den Nachbardörfern eingestellt.

Während des Krieges war auch etwa die Hälfte der Waldarbeiter einberufen worden. Zur Erledigung der wichtigsten Arbeiten, vor allem zur Bewältigung des Holzeinschlages, wurden den Revieren zuerst französische und belgische, später dann italienische und russische Kriegsgefangene zugewiesen. Sie wurden in Lagern untergebracht und von diesen Unterkünften dann unter Bewachung zu den Arbeitsstellen gebracht. Leistungsvergleiche mit unsern Waldarbeitern können natürlich nicht an-



Ein
26-Ender-Kronenhirsch
erlegt
in der Drusker Forst
von Caspari



Ungerader Sechzehnender
aus der Graudener Forst 1942
Forstmeister Graumann

gestellt werden. Für die Betreuung und vor allem für die Verpflegung wurde seitens der Forstbetriebe zusätzlich zu den vorgeschriebenen Verpflegungssätzen manches ohne viel Aufhebens getan.

Die Jagd

Die Jagd wurde in den meisten Fällen durch die Eigentümer bzw. bei der Staatsforstverwaltung durch die Bediensteten ausgeübt. Eine Ausnahme bildete die Jagd der Löbenichtschen Hospitalforst, Kl.-Nuhr. Sie war ähnlich wie die gemeinschaftlichen Jagdbezirke in den dörflichen Jagdgenossenschaften verpachtet u. z. an Geheimrat Schichau, Elbing, Ing. Carlson u. a. — Erst im Jahre 1937 ging die Jagd in Selbstverwaltung über.

Das größte zusammenhängende Waldgebiet des Kreises, der „Frisching", wurde gebildet aus den Preußischen Forstämtern Gauleden (mit Zehlaubruch = 2360,00 ha), Tapiau und einer Anzahl kleinerer und größerer (Leißienen) Privatforsten, und hatte eine Größe von rund 15 000 ha.

Hier kam vom Elchwild bis zum Hasen fast alles jagdbare Wild vor.

Die Äsungsverhältnisse waren in allen Waldgebieten wegen der zahlreichen Wiesenflächen, des großen Vorkommens von Weichhölzern und des auf den vielen Moorflächen vorhandenen Beerkrautes, sehr günstig. Geschält wurde von Elch- und Rotwild nur gelegentlich in geringem Umfang.

R o t w i l d. In dem Waldgebiet „Frisching" war ein beträchtlicher Rotwildbestand vorhanden, der aber, bis im Jahre 1934 ein verstärkter Abschuß einsetzte, nur ungenügende Wildbretgewichte und nur eine mäßige Geweihbildung aufwies. Nach diesem verstärkten Abschuß wurde beides erheblich verbessert und auch bald jagdbare Hirsche (über zehn Pfund Geweihgewicht) erlegt. Gelegentlich einer Treibjagd im Jahre 1940 wurde in einem Randjagen des FA Tapiau ein offenbar krankgeschossener und verluderter Rothirsch von einem Waldarbeiter gefunden, dessen Geweih 16 Pfund wog.

Durch die Gründung des „Rotwildschonbezirks Frisching" wurde der Abschuß sowohl im Staatswald als auch in den Privatjagden nach einheitlichen Richtlinien durchgeführt.

In den andern Forstrevieren etwa um die Forstämter Greiben, Leipen (Gertlauken), Drusken und Grauden waren die Rotwildvorkommen zahlenmäßig geringer. Doch handelte es sich um einen etwas anderen Typ als im Frisching, der im Durchschnitt an Wildbret- und Geweihgewicht etwas stärker war.

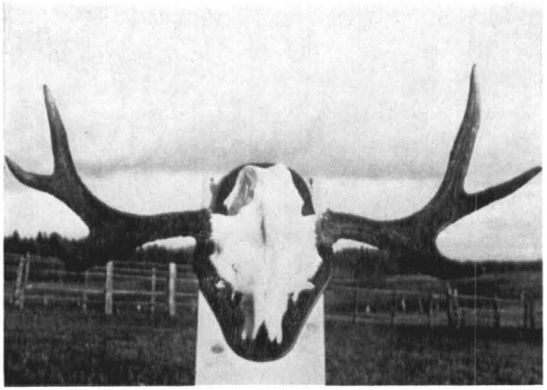
E l c h w i l d. In allen Waldgebieten des Kreises kam auch das Elchwild vor. Gegenüber dem Rotwild lebt es auch in der Brunftzeit nicht in Rudeln, sondern mehr als Einzelgänger mit allerdings erheblichem Aktionsradius. Auch die Brunftstimme dieses starken Wildes ist nicht



Aufzucht von Elchkälbern
Försterei Lieblacken, Revierförster Brack



Im Herbst desselben Jahres die beiden Jungelche



Kapitaler
Sechser-Stangenelch
Graudener Forst 1938
Forstmeister Graumann



Ein im
Löbenichtschen
Hospitalforst
erlegter Schaufel-Elch

zu vergleichen mit dem weit hörbaren Orgelton des Rothirsches. Die Hauptnahrung des Elchwildes sind Weiden. In den Jahren 1934/35 wurden zur Verhinderung des Aussterbens dieses seltenen Wildes in Ostpreußen Elchkälber gefangen und unter oft sehr großen Schwierigkeiten aufgezogen. In den Förstereien Lieblacken und Stampelken wurden je zwei Kälber erfolgreich aufgezogen. Sie kamen im Herbst des Jahres in andere Waldgebiete Deutschlands (Schorfheide, Darß u. a.).

D a m w i l d. Auch das Damwild kam in den meisten Waldgebieten des Kreises zumindest als Wechselwild vor. Die Bestände waren allerdings erheblich geringer gegenüber dem Rotwild.

R e h w i l d. Die Bestände und die Gehörne des Rehwildes waren recht unterschiedlich. Bei langen, schneereichen Wintern waren die Verluste bei dieser Wildart besonders schwer.

S c h w a r z w i l d. Der Bestand an Schwarzwild war im südlichen Teil des Kreises beträchtlich und nahm nach Norden zu merklich ab. Zur Verhinderung von Wildschäden auf den Feldern mußte dieses Wild besonders stark bejagt werden.

R a u b w i l d. An Raubwild kamen der Fuchs, der Dachs, der Marder, Iltis, Wiesel und Fischotter vor. Auch der Luchs wurde gelegentlich gespürt und in den FÄ. Grauden und Tapiau von Forstbeamten auch gesehen.

Ende der 20er Jahre wurde im FA. Tapiau von einem Hilfsförster im Tellereisen ein Wolf gefangen und erlegt. Das Prussia-Museum nahm eine genaue Bestimmung vor und bot dem Erleger einen namhaften Kaufpreis, doch er verkaufte den Wolf nicht.

Für den Abschuß von 25 Füchsen in einem Winter wurde 1934 der Forstbeamte von Laubhorst (FA. Grauden) gelegentlich einer in Wehlau durchgeführten Trophäenschau ausgezeichnet.

H a s e. Das Vorkommen des Hasen war in den großen Waldgebieten sehr gering. Jedoch wurden bei Treibjagden in den von Feldern durchsetzten kleineren Forstbezirken, sowie auf den großen Feldjagden bis zu 50 und mehr Hasen erlegt.

Der Bestand an Wildkaninchen war nur gering und beschränkte sich auf wenige sehr leichte Bodenpartien (Domäne Kleinhof). Das Birk- und Haselwild kam ebenfalls nur noch selten vor und hat sich auch trotz strikter Schonung kaum vermehrt.

Die Waldschnepfe kam dagegen noch häufig vor und der abendliche Schnepfenstrich im Frühjahr war für sehr viele Jäger eine der reizvollsten Jagdarten.

Von weiteren gefiederten Freunden kann man den Schreiadler als Zug- und Brutvogel nennen. Es war ein herrliches Bild, wenn die Altvögel mit ihren fast zwei Meter ausgestreckten und stark gespreizten Flügeln ruhig und rasch dahinschwebten.

Der schwarze Storch (Waldstorch) hatte im Kreise noch mehrere Brutpaare. Ein scheuer Vogel, der mit seinem metallisch glänzenden Gefieder, mit hochrotem Schnabel und Ständern dem Beobachter einen besonders schönen Anblick bot.

In den schon erwähnten Hochmooren (Zehlaubruch, Mupiau usw.) brüteten ungestört zahlreiche Kraniche. Den ganzen Sommer über konnte man den diesen grauschwarzen Stelzvögeln eigentümlichen trompetenartigen Ruf, der meist von vielen zugleich ausgestoßen wurde, hören.

Im Herbst war tagelang der den Abflug vorbereitende „Tanz" der alten und jungen Kraniche zu beobachten.

Auch der Kolkrabe und der Uralkautz brütete gar nicht selten in unserm Kreise. Beide erfreuten jeden naturverbundenen Menschen mit ihren markanten Rufen. Der eine bei Tage und der andere in der Abendstunde, wenn wir zur Zeit der Rothirschbrunft länger im Walde verweilten.

Die zahlreichen kleinen und größeren Gewässer wurden von einer Anzahl verschiedener Entenarten bevölkert, und im Frühjahr fanden sich auf den ausgedehnten und noch zum Teil überschwemmten Pregelwiesen Tausende von Wildgänsen ein.

Auch ein an heutigen Verhältnissen gemessener sehr erfreulicher Besatz an Rebhühnern und Fasanen war auf den dafür geeigneten Bodenpartien vorhanden.

Die für alle Jagdarten benötigten Hunde wurden von zahlreichen im Kreise lebenden bekannten Züchtern und passionierten Hundeführern abgeführt und wie es für einen gepflegten Jagdbetrieb unerläßlich ist, zur Verfügung gehalten.

Zur Herabsetzung der Wildschäden, zur Gesunderhaltung des Wildes und als Vorsorge für Notzeiten wurden Wildäcker zum Teil auf unbefestigten Wegen und Gestellteilen angelegt und bestellt, sowie Salzlecken hergerichtet.

Für den Winter wurde Heu aufbereitet. Aspen und Weiden wurden eingeschlagen (Rinde und Knospen). In langen Wintern mit hoher Schneelage wurden dann von Reviernachbarn, mit denen fast immer ein sehr gutes Verhältnis bestand, ungedroschene Hafergarben, Rüben, Kartoffeln und Heu angekauft und zu den vorbereiteten Futterplätzen ausgebracht. Die das Waldgebiet des Frisching durchziehende militärische Befestigungslinie war auch mit umfangreichen Stacheldrahthindernissen ausgestattet. Hier traten anfangs sehr oft Wildverluste mit furchtbaren Verletzungen auf. Der Leiter des FA Tapiau konnte damals den Kommandeur dieser Anlagen, der selbst oft Jagdgast war, veranlassen, sich bei seiner vorgesetzten Dienststelle dafür einzusetzen, daß diese Stacheldrahthindernisse beiderseits durch einen hohen Maschendrahtzaun abgegattert wurden.

*

Zum Abschluß meiner Ausführungen möchte ich ein Zitat aus einem Buche des früheren Oberstjägermeisters Scherping anfügen:

> „Die Liebe zu dem herrlichen Land Ostpreußen mit seinen Weiten, Wäldern und Wassern ist mir treu geblieben. Sie ist heute größer als jemals, weil sie gepaart ist mit der Sehnsucht nach einer fernen zur Zeit nicht erreichbaren Geliebten."

Jagdgeschichten

Von Rudolf Herrenkind

Der Mönch

Ein aufregendes Brunfterlebnis

Es war im Jahre 1936 zum Ende des Monats September. In kalten Tagen mit Rauhreif hatte die Hirschbrunft ihren Höhepunkt erreicht.

Lange vor Tagesanbruch saß ich an einem dieser Tage auf einem von mir erbauten Hochsitz im Revier Wilkendorfshof, nahe dem Seebruch, das zur Hälfte zum Dorf Weißensee gehörte. Außer der guten Stimme eines Hirsches in der angrenzenden Staatsforst Leipen herrschte noch tiefes Schweigen in der Natur, es war auch noch völlig dunkel. Im Osten über den Dächern des Dorfes Wilkendorf deutete sich mit schwachem hellen Schimmer der nahende Morgen an. Dann erwachte in der Fichtenschonung hinter meinem Ansitzplatz eine Amsel, Frühaufsteher im Walde. Den leichten Ostwind spürte ich kalt auf meinem Gesicht; meine Hände hatte ich tief in den Mufftaschen meines Lodenmantels versteckt. Ich fror. Nach einiger Zeit vernahm ich das Röhren eines zweiten Hirsches im ostwärts angrenzenden Revierförsterbezirk Naukel. Auf der gleichnamigen Försterei wohnte mein alter Freund Hegemeister Engelbrecht, von uns allen „Onkel Georg" genannt.

Der hinter mir in der Forst anhaltend schreiende Hirsch mußte nahe der Grenze, vielleicht schon im Revier, in dem ich Gast bei Gutsbesitzer Lemke war, stehen. Nach dem Schreien zu urteilen, schien er näher zu ziehen. Auf die Feldflur würde das Brunftrudel nach Tagesanbruch kaum hinausziehen, demnach war mit Anblick des Wildes von meinem Platz aus kaum zu rechnen. Es war aber anzunehmen, daß das Wild, vom Leittier geführt, aus dem Erlenstangenholz in die Fichtendickung nahe der gutseigenen Karpfenteiche ziehen würde; dort war ein beliebter Einstand.

Langsam wurde es heller. Auf der Stoppel vor mir konnte ich einen zu Holze ziehenden Sprung Rehwild ausmachen, auch zwei einwechselnde Hasen bekam ich in Anblick. Mein Sinnen jedoch galt einem Hirsch! Nach einigem Überlegen entschloß ich mich, den Hochsitz zu verlassen und im Bestand einen Holzabfuhrweg gegen den Wind in östlicher Richtung vorsichtig entlang zu pürschen. Längere Stehpausen legte ich ein. Immer noch meldete der Hirsch im Erlenbruch zu meiner Linken. Hundert Schritte war ich schon vorangekommen, da vernahm ich in dem mit hohen Brennesseln und Erlenstockausschlag kaum einzusehenden Bestand ziehendes Wild. Knacken von Fallholz und Geweihanstreichen war zu vernehmen, dann auch einmal ein kurzer Sprengruf und einige Fluchten von Wild. Es wurde sehr feierlich. Die Erregung bei mir stieg. Der

schmale Waldweg vor mir gewährte auf Büchsenschußweite Einblick in die Senke und auch etwas Überblick in die Erlenstangen. Ich hatte mich an die linke Wegseite gedrückt und wartete mit gespannten Sinnen und schußbereiter Büchse Weiteres ab. Halblinks vor mir im Bruch knackte wieder ein Zweig. Vom Wild war noch nichts zu sehen, da ließ mich ein dröhnender Kampfruf, kaum fünfzig Schritte neben mir, erschrecken. Den Herzschlag spürte ich bis in den Hals, in den Schläfen pochte das Blut. Die Spannung wurde von Minute zu Minute größer. Dann erhaschte das Auge eine Bewegung in den Nesselstauden, das Haupt eines Rottieres erschien über dem Blättergewirr. Die Lauscher spielten vor und zurück. Dann war wieder alles wie vom Nebel verschluckt.

Würde der Hirsch dem Tier folgen? Bange Minuten vergingen. Dann entdeckte ich weiter links eine Geweihkrone des Platzhirsches, konnte aber in dem Bruchteil einer Sekunde nichts ansprechen. Ich kniete mich hin, die Büchse schon entsichert im Voranschag in den nun nicht mehr zitternden Händen. Es war wie so oft, vor Abgabe eines Schusses wurde ich immer ganz ruhig. Dann schob sich auch schon das Stück Rotwild an den Rand des Weges, Haupt und ein auffallend starker Träger wurden frei. Der Wind stand gut. Nur jetzt keine Bewegung, die Augen hatte ich zu einem schmalen Spalt geschlossen. Ruhe bewahren!

Da wendete das vermeintliche Tier das Haupt zu mir. Mit bloßem Auge konnte ich zwischen den Lauschern zwei Erhebungen erkennen, kaum größer als Tomaten. Das ist ja ein Mönch, schaltete mein Gehirn. Für einen Knopfspießer war das Haupt ja viel zu stark, auch der bullige Gesichtsausdruck und der starke, zwar mähnenlose Träger, ließen keinen Zweifel; ich hatte einen Mönch vor mir.

Hier sei für Unkundige eingeflochten: Ein Mönch ist ein geweihloser Rothirsch. Zwar sind aus der Schädeldecke hervortretend Rosenstöcke vorhanden, die wohl auch manchmal flache Geweihbildungen über der Decke tragen. Man nennt diese dann Plattkopf. Immer sind diese Mißbildungen zwischen dem gekräuselten Haupthaar sehr schwer zu erkennen. Sehr selten kommt diese Abnormität vor. Solch ein Mönch wird häufig als Tier angesprochen und kann aus diesem Grunde manchmal recht alt werden. Die Mißbildung ist auf Mangel oder gänzliches Fehlen bestimmter Hormone zurückzuführen. Bei Fortpflanzungsfähigkeit eines solchen Stückes kann es wohl auch zu Vererbungen kommen. Es gibt sehr viele hirschgerechte Weidmänner, die nie in ihrem Leben einen Mönch in Anblick bekommen haben.

Doch zurück zu meinem Erlebnis!

Es ging alles blitzschnell. Als ich den Mönch einwandfrei als solchen erkannt hatte, tastete ich den Stachel des Zielfernrohres dicht hinter dem Haupt auf den Träger und schoß. Ich sah, wie der Hirsch einen Salto vorwärts machte, alle vier Läufe hoch in der Luft. Wahrlich ein selten beobachtetes Schußzeichen. Wild trommelte der Hirsch mit den Läufen,

daß Gras, Laub und Erde in der Luft herumwirbelten. Einen Krellschuß befürchtend, sprang ich schnell nahe heran und schoß eine zweite Kugel auf den Stich, worauf der Hirsch sofort verendete. Aus dem Einschuß des ersten Treffers schoß ein bleistiftstarker Schweißstrahl handbreit in die Höhe. Der Fangschuß wäre nicht mehr nötig gewesen, denn wie sich beim Versorgen des Stückes herausstellte, hatte die Kugel die Schlagader und die Wirbelsäule zerrissen. Ich stand, wie lange weiß ich nicht mehr, vor dem erlegten Hirsch. Das Brunftrudel war nach dem ersten Schuß polternd abgesprungen. Ich habe mir später überlegt; ist es nicht möglich, daß dieser zehn- bis zwölfjährige Hirsch als erfahrenes Tier seiner Gattung, die Stelle eines Leittieres, eines weiblichen Stückes, das in der Regel ein Rudel anführt, einnahm? Noch bevor ich die Rosenstöcke, die nicht durch die Decke gedrungen waren, betastete, mußte ich, wie immer nach der Erlegung eines stärkeren Wildes oder einer seltenen Beute, meine tränenden Augen trocknen. So erging es mir bei meinem ersten Elch im Wehlauer Stadtwald, bei einem starken Keiler in Ölsenau und auch bei meinem ersten Bären am Sorsatunturi in Finnisch-Lappland.

Ein Jägerwort sagt: Einen Mönch schießt man nur einmal! Und so ist es auch geblieben. Aus dem Geäse des Erlegten konnte ich ein paar schön geschliffene Grandeln lösen. Die Untersuchung des nach Berlin



Fuchsjagd im Revier Ölsenau, Gutsbesitzer Thomaschky.
Von l. n. r.: Herrenkind, F. Neumann, Wehlau, Ger. Ass. Scherpe, Arnswald, Kutscher, Erich Fischer, Hugo Gottschalk, E. Witt, Kgb., Klinck

eingesandten Kurzwildbrets ergab, daß dieser Mönch fortpflanzungsfähig gewesen sei, und ein Alter von etwa zwölf Jahren hatte. Aufgebrochen brachte der Mönch 165 Kilogramm auf die Waage.

Für die Trophäe erhielt ich auf der Trophäenschau in Wehlau und später auf der internationalen Jagdausstellung in Berlin 1937 je eine Silbermedaille. Unter vielen hunderten von Geweihen waren in Berlin nur drei Mönche ausgestellt. Die seltene Trophäe ist mit allen anderen in der Heimat geblieben, im Keller meiner letzten zerbombten Wohnung in Insterburg.

Treibjagden und Erlebnisse

Alle Jahre wieder — wer von uns alten ostpreußischen Jägern erinnert sich nicht immer wieder gern daran?

Von vielen Jagden und von Erlebnissen mit Jägern, die ich in der Heimat zwischen den beiden Kriegen erlebte, möchte ich erzählen. Wo habe ich doch überall gejagt? In den Forstämtern Tapiau, Gauleden, Leipen und Kranichbruch, im Wehlauer Stadtwald, auf den Gütern Kuglacken, Weißensee, Taplacken, Ripkeim, Sanditten, Plibischken, Tiefentamm, Augken, Richau, Gr.-Neumühl, Trilinde, Stanillien und Ölsenau, dann in den Gemeindejagden Petersdorf, Altwalde, Paterswalde, Groß-Engelau und wohl auch noch in einer Anzahl anderer Reviere des Kreises Wehlau. An viele dieser Jagden und an die meisten der Jäger, die daran teilnahmen, erinnere ich mich heute noch, als hätten sie erst im letzten Jagdjahr stattgefunden. Es waren in den zwanzig Jahren wohl gut dreihundert Treibjagden, bei denen ich zugegen war; Jagdtage, von denen man wohl einiges müßte erzählen können.

Ein alter Herr unter meinen Zuhörern sagte einmal: Man weiß nie, wenn der H. etwas erzählt, es klingt zwar meistens recht wirklichkeitsnahe, ob er die Wahrheit sagt, oder ob es Jägerlatein ist. Was ich an dieser Stelle niederschreibe, hat sich tatsächlich alles zugetragen.

Jetzt höre ich in Gedanken einige meiner alten Freunde sagen: Den Tag, an dem der Wanderjäger die reine Wahrheit spricht, müßte man im Kalender rot anstreichen.

Den Titel „Wanderjäger", der übrigens auch der Zwingername meines Drahthaar- und Jagdterrierzwingers war, hatten mir meine Bekannten aus folgendem Grunde gegeben. Oft kam es vor, daß drei, manchmal auch vier Treibjagden an aufeinanderfolgenden Tagen stattfanden. Da bin ich dann nach Beendigung der Schüsseltreiben, oft erst nach Mitternacht losmarschiert, einige Male auch mit dem Fuhrwerk eines Gastes ein Stück mitgefahren. Auf dem Hofe, wo am folgenden Tag die Jagd war, habe ich mich im Pferdestall ins Stroh eingeschoben. Meine Wecker waren die Schweizer, wenn sie vor Tagesanbruch mit den Milchkannen klapperten. Dann schnürte ich zu den Mädchen in die Küche. Das wußte

ja schon Wilhelm Busch, indem er sagte: Ein jeder Jüngling hat nun mal den Hang zum Küchenpersonal! Wenn die ersten Jagdgäste auf den Hof gefahren kamen, hatte ich mich schon ausgiebig mit warmer Milch und Schinkenstullen gestärkt. Gewaschen wurde unter der Pumpe auf dem Hofe.

Wo es angebracht war, habe ich auch vor den Schlafzimmerfenstern der Herrschaft im Morgengrauen das „hohe Jägerwecken" auf dem Jagdhorn geblasen. Ich war, außer den Forstbeamten, weit und breit der einzige zivile Jagdhornbläser. Das brachte mir auch die vielen Einladungen ein. Auf Grund dieser meiner nächtlichen Wanderungen nannte man mich den Wanderjäger. Später hatte ich dann ein Fahrrad, und die nächtlichen Fahrten erinnerten mich immer an die Jahre des Ersten Weltkrieges, wo ich bei der 1. Radfahrerkompanie des 1. Jägerbataillons radgefahren bin.

Doch nun zu den Jagderzählungen.

An einem Morgen hatte der Jagdherr die Gäste vor dem Gutshaus begrüßt, das Übliche bekanntgegeben, und besonders auf die Vorsichtsmaßregeln hingewiesen. Dann forderte er die Jäger auf, die Fuhrwerke zu besteigen. Da löste sich aus der Flinte seines Sohnes, der als junger Student seine erste Treibjagd mitmachen sollte, ein Schuß, der glücklicherweise in die Luft ging. Der junge Mann mußte vom Wagen herunter, bekam vom Vater eine saftige Maulschelle, und mußte die ganze Jagd als Treiber mitgehen.

Auf einem anderen Gut hatte ich folgendes Erlebnis. Bei einem Standtreiben im Wald war die Treiberlinie schon nahe an die Schützen herangekommen, und ich sah, daß drei Scharwerksmädel dicht beisammen auf mich zukamen. Ich sagte ihnen, sie müßten doch in einem größeren Abstand von einander gehen, worauf mich eine fragte: Hebbe sä all emoal e Jagd op enem Got mötgemoakt? Laßt euch man nicht anschießen, sagte ich spaßeshalber. Da antwortete mir die hübsche Marjell: Möt dat Flintke? Da motte sä all wat andret nähme. Auf weitere Unterhaltung mußte ich leider verzichten, denn wir mußten zum nächsten Treiben.

An einer Jagd nahm auch ein guter Bekannter von mir teil, der kein großer Jäger war. Er hatte eine geliehene Flinte, mit der er auf jeden Hasen zweimal schoß, weil die Hasen nach dem ersten Schuß nicht sterben wollten. Da rief ihm sein Nachbar zu: Du mußt den zweiten Schuß zuerst schießen!

Einmal stand ein Forstmeister als mein linker Nachbar im Wehlauer Stadtwald vor einem Fichtenstangenholz neben mir. Da kam ein Hase quer durch die Stangen gehoppelt, und ich sah, wie der Schütze in Anschlag ging und mitzog. Dann fiel der Schuß, und der Hase hoppelte ganz gesund ins Treiben zurück. Nach Beendigung des Treibens fragte ich nach dem Ergebnis seines Schusses. Ja, sagte er, ich sah den Hasen kommen,

legte an, zielte Hase — Baum — Hase — Baum — Hase, dann Schuß — bautz — Baum. Der Hase war hinter dem Baum sitzen geblieben.

Bei einer Jagd, es war kein Schnee, aber der Boden knochenhart gefroren, saßen wir auf einem Leiterwagen auf langen Brettern uns gegenüber. Der Wagen rumpelte auf dem holperigen Weg gewaltig, und wir wurden ganz schön durchgeschüttelt. Da sagte mein Nachbar zu seinem Gegenüber, einem alten Landwirt, der seine Flinte aufrecht zwischen seinen Beinen hielt: Nehmen Sie doch bitte ihre Flinte ein bißchen zurück; es ist so unsympathisch, immer in die Flintenläufe sehen zu müssen! Worauf der biedere Landwirt entgegnete: Na, wenn sie so ängstlich sind, kann ich ja entladen! Dann nahm er die Patronen aus der Flinte und klappte diese wieder zu.

Nicht nur bei Treibjagden passieren solche Geschichten, die man nicht so leicht vergißt.

Einem alten Förster war die Frau gestorben. Am Tage der Beerdigung ging der Alte zum Friedhof mit dem Drilling über der Schulter. Der Pastor war erstaunt und sagte: Warum, Herr Förster, mit dem Gewehr zur Beerdigung? Die Antwort des Alten: Fuchs kann immer kommen!

Ein alter Forstmann war lange Junggeselle geblieben. Er hatte wohl unter dem Weibervolk der näheren und weiteren Umgebung viele Freundinnen gehabt, daher kamen zu seiner Trauung viele seiner alten Bekannten in die Kirche. Als dann der Förster mit seiner späten Braut den Mittelgang der Kirche zum Altar entlang schritt, vernahm man aus einer Bank des Kirchenschiffs den Ruf einer älteren Frau: Ach Gottche, nu bringen sie ihm!

Vor dem ersten Krieg begleitete ich oft einen meiner Lehrprinzen, den alten Hegemeister B. zur Jagd. Da waren wir im Revier Paterswalde auf Hühnerjagd. Das Getreide stand noch in Hocken auf dem Felde. Als dann mehrere Schwärme von Haustauben über uns hinwegflogen, sagte der Alte zu mir: Rudolfchen, schieß man, aber such' dir immer die „Wilden" aus. Er meinte, die grauen, der Ringeltaube ähnlich sehenden Haustauben. Er hatte auch recht spät geheiratet, und da hatten ihm seine Kollegen ein Telegramm folgenden Inhaltes geschickt: Alter Fuchs, endlich im Eisen! Nach dem Tode seiner Frau wurde er von seinen Kollegen immer wieder aufgefordert, wieder zu heiraten. Nach dem Ablauf des Trauerjahres hatte er dann auch schon nahezu den Entschluß gefaßt. Jedesmal, wenn ihn jemand daraufhin ansprach, sagte er: Herr, wie Du willst, nur keine Alte!

Ein alter Hegemeister empfahl einem jungen, ihm zur Ausbildung zugeteilten Hilfsförster, gegen aufgesprungene Lippen diese mit Dachsfett einzureiben. Dazu gab er ihm aus seinem Rucksack einen bräunlichen Klumpen Dachsfett, den er aus altem Zeitungspapier auswickelte. Nachdem sich der Jüngere gründlich die Lippen eingeschmiert hatte, fragte

er seinen Vorgesetzten, ob er auch an aufgesprungenen Lippen leide. Dieser antwortete: Nee, ich lauf mir bloß manchmal einen Wolf an!

Wenn nun doch ein bißchen Jägerlatein dabei sein mag, Landsleute, lacht trotzdem!

Der einundzwanzigste Tag

Wehlauer Stadtwald. September 1934. Im Jagen 4 hatte ich ein kleines Jagdhaus gebaut. Es bot uns Schutz vor Regen und Sturm. Zur Not konnten wir zu viert dort auch übernachten. Ich war gewöhnlich jedes Wochenende dort, beobachtete Elchwild, fährtete die Wege und Gestelle ab und schoß ab und an mal ein Stück Schwarzwild.

Im Vorjahr hatte der Jagdherr einen Elchgabler auf der Försterwiese im Jagen 5, nahe der Försterei Pikertswalde, erlegt. Diesen Stangenelch hatte ich vor der Brunft bestätigt. Er trat fast jeden Abend auf jener Wiese aus, in Begleitung eines Schmaltieres. Dort ästen die Elche gern an den Randweidenbüschen. Der Schuß war dann aus einem von mir erbauten Schirm nicht schwer.

Nun weilten wir wieder in unserer Hütte. Die Jagd auf Elchwild war am 1. September aufgegangen und es war für das Revier wieder ein Stangenelch freigegeben. Weibliches Elchwild stand zu jeder Jahreszeit im Wehlauer Stadtwald, so konnten wir hoffen, daß zur Brunft auch wieder Hirsche aus den umliegenden Forsten einwechseln würden.

Das Wetter war recht unbeständig. In der ersten Septemberwoche ging es noch leidlich. Wir saßen vor Tag und am Abend bis zum Einbruch der Nacht auf verschiedenen Beobachtungskanzeln, fährteten am Tage die Gestellwege und den Hauptweg ab, um die Einstände und die Wechsel der Elche zu kontrollieren. In der zweiten und dritten Woche regnete es jeden Tag. Es war zum Verzweifeln! Kaltes Wetter mit Nachtfrost und Reifbildung erbaten wir vergeblich von Diana und St. Hubertus. Einmal hatten wir einen suchenden Elchhirsch gefährtet und dann auch in Anblick gehabt, aber es war ein junger Hirsch mit Ansätzen zur Schaufelbildung, also durfte er nicht geschossen werden.

So vergingen zwanzig Tage erfolglos. Mein Jagdherr hatte „die Sache dick" und bestellte telefonisch den Jagdwagen, um nach Hause zu fahren. Ich blieb, zumal mir gesagt wurde, wenn ich einen Stangenelch sehen sollte, könnte ich ihn erlegen. Wer wäre da wohl als passionierter Jäger nicht geblieben?

Ich hatte berechtigte Hoffnungen, denn im Jagen 1 an der herzoglich Anhalt-Dessauischen Grenze stand ein Elchtier mit zwei Kälbern, und die Brunft war noch nicht vorüber. Schon am nächsten Morgen saß ich vor Tau und Tag wieder auf der Polizeikanzel zwischen den Jagen 1 und 3. Die Bezeichnung Polizeikanzel rührte daher, daß mir ein Polizei-

beamter an einem seiner Urlaubstage beim Bau geholfen hatte. Von den Fichtenzweigen über mir fielen Regentropfen. Mein alter Jagdhut war feucht wie ausgedrückter Schwamm, der Lodenmantel nie mehr ganz trocken geworden. Es war alles andere als gemütlich. Aber was half's, vor den Erfolg hat auch St. Hubertus Strapazen gesetzt.

Es war noch kein Büchsenlicht. In den Randeichen an der kleinen Wiese zu meiner Linken rief wieder der Uralkauz, den ich allmorgendlich zu sehen bekam. Vor ein paar Tagen hatte er mir sogar einen Besuch auf dem Hochsitz gemacht. Er strich in der Abenddämmerung das Gestell entlang, ich mäuselte, worauf er sofort herumschwenkte und auf einem Pfosten des Hochsitzes, kaum einen Meter vor mir aufblockte. Als er dann meiner ansichtig wurde, fiel er, mit einem Salto rückwärts, herunter und strich eilig in den Fichtenbestand. Die gegenüber stehenden Erlen konnte ich schon schwach erkennen. Dann besuchte mich ein Flug Goldhähnchen, von denen Hermann Löns einmal sagte: In den Fichten sind die Goldhähnchen am Dichten; und sind die Mücken nicht mehr so teuer, dann legen sie auch wieder Eier, aus denen wieder Goldhähnchen entstehen, so Stücker acht bis zehn. Von diesen wird dann dasselbe geübt, weswegen es so viele Goldhähnchen gibt!

Mittlerweile war es Büchsenlicht geworden. Ein junger Jäger hat einmal einen älteren gefragt, wann Büchsenlicht wäre. Dieser soll geantwortet haben: Wenn sie bei ausgestrecktem Arm das Schwarze unter dem Daumennagel erkennen können, dann ist Büchsenlicht. Ich schmunzelte noch über den Ausspruch, der mir damals einfiel, da stand plötzlich rechts auf der Schneise, knapp hundert Schritte entfernt, ein Elch. Glas hoch, und im Weiterziehen konnte ich ihn als Hirsch ansprechen und glaubte auch ein geringes Stangengeweih erkannt zu haben. Dann hatten sich die Zweige der Randfichten hinter ihm geschlossen. Was tun? Von meinem Sitz aus würde ich das Wild kaum noch einmal in Anblick bekommen. Also, runter von der Leiter, Schuhe ausgezogen, und so schnell, aber auch so vorsichtig wie möglich das Gestell entlang in Richtung der herzoglichen Grenze. Der aufgeweichte Boden und das schwammnasse Gras waren nicht sehr angenehm zu empfinden, aber was tat's, es ging um einen Elch. Ich mußte versuchen am Grenzweg einen mir bekannten Elchwechsel zu erreichen, um mich dort vorzulegen. Der Wind paßte leidlich, so daß ich nicht zu befürchten brauchte, den Elch vorzeitig zu vergrämen.

Noch hatte ich keine fünf Minuten im Graben an dem Grenzweg gekauert, da sah ich den Elch durch die Fichtenstangen anwechseln. Herrgott, pupperte mein Herz, obgleich es nicht der erste Elch war, mit dem ich so „in Tuchfühlung" kam. Begegnungen mit Elchen hatte ich hier und in anderen Revieren viele gehabt. Schnell nahm ich noch einmal das Glas und konnte den Elch als starken Sechser-Stangenelch genau ansprechen. Als ich mich mit schußfertiger Büchse ein wenig aus dem Graben hob,

war der Elche bis auf etwa vierzig Schritte herangekommen und verhoffte.

Er mag die Bewegung bemerkt haben.

Obgleich er nicht sehr günstig für die Abgabe eines Schusses stand, riskierte ich es stehend freihändig. Ich trug ihm die Kugel aus meinem Mannlicher-Stutzen 8 x 56 zwischen Stich und Blatt an.

Im Knall stieg der Elch wie ein bäumendes Pferd auf den Hinterläufen hoch, wendete und trollte auf dem Wechsel zurück. Gespannt verfolgte ich ihn und konnte sehen, wie er nach etwa dreißig Fluchten eine armstarke Fichte anfloh, ins Taumeln kam und zusammenbrach. Mit nachgeladener Büchse ging ich langsam näher ran. Der Elch war verendet. — Aus dem Einschuß tropfte es rot ins Waldmoos.

Nun kam, wie so oft die Erregung über mich, so sehr, daß ich mich abwenden und übergeben mußte. Nachdem ich diese arge Reaktion der Nerven überwunden hatte, gab ich dem Gestreckten den letzten Bissen und dann habe ich ihm wohl eine ganze Stunde die Totenwacht gehalten. Nun holte ich meine Schuhe von dem Hochsitz ab, wand meine quatschnassen Socken aus und zog mit einiger Mühe die Schuhe wieder an. Dann ging ich zu einem nahen Bauernhof in der Holländerei und rief den Jagdherrn an. Als nach zwei Stunden der Jagdwagen mit noch eini-



Ein vom „Wanderjäger" Herrenkind am 21. 9. 1934 im Stadtwald Wehlau erlegter Stangenelch

gen Jägern eintraf, hatte ich den Elch versorgt. Keine ganz leichte Arbeit bei einem Tier, das die Größe eines Pferdes hat. Ich führte damals immer ein Frevertsches Weidblatt, welches ich von einer damals hochstehenden Persönlichkeit als Geschenk erhalten hatte, und dieses Jagdbesteck erleicherte eine so schwere Arbeit ganz erheblich. Mit vereinten Kräften wurde der Elch auf den inzwischen eingetroffenen Wildwagen gezogen, und ich ließ es mir nicht nehmen, neben dem guten, alten Leibkutscher Franz sitzend, meinem Elch das Geleit aus seinem Lebensraum zu geben.

Die Vogelwelt

Von R. Herrenkind/W. Lippke

Neben den jagdbaren Vögeln, die bereits in einer Darstellung von Forstamtsrat Runge erwähnt sind, gab es in unserem Heimatkreis sehr viele Arten der Gefiederten, die entweder nur im Frühjahr und Herbst auf dem Zug unsere Gegend passierten oder auch bei uns brüteten.

Da sei zunächst einiges über die Taggreife gesagt, die fälschlich auch als „Raubvögel" bezeichnet werden. Der Seeadler war gelegentlich Irrgast; er brütete in der Nähe der Ostseeküste. Der Steinadler hat einmal im Wehlauer Stadtwald einen Horst bezogen und einen Brutversuch, leider ohne Erfolg, gemacht. Er war aber öfter auf dem Frühjahreszug zu beobachten. Ebenso waren der Schell- und Schlangenadler nur Durchzügler. Deren Brutgebiete lagen ostwärts im Baltikum und in Rußland. Der Schreiadler war jedoch regelmäßig in Waldgebieten mit offenem, zum Jagen geeigneten Gelände, als Brüter anzutreffen. Der Fischadler brütete in der Nähe von Binnengewässern, wenn auch nicht häufig.

Von den Bussarden waren der Mäuse- und der Wespenbussard Brutvögel, während der Rauhfußbussard nur Wintergast war.

Von den Weihen brüteten alle Arten in unserem Heimatkreis: Schwarzmilan, Rotmilan, Rohrweihe, Kornweihe, Steppen- und Wiesenweihe seien genannt.

Aus der Familie der Falken waren sowohl der Baum- als auch der Wanderfalk und am häufigsten der Turmfalk vertreten, während der Rotfußfalke als Durchzügler vorkam. Häufiger waren Hühnerhabicht und Sperber.

Es muß noch über die Nachtgreife und Eulen berichtet werden. Die größte Eule, der Uhu, wurde selten gehört und noch viel seltener gesehen. Ein Einbürgerungsversuch, den ich mit F. Ferno im Kuglacker Wald unternommen hatte, mit einem Kunsthorst in einem Eichenwipfel, brachte leider keinen Erfolg. Der Waldkauz, Sperlings- und Steinkauz,

sowie Schleiereule, Waldohr- und Sumpfohreule waren Jahresvögel, desgleichen, wenn auch seltener der Habichts- auch Uralkauz genannt.

Von den Hühnervögeln gab es neben dem Fasan und dem Rebhuhn die Wachtel, und von den Tetraonen, den Waldhühnern, war nur das Haselhuhn seltener zu bestätigen.

Enten waren sehr zahlreich an allen Gewässern anzutreffen. Als regelmäßige Brüter seien Stockente, Krick- und Schnatterente genannt, während Spieß-, Knäk-, Löffel-, Tafel-, Moor- und Reiherente seltener brütend anzutreffen waren. Reine Durchzügler waren die Pfeif-, Schell- und Kolbenente.

Von den Wildgänsen seien als Durchzügler die Saat- und die Graugans genannt, die zu Tausenden im Frühjahr im Pregeltal, besonders nach der Schneeschmelze bei Hochwasser anzutreffen waren.

Aus der Familie der Tauben waren alle drei Arten, die Ringel-, die Hohl- und auch die kleine Turteltaube vertreten.

Der typischste ostpreußische Vogel war wohl der Storch. Eines der bekanntesten Storchendörfer war Kaymen im Kreise Labiau mit über fünfzig Storchennestern. Im Kreise Insterburg, meinem letzten Wohnsitz, habe ich in Zusammenarbeit mit Dr. Hornberger, einem bekannten Ornithologen, bis zu eintausend Jungstörche beringt. Der nächste Verwandte des Weißstorches war der Schwarze, auch Waldstorch genannt. Er brütete in allen größeren zusammenhängenden Waldgebieten. Ebenso gab es überall den Fischreiher und die Rohrdommel. Brutvogel war auch der Höckerschwan, während der Singschwan nur Durchzieher war.

Von den Rabenvögeln gab es bei uns nahezu alle Arten. Den Kolkraben, die Nebel-, Raben- und Saatkrähe, die Dohle sowie den Eichelhäher und die Elster traf man überall an. Selten war der sibirische Tannenhäher, er war Wintergast, während die Mandelkrähe, auch Blaurake genannt, in wenigen Paaren, regelmäßig aber im Sanditter Wald brütete. Aus dieser Krähensippe fehlte nur die Alpendohle. Die Nebelkrähe war die Hauptbeute der „Krajebieter" auf der Kurischen Nehrung. Noch einige seltene Gäste wären zu erwähnen. Da gab es an den Gewässern den Eisvogel, das Odinshühnchen, den Flußuferläufer, an Wehren und Wassermühlen, die Gebirgsbachstelze, auf Wiesengelände, die Schafstelze. Beides sind nächste Verwandte unseres „Wipperzagels", aber mit gelber Brustzeichnung.

In der Parklandschaft der Alle-Pregel-Ufer lebte der Wiedehopf, auf den Weiten der Pregel- und Allewiesen, die Wiesenralle oder der Wachtelkönig und der Wiesenpieper. Den Baumpieper gab es an Waldrändern und Lichtungen und den seltenen Rotkehlpieper erblickte man auf Zaunpfählen. Den Neuntöter konnte man ortsgebunden immer in der Nähe von Dornbüschen beobachten.

Aus der Vielzahl der Sänger seien genannt der Sprosser, den man auch als die östliche Nachtigall bezeichnen könnte, der ebenfalls in der Dämmerung singende Sumpfrohrsänger, der Schilfrohrsänger, ferner die Laubsänger, Grasmücken, der Trauerschnäpper, das Rotkehlchen, sehr selten auch das Blaukehlchen, die Rotschwänzchen, Steinmätzer, Wiesenmätzer oder Braunkehlchen.

Die Amsel oder Schwarzdrossel war bei uns im Kreise kein vertraulicher Parkvogel, sondern ein scheuer Waldvogel, der frühzeitig flüchtete. Die Misteldrossel trat selten auf, häufiger kam die Singdrossel vor, in Gehölzen, nahe am Wasser nistete bisweilen die Wacholderdrossel. Sie war unter Jägern als Krammetsvogel bekannt und wurde im Herbst gern geschossen. Die Rotdrossel traf man nur auf dem Durchzug an. Selten zeigte sich die Wasseramsel, auch Wasserschmätzer genannt. Ein Exemplar wurde bezeichnenderweise an dem kleinen Bach bei der Wassermühle in Colm geschossen. Desgleichen gab es ihn regelmäßig am Allewehr der Pinnau bei Wehlau, Überfall genannt.

In den Mischwaldungen klopfte der Specht den Takt: Der Schwarzspecht mit dem Kliä-Ruf und seinem Krü — krü — krü war zu vernehmen. Der Grünspecht mit seinem „Glück — Glück" besuchte kleinere Gehölze und stocherte in den Ameisenhaufen. Am häufigsten war der große Buntspecht. Selten begegnete man dem Mittel- und dem Kleinspecht, während der Wendehals mit seinem „Wät-wät-wät" häufiger an buschigen Stellen der Alleufer und an Randgehölzen zu vernehmen war.

Volkskundliches aus der Vogelwelt.

Der Gesang der Gefiederten wurde vom Volksmund vielfältig mit Worten nachgeahmt. Solche sprachlichen Lautmalereien konnten auch dazu dienen, einen Vogelgesang zu deuten oder wiederzuerkennen. So sang die Feldlerche: „Tririliliiii,

Der 83jährige Landlehrer Gustav Knoch, geboren in Goldbach an der Deime, erzählt: Vor dem Ersten Weltkrieg gab es noch Hütejungen. Sie erhielten „Hütescheine". Diese hatten Gültigkeit vom Frühling bis Martini im November. An zwei Vormittagen jedoch, meistens Montag und Donnerstag, mußten sie aber zur Schule und auch an den Tagen, wo es donnerte und blitzte oder der Regen strömte. Natürlich war diesen Naturburschen nichts so zuwider, wie der sporadische Besuch der Dorfschule, und sie meinten vergrämt: „Kommst ut der Angst nich rut; im Sommer blötzt et, und im Winter mußt inne School!" Die Lerchen gaben den Hütejungen den ihnen richtig scheinenden Rat: „Driew, Peterke, driew! Häst e gode Wört (vom Lehrer), denn bliew! Os he schlimm (der Lehrer), dann teh (zieh), wiet, wiet, wiet weg! — Eine andere Version (von O. Daniel, Gr.-Nuhr im Kreis Wehlau) sagt:

„Driev, Peterke, driev, driev, driev,
wo die geföllt, da bliev, bliev, bliev,
wo die nich geföllt, häng Pitschke on Tomke an e Bomke
on teh wiet inne Welt, wiet, wiet, wie — — t!

Es wäre noch zu bemerken, daß die Lerche in Ostpreußen auch „Lewerring" genannt wurde.

Etwas früher als die Lerchen ließen sich die Stare sehen. Meines Wissens ist ihrem flötenden, pfeifenden Gesang und den schnalzenden Lauten kein Text vom Volksmund unterlegt worden. Um so vielfältiger wird das Gezwitscher der Schwalben, besonders der Rauchschwalben, gedeutet; denn sie nisten in den Ställen und leben den Menschen auf dem Lande nah benachbart. Bekannt ist der Spottvers auf den Schuster: „Schusterke, Schusterke schnurr ... oder die sehr gute Nachahmung des Gezwitschers: „Ök will min Kindern Mötzke moake, Mötze moake, ök hebb ja man ken Zwirrrn!" Es gab aber noch einen anderen recht derben Text für das Schwalbengezwitscher:

„Als eck wegflog, als eck wegflog, wäre Schien und Schoppe full,
als eck wedder käm, fung eck allet (fand ich alles)
utgefräte, vollgeschäte, frett, datt du die tawerrrgst! (erwürgst)."

Das melancholische, kurze Lied der Goldammer wird nachgeahmt mit: „Wo es denn meine liebe Fruuuh?" oder „Kiek, edel, edel, edel bin iek!", oder „Wie, wie hab' ich dich so lieb!"

Der schmetternde Buchfink mit dem Finkenschlag am Ende findet überall in deutschen Landen eine vielfältige Deutung. Er stottert:

„D, d, d, d, deutsches Quartier" — oder „Da, da, da, da, ist mein Würzkebier!" — oder „Ick, ick, ick will mal studieren!" — In Ostpreußen hieß es: „Mäke, Mäke, göff mi Nien her!" — oder „Bin ich nicht ein schöner Bräutigam?" Von einem ostpreußischen Ornithologen hörte ich folgende Version: „Ick, ick, ick sag's der Regierung!" Worauf der Fitislaubsänger, der mit Fit, fit, fit seinen Namen ruft, in vornehmer Weise in einer etwas nach unten abfallenden Tonreihe antwortet: „Dat, dat, dat tu ich nich, tu ich nich —!"

Der Grünfink droht wie ein Polizist von unten nach oben gezogen: „Ei ... i ... i."

Des Zaunkönigs Lockruf wird gedeutet: „König ben eck, König ben eck!" — Für uns Preußen wird diese Strophe von den Schleswig-Holsteinern sehr interessant erweitert (nach 1864), man denke an die damaligen politischen Gegebenheiten, als Schleswig Holstein preußische Provinz wurde:

„König Wilhelm in Berlin hät mi nix, nix — tzrrrrr (Roller) — to seggen — he segt mi ok nix!"

Die Amsel flötet: „Liesebeth, Liesebeth, wirste bald kommen — süß, süß, süüu-ß — su —.

Wenn sie dann kommt, wird der Amselhahn ganz aufgeregt und ruft: „Liesebetheken, Liesebetheken ..."

Amselartige Flötentöne gibt auch der goldgelbe Pirol von sich. Er ruft: „Liu-kiu". Was man mit den Worten unterlegt: „Vogel Bülow" oder „Onkel Bülow".

Mir ist nur ein Text für das Lied des Gartenlaubvogels oder Gelbspötters bekannt geworden. Sein vielfältiger Gesang und Rhythmus wird wiedergegeben mit:

„Sieben Töchter, Töchter sieben,
schäämt sick, schäämt sick!
Kick de Dirn, kick de Dirn!
Welche denn, welche denn?
De Dick, de Dick!
Schäämt sick, schäämt sick! (Knätschlaute)
Zit zit lüe, — — zit zit lüe."

Oder eine Strophe, die den Langschläfern gilt:

„Ju ligge do, ju ligge doa,
sto op, sto op,
it is Tiet, it is Tiet
schämt sick, schämt sick.

Wenden wir uns den Weiden und Wiesen zu: Dort ruft mit hellem „Kiwitt" der Kiebitz seinen Namen oder „Wo bliew eck?" Aus weiten Talwiesen an Alle und Pregel, seltener aus großen Ackerschlägen hören wir das „Pickerwerwick" der Wachtel. „Bück den Rück!" ruft sie den Bauern zu oder „Fürchte Gott, fürchte Gott!" In anderen Gegenden wird es auch übersetzt in „Sechs Paar Weck!" Auch der Wachtelkönig meldet sich zur Junizeit aus dem weiten Wiesengelände; er ist aber keine Wachtel; er gehört zu den Rallen, er ist die „Wiesenralle".

Ihr Ruf räp-räp-räp, in einem fort vorgetragen, wird unterlegt mit der Aufforderung an den Bauern: „Scharp scharp — hau Gras —, lang Dag —, kort Nacht, da du nich warscht vermöde"; d. h. schärfe die Sensen und haue das Gras; der Tag ist jetzt lang im Juni, die Nacht ist kurz!

Begeben wir uns an die schilf- und röhrichtbewachsene Bucht eines Sees, etwa an den Wusensee oder den Woriener See, im Urstromtal des Pregels, an die Stauseen der Alle. Dort verhören wir die Rohrsänger mit ihrem „Karre-karre-kiek", auf ostpreußisch „Koarle, Koarle, kiek, ös dat Rohr all riep? Hier ruft in der Dämmerung die große Rohrdommel ihren dumpf orgelnden Laut — „prump", der im Volksmund mit den Worten „pu-up, — ick versuup" gedeutet wird. Neben dem schönen Gesang des Schilfrohrsängers ist es besonders der unermüdliche Sumpfrohr- oder Getreiderohrsänger, der bis tief in die Nacht seinen vielseitigen Gesang weithin erschallen läßt, untermischt von den typischen Rohrsängerlauten

„karre kiek". Er kommt im Schilf und in Getreidefeldern vor, deren Halme er als Röhricht ansieht. Sein Gesang wird mit folgender Lautmalerei recht gut gekennzeichnet:

„Muttii, Muttii, Muttii, — komm mit, komm mit,
i bitt, i bitt, — woll'n spielen, woll'n spielen,
im Garten, im Garten — (Karre-Laute) — igitt, igitt, igitt . . ."

Schließlich seien noch erwähnt der „Kommit"-Ruf des Steinkauzes, der Hu-hu-hu-hu-Ruf des Waldkauzes, das Schnarchen, Fauchen und Zischen der Schleiereule, wie der Volksmund es nennt.

Die volkstümliche Lautmalerei, die diesen Deutungen zugrunde liegt, ist ein gutes Hilfsmittel, wenn man die Vogelstimmen erkennen will. —

Bäuerliches Leben im Kreise Wehlau

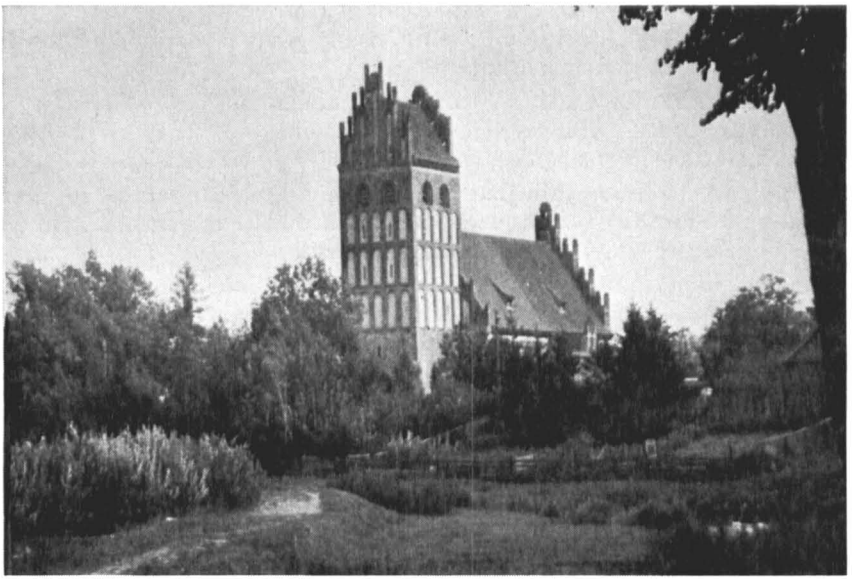
aufgezeigt am Beispiel des Kirchspiels Gr.-Engelau

Von Franz Neumann

Eine Wanderung durch das Kirchspiel Gr.-Engelau

Noch einmal wollen wir unsere Heimat, unser Kirchspiel Gr.-Engelau, ehe alle Erinnerungen verblassen, im Geiste an uns vorüber ziehen lassen. Wir wollen die Wege gehen, die Ortschaften durchwandern, die uns und unseren Vorfahren als Heimat so vertraut waren. Mögen bei dieser Wanderung Äcker und Waldflächen, Orte und Bauten und so manches liebe bekannte Gesicht wieder in die Erinnerung zurückkehren.

Im südlichen Zipfel des Kreises Wehlau lag unser Kirchspiel. Man nehme die Kreiskarte zur Hand und verfolge diese Darstellung am Kartenbild. Im Osten war es begrenzt vom Kirchspiel Allenburg, im Süden vom Kreise Bartenstein, wo die Alle einst in eiligem Lauf an der Kreisgrenze dahinfloß, bis durch den Bau des Kraftwerkes Wohnsdorf hier ein etwa zehn Kilometer langer Stausee mit flachen Schilfinseln entstand. Im Westen des Kirchspiels dehnte sich das Naturschutzgebiet des Zehlaubruchs aus. Dieser riesige Schwamm ist das einzige lebende Hochmoor Norddeutschlands. Im Norden liegt der Frischingsforst mit langgestreckten Waldungen. Wir beginnen unsere Wanderung bei Allenburg, auf der Straße, die das ganze Kirchspiel in seiner Länge durchzieht. „Nach Friedrichsdorf 13 km" lesen wir auf einem breiten Chausseestein in Allenburg am Schaller-Tor. Die Alle umfließt das Städtchen Allenburg in einer langen Schleife. Der Straßendamm durchs Auental der Alle bringt uns zur Allebrücke. Die Straße steigt kurz hinauf zum Schaller-Hochufer. Nach einem Kilometer biegt ein mit Kies befestigter Weg nach rechts ab. Er führt nach Jägersdorf, zu unserer östlichsten Gemeinde im Kirchspiel. Vor dem Dorf dehnt sich ein herrliches Wiesengelände, das



Kirchdorf Gr. Engelau, ein Angerdorf.
Dorfteich, rechts zweiklassige Schule. Kirche durch Brand 1914 zerstört.
In den zwanziger Jahren neu aufgebaut.

zum Teil mit bewaldeten Hängen zum Sproje-Tal abfällt. Es ist ein paradiesisches Tal mit viel Vogelsang, Knabenkräutern und Trollblumen auf den feuchten Wiesen entlang der Hänge und überall üppige würzige Wildwiesenvegetation. Die Sproge, die wir auf einer Holzbrücke überschreiten, schlängelt sich in trägem Lauf dahin. Ein Fischreiher, der hier seine Nahrung suchte, fliegt auf mit behäbigem rudernden Flügelschlag. Gleich auf dem ersten Bauernhaus rechts füttert der Storch seinen Nachwuchs.

Jägersdorf, eine Siedlung des Deutschen Ritterordens, soll ein Alter von 550 Jahren haben. Einstmals sollen Berufsjäger die ersten Bewohner gewesen sein. Heute sind dort sechs Bauern und drei Landarbeiterfamilien ansässig. 72 Einwohner leben hier in ihrem stillen Dörfchen, friedlich eingebettet in Feldern, Wiesen und Weiden. Auf einem schmalen Feldweg durch wogende Getreidefelder erreichen wir das Nachbardorf

K l e i n - E n g e l a u.

Auch Klein-Engelau soll als Siedlung des Deutschen Ordens entstanden sein. Die Einwohnerzahl betrug etwa 367 Personen. Dreizehn Bauern mit ihren Angehörigen bearbeiteten ihre Wirtschaften. Drei Bauern

wohnten auf dem Abbau mitten in ihren Feldern. An der Pflasterstraße Klein-Engelau—Frischingsforst lagen die beiden Güter Engelshöhe und Luxhausen. In Kl.-Engelau lebten außerdem ein Schmied, ferner Maurer, Land- und Waldarbeiter. Am Osteingang des Dorfes befindet sich ein Heldengrab aus dem Jahre 1914. Wir lesen: Oberleutnant Alfred von Rosenberg. Das „Gasthaus zur Post" lädt zum kurzen Verweilen ein. Hier befindet sich auch die Posthilfsstelle. Gegenüber liegt die zweiklassige Schule, die aber nur einklassig genutzt wurde. In ihr wurden die Kinder aus Kl.-Engelau, Jägersdorf, Engelshöhe und Luxhausen unterrichtet. Sehr lange hat hier Lehrer Jobst amtiert. Nach kurzen Vertretungen durch die Lehrer Laurisch und Pörschke übernahm Lehrer Schienke die Stelle. Er ist aus dem Kriege nicht zurückgekehrt. Das alte Hirtenhaus am Ostende wird jetzt als Armenhaus von Rentnern bewohnt. Aus dem Obstgarten von Erwin Gutzeit grüßen uns drei gewaltige Pappeln. Jahrhunderte haben sie allen Stürmen getrotzt. Weiter geht unsere Wanderung nach unserem Kirchdorf

Groß-Engelau.

Unsere Kirchspielchaussee, auf der wir wandern, ist mit schönen Lindenbäumen bepflanzt, deren Kronen bei brennender Sonnenhitze dem einsamen Wanderer angenehm Schatten spenden.

Den dicht mit Blüten besetzten Kronen entströmt ein lieblicher Duft. Die hier reichlich gehaltenen Bienen umschwärmen sie. Hundert Meter vor dem Dorfe befindet sich auf der rechten Straßenseite der Kirchspielfriedhof, der 1890 angelegt wurde, als der alte an der Kirche gelegene überbelegt war. Nach Süden, über wogende Getreidefelder, geht unser Blick. Vier Bauerngehöfte liegen hier in der Feldmark. Nördlich des Dorfes in einem gewaltigen Halbrund der Felder trifft man auf 22 solcher Abbauten, Bauern, die auch hier mitten auf ihrer Scholle wohnen. Weit hinten grüßen die schlanken hellbraunen Fichtenstämme des Frischingforstes. Groß-Engelau ist ein Angerdorf. Neben dem Dorfteich, gespeist vom Sproge-Graben, erhebt sich im östlichen Teil des Angers die alte Ordenskirche aus dem 14. Jahrhundert. Es ist ein chorloser Backsteinbau im Ordensstil mit Staffelgiebeln an Turm und Ostgiebel des Schiffes. Der Turm stammt aus dem 15. Jahrhundert. 1914 wurde die Kirche bis auf die Umfassungsmauern vernichtet. Dadurch ging auch die alte Innenausstattung verloren. Nach dem Kriege wurde die Kirche in der alten Form wieder aufgebaut. Neben der Kirche am Ostgiebel erbaute die Gemeinde ihren Gefallenen des Ersten Weltkrieges ein schönes Ehrenmal. Die Kirchengemeinde Gr.-Engelau hatte bis 1905 kein eigenes Pfarrhaus. Sie wurde von Kl.-Schönau aus mitverwaltet. Sehr viele Jahre tat dieses Pfarrer Fischer, Kl.-Schönau. Nach dem Bau des Pfarrhauses 1904 hat nach kurzfristigen Besetzungen durch Pfarrer Lankau und Gemmel Pfarrer Bork das Amt übernommen und 29 Jahre lang verwaltet. Nach seiner Pensionierung verwaltete es Pfarrer Plehn, heute wohnhaft in

Übigau in Sachsen. Die zweiklassige Schule stand dicht bei der Kirche. Die ersten Lehrer, die auch Organisten und Standesbeamte waren, hießen Neumann, Haase und Laurisch. Ein gemischter Chor verschönte an Feiertagen den Gottesdienst. Ein Frauenverein vom Roten Kreuz, der Kriegerverein, ein Sportverein und andere Vereinigungen sorgten für Geselligkeit. Gr.-Engelau besaß zwei Gasthäuser, ein Gemischtwarengeschäft, eine Bäckerei und eine Motormühle. Vier Schneider, drei Schuhmacher, drei Tischler, einen Fleischer, zwei Stellmacher und zwei Schmiede boten den Kirchspielinsassen ihre Dienste an.

Etwa 52 Bauern bebauten hier in friedlichem Wettbewerb ihren Acker. Vieh- und Pferdezucht standen auf einer beachtlichen Stufe. Zwischen den einzelnen Bauerngehöften standen die Häuser der Land- und Forstarbeiter, der Handwerker und einiger pensionierter Beamten. Alles in allem ein glückliches und zufriedenes Völkchen. Bei der Volkszählung 1937 wurden 741 Einwohner gezählt. Durch Felder und Wiesen schlängelt sich in großen Schleifen unser Kirchspielflüßchen, die „Sproge". Doch weiter geht unsere Wanderung; am Westausgang des Dorfes nach Süden abbiegend, führt ein Kiesweg nach dem Dorfe

Gundau.

Gundau ist keine Ordenssiedlung. Ein gewisser „Gunde", der einst auf einer alten Fliehburg am Steilhang der Alle wohnte, war Verwalter dieser Ländereien. Vor 400 Jahren, als das Dorf von Deutschen besiedelt war, erhielt es seinen Namen nach dem ehemaligen Verwalter „Gunde". Das Dörfchen hatte 170 Einwohner. Zehn Bauerngehöfte, eingebettet in große Obstgärten, dazu ein Schmied, ein Schuhmacher und die dazugehörigen Landarbeitergehöfte rundeten das Dorfbild ab. Am Ostende des Dorfes lag das altehrwürdige Gemeindehirtenhaus. Ein Heldengrab in einem großen Obstgarten zeigte die Inschrift auf dem Grabstein: Erich Wolf, Garde Reserve Artillerie Regt., gefallen am 7. 9. 1914. In der Mitte des Dorfes stand das alte Schulgebäude. Lange Jahre im vergangenen Jahrhundert hat hier Lehrer „Sand" amtiert, allseitig geachtet und geehrt, im Dorf gemeinhin als „Vatje" bekannt. Ihm folgte nach seiner Pensionierung Lehrer „Arbeit". Er war ein ganz großer Rosen- und Bienenzüchter. Was war das für uns Kinder herrlich, wenn im Juni-Juli die Bienen schwärmten. Wir Jungen haben weniger in die Bücher geguckt als nach dem Bienenstand, der vom Klassenzimmer gut sichtbar war. Kaum waren die ersten Bienen in der Luft, da kam schon der Ruf: „Herr Lehrer, die Bienen schwärmen!" Wir durften hinaus auf den Spielplatz und nach Herzenslust toben. Wenn dann noch der zweite und dritte Schwarm folgte, konnte die Pause recht lange dauern. Nun kommt aber doch einmal in dieser Zeit der Kreisschulrat zu Besuch. Er kommt auf Schusters Rappen und wundert sich über die lärmende Kinderschar, glaubt aber erstmals an eine normale Pause. Als ihm diese doch allzu lang erscheint, pirscht er sich vorsichtig an die vergnügte Schar und fragt

vorsichtig: „Sagt mal Kinder, habt ihr denn keine Schule?" Karla Witt als Wortführerin antwortet: „Joa, awer dem Lehra sien Bene de schwarme!" Dann amtierte Lehrer Otto Rutz in Gundau. Nach dessen Versetzung nach Rinau, Kreis Samland, kam Crozins. Schließlich übernahm als letzter Lehrer Kurt-Günther Otte die Verwaltung der Schule, die beiden letztgenannten Lehrer sind im Heilsberger Kessel 1945 gefallen. Obgleich Gundau zum Kirchspielfriedhof Gr.-Engelau gehörte, war die Gemeinde nicht gewillt, ihre Verstorbenen, die ein ganzes langes Leben hier auf diesem Fleck Erde gelebt und gearbeitet, Freud und Leid miteinander geteilt hatten, nun in einer anderen Gemeinde zu beerdigen. Die Gundauer erbauten daher einen eigenen Gemeindefriedhof, der 1891 eingeweiht wurde. Am Steilhang der Alle gelegen, im Norden und Süden von tiefen mit Bäumen bewachsenen Schluchten begrenzt, streckten die alten Eichbäume wie schützend ihre langen Zweige über die Gräberreihen. Nach Westen ging der Blick über den Stausee des Elektrizitätswerkes Wohnsdorf weit in den Kreis Bartenstein. Die Inschrift am Friedhofstor lautete: „Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir." Die Gundauer hatten als Anlieger der Alle die Fischereigerechtigkeit, „Nur zu des Tisches Notdurf", wie es in den alten Rezessen hieß. Der Stausee der Alle war ein beliebtes Ausflugsziel für die Umgegend. In der nordwestlichen Ecke der Gundauer Feldmark hieß von altersher ein Stück „Das Galgenbruch". In alten Zeiten hatte man hier, wo eine Hauptstraße vorbeiführte, einen Galgen aufgestellt. Man weiß nicht, ob hier einer gehängt wurde. Sollte es nur eine Warnung für die Bevölkerung sein?

Unser Wanderweg führt uns wieder zurück bis Gr.-Engelau. Wandern wir auf der Chaussee nach Westen, erblicken wir rechts und links ein Mosaik von Getreide- und Weideflächen. Auf den Weidekoppeln weidet das schwarz-weiß-bunte Herdbuchvieh gemeinsam mit den Mutterstuten und Fohlen des „Ostpreußischen Stutbuchs für schwere Arbeitspferde". Überall im Gelände die alten Mergelkuhlen. Durch die Mergelung wurde der Boden wesentlich verbessert. Nochmals kreuzt die Sproge unsern Weg. Von Norden nach Süden verläuft auch hier die aus Bunkern, Drahtverhau und Panzersperren erbaute Verteidigungslinie des Heilsberger Dreiecks.

Auf einem befestigten Weg erreichen wir

Hanswalde.

Zuerst liegt da ein kleines Gut, „Hanswalderthal", den Gebrüdern Rasch gehörend; doch schon einen Kilometer weiter erreichen wir das Dörfchen Hanswalde. Es besteht aus zwölf, meistens größeren Bauerngehöften, einer Gastwirtschaft und einer Dorfschmiede, dazu die zum Dorf gehörenden Landarbeiterhäuser. Die Pest 1709 hat hier viele Bauerngeschlechter ganz ausgelöscht, auch haben große Schadenfeuer gewütet. Die verbliebenen Bauern teilten das Land auf. Dadurch ent-

standen große Bauernwirtschaften. 160 Einwohner hatte Hanswalde. Mitten im Dorf stand das Schulgehöft. Lange Jahre hat hier bis zu seiner Pensionierung Lehrer Fiedler gewirkt. Ihm folgte für einige Jahre Lehrer Donner. Der letzte Lehrer war Gustav Krause, der heute in Magdeburg lebt. Auch Hanswalde hatte seinen eigenen Friedhof. Der erste Siedler wurde von den andern Hans genannt, daher der Ortsname Hanswalde. Auch Hanswalde kann gemeinsam mit Gundau auf ein vierhundertjähriges Bestehen zurückblicken.

Doch nun wieder zurück zur Hauptstraße. Der Wald nimmt uns auf. Rechts in einem Tannen- und Birkenbestand ein kleines Jagdhaus. Es zeugt von fröhlicher Pirsch. Ein Hirschgeweih über der Tür, darunter der Spruch: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst." Ein Zwei-Meter-Maschendrahtzaun trennt uns von diesem Paradies. Als wir Einlaß begehren, springen zwei deutsche Drahthaarterrier, unterstützt von zwei krummbeinigen Fuchssprengern, auf uns zu und verwehren uns den Eintritt. Ein herber Waldgeruch, vermischt mit Tannen- und Harzduft, umweht uns. Die Tannen werden dichter, höher, so daß nur noch ein Fleckchen blauer Himmel zu sehen ist. Hoch oben zieht eine Weihe ihre Kreise. Zwei Eichhörnchen sausen einen Tannenstamm hoch und jagen sich in wilden Sprüngen von Ast zu Ast, von Baumkrone zu Baumkrone. Der Eichelhäher als Polizist des Waldes „rätscht" unaufhörlich. Ein Reh lugt mißtrauisch zu uns herüber. Aber auch Elch, Hirsch und Schwarzwild haben hier ihren Einstand. Höher werden die Baumstämme und dichter der Bestand. Da eine Lichtung, nur Haus, Stall und Scheune mit wenig Ackerland. Es ist das kleine Waldgut „Kamzenbruck". Links der Straße „Klein-Steinwalde", ein Gehöft, die Abdeckerei. Der Besitzer hat die Pflicht, das dem Tode verfallene Vieh aus seinem recht großen Bezirk abzuholen und den Kadaver durch Verarbeitung zu beseitigen. Nun noch einen Kilometer, dann endet unsere Kirchspiel-Chaussee und mündet ein auf die Straße Friedland—Tapiau. Auch die Gleise der Wehlau-Friedländer Kreisbahn laufen neben der Chaussee. Rechts sehen wir nördlich das von Wald eingerahmte Gut Steinwalde. Es war vor Jahrhunderten der Sitz des Oberförsters, früher saß dort der „Wildnisbereiter". Erst später wurde das Gelände ganz urbar gemacht und landwirtschaftlich genutzt. Ganz hinten erblickt man am Frischingsforst das Jagdgut „Albrechtsheide". Hier wurde vor Jahrhunderten eine Handstrichziegelei betrieben.

Doch nun weiter nach Friedrichsdorf. An der Straße erst noch eine Bude: Warteraum für das kleine Bimmelbähnchen. Mehrere Reihenhäuser der Arbeiter für die militärischen Verteidigungsanlagen (wie oben erwähnt). Noch ein Kilometer, dann liegt das Dorf

F r i e d r i c h s d o r f

vor uns. Die Zahl der Dörfler beträgt 375 Seelen. Vierzehn Bauern und recht viele Waldarbeiter sind unter den Einwohnern. Eine Gastwirtschaft

und eine Kolonialwarenhandlung, Schuhmacher und Schneider sind vorhanden. Ein neues zweiklassiges Schulgebäude befindet sich hier. Von zwei Lehrern werden die Kinder von Friedrichsdorf, Kühnbruch und Sechshuben unterrichtet. Viele Jahre bis zu seiner Pensionierung hat Lehrer Nikolai hier unterrichtet. Der letzte „Erste Lehrer", Herr Grunz, kehrte aus dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder. Der zweite Lehrer, Herr Dombrowski, wurde in die Sowjetbesatzungszone verschlagen. Der Sportverein und die Freiwillige Feuerwehr sorgten für Geselligkeit.

Auf einem Kiesweg erreichen wir das Dörfchen

K ü h n b r u c h.

Fünf Bauernfamilien hatten hier ihre Beschäftigung in der Landwirtschaft. Auch drei Waldarbeiterfamilien hatten hier ihr Eigentum. Die Zahl der Einwohner betrug 78.

Auf einem Verbindungsweg erreichen wir das Dörfchen

S e c h s h u b e n.

Hierzu gehörte auch noch eine Siedlung außerhalb des Dorfes, auch „Schwarzbruch" oder „Klein-Sechshuben" genannt. Acht Bauernfamilien arbeiteten in der Landwirtschaft. Waldarbeiter hatten hier in größerer Zahl ihr Eigentum und ihre Beschäftigung in den nahe gelegenen Waldungen. Die Zahl der Einwohner betrug 78 Personen.

Auch diese drei Gemeinden hatten ihre eigenen Friedhöfe.

Die letztgenannten drei Orte gehörten früher zum Kirchspiel Klein-Schönau, wurden dann aber Gr.-Engelau zugeschlagen. Diese drei Ortschaften sind Siedlungen neueren Datums. Sie dürften wohl heute auf ein dreihundertjähriges Bestehen zurückblicken. Die Gegend, die heute fruchtbarer Ackerboden war, mußte erst urbar gemacht werden. Von drei Seiten waren die Orte heute noch von hohen Wäldern umgeben. Da sich in diesen Waldgebieten auch viel Ungeziefer, Fliegen, Mücken und Bremsen, aufhielten, wurden diese Orte auch scherzhalber „Bremsenwinkel" genannt. Dies konnte bei unsern lieben Bekannten, die nicht gerade viel Spaß verstanden, auf erhebliche Meinungsverschiedenheiten stoßen.

In Kühnbruch und Sechshuben war praktisch die Welt zu Ende, denn dann kam das gewaltige Zehlaubruch, das von Menschenfuß nur unter Führung des Försters für den Fremdling zu betreten war.

In Kühnbruch und Sechshuben endeten die Dorfstraßen als sogenannte Sackgassen. Als nach dem Ersten Weltkrieg ein Pferdedieb mit seinen gestohlenen Pferden an einem Sonntagmorgen in den Frischingsforst ziehen wollte, verirrte er sich auf den Hof des Bauern Passarge in Kühnbruch und fand nicht mehr weiter. Herbeieilende Nachbarn nahmen die Pferde ihm ab, und der Dieb wurde gefangengesetzt.

Damit beenden wir unsere Wanderung durch unser an Naturschönheiten so reiches Kirchspiel.

Erinnerung

Ob man mich aus der Heimat hat vertrieben,
so sind die lieben Bilder mir geblieben,
die ich als Heimatloser durch die Tage
erinnernd tief in meinem Herzen trage.

Es ist doch ein Geschenk aus Himmelshöhen,
daß ich die teuren Bilder noch darf sehen,
daß sie in voller Klarheit vor mir stehen
und weder sich verwischen noch vergehen.

Geliebtes Land, hab ich dich auch verloren,
wird Erinnerung immer neu geboren
in all den wunderlieblichen Gefilden,
die sich erneuernd vor dem Geistesauge bilden.

Du Land der Väter, die mit Fleiß bebauten
die Scholle, und mit ihrem Schweiß betauten
die Felder, die uns allezeit gegeben,
so überreich das Brot für unser Leben.

Wie oft tu ich in der Erinnerung lauschen
der goldnen Ährenfelder singend Rauschen.
Ich seh die reifen Ähren voll sich neigen
und steh davor in andachtsvollem Schweigen.

Ich seh der Alle klare Silberwelle
im Sonnenscheine glitzern, ach so helle!
Ich seh mich träumend auf dem Berghang stehen
und in der Abendröte Zauber sehen — — —

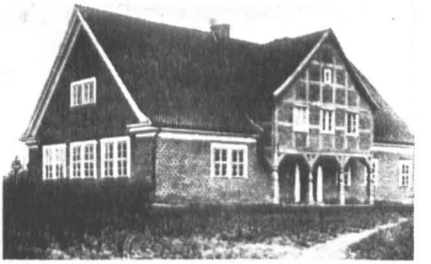
Das war die Welt, ja dieses war das Leben,
das mir mein Gott zu Lehen hat gegeben.
Nun hat er dieses Lehen mir genommen,
auf daß ich näher möchte zu ihm kommen.

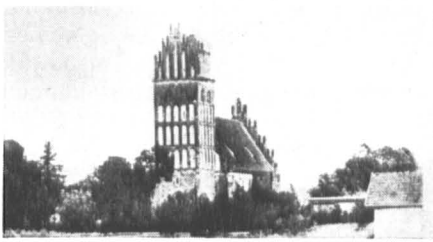
Und hab ich gar nichts mehr in meinen Händen,
so will ich meinen Blick nach oben wenden.
Dann werden mir die unsichtbaren Dinge
ganz groß —, und alles Sichtbare geringe.

Ich lernte nun, schon vieles loszulassen,
um unbeschwerter dann zu ziehn der Straßen.
Ich weiß es nun, daß selbst auch im Verlieren
ein tiefer Segen Gottes ist zu spüren.

Anna Walter, Dettmitten bei Allenburg









Gr.-Engelau

Kaufhaus Brunk
Dorfkirche am Anger

Gemeindehaus
Ehrenmal 1914—1918

Bäuerliche Siedlung und Arbeit im Kirchspiel Gr.-Engelau

In einem alten Geschichtsbuch unserer Dorfschule stand über die Gegend unseres Kirchspiels folgendes geschrieben: Der ganze Raum war von Wäldern und Sümpfen bedeckt. Gelegentlich wurde der Urwald auch von kleineren Flächen, die schon einer primitiven Feldbebauung nutzbar gemacht waren, unterbrochen. Die Bearbeitung des Bodens geschah mit einfachstem Gerät. Die dort wohnenden pruzzischen Vorfahren waren Heiden. Sie verehrten ihre Götter, Pikollus, Perkunus und Potrimpus. Perkunus war der Donnergott. In verschwiegenen Hainen, unter uralten Eichen, auf großen Felsblöcken brachten sie den Göttern ihre Opfer dar. Die alten Pruzzen lebten von Jagd, Fischerei und Landwirtschaft. Wilde Bienenvölker, die in hohlen Bäumen nisteten, lieferten ihnen Honig. Die Imker oder Beutner nannte man in jener Zeit „Zeidler". Der Familienname „Seidler" deutet auf Imkertätigkeit hin und ist bis heute recht verbreitet.

Solche und ähnliche Schilderungen des verstorbenen Herausgebers der Hefte „Alle-Pregel-Deime-Gebiet" von Lehrer Franz Donner waren für den heimatkundlichen Geschichtsunterricht bestimmt.

Als der Deutsche Ritterorden mit der Besiedelung begann, war unsere Heimat noch mit Urwald und Gestrüpp bestanden. Wisent, Ur, Bär, Wolf und Luchs zogen dort ihre Fährten. Zum Schutze der Bewohner wurden

zur pruzzischen Zeit besonders an den steil abfallenden Alle-Ufern Fliehburgen erbaut. Hier fanden ansässige Bauern Schutz, wenn ein Überfall drohte. Folgende in der Nähe befindliche Fliehburgen sind bekannt: „Anglitte" (das spätere Auglitten bei Wohnsdorf), Gunda (das spätere Gundau) und die Hausenburg (später Hausenberg), alle an den Hochufern der Alle gelegen. Noch heute sind die Wehranlagen der letzteren Burg, ein zehn Meter tiefer Burggraben, ein großer Burghof mit Schutzwällen erkennbar. Eine Sage berichtet, daß die Hausenburg in der Erde versunken sei*). Alte Leute behaupteten, daß in ihrer Jugend noch eine Schornsteinöffnung erkennbar gewesen sei, worin man noch mit einer Stange herumstochern konnte. Ein Dachs, der am Steilhang seinen Bau hatte, förderte allerlei Scherben aus dem Berginnern ans Tageslicht. Die durch das Prussiamuseum, Königsberg, begonnenen Ausgrabungen wurden bei Beginn des Ersten Weltkrieges eingestellt. An einem Steilhang der Hausenburg lag unter großen Buchen ein gewaltiger Findling, vielleicht war es ein Opferstein. Unbekannte Zeichen waren im Stein erkennbar, in der Mitte eine große Hand. Man erzählte, daß hier einst der Teufel Karten gespielt hätte. Als er immer wieder verlor, schlug er so wütend auf den Stein, daß die Hand im Stein versank. Und wenn der Hahn krähte, rührte er sich; aber wohlgemerkt der Hahn, lieber Leser.

In dem heutigen Gr.-Engelau, dort, wo die Sproge eine Bodenerhebung in einer Schleife umfließt, erbaute der Orden vor etwa 550 bis 600 Jahren unsere alte Ordenskirche. Das Fundament ist aus gewaltigen Felsblöcken gebildet, die Umfassungsmauern sind ausgeführt aus Handstrichziegeln eines großen Formats. Bronzeglocken riefen über Wald und Flur die Bewohner zu andächtigem Gebet. Im Innern erblickte man vor 1914 einen bis an die Decke reichenden schönen Altar; nach 1914 war es ein Kanzelaltar. Im Altarraum befand sich das Taufbecken. An beiden Seiten des Kirchenschiffs befanden sich Galerien, ein Beichtstuhl aus katholischer Zeit stand neben der Kanzel. 1525 hatte die Bevölkerung den protestantischen Glauben angenommen. Dicht bei der Kirche war einst der alte Friedhof des Kirchspiels. Im Jahre 1890 war der Friedhof überbelegt. Ein neuer am Ausgang des Dorfes nach Kl.-Engelau wurde angelegt. Eine Tannenhecke umschloß ihn. Die Eingangspforte trug die Worte: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben", Mahnung und Verheißung zugleich.

Hier im Schutze dieser Kirche begann der Orden mit der Besiedelung. Hofplatz neben Hofplatz, von denen jeder eine Breite von etwa 50 Meter hatte, wurde angelegt. Früher wurde ein Bauernhaus aus Baumstämmen als Blockhaus errichtet. Es hausten Mensch und Tier unter einem Dach. Ein langes Strohdach, das bis etwa zwei Meter zum Erdboden reichte, schützte vor den Unbilden der Witterung. Anfangs kochte man auf offenen Feuerstellen, sehr viel später unter dem in der Mitte des Hauses

*) Siehe Seite „Sage vom Hausenberg"

stehenden großen Schornstein, der am Fuße einen Durchmesser von zweieinhalb Meter hatte. Es war die sogenannte schwarze Küche. Man kochte auf Dreifüßen oder hing die Töpfe über das Feuer an eiserne Kesselhaken. Später wurde von der Wohnstube aus ein Herd eingebaut. Auf der der Dorfstraße zugewandten Giebelseite waren die menschlichen Wohnungen, in der Mitte ein recht großes Zimmer, das der ganzen Familie gleichzeitig als Wohn-, Schlaf- und Tagesraum diente. Im Fußboden befand sich eine Falltür, die den Zugang zum Kellerraum freigab, der für die Unterbringung von Gemüse bestimmt war. Seitwärts an einer Außenwand befanden sich noch zwei kleine Stuben. Die nach dem Giebel zu gelegene war nicht heizbar, deshalb auch Sommerstübchen genannt. Die andere lag an der Außenwand mehr in der Mitte des Hauses. Es war das sogenannte Stübchen, für den Altbauern bestimmt, wenn er sich zur Ruhe setzte. Ein gewaltiger Ziegelofen, später Kachelofen, war in der Wand eingebaut und heizte beide Stuben. Beiderseitige Ofenbänke luden zu gemütlicher Plauderstunde ein. Als Beleuchtung diente der Kienspan. Es waren lange Splitter aus glatten, recht harzigen Kieferstämmen, waagerecht in einen Spalt in der Wand oder in eine Haltevorrichtung gesteckt, verbreiteten sie ein spärliches Licht, bei dem Frauen und Mädchen im Winter unter lustigem Geplauder und fröhlichen Liedern das Spinnrad surren ließen. Sobald die erste Lerche ihr Lied erklingen ließ, wurde das Spinnrad beiseite gestellt.

An der anderen Längswand des Hauses gab es einen Hausflur und eine Speisekammer. Eine Bodentreppe führte zu dem Raum über der Wohnung, auch Lucht genannt. Dieser Raum war für die Lagerung von Getreide bestimmt. Im Hausteil, das dem Hofplatz zugewandt war, waren die Haustiere untergebracht. Darüber hatte das Rauhfutter für die Tiere seinen Platz. Auf dem Hofplatz stand nur noch eine kleine Scheune. Der Bauer war früher Scharwerksbauer. Er war verpflichtet, auf den Gütern zu arbeiten. Die Arbeiten im Dorfe waren auf eine gemeinsame Tätigkeit ausgerichtet. In vielen Dörfern stand am Dorfende das Hirtenhaus. Hier wohnte der Gemeindehirte. Jeden Morgen zu bestimmter Zeit trieb die Bäuerin ihr Vieh auf den Dorfanger. Der Gemeindehirte nahm es in Empfang und trieb es auf die Weide. Am Abend brachte er es den Bauern wieder. Sein Tagewerk war getan. Von den Gespannführern mußten jeweils zwei des Nachts die Pferde hüten. Der Ackerboden wurde mit unzulänglichen Mitteln bearbeitet. Auch wurde längst nicht alles bearbeitet. Noch war in diesem Lande viel zu tun. Wald und Strauch mußten gerodet und der Acker urbar gemacht werden. Wege mußten angelegt und für Entwässerung mußte gesorgt werden. Bei den Gehöften entstanden Obstgärten. Es gab einst eine Verfügung, wonach jeder Jungbauer bei seiner Verheiratung nachweisen mußte, daß er sechs Obst- und sechs Eichbäume gepflanzt hatte. Wenn es damals auch noch kein hochwertiges Obst war, so waren es doch die Anfänge des Obstbaus. Besonders die kleinen Birnen, auch Kruschkes genannt, waren als Backobst geschätzt. Auch

Äpfel und Pflaumen wurden im großen Backofen in Mengen getrocknet, so daß der Haushalt für ein Jahr versorgt war. Im Haushalt gab es früher auch kein Streichholz. Von alten Bäumen wurden große Schwämme gesammelt, und dann weich geklopft. Nach dem Trocknen wurde dann dieser Schwamm mit Schwefel präpariert. Ein Feuerstein, der in den Kiesgruben zu finden war, mußte mit einem Stahl so geschlagen werden, daß die Funken auf den mit Schwefel präparierten Schwamm fielen. Schwefel und Schwamm (Zunder) entzündeten sich, und man hatte Feuer. Es gab damals nicht oder nicht zu erschwinglichen Preisen Kleidung und Wäsche für den Lebensbedarf einzukaufen. So wurden die Siedler angehalten, sich die Kleidung selbst herzustellen. Schafe mußten gehalten werden. Die Wolle wurde von den Frauen gesponnen und zu den für einen ostpreußischen Winter unentbehrlichen Strümpfen und Strickjacken verstrickt. Doch auch für Anzugstoffe wurde gesponnen und gewebt. Auf einer Walke wurden die Stoffe filziger, haltbarer und wärmender gemacht. Mit einem Färbemittel, hergestellt aus Rinden verschiedener Bäume, wurden die selbstgewebten Stoffe eingefärbt. Da es noch keine Schneider gab, so war es die Hausfrau, die in mühseliger Handarbeit, denn Nähmaschinen gab es auch nicht, die Anzüge auch für ihre männlichen Hausgenossen anfertigte.

Ein altes Sprichwort lautete:

Selbst gesponnen, selbst gemacht,
der Reim dazu ist „Bauerntracht".

Aber auch das Leinen für Leib- und Hauswäsche mußte besorgt werden. Es wurde aus den holzigen Flachsstengeln gewonnen. Ja, lieber Leser, wann säte man Flachs? Antwort: Man sät nie Flachs, man sät nur Lein. Leinsaat ist nämlich der Ausgang für Flachs, der uns die schöne zarte Faser fürs Leinen liefert. Der Staat hatte seinerzeit die Saat den Siedlern zur Verfügung gestellt. Wer von uns Alten kennt sie nicht, diese kleinen himmelblau blühenden Flachsfelder? Noch bis um die Jahrhundertwende wurde in unserem Kirchspiel Flachs angebaut, verarbeitet und zu Leinen gewebt. Immerhin ist es ein langer Weg vom Leinkorn bis zum fertigen Linnen; dennoch war jede Mutter stolz darauf, wenn alle Kasten und Truhen mit Linnen und Leinenwäsche gefüllt waren und deren Menge ausreichte, um den Töchtern den Vorrat für ein ganzes Leben mitzugeben. An Getreide wurden damals angebaut: Roggen, Weizen, Bohnen, Erbsen, Peluschken und Wicken. Kartoffeln, das Volksnahrungsmittel, waren damals noch nicht bekannt. Da jene Früchte durch die primitive Bearbeitung des Ackers nicht immer den erwarteten Ertrag brachten, trat auch öfter Mangel in der Versorgungslage ein. Es wurden auch Bohnen und Wicken für die menschliche Ernährung verwandt. Es gab wohl schon Windmühlen, aber vielfach benutzte man Handmühlen. Sie waren bis weit in die Neuzeit gebräuchlich. Die Handmühlen bestanden aus zwei Steinen übereinander, wovon der obere mit der Hand

gedreht wurde. Das Mahlgut war ein grobes Schrot, das zu Brot verbacken wurde. Das damals vorhandene Pferd war ein kleiner Kunter. Reichte diese Anspannung für den Bedarf nicht aus, so wurden auch Ochsen als Zugtiere verwandt. Damit ging es dann unter „Heitsch"- und „Ksä"-Rufen die Ackerfurche entlang. Aber auch hier hat der Staat in vorbildlicher Weise geholfen. Von westlichen Staaten, so auch von Frankreich, wurden Pferde eingeführt. Diese mit den Kuntern gekreuzt, ergaben bald ein brauchbares Arbeitspferd.

Auch das vielfach aschgraue Vieh war im Milch- und Fleischertrag dürftig. Die Weiden ließen viel zu wünschen übrig. Auf den von Strauch und vom Baum gerodeten Flächen, die als Weide genutzt wurden, wuchs nur ein minderwertiges Gras neben Binsen und Schmielen. Das Getreide wurde in die auf dem Hofplatz stehende Scheune gefahren. Dort wurde es mit Flegeln gedroschen. Da es damals auch keine Reinigungsmaschinen gab, wurden die gedroschenen Körner geworfen, d. h. mit der Schaufel gegen den Wind geworfen, um sie von der Spreu zu trennen.

Die Ernte ist gedroschen. Wald und Flur ruhen unter der dicken Schneedecke. Nur die alten Kopfweiden zeigen dem einsamen Wanderer den Weg. Doch bald steigt die Sonne höher und bringt auch bald den Winter zum Weichen. Schon zeigen sich die ersten kahlen Ackerstellen. Da ein Jubeln in der Luft, die ersten Lerchen kehren zurück, der Kiebitz folgt. Der Schnee ist geschmolzen, der Acker getrocknet, die Frühjahrsbestellung beginnt. Der durch den harten Frost gelockerte Boden läßt sich leicht zu einem tadellosen Saatbett vorbereiten. Schon werden die Säcke mit dem Saatkorn auf das Feld gebracht. Die Hausfrau sucht das große zarte Sälaken aus der Truhe. Nach altem Brauch soll das Garn zu diesem Leinen ein junges Mädchen spinnen. Sinnend nimmt der Bauer dieses Sälaken zur Hand. Er knotet zwei Ecken zusammen, indem er gleichzeitig ein Geldstück hineinknotet. Er füllt das Sälaken mit Saatkorn und mit den Worten „Mit Gott!" läßt er die erste Handvoll Saatkorn in die feuchte Erde fallen. Ein Eggenstrich deckt die Körner mit Erde zu. Im Juni beginnt die Heuernte, später, Ende Juli oder Anfang August, die Getreideernte. Eine Arbeit folgt der anderen. Alles wird noch in Handarbeit getätigt. Aber immer ist es die Bäuerin, die des Mannes treueste Helferin ist. So gehen die Jahre dahin. Nicht immer war unseren Bauern eitel Sonnenschein beschieden; oft kamen auch schwere Zeiten.

> Doch wo kein Schatten, ist auch kein Sonnenschein,
> wo keine Nacht, gibt es auch keinen Tag.

Sie ertrugen Schicksalsschläge in unerschütterlichem Gottvertrauen.

In allen Ortschaften wurden Schulen erbaut, um das Wissen des Volkes zu bereichern. Den Dienststelleninhabern von Kirche und Schule wurden Dienstländereien zur Verfügung gestellt. Die Lehrer hatten meistens 12 bis 16 Morgen Ackerland, das ihnen von der Gemeinde beackert wer-

den mußte. Nur ausdreschen mußten sie ihr Getreide selber. Wie hieß doch so schön Großmutters Liedchen:

Unser Herr Pfarrer aus Plibischken
kam gefahren nach der Stadt,
hat die Erbsen in der Lischke,
die er selbst gedroschen hat.

Der Lehrer erhielt noch Naturalien in Form von Getreide, Heu und Brennholz geliefert. Er hielt sich meistens ein Pferd, ein bis zwei Kühe, ein Stück Jungvieh, zwei Schweine und Geflügel. Auch an die Kirche wurden bis um die Jahrhundertwende noch besondere Abgaben gezahlt, Dezem genannt.

Jahrzehnte und Jahrhunderte gingen ins Land. Auch die letzten Flächen wurden urbar gemacht und in Beackerung genommen. Der Viehbestand vergrößerte sich. Dieses Vorwärtsstreben begann intensive Formen anzunehmen, als unsere Vorfahren nicht mehr als Scharwerksbauern für andere arbeiten mußten. Man hatte entdeckt, daß der unter der Oberfläche in einer Tiefe von 50 bis 90 cm liegende Kalkmergel mit dem Ackerboden vermischt eine Ertragssteigerung um das Doppelte bis Dreifache erbrachte. Um den Kalkmergel auszubeuten, wurde die über dem Mergel liegende Erde in Größe der vorgesehenen Grube entfernt. Jahr um Jahr wurden nun die für die Mergelung vorgesehenen Ackerflächen mit Karren oder Schleifen und Pferden befahren. Was hier für eine Arbeit geleistet wurde, kann man sich vorstellen, wenn man auf dem Meßtischblatt (1:25 000) die vielen grauen Punkte sieht. Dies sind alles leergefahrene Mergelgruben, die besonders in unserem Kirchspiel in so großer Zahl vorhanden waren. Der Erfolg blieb nicht aus, es gab reichliche Getreideernten, besonders in Weizen, Hafer und Bohnen, aber auch gute Ernten an Rotklee, dazu kamen die herrlichen Weißkleeweiden. Dies alles wirkte sich wieder verbessernd auf den Viehbestand, aber auch auf die gesamte Wirtschaft aus. Die seit der Besiedlungszeit im Hinterhaus eingerichteten Stallungen waren nun nicht mehr ausreichend. Ein Stall rechts vom Hofplatz wurde erbaut. Doch die Zeit kam, wo auch dieser den Viehbestand nicht mehr aufnehmen konnte. An der anderen Hofseite mußte ein zweiter Stall erbaut werden. An Stelle der alten Scheune wurde hinten am Hofplatz eine neue und bedeutend größere erbaut. Nun wurde auch das alte Blockhaus aus der ersten Siedlungszeit abgerissen und durch ein massives parallel zur Dorfstraße im Obstgarten erbaut, wo es wie in einem kleinen Park eingebettet lag. Ein Wettlauf in der ganzen Wirtschaft begann. Der Kienspan als Beleuchtung hatte schon der Petroleumlampe weichen müssen, Feuerstein und Stahl dem Streichholz. In Allenburg wurde eine Schwefelhölzchenfabrik, wie sie damals genannt wurde, erbaut. Doch ihr war kein langes Bestehen beschieden. Die Hölzchen brannten schlecht. Der Name des Besitzers wäre Schuld, sagten die alten Leute, er hieß nämlich „Naß". Auf den

kleineren Wirtschaften mußte das Getreide noch mit dem Flegel gedroschen werden, aber in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts kamen schon die ersten Dreschmaschinen auf. Das Getreide sollte nun verkauft werden. Wohl waren in Allenburg auch schon Getreidekaufleute. Doch der Damm durch die Flußniederung der Alle von Schallen bis Allenburg war noch nicht erbaut, und da die Alle bei Schneeschmelze die Ländereien überschwemmte, aber auch in Wehlau etwas mehr gezahlt wurde, fuhr man das Getreide bis nach Wehlau. Doch das gab manchen Kummer. Die Wege waren noch unbefestigt, aber der Boden durch den Frost gelockert. Die Räder klebten von Lehm zu und mußten öfter sauber gemacht werden.

Rockelheim, auf halbem Wege nach Wehlau, hatte besonders zähen Lehmboden, der den Fuhrleuten schwer zu schaffen machte. Doch trotz all dieser Beschwernisse stiegen allmählich die Erträge des Bodens. Durch züchterischen Fleiß wurde die Qualität von Pferd und Rind verbessert. Die Industrie lieferte bessere Geräte für die Bearbeitung des Bodens. Die ersten Dreschmaschinen wurden wohl ohne Reinigung, dann mit halber und schließlich mit voller Reinigung gebaut. Mähmaschinen gab es zunächst nur als Grasmäher, dann aber auch als Getreidemäher mit Ablage; sie waren vielfach amerikanischen Ursprungs: Cormik, Milwaukee, Maffee-Harrys und andere.

Man begann schließlich auch von staatlicher Seite, dem Straßenverkehr seine Aufmerksamkeit zu widmen. Auch in unserer engeren Heimat baute man Verkehrswege aus. Etwa um 1876 ist die Verbindungschaussee Tapiau—Friedland erbaut worden. So wurde das Kirchspiel für den Verkehr erschlossen. Die Wehlau-Friedländer Kleinbahn lief parallel zu dieser Straße. Sie war nur eine Schmalspurbahn, die sich keiner besonderen Beliebtheit erfreute, weil die Güter in Tapiau von der Großbahn alle umgeladen werden mußten. Sie war wohl seinerzeit mehr als Rübenzubringerbahn gedacht, als in Tapiau noch die Zuckerfabrik arbeitete. Auch im Personenverkehr war sie nicht beliebt. Sie fuhr morgens nach Tapiau und abends zurück nach Friedland, ohne sich um die Anschlüsse an die Großbahn zu kümmern. Und wenn sie wieder Verspätung hatte, sang die Jugend:

Ein alter Mann wollt sterben, wer weiß, was ihn bewegt?
Er hat sich auf die Schienen der Kleinbahn hingelegt.
Die Kleinbahn hat Verspätung und vierzehn Tage drauf
fand man den guten Alten als Dörrgemüse auf.

Im Jahre 1889 wurde die Chaussee von Friedrichsdorf nach Allenburg gebaut. Dies war ein Geschenk für uns, durchschneidet diese Straße doch das Kirchspiel in seiner ganzen Länge und verbindet uns somit mit unserem Landstädtchen Allenburg. Hierbei wurde auch der Straßendamm durch das Alletal von Schallen bis Allenburg wegen des Hochwassers erbaut. Um dieselbe Zeit entstand auch die Pflasterstraße Kl.-Engelau

nach Luxhausen. In den Jahren 1905 bis 1910 wurden den einzelnen Gemeinden mit Staatsbeihilfen und durch Eigenleistung befestigte Kieswege als Anschlußwege zur Chaussee ausgebaut. Eine Posthilfsstelle wurde in Gr.-Engelau eingerichtet, auch erhielt Gr.-Engelau um die Jahrhundertwende den ersten Telefonanschluß nach Allenburg. Zwei Postboten wurden eingestellt.

Vier Windmühlen, Ackermann in Jägersdorf, Fischer und Schirmacher in Gr.-Engelau und Marquardt in Friedrichsdorf verarbeiteten den Bauern das Getreide. Der Boden war schwer. Man mußte ihn kennen, man mußte mit ihm verwachsen sein, dann brachte er hohe Erträge. Die Fünffelderfruchtfolge war damals üblich: 1. Wintergetreide, 2. Mengkorn, 3. Hafer, 4. Rotklee, 5. Thimotheum, ein gutes Milchfutter. Kartoffeln wurden nur in kleineren Mengen angebaut. Die Weiden waren ausgesprochene Weißkleeweiden. War schon in den vielen Jahren durch eigene Züchtungen das ostpreußische Pferd auf eine beachtliche Stufe gebracht worden, so geschah dies erst recht nach der Gründung des „ostpreußischen Stutbuchs für schwere Arbeitspferde". Unter Leitung seines Vorsitzenden Dr. Dietrich Born, Dommelkeim, wurden in den Ortschaften Zuchthengste von privater Seite oder von Genossenschaften auf Station gestellt. Das „Stutbuch" besorgte die Beschaffung der Zuchthengste aus Belgien und dem Rheinland. Fast alle Arbeitspferde in den landwirtschaftlichen Betrieben waren gekörte Zuchtstuten und wurden mit gutem Erfolg als Zuchttiere verwandt. Stolz war der Bauer, auf dessen Weiden im Frühjahr sich die meisten Fohlen tummelten. Zum Teil wurden die Fohlen schon im Herbst an die Aufzüchter, es waren dies meistens Gutsbetriebe, verkauft. Soweit die Futtergrundlage vorhanden war, blieben sie im Betrieb und wurden als dreijährige auf dem Wehlauer Markt an Händler, meistens nach Westdeutschland, verkauft. Durch den Ersten Weltkrieg wurde diese Züchterarbeit stark gehemmt. Auch die Viehzucht war auf einer beachtlichen Höhe. Durch Zukauf von tragenden Sterken und Kälbern hatte der Bauer den Bestand weitgehend gefördert. Gekörte Bullen aus fettreichen Herden standen in allen Ortschaften auf Station. Auch Schweine, besonders Zuchtsauen, wurden reichlich gehalten. Hatten die Ferkel das Alter von fünf bis sechs Wochen, so konnte man sie auf dem Wochenmarkt in Tapiau günstig verkaufen. Die Schafhaltung spielte dagegen bei uns eine untergeordnete Rolle. Nur wenige Schafe wurden gehalten, die ausersehen waren, die Wolle für die warmen Arbeitssocken zu liefern. Was dann noch übrigblieb, wurde in den Tuchfabriken, z. B. in Rummelsburg (Pommern), in Anzugsstoffe umgetauscht. Die Landwirtschaft hatte schließlich einen recht beachtlichen Wohlstand erreicht. Die Vielseitigkeit der Wirtschaft machte den Betrieb weitgehend krisenfest. Die Industrie gab dem Bauern immer mehr arbeitssparende und arbeitsverbessernde Maschinen in die Hand. Gleichzeitig machte sich aber die Abwanderung der Arbeitskräfte in die westlichen Industriegebiete bemerkbar. Am treuesten waren die Deputat-

familien. Sie bekamen ihren Lohn, überwiegend in Naturalien, freie Wohnung und freies Brennmaterial, eine Kuh bei freier Weide und Fütterung, 220 Quadratruten Kartoffelacker, 37 Zentner Getreide, Stallraum für Schweine und Hühnerhaltung, den Rest in Bargeld. Dann durfte die Frau noch mitverdienen. Schon früh beginnt der Tag auf dem Bauernhof, dann mit den Melkeimern nach der nahen Weide eilen. Die Kühe müssen gemolken, die Schweine gefüttert werden. Aber auch der Bauer mit seinem Knecht und der Gespannführer vom nahen Gut sind unterwegs, um die Pferde von der Weide zu holen. Die Vogelwelt ist schon erwacht. Der Storch mit seinen deutschen Farben schwarz-weiß-rot stelzt schon im taunassen Wiesengrund umher und sucht Nahrung für seine Nachzucht. Am Bachrand schlägt die ostpreußische Nachtigall, der Sprosser, ein unermüdlicher Sänger! Der Kuckuck ruft, und aus allen Büschen singen die Laubsänger und Grasmücken. Doch sobald die ersten Roggenhocken standen, war der Kuckuck verschwunden. Seit dem Juni meldete sich der Wiesenschnarrer (Wachtelkönig) mit seinem gleichmäßigen Scharb-scharb-Ruf. Der Volksmund hat seinen Ruf gedeutet, als wollte er den Schnitter mahnen: „Scharb de Sens', hau sacht, lange Doag, kort Nacht." Weithin ertönt der Wachtelruf mit seinem gleichmäßigen Pickwer-zwick — Bück den Rück; oder es hieß in einem schönen Volkslied:

Und dort an dem Grasrain von Halmen umhüllt
mahnt sie den Horcher am Saatengefild:
„Fürchte Gott, fürchte Gott!" ruft dir die Wachtel ins Ohr.

Aber es ist nicht lange Zeit, diesen schönen Vogelstimmen zu lauschen. Das Frühstück ist eingenommen. Da ruft auch schon die Gutsglocke zum Arbeitsbeginn. Noch ist es fast windstill. Kleine blaue Wölkchen stehen am Horizont. Schließlich erhebt sich ein leichter Wind. „Nu stoane de Herres opp!" sagt der Arbeiter. Das Roggenfeld wird vom Winde wie die Wellen auf dem See bewegt. Da auf einmal erhebt sich eine weißliche Staubwolke über dem ganzen Roggenfeld und verschleiert die Sicht. Der Roggen blüht. Ein Schmunzeln geht über das Gesicht des Bauern: „Dat ward got Korn gäwe!" spricht er vor sich hin. Doch bei diesen Betrachtungen ist es Mittagszeit geworden. Schon schlägt der Kämmerer des nahen Gutes auf einer an einem Gerüst aufgehängten Pflugschar das gleichmäßige Eins-zwei-drei, Eins-zwei-drei, das Zeichen zur Mittagspause. Doch der Hofgänger hat dieses Geklapper gedeutet „Koamt ete, koamt ete, ju fuhle Beestkräte! Kartoffel und Pelle, de soll ju sik schälle." Die Mittagspause wird noch zu einem kurzen Schläfchen benutzt. Dann geht es wieder an die Arbeit. Schon sinkt das Tagesgestirn im Westen. Es ist Feierabend. In kleinen Gruppen mit einem gemeinsamen Lied ziehen die Arbeiter ihrem heimatlichen Herd zu.

War auch die Arbeit in der Landwirtschaft nicht leicht, die in ihr Beschäftigten fühlten sich mit ihr und der Natur verbunden und freuten sich am Wachsen und Gedeihen und an dem Erfolg ihrer Arbeit. Der

Sommer ging mit dem Einbringen der Ernte langsam seinem Ende entgegen. Das Tagesgestirn verkürzte seinen Lauf. Rüben und Kartoffeln waren schon in Keller und Miete geborgen, Kartoffelfeuer brannten, und die Wintersaaten hatten schon den Acker mit einem hellen Grün überzogen. Ein neues Streben, ein neues Hoffen auf ein neues gutes Erntejahr hat begonnen. Noch werden die letzten Winterfurchen für die Frühjahrssaat gezogen, da singen schon wieder die Dreschmaschinen ihr eintöniges Lied in den frostklaren Wintertag. Das Weihnachtsfest nähert sich. Die Frauen haben keine Lust mehr für Außenarbeiten. Der Betriebsführer zeigt hierfür volles Verständnis, und man beschäftigt sich mit Holzeinschlag. Im Hause ein heimliches Getue! Überall riecht es nach Backwerk. Der Schimmelreiter, Storch und Bär ziehen durch das Dorf. Die Männer haben schon den schönsten Tannenbaum aus dem Frisching mitgebracht. Der Heilige Abend ist da. Die Arbeit ruht. Die ganze Gegend ist eingehüllt in eine einzige Schneedecke. Die Tannen des nahen Waldes sind dick von Schnee bedeckt. Es sieht aus, als trügen sie weiße Mäntel. Der leise Wind hat ganz aufgehört. Die letzten großen weichen Schneeflocken fallen langsam und lautlos zur Erde. Kein Laut weit und breit stört diesen Frieden der Natur. Da erheben die beiden Glocken der Groß-Engelauer Kirche ihre ehernen Stimmen über das stille Land. Fast gleichzeitig stimmen auch die Glocken unserer Nachbarkirche Auglitten ein. In der sinkenden Dämmerung antworten von weit her die Glocken von Allenburg. Sie alle rufen die Menschen zur Heiligen Nacht.

Wie's daheim war!

Nun war daheim die Erntezeit gekommen,
die vollen Garben wurden eingebracht.
Wie manch ein Liedlein wurde da vernommen;
denn diese Zeit hat Herzen froh gemacht.
Ja, alles freute sich am reichen Segen,
den man in weiter Scheuern Schoß konnt' legen.

Die Blumen prangten in dem Sommergarten,
in dem ich in der sanften Abendluft,
wenn holde Zauber sich mir offenbarten,
genossen hab' den zarten Blumenduft.
Wenn all die Lichter an dem Himmelsbogen,
gar majestätisch wurden aufgezogen,

dann strömte mir ein Frieden ohne Maßen
ins dankbare weit off'ne Herz hinein.
Es konnte all die Schönheit gar nicht fassen
wo auf der Welt, könnt' wie zu Haus es sein?
Die Grillen zirpten. Ich versank ins Träumen
unter des Gartens hohen alten Bäumen!

Von naher Alle, dem geliebten Flusse
klang sehnsuchtsvoll das Lied der Nachtigall.
Auch meine Seele schwang bei dem Genusse
des Liedes, das erfüllt' das stille Tal.
dann schien die ganze Welt mir zu versinken
beim Nachtigallensang und Sternenblinken.

Und wenn dann noch der Mond mit gold'nen Strahlen
zum Himmel aufstieg aus dem nahen Wald,
Wer hätte können dieses Bildnis malen,
die Schönheit und den Zauber mannigfalt!
So war's daheim —, und nirgends mehr auf Erden
kann noch einmal so schön, wie dort es werden?

Anna Walter, Dettmitten bei Allenburg

Sagen und Geschichten

Die Sage vom Zickelberg in Trimmau bei Allenburg

Nach Lehrer Harnack in Bürgersdorf bei Wehlau

Bei Allenburg, im adligen Gute Trimmau, liegt hart an der Alle ein Berg, welcher der Zickelberg heißt. Über diesen Berg führt der Steig von Trimmau nach Allenburg. Einem Mann aus Trimmau, welcher diesen Steig oft passierte, weil er in Allenburg seiner Arbeit nachging, begegnete auf demselben einst folgendes:

Eines Abends, es war gerade Donnerstag, kam er spät nach Hause. Auf dem Berge erschien ihm ein schwarzes Frauenzimmer, welches ihn freundlich anredete und zu ihm sagte, sie sei verwünscht und es liege in seiner Macht, sie zu erlösen, wenn er nämlich das tun wolle, was sie ihm sagen werde. Der Mann erklärte sich gern dazu bereit und sie fuhr fort: Die nächsten drei Donnerstage, wo du von deiner Arbeit kommst, wirst du auf diesem Berge, hier an der Stelle jedesmal etwas finden, das du küssen mußt. Tue es nur getrost, es soll neben dem meinigen auch dein Glück sein; du mußt dich aber an diesen Abenden durchaus nicht betrunken haben. Das schien ihm eine Kleinigkeit, er versprach alles und ging nach Hause. Am folgenden ersten Donnerstag, als er über den Berg ging, sah er mitten im Wege auf der bezeichneten Stelle einen großen Stein liegen, der vorhin nicht dagewesen war, er küßte denselben und gleich darauf erschien ihm das Frauenzimmer mit schon weißem Angesichte und Halse. Sie erinnerte ihn eindringlich an sein Versprechen und verschwand. Am zweiten Donnerstag, als er wieder an die Stelle kam, stand vor ihm eine schöne Blume, er küßte auch diese und wieder erschien ihm

das Frauenzimmer, schon bis auf die Hälfte ihres Körpers weiß. Nun bat sie ihn noch dringender als zuvor, ja auch zum dritten Male das zu küssen, was er auf dem Wege finden würde und ja auch des Trinkens sich zu enthalten. Er gelobte. Nun kam der dritte Donnerstag heran, wo er sein Erlösungswerk beendigen sollte. Nach seiner Tagesarbeit traf er mit ein paar Freunden zusammen, welche ihn aufforderten, mit ihnen im Wirtshause ein Glas Bier zu trinken. Er tat's; aber es blieb nicht bloß beim Trinken, sondern kam auch zum Betrinken. Er griff zwar, treu seinem Versprechen, nach Mütze und Stock, um sich zu entfernen, doch so leicht ließen ihn seine Freunde nicht fort, sie hielten ihn fest und er mußte es mit ihnen halten. Ziemlich spät begab er sich auf den Heimweg. Als er auf den Berg und an die Stelle kam, wo er vorhin Stein und Blume gefunden und geküßt hatte, sah er eine Kröte liegen.

Nein, sprach er, die zu küssen ist mir unmöglich. Kaum hatte er das gesagt, so hörte er das Frauenzimmer rufen: Ach, warum nicht auch diese, dann wär ich erlöst gewesen! Und wehklagend sank die Stimme tiefer in den Berg hin: Jetzt wird mich niemand erlösen.

Aus: „Neue Preußische Provinzblätter"

Der versunkene Kahn bei Bürgersdorf

Von Harnack in Bürgersdorf

Beim Kämmereidorfe Bürgersdorf, unweit des Wehlau'schen Försteretablissements Pickertswalde befindet sich eine bruchige Stelle, die das Gequebbe genannt wird. Hier soll vor Jahren ein Reisekahn untergesunken sein, den der Nebel vom unterhalb vorbeifließenden Pregel in die Luft gehoben hatte. Ein jetzt über 70 Jahre alter Ausgedinger in Bürgersdorf erzählte (das war 1849), daß sein Großvater gesagt habe, einer von seinen damaligen Nachbarn habe den Ring vom Maste abgeschlagen. Noch vor kurzem will man, etwa einen Fuß unter der Erdoberfläche des Sprindes, den Mast des Kahnes wahrgenommen haben. Jetzt ist die ganze Stelle mit einer flachen Erdschicht überzogen, so daß selbst Pferde darauf weiden können. Der Kahn soll mit Salz beladen gewesen sein und daher ist das Wasser, welches sich daselbst ansammelt, sehr salzig.

Wie der Wehlauer Fuchsberg entstand

Nach Erzählungen von Wehlauer Altsitzern

(Vorbemerkung: Der Fuchsberg liegt auf der linken Seite des Pregels nach Tapiau heraus.)

Der Teufel ging einmal die Wette ein, in einer Nacht wäre es ihm möglich, den Pregel zuzuschütten. Da er den Sand von weither holen mußte, versäumte er sich sehr. Schon war er in der Nähe des Pregels, da schallte von der Rathausuhr 12. Die Wette war für ihn verspielt. Mit

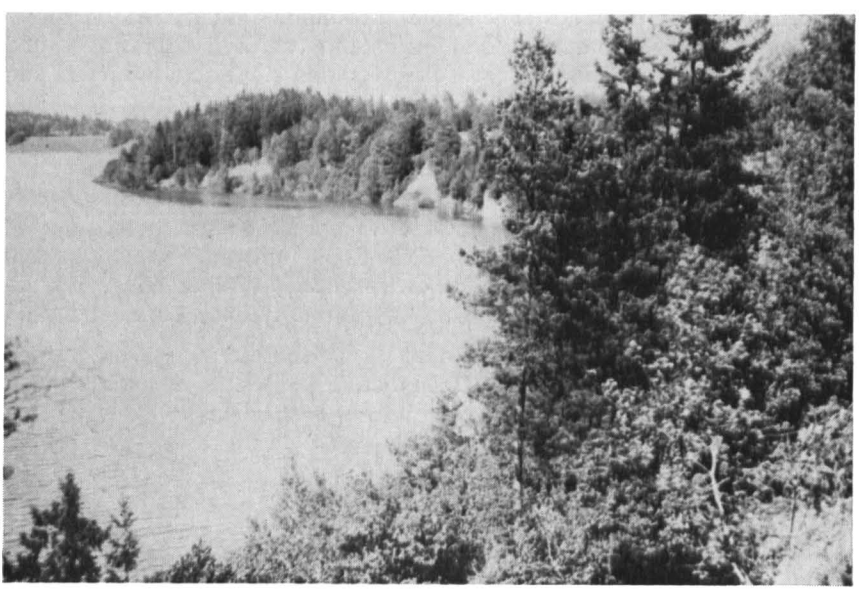
einem fürchterlichen Fluch ließ er den Sandsack fallen und verschwand. Daher kommt es, daß mitten in ebenem, feuchtem Land ein Sandberg steht. Noch lange konnte der Teufel die verlorene Wette nicht verschmerzen. Denn viele Leute bezeugten, daß er dort um Mitternacht in Gestalt eines Ziegenbockes spuke.

Nach einem anderen Bericht soll dort ein Schloß gestanden haben, das versunken ist.

Die Sage vom Hausenberg
an der Alle, unweit Gundau am Wohnsdorfer Stausee

Auf dem Hausenberg stand einstmals ein Schloß, das durch einen bösen Zauber versunken ist. Vor wenigen Jahren war noch auf dem Hausenberge ein Loch zu sehen, wenn man dort einen Stein hinunterwarf, so hörte man, wie der Stein das Dach hinunterrollte.

Bei Vollmond fuhr ein Fischer auf der Alle. Er hatte schon viele Fische gefangen, die den Boden seines Kahnes bedeckten. Als er in die Nähe des Hausenberges kam, erschien dort eine schwarze Gestalt, die etwas über den Fluß rief. Da sprangen die Fische ins Wasser, schwammen an Land und liefen, als Schweine verwandelt, den Abhang zum Hausenberg hinauf, das letzte war ein schwarzes.



An diesem Hochufer des Wohnsdorfer Stausees bei Gundau lag der Hausenberg, eine ehemalige pruzzische Ringwallburg, von der die Sage berichtet

Von der Wunder grossen Eyche bey Wehlaw
(Hennenberger)

David sagt Psalm 9 „So sollen wir ihm billig nach unserm vermögen" folgen, „und Gottes wunderwerk auch, ja zumtheil, so viel möglich erzehlen."

Nicht weit von Wehlaw, ober dem Pregel, an der Landstrassen von Königsberg nach Rangnitten, da ligt ein Dorff Oppen genannt, da stand noch für wenig Jahren in einem Garten ein alte Eychen, unglaublicher Dicke, auf welche grosses Geld und Gutt verwettet ist worden, denn der sie nicht gesehen, glaubts nicht leichtlich. Ich glaube auch selber nicht das grosser Baum, nach der Sindtflut gewesen, auch werden werde, als diese gewesen ist. Diese Eyche war inwendig holl, und so weit, das einer mit einem grosseu Gaul heinein rittet, und darinnen sich mit dem Gaul herummer werffen, oder tummeln kondle. Wie denn solches auch hochlöblicher gedechtnis Marggraff A l b r e c h t der Elter in Preussen Herzog auch der jetzige blöde Herr Marggraff A l b r e c h t F r i e d r i c h gethan haben.

Sie ist aber zuuorn, da sie noch grün gewesen, und ihre Borken gehabt, hat, 27 Ellen dick, unthen ben der Erden herumb zu messen gewesen, wie man das Zeugnis und mas, von im Erbarn Rath der Stadt Wehlaw kann kriegen, und ich selbst von dem Rath daselbsten unter ihrem Siegel, das ein Zeugnis habe auffzulegen und zu beweisen. Solcher Eychbaum ist nun umbgefallen, denn schier jedermänn so dahin gekommen, ihn zu besehen, hatte seines namens erste Buchstaben zeichen oder mark, und Jahrzahl, darin gehauen oder geschnitten, das sie also verdürren und verderben mußte.

H a r t k n o c h über die große Eiche bei Oppen.

„Ob nun aber etwa einer von den alten Preußischen Götzen aalhie angebetet, kan man wegen Mangel aller Beweißthümer nicht wissen. Vermuthlich ist es aber, daß allhie etwas gewesen sen, weil auch in unterschidlichen andern kleineren Eichen, die entweder wegen Alters oder auch sonst mit Fleiß ausgehohlet waren, die Weiber haben Schlangen halten, ihnen Milch vorzusetzen, und auch Göttliche Ehren anzuthun pflegen."

Der Eichenbaum

Du Eiche alt, am Mühlenfließ
ob meiner Väter Hütte,
ob meinem Kinderparadies
gewähr mir eine Bitte.

O sag, warum stehst du noch dort
wo alles längst vorüber,
die Müllerkinder zogen fort,
die Mühle brannte nieder.

Vernarbt ist längst die Räderspur
der frohen Fahrensleute.
Verstummt das Leben, Schemen nur,
was stehst du dort noch heute?

Ich steh' hier unerschütterlich
noch viele Mond' und Sonnen,
ich grüne und verjünge mich
und warte auf dein Kommen.

Ernst Deutschmann

Von Teufelssteinen werden folgende Sagenbruchstücke erzählt

I. Der Teufel trug den Stein auf der Schulter. Er wurde ihm zu schwer. Da warf er ihn zur Erde, schlug mit der Hand herauf und sagte: „Da ligg!" Der Eindruck soll noch zu erkennen gewesen sein.

II. Ein Mensch wollte in den Himmel steigen. Er fing an, einen Strick aus „Erbsenstroh" zu drehen. Unten riß er immer ab und band es oben weiter an. Da riß doch der Strick. Der Mensch fiel herunter und schlug ein Kreuz in den Stein.

III. Knechte, die Pferde hüteten, spielten auf dem Stein Karten. Es gesellt sich ein feiner Herr zu ihnen, der mitspielt. Beim Spiel schlägt er mit der Faust auf den Stein, daß eine Seite gleich tief in die Erde einsinkt. (Pik ist Trumpf.) Da erkennen erst die Knechte an dem Pferdeschurz, daß es der Teufel ist und laufen fort.

Vom Bismarcksgarten, Auerochsenhügel und Bieberwiesen im Leipener Forst

In der Leipener Forst an dem Weg nach Gertlauken ist der sogenannte Bismarcksgarten angelegt. Bismarck-Gedächtnis-Eichen von 1885 sind es. Nicht weit davon auf der rechten Seite liegt inmitten der sogenannten Neukelwiesen der Auerochsenhügel. Er ist 1905 errichtet. Früher hat hier eine Scheune gestanden, in der wurden die letzten Auerochsen gefüttert. (Rezeß von Pettkihnen.) 1756 soll der letzte Auerochse Ostpreußens in dieser Forst erlegt worden sein. (Mündliche Angaben des Försters, Revierförster E d e l m a n n , Neu-Weißensee.)

In der Leipener Forst, zur Gemarkung Weißensee gehörig, liegen die Bieberwiesen (Rezeß weist Schreibung mit ie und auch ohne e auf). Größe 9,83,26 ha. Dient bis 1895 als gemeinsame Weide. Die Heuernte wird in Losen verteilt. Am 8. März 1895 wird Rezeß abgeschlossen und die Wiesen an die Interessenten verteilt, Grenzen festgesetzt, desgleichen Regulierung der Wege und Gräben.

P r i n z e n p l a t z im Sanditter Wald. Inschrift im Stein leider nicht mehr zu entziffern, König F r i e d r i c h W i l h e l m IV. war hier auf

der Reise nach Rußland als Kronprinz, Jahr nicht zu ermitteln. Er wollte beim Grafen von Schlieben-Sanditten Frühstück einnehmen. Letzterer bedauerte, den Prinzen nicht aufnehmen zu können, weil sein Haus nicht dazu eingerichtet sei, einen königlichen Prinzen aufzunehmen. Also wurde hier draußen Rast gehalten. Begrüßung durch Vertreter der Stadt Wehlau. Im nächsten Jahre erhält der Graf von Schlieben aus königlichen Mitteln Thaler zur besseren Einrichtung seines Schlosses.

Die Sage vom Kapuzinerberg und „Nassen Reiter" zwischen Wilkendorf und Nalegau

Von Franz Klein

In den Jahren 1919 bis 1930 besuchte ich immer meinen Onkel, der in Wilkendorf einen Bauernhof hatte. An manchen Abenden kam der Windmühlenbesitzer von Wilkendorf — Waschke — über die Dorfstraße, um auf der Bank vor dem Hause zu plaudern. Er war immer gerne gesehen, da er ein guter und witziger Erzähler war. Des öfteren kam dann auch das Gespräch auf den „Kapuzinerberg". Mein Onkel und meine Tante haben mir damals bestätigt, daß sie persönlich zweimal das nachstehend geschilderte Erlebnis der Sage hatten, ohne jedoch den „Reiter" gesehen zu haben, aber sie wären durch das Verhalten der Pferde sehr verängstigt gewesen.

Zum Verständnis wäre etwas über die Bedeutung der „Hohlwege" früherer Zeit zu sagen. Es gab Verkehrsbehinderungen in Hohlwegen durch Schneeverwehungen und schwieriges Manövrieren mit Pferdewagen beim zufälligen Begegnen, da es sich fast immer um unbefestigte Feldwege handelte. Wenn ein Hohlweg rechtwinklig einen anderen Weg kreuzte und man plötzlich, ohne etwas gesehen oder gehört zu haben, jemanden auf seinem Wege vor sich sah, der aus dem Hohlweg gekommen war, gab es Schwierigkeiten.

Sei es, wie es sei! Die Sage vom Kapuzinerberg kann vielleicht nur in diesen Zusammenhängen verstanden werden.

Wilkendorf liegt etwa 2,5 km NO vom Kirchdorf Petersdorf. Etwa 4 km östlich von Petersdorf liegt, ebenfalls an der Reichsstraße 1, das Dorf Taplacken. Von Wilkendorf nach Taplacken führt ein Feldweg, der den Kapuzinerberg berührt. Wenn man nun von Wilkendorf nach Taplacken diesen Feldweg fuhr, ergab sich folgende Situation: Aus der Südostecke von Wilkendorf führte dieser unbefestigte Feldweg gleich durch einen hohen Hohlweg ziemlich weit und steil bergan. Rechts vom Weg fiel dann das Gelände ab und es befanden sich dort Torfwiesen. Hier wurde jedes Jahr Torf gestochen, und es befanden sich dort große, tiefe mit Wasser gefüllte „Torflöcher". Nach ca. 1,5 km führt rechtwinklig ein Feldweg zum Dorf Nalegau links ab. An dieser Stelle befindet sich der Kapuzinerberg. Der Beginn dieses Feldweges nach Nalegau war wieder ein kleiner Hohlweg.

Nun zur Sage:

Wenn jemand nachts um 24.00 Uhr mit dem Fuhrwerk zu dieser Wegabzweigung auf dem Kapuzinerberg kam, wurden die Pferde plötzlich ohne ersichtlichen Grund unruhig. Befand man sich noch etwa 50 bis 100 Meter vor der Wegabzweigung nach Nalegau, fingen die Pferde an zu schnauben, zitterten, wurden schweißnaß und versuchten aufzubäumen und auf dem engen Feldweg umzudrehen. Konnte sie dann nicht ein Mitfahrer am Zaumzeug festhalten, zerrissen sie das Geschirr, zerbrachen die Deichsel und rasten den Weg zurück. Dann sahen die zurückgebliebenen verstörten Wageninsassen aus dem Nalegauer Weg einen schwarzen Reiter über den Kapuzinerberg galoppieren. Sein ebenfalls schwarzes Pferd hatte glühende Augen und jagte wie der Sturmwind zu den Torfwiesen hinunter, wo es dann mit dem Reiter verschwand. Aber das unheimlichste war, daß der schwarze Reiter seinen Kopf unter dem Arm trug. War der Spuk dann verschwunden, beruhigten sich langsam die Pferde, waren aber schweißnaß und noch nach Stunden nervös und schreckhaft. War man jedoch bereits über die Wegabzweigung hinweg, waren die Pferde nicht zu halten und „gingen durch", wie man in Ostpreußen sagte. Da soll manch ein Wagen umgekippt sein. Konnten sich dann die Wageninsassen umsehen, erblickten sie den „schwarzen Reiter" im Sturmritt ohne Kopf zum Torfmoor hineilen. Wer aber den „schwarzen Reiter" sah, hatte ein ganzes Jahr lang Unglück, kein Wunder, daß alle, die nachts an dieser Spukstelle vorbeifuhren, den Kopf einzogen und nur auf die Pferde achteten.

Die Sage des „Nassen Reiters" vom Seebruch bei Gr.-Weißensee ist inhaltlich wohl ähnlich gewesen wie die Sage vom Kapuzinerberg unweit Wilkendorf. Jedoch wird am Pregel zwischen dem Gut Kuglacken und der Domäne Taplacken auch eine Begebenheit über den „Nassen Reiter" erzählt. Dort liegt etwa ein Kilometer von Kuglacken entfernt ein einsames Häuschen, das auf der Karte den Namen „Nassenreuter" trägt. Frau Gertrud Quandt, eine fast 80jährige Dame, die in Kuglacken geboren wurde und dort ihre Kind- und Jugendzeit verlebte, wußte Näheres über den „Nassen Reiter" zu berichten. Sie schreibt: Zu dem Gute gehörte eine historische Gedenkstätte „Nasser Reiter". Diese wurde zu Ehren eines tapferen Soldaten erhalten, der während der Schlacht bei Groß-Jägersdorf den Pregel bei Hochwasser mit einer sehr wichtigen Meldung überquerte und kurz vor dem Zugriff des Feindes die andere Seite des Pregels erreichen konnte. Es war ihm kein Denkmal gesetzt worden, sondern ein Häuschen errichtet worden, das fortan vom Gut erhalten werden mußte. Hier wohnte früher der Schäfer.

Der Streit um die Turmuhr

Um das Jahr 1775 entstand zwischen dem Magistrat der Stadt Tapiau und der Kirche ein Streit um die Turmuhr. Seit vielen Jahren war die Uhr schadhaft. Die Garnison beschwerte sich darüber, weil sie die einzige

öffentliche Uhr im Ort war, nach der sich die Soldaten richten konnten. An 6 Sonntagen durfte die Kirche eine Kollekte für die Uhrreparatur halten, die 55 Taler erbrachte. Amtmann Peterson von Kleinhof stiftete 30 Taler dazu, die aber der Magistrat in Empfang nahm und 12 Taler zulegte, die er erspart hatte. Der von der Stadt zu besoldende „Uhrsteller" hatte drei Jahre sein Amt nicht auszuüben brauchen, weil die Uhr stehengeblieben war. Ohne den Kirchenrat zu fragen, ließ der Bürgermeister durch den Königsberger Uhrmacher Lippert die Uhr reparieren. Die Kirche war empört, um so mehr, als die Uhr nach sechs Monaten wieder stehenblieb und nicht in Gang zu bekommen war. Die Kirche beschwerte sich bei der Regierung, die dem Magistrat mitteilte, „daß hinfüro mit der dasigen Kirchen-Uhr nichts zu tun machen müße, als das fixierte Gehalt an den Uhrsteller jährlich aus der Kämmerey zu zahlen". Die Kirche ließ die Uhr gründlich erneuern, und den Rest an Reparaturkosten mußte auf Regierungsbefehl dann der Magistrat nachzahlen.

Der Sünderberg

Zwischen der Stadt Tapiau und dem Gut Eissingen befindet sich eine kleine Geländeerhöhung, genannt der Sünderberg.

Von ihm wußte „Ohm Krüger", ein hochbetagter Brunnenbauer, zu erzählen: „Hier wurden vor langer Zeit Diebe, Räuber und Mörder, auch Weiber mit dem ‚Bösen Blick' gerichtet. Kleineren Dieben schnitt man die Ohren ab oder hackte ihnen eine Hand ab. Bei schwereren Verfehlungen wurden sie auf das Rad geschnallt oder machte sie mit ‚Seilers Tochter', am Galgen bekannt."

Mit dem Berg hat es eine besondere Bewandtnis. Es wuchs auf ihm die Reichtum versprechende Johanniswurzel. Ihre Zauberkraft habe sie aber nur, wenn sie um die Mitternachtsstunde in der Nacht vor Johanni gegraben werde.

Obgleich der Berg verrufen war, es sollten die Geister der Gerichteten besonders in der Johannisnacht umgehen, wollte ein armer Schlucker die Wurzel heben, um reich zu werden. Er machte sich auf, um pünktlich beim Glockenschlag um Mitternacht die Wurzel auszugraben. Als das Loch gegraben war, fehlte nur noch eine Minute an zwölf Uhr. Er bekam die Wurzel zu fassen und zerrte die lange Wurzel heraus. Da schlug die Uhr, und aus dem Loch sei eine feurige Katze mit Zischen und schrecklichem Getöse aus dem Loch gefahren.

Der arme Schlucker sei darüber so entsetzt gewesen, daß er ohne die Wurzel und sein Handwerkszeug davongesprungen sei. Der Schreck sei ihm so in die Glieder gefahren, daß er Zeit seines Lebens geschlottert und gestottert habe: „Es wär de Katerkopsche, es wär de Katerkopsche."

Seit dieser Zeit hätte die Kirchturmuhr nie mehr geschlagen. Das konnte sie auch nicht, da sie kein Schlagwerk hatte. Und der Magistrat beschloß, den „Sündenberg" zum Stadtwald aufzuforsten.

Übrigens war „Ohm Krüger" ein Pfiffikus. Als ihm bei der Gesellenprüfung der Vorsitzende der Kommission, damals noch ein Regierungsbeamter, fragte, ob er auch eine Quadratwurzel ziehen könnte, antwortete er: „Mich ös noch keine nich begegnet, aber sollte sie mich einmal inne Quere koame, so hoffe ich, ihr mittels Hebel und Brechstange zu ziehen." Als Veteran des 66er und 77er Krieges war er königstreu und trug einen Kaiser-Wilhelm-Backenbart.

Bei der Wahl nach der Revolution 1918 sollte er vom Wahlhelfer zum Wahllokal gebracht werden. Er verweigerte sein Kommen mit den Worten: „Sä hebbe mi nich gefroagt, wie sä dem Kaiser Wilhelm afgesetzt hebbe, nu bruuke sä mi ok nich tom wähle!"

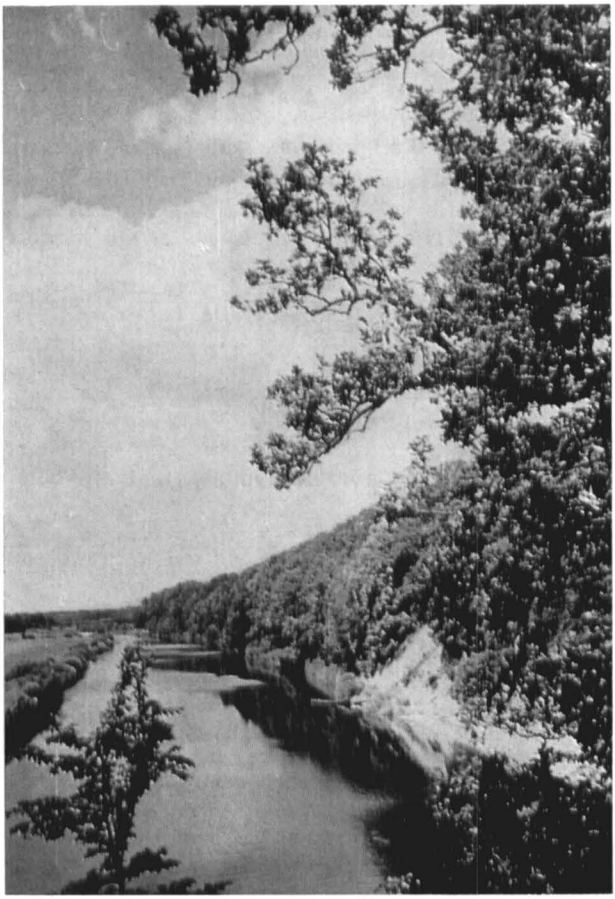
Aus dem Volksmund

Was man so sagte!

1. Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau (über die klapprige Holzbrücke [Lange Brücke]).
2. Wer zuviel wagt, kommt nach Tapiau (in die Besserungsanstalt).
3. Er will über die Wehlausche Brücke springen.
4. He öss e Pracherterrieter. (Spottname für die Bewohner des Kirchdorfes Goldbach.) Der Sage nach sollen sie ruhig zugesehen haben, wie ihre Hunde einen Bettler zerrissen. (Noch jetzt sollen sie „Flicker von den Kleidern des zerrissenen Bettlers zwischen ihren Zähnen haben". Die Neigung zur Klätscherei und zum „Schänden" wird ihnen von ihren Nachbarn nur zu bereitwillig zugesprochen.)
5. Der Pregel muß alle Jahr ein Opfer haben.
6. Es ist über Schaberau inne Richt. Ein bedeutender Umweg, unnütze Arbeit. Von Tapiau nach Wehlau führt über Feld ein Richtweg; man kam jedoch von demselben sehr leicht ab, und konnte nach dem außer der Tour liegenden Dorf Schaberau kommen und hat dann nach Wehlau einen weiten Umweg.
7. Sie muß in die Plibischker Mühle. Auch mit dem Zusatz: wo die alten Gesichter jung gemacht werden. (Die heiratslustige alte Jungfer.)
8. Er will über den Pregel springen.
9. Dat blößt böt önne Pareschwolsche Gröttopp (Paterswalde).
10. Sie kommt auf die Zehlau (nämlich gar zu stolze Mädchen, die jeden Freier abwiesen).
11. Er ist aus dem Hindemacherwinkel. (Aus der Gegend Stampelken, Uderballen. Als die Füchse in dieser Gegend so überhand nahmen, daß kein Mittel helfen wollte, sollen die Bewohner aus abgelegten Kleidern und ähnlichem Hunde gefertigt und sie vor die Ställe u.s.f. aufgestellt haben.)
12. Hö isse Löschketräger. (Aus Pregelswalde.)

13. Lindendorf, Zegonederp.
14. De Präzentor von Plibischke öß gefohre no de Stadt, hadd de Arwte in em Löschke, de hö sölwst gedrosche hadd.
15. Bremsenwinkel (Friedrichsdorf, Kühnbruch und Sechshuben.)
16. „Nur keine Bange nich", säd de Hoahn tom Regenworm un frät em gierig op. — „Bange machen göft nich", säd de Regenworm, un kroop em hinde wedder rut.
17. Besoapeheit — de vergeiht; oawersch de Dommheit de blöwt!
18. De Mann össet Haupt on de Fru öss de Kron. On wenn de Kron vollgestöwert öss; moat se utgekloappt warre!

Wer kennt noch mehr solcher Redensarten?



Blick vom Silberberg stromab auf das Alle-Hochufer bei Klein-Nuhr

Die Sage vom Silberberg bei Kl.-Nuhr

In alter Zeit flüsterten sich die Bewohner des lieblich gelegenen Ortes Klein-Nuhr gar manche geheimnisvolle Geschichten zu. Es drehte sich um die höchste Erhebung des Steilufers der vorüberfließenden Alle. Reiche Silberschätze sollten im Innern des Berges verborgen sein und vom Teufel bewacht werden. Nur beherzten Männern könnte es gelingen, um Mitternacht, schweigend nach dem kostbaren Schatz zu graben und ihn aus der Tiefe zu heben. So sollte der Teufel überlistet werden.

Eines Nachts machten sich verwegene, kräftige Männer mit Hacken und Spaten an die Arbeit. Hart mußte geschafft werden. Eile trieb ihnen den Schweiß auf die Stirnen. Verheißungsvolles Klirren schürte ihre Habgier und regte ihre Körperkräfte an. — Wie endete ihr Unternehmen? — Als sie einen großen, schweren Kessel an die Oberfläche gehoben hatten, wurden sie vom Inhalt, der aus glitzerndem Silber bestand, so geblendet und überwältigt, daß einer der Männer einen Freudenschrei tat. Im selben Augenblick rollte der Kessel samt Inhalt den Berg hinab und versank in den Fluten der Alle. Die Männer freilich waren um ihren Lohn betrogen. Aber die Nachwelt erzählt noch heute diese Geschichte als Sage. Das ausgehobene Loch auf dem Berg in Form eines Kessels konnte noch immer besichtigt werden.

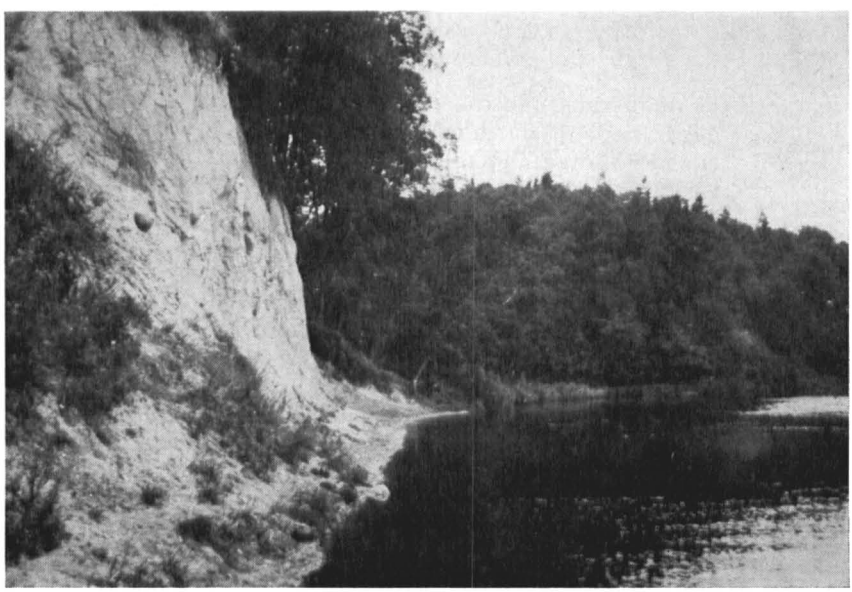
L. Henze, geb. Kristahn, Holzheim

Die Ballade vom Silberberg

Es raunen und rauschen die Bäume
des Silberberg' durch meine Träume,
aus nächtlichem Dunkel steigen
Gestalten in endlosem Reigen.
Wo kamen sie her, wo sind sie geblieben,
die hier gelebt und die vertrieben
gleich uns dem letzten Glied in der Kette,
lag ein Fluch über dem Land und dieser Stätte.
In grauer Vorzeit bedeckte Wildnis gen Ost das Land
von spät'ren Siedlerstämmen der „Grauder Wald" genannt.
In ihm pirschte auf freier Jagd
der Luchs und Wolfsgeheul zerriß die Nacht.
Auch lebte dort nicht selten,
wie ein Spuk aus fernen Welten,
manch heute kaum gekanntes Tier:
Elch, Auerochs und Wisentstier.
Nicht nur auf ihren Fährten
jagte mit Schwert und Speer
auf struppig kleinen Pferden

Litauens Kriegesheer.
Die Pruzzen wurden hart bedrängt
drum schufen sie sich festen
Schutz und Wehr. Dort, wo zum Tale sich gesenkt
der Sumpf, vom Fluß begrenzt im Westen,
erhob sich eine Bergeshöhe
beherrschend Fluß und Waldesnähe.
Hier wurde Weib und Kind geborgen
bis sich der Feind verzog gen Morgen.

Viel später siedelten sodann
Bauern in dem Dorf „Nuwir" sich an
in dessen Tales Grunde,
durch des gestauten Wassers Kraft
das Mühlrad seine Runde
rauschte bei Tag und in der Nacht.
Oft saßen in der Abendsonne Schein
die Alten an des Hofes Tor
und holten manche Mär
aus der Erinnerung hervor:
Vom Silberschatz auf des Berges Grund



Blick auf die waldige Kuppe des Silberberges an der Alle bei Klein-Nuhr

bewacht von jenem finstern Geist
den allerorts man Teufel heißt
und einem schwarzen Hund,
und wie der Teufel jenen ritt,
der nächtens zu dem Berge schritt,
wo er begann mit Schweiß und Mühen
besagten Schatz heranzuziehen.
Bedingung war, kein Sterbenswort,
denn hiermit wär' der Zauber fort.
Ein tiefes Loch hat er gehauen
und wollte grad' den Fund verstauen,
warf schnell darauf noch einen Blick
und rief, von Freud und Glanz geblendet,
„Was hab' ich doch ein großes Glück!",
da hat's sich schon für ihn gewendet.
Mit Blitz und tiefem Donnergrollen
sah er den Schatz zum Fluße rollen.
Dort ruht er bis zur heut'gen Stund'
versunken in der Alle Grund.

Es raunen und rauschen die Bäume
des Silberberg' durch meine Träume,
aus nächtlichem Dunkel steigen
Gewalten in endlosem Reigen.
Wo kamen sie her, wo sind sie geblieben,
die hier gelebt und die vertrieben
gleich uns dem letzten Glied in der Kette,
lag ein Fluch über dem Land und dieser Stätte. E. Zietlow

Der letzte Mönch von Wehlau

Am Fluß entlang ein schmaler Steg
bahnte durch Wiesen sich den Weg
und stieg zum Waldesrand hinauf,
anhaltend, nach dem langen Lauf.

Hier stand versunken in Zeit und Raum
eine Kapelle, unter schattendem Baum.
In rostigen Angeln verfallen das Tor,
vom blinden Fenster kaum erhellt
ein Kruzifix, Sinnbild der Welt —
und auf Knien ein Mensch davor.

Das Mönchsgewand zerrissen, bestaubt
und seiner Kräfte fast beraubt,
so lag er hier, nach manchem Jahr,
in dem er in der Fremde war. —

Als einst gesprengt durch neue Lehr,
sich öffnete des Klosters Pforte,
hielt es ihn an dem Orte,
der Wehlau hieß, nicht mehr.

Er pilgerte von Land zu Land,
bis er die Stätte endlich fand,
wo Pilger fromm sich scharrten
und betend ihrer Wunder harrten —
hier brachte er vor seinen Gott
des Glaubens und der Seele Not.

Ein Priester plötzlich bei ihm stand,
die Augen voller Güte
legt er die milde Greisenhand
dem Mönch aufs Haupt, aufs müde,
und sprach: „Mein Sohn, wo kommst Du her?"
„Aus Wehlau." — „Aus Wehlau?! Schau mal an,
auch meine Wallfahrt dort begann,
's ist lange her — doch rat ich, kehr
zurück an Deinen Heimatort,
denn Gott ist — und Gott ist dort, —
wo Deines Blutes Quell' entsprang,
dort sind die Wurzeln Deiner Seele
und ist mit Dir auch Gottes Gang,
drum: d i e s e n Weg erwähle!"

Else Maria Zietlow

Heimweh — — —

Grau der Himmel, schneekalt die Luft —
aus aufreißenden Wolken bricht
scheidendes Licht,
darin mit eilendem Schwingenschlag
der Kraniche Zug —
trompetengleich ihr Ruf zu rastlosem Flug
gen Süden, Tag um Tag. —

„Ihr Wanderer zwischen den Welten
gebt mir Kunde, die nur selten
dringt aus jenem Land, das mich geboren,
von der Heimat, die uns verloren:
Saht Ihr das Haus am Strom,
darin der Mutter Arm mich sanft gewiegt,
die blumigen Wiesen, die rauschenden Weiden,
das Storchenpaar, das seine Kreise zieht
am blauen Himmelsdom?"

„Zieht auch der Elch noch seine Fährte
durch Sumpf und Bruch und schält er
in dem Bestand der Eschen saftige Rinde,
strichen die Schnepfen im Abendwinde
taumelnd durch die dunklen Wipfel,
tönte von der Fichten höchstem Gipfel
der Drossel zartes Abendlied,
womit sie von dem Tage schied?"

„Drum hört nun: kehrt Ihr zurück im tauenden März
nach des Nordens einsamer Weite,
oh, so nehmet auch mein Herz
mit auf die große Reise
über silberne Adern, die das Land durchströmen,
über der Nehrung Wanderdünen und Föhren."

Einmal noch möchte ich sehen über Heide und Moor
aufgehen der Sonne morgenrotes Tor,
lauschen des Birkhahnes Minnegesang,
wieder gehen am Waldrand entlang,
den wehende Birkenschleier säumten,
wo Leberblümchen zu Füßen träumten.
Dort legte ich mein müdes Herz in das schwellende Moos,
dort würde es ruhen, wie einst auf der Mutter Schoß.

Else Maria Zietlow

Kampfhandlungen und Räumung im Kreise Wehlau 1945

Von Kurt Dieckert

Gegenüber Westdeutschland und Berlin, wo seit 1942 pausenlos Luftangriffe niedergingen, bildeten Ostpreußen und somit auch der Kreis Wehlau noch Oasen des Friedens. Das hatte dazu geführt, daß viele Evakuierte aus den Trümmerstädten, vor allem aber aus Berlin, in Ostpreußen eine vorläufige Bleibe fanden. Nur die täglichen Anzeigen von Gefallenen im „Wehlauer Tageblatt" und im „Tapiauer Anzeiger" erinnerten daran, daß auch die Bevölkerung des Kreises Wehlau ihren Blutzoll in diesem furchtbarsten aller Kriege zu leisten hatte.

Täglich fuhren lange Munitions- und Versorgungszüge und Truppentransporte ostwärts auf der großen Hauptstrecke durch den Kreis, und Lazarettzüge kamen mit Verwundeten und Kranken aus den östlichen Kampfgebieten zurück.

In den Kasernen in Tapiau hatte die Sanitäts-Ersatzabteilung 1 des Wehrkreises Ostpreußen Unterkunft gefunden.

Die Heil- und Pflegeanstalt Tapiau, belegt mit 2000 Personen, wurde bis auf 300 bereits 1942 geräumt und die Pfleglinge nach der Landespflegeanstalt Uchtspringe, Kreis Gardelegen, verlegt. Danach wurde die Anstalt Reserve-Lazarett, welches in der Woche vom 15. bis 20. Januar 1945 aufgelöst wurde, um für wenige Tage einem Feldlazarett Platz zu machen.

Die Heil- und Pflegeanstalt Allenberg wurde bereits 1941 geräumt und diente seitdem der SS bis zur Bombardierung Königsbergs als Garnison.

Die rückläufigen Bewegungen im Osten setzten bereits 1943 ein, jedoch hielt bis Mitte 1944 die Front immer noch etwa in der Linie Kiew—Gomel—Witebsk—Peipussee, also immer noch in einem Abstand von etwa 500 km jenseits der ostpreußischen Grenze.

Dann aber brach am 22. Juni 1944, dem dritten Jahrestag des Beginns des Rußlandfeldzuges, die starke russische Offensive gegen die Heeresgruppe Mitte des Generalfeldmarschalls Busch wie eine Sturmflut los und brandete im Juli bis dicht an die ostpreußische Grenze. Mit allen verfügbaren Reserven gelang es noch einmal, den Feind vor der Grenze zum Stehen zu bringen.

In diesen schweren Tagen wurde auch die Bevölkerung des Kreises Wehlau durch die Amtsträger der NSDAP zum Bau der Ostpreußenschutzstellung, die sich etwa 20 km ostwärts der Grenze hinzog, aufgerufen. Der Aufbruch zum Bau des Ostwalls ostwärts Tilsit in Litauen erfolgte am 10. Juli 1944. Während die noch Arbeitsfähigen Stellungsbau trieben, waren Frauen, Alte und die Jugend bemüht, die Ernte einzubringen und die Herbstbestellung vorzubereiten.

Wie ein Alpdruck lastete von da ab die Sorge, was die nächste Zeit bringen würde, auf jeder Brust.

Die Parteigewaltigen, allen voran der Gauleiter Koch und mit ihm der Kreiseingesessene, Kreisleiter Wagner, waren bemüht, die Stimmung zu heben und einen Einbruch des Gegners in die Heimat als eine Unmöglichkeit darzustellen.

Ende August erfolgten zwei schwere Nachtangriffe britischer Bombengeschwader auf Königsberg und legten die Stadt in Trümmer, wobei Tausende von Zivilisten einen grausigen Tod fanden. Viele Einwohner flüchteten damals in den Kreis Wehlau zu ihren Verwandten und Bekannten. Kranke und Verwundete fanden in Allenberg Unterkunft.

Am 16. Oktober brach die erwartete russische Offensive gegen Ostpreußen los. Nur dem Heldenmut der deutschen Soldaten, die in erbitterten Kämpfen unter General der Infanterie Hoßbach, dem Oberbefehlshaber der 4. Armee, dem Gegner Widerstand leisteten, ist es damals gelungen, den von der russischen Führung beabsichtigten Durchbruch zu

verhindern. Jedoch drang der Feind bis in die Linie Goldap—Trakehnen—Schloßberg vor und stand nun auf ostpreußischem Boden. Damals erfolgte auch der Aufruf des „Volkssturms", dessen übereilte Bildung Hitler auf Vorschlag Kochs anordnete. Auch im Kreise Wehlau wurden nacheinander zwei Volkssturm-Bataillone aufgestellt. Über das von ihm geführte V.-Btl. I hat Studienrat und Hauptmann d. Res. Dr. Weller, ein bewährter und mit dem Hohenzollernschen Hausorden ausgezeichneter Mitkämpfer des Ersten Weltkrieges, einen ausführlichen Bericht verfaßt, der im Kreisarchiv Aufnahme gefunden hat.

Da diesem Bataillon mit seinen vier Kompanien immerhin etwa 650 Kreiseingesessene angehörten, sei sein Einsatz vorweg hier kurz beschrieben, obwohl dieser nicht in der engeren Heimat erfolgte.

Das Bataillon rekrutierte sich hauptsächlich aus älteren Männern aus dem Raum um Wehlau und ostwärts davon, von denen die wenigsten bisher eine Waffe in der Hand gehabt hatten. Hauptmann Weller führt über die mangelnde Bewaffnung und Ausrüstung Klage, lobt jedoch die laufende Unterstützung durch Landrat von Einsiedel. Nach kurzer Ausbildung im Raum Allenburg erfolgte zunächst ein Einsatz zu umfangreichen Schanzarbeiten innerhalb des Kreisgebietes. Anfang Januar 1945 Verladung nach Sodehnen und Einsatz an der Angerapp im Abschnitt des Fallschirmjäger-Panzer-Korps „Hermann Göring". Infolge des russischen Durchbruches um den 20. Januar Absetzen über Nordenburg—Gerdauen unter laufenden Kämpfen mit einem bestens ausgerüsteten Gegner. Dabei wurde die sich tapfer wehrende 1. Kompanie unter Leutnant d. Res. Wolk (Lehrer in Romau), der dabei fiel, aufgerieben.

Weiterer Rückzug unter schwierigsten Verhältnissen bis in den Stablack bei wechselnden Unterstellungen. Schwere Abwehrkämpfe im Raum Pr.-Eylau. Dr. Weller schreibt in seinem 1958 verfaßten Bericht: „Es ist nicht zu fassen, was von allen Männern, ob Soldaten oder Volkssturm, in dem sich immer stärker abzeichnenden Zusammenbruch mit völlig unzulänglichen Kräften geleistet wurde. Alles, was ein Mensch an Lob und großen Worten sagen könnte, würde nicht ausreichen, um das zu würdigen, was alle diese Männer im Kampf um unsere Heimat vollbracht haben."

Schließlich Übernahme des Restbestandes von etwa 350 Mann durch eine Infanterie-Division, die vermutlich im Heiligenbeiler Kessel eingesetzt worden ist.

Der Ende Oktober zum Halten gebrachte russische Vorstoß hatte zur Folge, daß u. a. auch der Kreis Schloßberg von der Zivilbevölkerung geräumt werden mußte, die nun mit Sack und Pack, Großvieh und Fahrzeugen im Kreisgebiet untergebracht wurde, während die Einwohner der Stadt Schloßberg von Bartenstein aufgenommen wurden. Der Schloßberger Landrat von Bredow hielt Einzug in das Kreishaus. Die Kasernen in Tapiau wurden von Artl.-Ers.-Abt. I unter Major Klemm, dem Kraft-

fahrpark und der Waffenschule der 3. Panzer-Armee unter Oberst Knebel belegt. Das Wehrbezirkskommando Insterburg verlagerte sich nach dem Gut Groß-Plauen.

Der Kreis war jetzt ausgesprochenes Etappengebiet der von Generaloberst Raus geführten 3. Pz.-Armee geworden. Viele Versorgungseinheiten lagen im Kreisgebiet; in Weißensee seit August ein Pferdepark und eine Panzerbergekompanie.

Die Bahnstrecke war nur noch bis Insterburg befahrbar. Tag und Nacht rollte der Verkehr auf den Hauptversorgungsstraßen, den Reichsstraßen 1 und 138.

Mit banger Sorge sah die Bevölkerung in die ungewisse Zukunft. Besonders die Kunde von den Greueltaten in Nemmersdorf, wo 72 Zivilisten auf bestialische Weise ermordet worden waren, verbreitete weiteren Schrecken.

Auch setzten die Russen in allen größeren Waldungen Partisanen ab, die zwar wenig ausrichten konnten und allerorts durch Jagdkommandos gestellt wurden, jedoch eine gewisse Unruhe besonders in abgelegenen Gehöften auslösten. In Gr.-Engelau war z. B. eine „Jagdkompanie" gegen Partisanen stationiert, die zwei Waldarbeiter aus Friedrichsdorf erschossen haben.

Nach wie vor blieben Vorbereitungen für eine Räumung untersagt und nur im geheimen überlegten sich die maßgebenden Dienststellen, was im Falle einer Gefahr zu tun sei, um wenigstens das Leben der Bevölkerung zu retten. Die „Fürsorge" für diese lag in den Händen der Partei, da nur diese fähig wäre, „Menschen zu führen". Eine etwaige Verlagerung lebenswichtiger Betriebe oblag weisungsgemäß den Behörden, während die Sorge um Vieh und Ernte Sache der Kreisbauernschaft war.

Große Verdienste erwarb sich in dieser Zeit die NSV, die nach Kräften bemüht war zu helfen. Immer noch klappte auch die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Waren nach dem Kartensystem durch das Kreiswirtschaftsamt.

Trotz der Nähe der von Wehlau nur noch 60 km entfernten Front unterblieben Einflüge und Bombenangriffe des Gegners, der zum entscheidenden Schlag rüstete.

Während des Herbstes und des Winters wurde von Bautruppen und Volkssturm unter Anleitung von Baustäben Stellungsbau betrieben. Durch das Kreisgebiet führten von Süden nach Norden die Anlagen des „Heilsberger Dreiecks".

Von Friedland kommend, zogen sie sich etwas ostwärts der Straße Friedland—Tapiau im Zuge des Biebergrabens durch den Frisching bis Taipau, um dann weiter auf dem Westufer der Deime ans Kurische Haff zu stoßen.

Dann gab es noch eine vorgelagerte Stellung, die etwa bei Groß-Engelau nordwärts zur Alle schwenkte und sich mit der „Masuren-Kanal-Stellung" vereinigte. Etwa bei Senklerkrug führte dann eine Riegel-Stellung über Weißensee bis an die Deime bei Gut Deimehöh. Weiter rückwärts am Rande der westlichen Kreisgrenze lag als vordere Stellung der Befestigungen von Königsberg die „Frisching"- und die „Kanal-Stellung". So war wirklich das Menschenmögliche vorbereitet, um den zu erwartenden Ansturm aufzuhalten. Doch, als es dann bitterer Ernst wurde, fehlten die Truppen zur Besetzung und nachhaltigen Verteidigung der mit soviel Mühe hergerichteten Stellungen.

Inzwischen bemühte sich der (landfremde) Gauleiter Koch, mit Reden und Parolen den Widerstandsgeist „seiner" Ostpreußen zu beleben. „Jedes Dorf eine Festung!" Und während er die Räumung mit schärfsten Androhungen unterband, brachte er nachgewiesenermaßen seine eigenen Wertgegenstände in zwei Waggons im Herbst 1944 in Sicherheit. Die Kreisleiter waren in dieser Zeit mit anderen „Führungsaufgaben" beschäftigt und zeigten sich wenig in ihren Kreisen. Im Kreis Wehlau war damals Kreisleiter Gehrke der führende Mann. Landrat von Einsiedel wurde Soldat, so daß praktisch Kreisbürodirektor Strehlau die schwere Bürde der Entscheidungen auf seine Schultern nehmen mußte. Der Kreisbauernführer Radtke erhielt seine Anweisungen letzten Endes ebenfalls von der Partei und war in seinen Entschlüssen gehemmt.

Ungünstig wirkte es sich aus, daß die noch einigermaßen kräftige Landbevölkerung eine fruchtlose Tätigkeit beim Volkssturm ausüben mußte und für alle Fluchtvorbereitungen, die in jener Zeit entschieden nützlicher gewesen wären, ausschied.

So war die Stimmung der Bevölkerung beim letzten Weihnachtsfest, das sie in ihrer Heimat verbringen sollte, recht gedrückt, und jeder dachte mit Sorge an die ungewisse Zukunft. Die Bewohner Wehlaus wurden am Vormittag des ersten Feiertages durch eine gewaltige Detonation aufgeschreckt. Die massive Allebrücke war in die Luft geflogen. Ob Sabotage oder eine Unvorsichtigkeit des Pionierkommandos vorgelegen hat, konnte nicht geklärt werden. Eine von den Pionieren sofort gebaute Pontonbrücke war für schwere Fahrzeuge nicht befahrbar. Erst in letzter Stunde, am 21. Januar 1945, konnte sie durch eine stärkere Behelfsbrücke ersetzt werden.

Am 13. Januar war es dann soweit. Der Russe trat mit gewaltiger Übermacht zum Generalangriff auf Ostpreußen an. Nach anfänglichen Abwehrerfolgen der sich erbittert wehrenden deutschen Divisionen gelang dem Gegner am 18. Januar der von ihm erstrebte Panzerdurchbruch zwischen Breitenstein und Schillen, während sich Gumbinnen und Insterburg noch bis zum 21. Januar halten konnten. Am 19. Januar mußte der Oberquartiermeister der 3. Panzer-Armee vor auftauchenden Panzerspitzen aus Kreuzingen flüchten und bezog für einen Tag mit seinem Stabe die Kasernen von Tapiau.

Zwischen dem XXVI. A.K. (General Matzky) und dem IX. A.K. (General Wuthmann) klaffte eine nicht mehr zu schließende Lücke, in die die russischen Panzerkräfte ungehindert vorstoßen konnten. Das XXVI. A. K., das bis nördlich Schloßberg gestanden hatte, mußte bei Insterburg und Norkitten nach Süden über den Pregel zurück, während die Divisionen des IX. A.K. sich zum Teil durch die Stoßverbände des Gegners auf Labiau zurückkämpften. So kam es, daß nur ganz wenige Kampfverbände die Reichsstraßen 1 und 138 benutzten und sich dort vorlegen konnten. Jedoch bildeten sie die Rückzugsstraßen für die unendlichen Kolonnen der Versorgungstruppen der Armee und Flüchtlingstrecks. An der Straßengabel bei Taplacken regelte ein Wehrmachtskommando den Einfädelungsverkehr. Jetzt tauchten auch russische Tiefflieger auf und nahmen, wenn auch recht vorsichtig, die Straßen unter Beschuß und Bombenabwurf.

So erfolgte der erste Einbruch in das Kreisgebiet nicht von Osten entlang der Reichsstraße 1, sondern von Nordosten beiderseits der Reichsstraße 138 aus dem Raum von Markthausen, in das der Russe bereits am 20. Januar eindringen konnte.

Vergeblich hatten dort Teile der bewährten 5. Panzer-Division versucht, den Gegner aufzuhalten. Sie mußten am 21. Januar mit anderen Kampfverbänden auf das Südufer des Pregels zurückgehen. Das stark umkämpfte Norkitten — die Sprengung der Pregelbrücke gelang nicht mehr — wurde von den Russen vermutlich in der Nacht vom 21. zum 22. Januar besetzt. Dabei ist zu bemerken, daß der Pregel zugefroren war und für Infanterie und leichte Fahrzeuge passierbar war, nicht aber für Panzer.

Was an Wehrmachtsteilen zurückflutete, waren keine kampfkräftigen Verbände mehr, sondern nur noch Trümmer der noch vor Tagen kriegsstarken Divisionen. Besonders schwer hatte die Infanterie gelitten, die in Eis und Schnee nun seit einer Woche Tag und Nacht am Feinde gewesen war und ohne Schlaf und warme Verpflegung vor Erschöpfung kaum noch weiter konnte. An eine Ablösung war nicht zu denken, da überall Not am Mann war. Immer wieder versuchten tatkräftige Führer, die Versprengten zu sammeln und mit „Alarmeinheiten" sich dem übermächtigen Feind entgegenzustellen. Dazwischen behinderten Flüchtlingstrecks und Trosse den Verkehr und den Marsch der Kampftruppen, so daß zeitweise die Hauptstraßen für Zivil gesperrt werden mußten.

Obwohl der Gegner am 20. Januar an der Nordostgrenze des Kreises stand, war immer noch kein Räumungsbefehl bei der Gauleitung zu erreichen. Jedoch sprach Landrat von Bredow, vermutlich aus eigenem Entschluß, die Treckerlaubnis für seine Schloßberger aus. Es ist auch anzunehmen, daß sich ihnen aus den zunächst bedrohten Kirchspielen Plibischken und Groß-Schirrau große Teile der Kreisbevölkerung anschlossen, da der Schlachtlärm immer näher kam und die befragten Wehrmachtsangehörigen dringend zur Flucht rieten. Für manche war

es schon zu spät. So wurde z. B. der Treck des Dorfes Lindenhaus aus dem Kreise Schloßberg noch vor Wehlau überrollt.

In der Nacht vom 20. zum 21. Januar brachen dann die russischen Truppen in mehrfachen Säulen in den Nordosten des Kreises ein, ohne irgendwo nennenswerten Widerstand zu finden.

Sie überrannten z. B. am 21., mittags, eine Angerburger Volkssturm-Pz.-Jagdstaffel mit 8,8 cm Sturmgeschützen in Pelkeninken, ohne daß diese dazu kam, auch nur einen Schuß abzugeben. Auf diese hatte Kreisleiter Wagner seine größten Hoffnungen gesetzt.

Einige Panzer der 5. Panzer-Division sollen sich aus dem Raum südlich Markthausen bis nach Tapiau durchgeschlagen haben, desgleichen Restverbände der 69. Infanterie-Division, die vordem nördlich von Schloßberg gelegen hatten, während die stark angeschlagene 1. ostpr. Infanterie-Division, der so viele Männer aus dem Kreise Wehlau angehörten, sich nach heldenhafter Verteidigung von Schloßberg bei Norkitten über den Pregel zurückkämpfte.

Bis zum Abend des 21. Januar hatte der Gegner die Linie Taplacken—Parnehnen—Pettkuhnen—Alt-Gertlauken erreicht und alle ostwärts liegenden Ortschaften besetzt. Es gelang, die Pregelbrücke bei Taplacken um 23 Uhr zu sprengen. Angeblich hat der Russe auch Puschdorf noch am 21. Januar besetzt, jedoch scheint dieses nach der Gesamtlage fraglich. Nach einem Bericht ist unter Vermeidung der Hauptwege ein russischer Stoßtrupp bereits in der Nacht zum 22. Januar in das Verpflegungslager in Ripkeim eingedrungen.

Angesichts dieser alarmierenden Meldungen erging, nachdem sich die Unmöglichkeit des Haltens der Angerapp-Pregel-Linie herausgestellt hatte, seitens der Heeresgruppe der Befehl, sich in einem Zuge auf die Alle-Deime-Stellung abzusetzen, so daß der 22. Januar südlich des Pregels im Zeichen dieser Rückzugsbewegung stand.

Der 21. Januar — ein Sonntag — war der schwarze Tag besonders für die Einwohner der Stadt Wehlau. Seit dem 19. Januar waren sich immer verstärkende Flüchtlingstrecks, vom Nordosten kommend, durch die engen Straßen der Stadt gezogen. Weisungsgemäß sollte die Reichsstraße 1 möglichst für Wehrmachtstransporte freigehalten werden, so daß der Hauptfluchtweg über Wehlau—Allenburg nach Friedland führte. Nachtüber lagerten große Trecks auf den Schanzenwiesen, auf denen sonst die Pferdemärkte stattgefunden hatten. Am Sonntagmorgen hatte die Kreisleitung immer noch keinen Räumungsbefehl erwirken und ausgeben können. Und erst, als der Gegner nun wirklich in die Kirchspiele Groß-Schirrau und Plibischken eingebrochen war, wurde endlich die Treckerlaubnis erteilt.

Angeblich ist noch gegen 10 Uhr durch Lautsprecher verkündet worden, daß keine Gefahr bestehe. Doch bald darauf wurde Sturm geläutet, daß

Wehlau, und zwar mit Marschrichtung Süden, beschleunigt zu räumen sei. Nur die dafür bestimmten Beamten und Angestellten der Behörden, vor allem aber der Post, hätten noch zu bleiben. Im Laufe des Tages würden noch Züge eingesetzt werden für solche, die auf Fahrzeugen keinen Platz mehr finden.

Die Stadt glich an diesem Tage einem Ameisenhaufen. Die Straßen waren völlig verstopft und besonders an der Allebrücke gab es Stauungen. Von der Wehrmacht war so gut wie nichts zu sehen, nur einige Pioniere bereiteten die Eisenbahnbrücke zur Sprengung vor.

Es war kein stilles Abschiednehmen von der liebgewordenen Heimat, sondern ein hastiges Zusammenraffen der notwendigsten Gegenstände und eine sorgenvolle Suche nach einer Fahrgelegenheit. Mittags verkehrte noch ein fahrplanmäßiger Zug nach Königsberg. Auf dem Bahnsteig standen am Nachmittag Hunderte, die noch mit dem Zug fort wollten. Nach dringendsten telefonischen Vorstellungen des Kreisbürodirektors Strehlau bei dem Regierungspräsidenten Hoffmann — beim Oberpräsidium — lief endlich am späten Abend noch ein Güterzug ein und nahm die Harrenden in drangvoller Fülle mit. Es muß an dieser Stelle den Beamten der Bahn und der Post für ihre Pflichttreue eine besondere Anerkennung ausgesprochen werden. Auch die Beamten des Kreises und der sonstigen Behörden packten noch angeblich wichtige Akten zusammen, verstauten sie in Wagen, um sie dann später doch irgendwo liegen lassen zu müssen. Die Geheimakten des Kreises wurden am 20./21. Januar 1945 verbrannt.

Superintendent Zachau hielt noch am Sonntagnachmittag einen letzten Gottesdienst in der alten Pfarrkirche ab und segnete seine Konfirmanden ein. Dann hielt er noch eine Trauerfeier in der Friedhofskapelle für sechs Verstorbene — meist Flüchtlinge — damit diese noch in der Heimaterde eine würdige Bestattung fanden. Superintendent Zachau glückte die Flucht nicht mehr. Er geriet in russische Gefangenschaft, aus der er 1946 zurückkehrte.

Inzwischen war auch für andere Teile des Kreisgebietes die Räumerlaubnis erteilt, meist in letzter Stunde und für viele zu spät. In Allenburg wurde sie am Sonntag, dem 21. Januar, gegen 18 Uhr ausgesprochen. Bürgermeister Moeller verließ seine Heimatstadt in den Morgenstunden des 22. Januar.

Über die Räumung von Tapiau berichtet Maschinenmeister Herm. Ewert:

„Am Abend des 21. Januar wurde der Räumungsbefehl für die ganze Stadt gegeben. Am Montag, dem 22., waren die Straßen mit Flüchtlingen, Trecks, Wehrmachtsfahrzeugen und Geschützen verstopft. In aller Eile wurde nun auch die noch mit etwa 300 Patienten belegte Heil- und Pflegeanstalt geräumt. Da weder Fahrzeuge noch Züge zur Verfügung standen, marschierte alles — bis auf die zurückbleibenden Bettlägerigen

— zu Fuß nach Königsberg, wo nur noch etwa 100 Männer und 30 Frauen ankamen."

Den Einwohnern von Taplacken, soweit sie nicht auf den Fahrzeugen der Domäne unterkommen konnten, war von der Kreisleitung für den 21. Januar ein Lkw zur Abholung zugesagt worden. Sie postierten sich an der inzwischen menschenleer gewordenen Reichsstraße 1 mit ihrem Handgepäck. Trotz stundenlangen Wartens erschien das versprochene Fahrzeug nicht, während der Gefechtslärm immer näher kam. Schließlich brauste am späten Nachmittag aus Richtung Insterburg ein Lkw der Wehrmacht heran. Dieser nahm in größter Eile, da die Russen hinter ihnen waren, nur die Menschen mit, während das Gepäck zurückbleiben mußte.

Überhaupt ist zu sagen, daß die Wehrmacht sich nach Kräften bemühte, den Flüchtlingen zu helfen und daß angesichts des völligen Versagens der Parteigewaltigen das Unheil sonst noch viel größer geworden wäre.

Nach weiter vorliegenden Berichten sind angeblich die Köthener bereits am 20., die Großudertaler am 22. getreckt. Auch Moterau treckte am 22. Januar mittags, während sich nachmittags 4 Uhr des 21. Januar das Kirchspiel Gr.-Engelau zur Räumung entschloß, da mit Wehlau keine telefonische Verbindung mehr zu erreichen war.

Die Treckerlaubnis für Groß-Plauen soll erst am 22. ausgesprochen worden sein. Niemand verläßt gern seine Heimat, und so ist es nicht verwunderlich, wenn viele — insbesondere die Landbevölkerung — auch noch nach der Räumerlaubnis bis zur letzten Stunde gewartet haben, immer in der Hoffnung, daß vielleicht doch noch eine Wendung zum Besseren eintreten würde.

Man kann die Stimmung dieser Leute, die ihren altererbten Besitz, in dem der Fleiß von Generationen steckte, von heute auf morgen verlassen mußten, verstehen.

Noch einmal wurde das notgedrungen zurückbleibende Vieh gefüttert und losgebunden, die Scheunen mit den Futtervorräten geöffnet und dann ging es in eine ungewisse Zukunft. In den letzten Tagen und Nächten vor dem Aufbruch wurden noch viele Wertsachen vergraben, in deren Aufspüren sich später die Russen als Meister erwiesen.

Nicht allen ist diese Flucht geglückt. Die Straßen waren derart verstopft, daß nach einem Bericht der Marsch von Wehlau nach dem 15 km entfernten Allenburg 20 Stunden dauerte. Noch schlimmer aber sah es nördlich des Pregels aus, wo die Reichsstraße 1 von Oppen nach Tapiau für die Wehrmacht freigehalten werden mußte. Hier wurden infolge des ungestümen Vordringens der Russen ganze Treckkolonnen überrollt, worbei sich grauenhafte Szenen abspielten.

Hierüber berichtet Erziehungsdirektor Otto Meyhöfer, Altwalde:

„Wir mußten die Reichsstraße 1, die freigehalten werden sollte, bei Oppen kreuzen und kamen so in den nördlichen Bogen Poppendorf—Grünhayn—Friedrichstal—Tapiau. Da auch die Straße von Friedrichstal nach Tapiau gesperrt war, standen die Trecks zu vielen Tausenden in diesem Bogen und auf den Anfahrtstraßen zu ihm. Bis nachmittags 2 Uhr waren wir, uns schrittweise vorschiebend, bis Grünhayn gelangt. Das wurde nur dadurch möglich, daß sich die Wagen auf der Straße Grünhayn—Friedrichstal bis zu drei nebeneinander aufreihten.

Russische Artillerie schoß über unsere Trecks hinweg, unsere Artillerie antwortete aus Richtung Tapiau; wir standen also zwischen den Fronten. Es war zum Glück diesig mit leichtem Schneefall, so daß die russischen Flieger uns nichts antun konnten.

Gegen 15 Uhr ging ich mit meiner Tochter und drei Bürogehilfinnen nach vorn, um nach dem Grund der Verstopfung zu sehen; als wir zu Fuß in Tapiau eintrafen, kamen uns schon Leute von den Trecks nachgelaufen und erzählten, daß russische Panzer die Trecks überfallen hätten. Es hätte hierbei Tote und Verwundete gegeben. Plötzlich wären auch in Grünhayn Panzer aufgetaucht und hätten wahllos in die Trecks hineingeschossen. Diese Trecks, hauptsächlich mit der Bevölkerung des Kirchspiels Grünhayn, sind also alle in die Hände der Russen gefallen, soweit sie nicht weiter nördlich über die Deime gegangen sind."

Auch viele Flüchtlinge, die im Sanditter Wald Schutz gesucht hatten, wurden dort aufgespürt und abgeführt.

Wenn der Räumungsbefehl auch nur einen Tag früher ausgesprochen und der Abtransport in geregelte Bahnen gelenkt worden wäre, hätte sich all dieses Leid vermeiden lassen. Das alles geht letzten Endes auf das Schuldkonto des brutalen Gauleiters Koch. Dieser hat sich später noch gerühmt, Hunderttausenden der ihm anvertrauten Ostpreußen die Flucht über das Haff und über See ermöglicht zu haben.

Doch zurück zu dem weiteren Ablauf der Kampfhandlungen im Kreisgebiet:

Im Norden stießen die Russen am Montag, dem 22. Januar, an einigen Stellen bis zur Deime vor, die ihnen ein gewisses Hindernis bot. Vorsorglich war durch einen Eisbrecher eine Rinne gebrochen worden, so daß das Übersetzen für Fahrzeuge, besonders für Panzer, Schwierigkeiten bereitete.

Bereits am 22. Januar — gegen 21 Uhr — drang ein russischer Stoßtrupp in Klein-Schleuse ein, wurde jedoch wieder über die Deime zurückgeworfen. Am Westufer der Deime war inzwischen eine schwache Front durch das Volkssturm-Bataillon Tapiau in Verbindung mit Standorttruppen der Wehrmacht und der Schutzpolizei-Dienstabteilung Tapiau in den vorhandenen Bunkerbefestigungen aufgebaut worden. Das Volkssturm-Bataillon Tapiau war augenscheinlich nicht so straff organisiert

wie das Bataillon Wehlau 2. Viele Männer wurden im entscheidenden Augenblick entlassen, um in ihren Heimatdörfern die Trecks zu organisieren. Vor allem fehlten schwere Waffen, um gegen Panzerangriffe gerüstet zu sein.

In letzter Stunde wurde dieses drei Kompanien starke Volkssturm-Bataillon Hptm. d. R. Raethjen, Hasenberg, in die Hand gedrückt. Nach einem Bericht des Standortoffiziers von Tapiau, Major d. R. Schweighöfer, standen für den Abschnitt Tapiau—Goldbach auf etwa 15 km zur Verfügung: Ein Pak-Zug am Deimeknie in Tapiau, drei Batterien der Art.-Ers.-Abt. 1 dicht nördlich von Tapiau und weiter nördlich zwei schwere Batterien der Festung Königsberg.

1914 war es möglich gewesen, mit einigen Landsturm-Bataillonen der Hauptreserve Königsberg die Deimefront wochenlang zu halten. Bei den damaligen Kämpfen wurde Tapiau durch Artillerie-Beschuß schwer in Mitleidenschaft gezogen. Diesmal sollte dem forciert angreifenden Gegner die Überwindung der Deime auf Anhieb gelingen.

Die ostwärts der Deime liegenden deutschen Brückenköpfe wurden bereits am Morgen des 23. Januar eingedrückt und der Gegner stieß an diesem Tage bei Goldbach und Moterau über die Deime vor.

Am 21. Januar war in Tapiau Generalmajor Gorn, der Kommandeur der im August 1944 in Ostpreußen neu aufgestellten 561. VG-Division eingetroffen und übernahm den südlichen Deime-Abschnitt einschließlich Tapiau. Diese Division hatte sich in geschickter Weise ohne größere Verluste von der Memel ostwärts Ragnit über Labiau abgesetzt. Nördlich von Goldbach bezog die 548. VG-Division unter Generalmajor Sudau die Deime-Stellung. Beide Divisionen unterstanden dem IX. A.K. Der Volkssturm wurde zu anderer Verwendung herausgezogen.

Inzwischen war der Gegner mit starken Kräften auch gegen Wehlau vorgestoßen. Augenscheinlich gelang es zuerst der russischen Infanterie, von Osten her südlich des Pregels in Wehlau am Vormittag des 22. Januar (Montag) einzudringen. Die maßgebenden Dienststellen — Kreisverwaltung, Rathaus und Post — räumten erst, als sie vom Kirchturm bzw. vom Turm des Kreishauses die Russen in breiter Front angreifen sahen.

Hierzu berichtet Kreisbürodirektor Strehlau von der Kreisverwaltung Wehlau:

„Fräulein Gehrmann vom Postamt Wehlau, die in jenen kritischen Tagen und Stunden neben den Vorrang habenden militärischen Gesprächen auch die dringenden Telefonate des Kreises schnell und umsichtig dazwischenschob, telefonierte mit mir zum letzten Male am Montag, dem 22. Januar 1945, um 9 Uhr herum. Dieses letzte Gespräch besagte, daß das Postamt den Fernsprechbetrieb sogleich einstellte, weil es weisungsgemäß noch die allerwichtigsten Teile der Fernsprechanlage lähmen müsse, damit der vor den Toren Wehlaus stehende Russe sie

sich nicht sofort dienstbereit machen könne. Ich bat Frl. Gehrmann, mir die Verbindung noch für einige Minuten zu belassen, damit ich noch schnell alle örtlichen Behörden diesbezüglich verständigen könne. Trotz der kritischen Situation entsprach Frl Gehrmann meiner Bitte sofort. Von den von mir sodann angerufenen amtlichen Stellen meldete sich nur das Rathaus. Am Telefon war Stadtinspektor Werbing und mit ihm das auf dem Rathause tätige Frl. Stahl. Dies waren meine letzten amtlichen Telefongespräche am Montag, dem 22. Januar 1945, zwischen 9 und 9.30 Uhr, bevor auch ich das Kreishaus und somit auch die Heimat verlassen mußte."

Wie weit der erste Vorstoß des Gegners ging, konnte nicht festgestellt werden. Augenscheinlich gelang es ihm aber, das Pionierkommando an der Pregelbrücke zu überraschen — diese erwarteten den Gegner wohl von Norden — so daß die Sprengung der Brücke unterblieb und für die Panzer frei war. Hingegen glückten noch die Sprengungen der Eisenbahnbrücke sowie der erst einen Tag alten Behelfsbrücke über die Alle.

Nach vorliegenden Berichten haben in Wehlau im Laufe des Tages heftige Straßenkämpfe getobt und es gelang vorübergehend, die Russen wieder herauszuwerfen. Welche Verbände dabei beteiligt waren und wie sich der Kampf um Wehlau im einzelnen abspielte, war nicht zu ergründen.

Vermutlich waren daran und den anschließenden Kämpfen südlich von Wehlau das Panzer-Regiment 31 der 5. Panzer-Division unter Oberst Hoppe und die Kampfgruppe Knebel beteiligt.

Diese hatte zunächst den Auftrag, den Übergang russischer Verbände zwischen Wehlau und Tapiau über den Pregel zu verhindern.

Sie setzte sich aus dem Stammpersonal der in Tapiau liegenden Kampfschule der 3. Panzer-Armee, Alarmeinheiten und Volkssturm zusammen.

Wehlau war gegenüber den sich immer verstärkenden russischen Kräften nicht zu halten und ging vermutlich am Abend des 22. Januar endgültig verloren.

Bei den Kämpfen erlitt die Altstadt schwere Zerstörungen. Nach einem Bericht wurden etwa 50 dort gebliebene Zivilisten zunächst in der Kirche eingesperrt.

Am 22./23. Januar war es dem Gegner gelungen, auch ostwärts der Alle nach Süden bis in die Gegend von Koppershagen vorzustoßen und die westlichen Absetzbewegungen des XXVI. AKs und des F.Pz.Ks. „H.G." zu stören. Er stieß auch in westlicher Richtung südlich des Pregels vor und konnte am Abend des 23. Januar den Bahnhof Tapiau erreichen. In diesem Raum scheinen besonders schwere Panzerkämpfe getobt zu haben, über die jedoch nichts Näheres zu erfahren war.

Der 24. Januar war wieder ein ausgesprochener Großkampftag, an dem unsere schwachen, zusammengewürfelten Kräfte immer wieder ver-

suchten, den übermächtigen Gegner aufzuhalten. Bisher war es noch gelungen, die Straße Mulden—Krugdorf—Allenburg als Rückzugsweg des XXVI. A.Ks. mit der 1. Inf.-Div., der 56. Inf.-Div. und Restteilen der 349. und 549. VG.-Div. sowie der 2. F.-Pz.-Div. „H.G." freizuhalten und die Allebrücken bei Allenburg und Leißienen zu sichern, während weiter südostwärts noch die Masuren-Kanal-Stellung gehalten werden konnte.

An diesem Tage jedoch überschritt der Gegner in breiter Front die Alle unterhalb der Stadt Allenburg, die nach hartem Kampf verloren ging. Vermutlich gelang es noch in letzter Stunde, die beiden Allebrücken zu sprengen. Nach einem Bericht soll Leißienen bereits in den Abendstunden des 23. Januar vom Gegner besetzt worden sein, während am 24. Januar Angriffe von Osten aus Paterswalde dreimal von deutscher Infanterie und Volkssturm zurückgeworfen werden konnten. Jedoch sind diese Zeitangaben fraglich. Das gleiche gilt von einem Bericht, nach dem einzelne feindliche Panzer bereits am 22. Januar nachmittags westlich von Paterswalde und abends ostwärts von Groß-Engelau aufgetaucht seien. In diesem ausgesprochenen Kampfgebiet wurden große Zerstörungen und Verwüstungen angerichtet.

In den frühen Morgenstunden des 24. Januar war es Oberst Knebel in persönlichem Einsatz gelungen, den Bahnhof Tapiau wieder freizukämpfen. Bei dem anschließenden Versuch, sich dem Gegner an der Straße Sielacken—Romau vorzulegen, erlitt er — in seinem SPW aufrecht stehend und in einen Pulk Russen hineinfahrend — aus nächster Entfernung eine tödliche Verwundung. In einer Ergänzung zum Wehrmachtsbericht hieß es:

„Der Löwe von Wehlau

Führerhauptquartier im Februar 1945:

Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz an Oberst Ernst Knebel, Kommandeur einer Armee-Waffenschule, als 744. Soldaten der deutschen Wehrmacht. Oberst Knebel hatte Mitte Januar 1945 als Kampfkommandant den Marktflecken Schillen an der Bahnlinie Insterburg—Tilsit mit Alarmeinheiten und Troßsoldaten gehalten, bis er den Befehl erhielt, sich durch den Feind zurückzukämpfen.

Vier Tage später behauptete er mit Volkssturm- und Alarmeinheiten tagelang die Linie Wehlau—Tapiau und trug damit dazu bei, daß der Zusammenhang der Front zwischen den Masurischen Seen und dem Kurischen Haff gewahrt blieb."

Die Führung der „Kampfgruppe Knebel" übernahm dann Hauptmann Walter.

Auch an der Deime-Front war am 24. Januar die Verteidigung zusammengebrochen. Um Tapiau selbst und Moterau wurde noch erbittert gekämpft, jedoch war dem Gegner bei Goldbach ein Einbruch gelungen, der nicht mehr abzuriegeln war.

Ungehindert durchstießen die russischen Panzer den Nordteil des Kreises und erreichten über Wilmsdorf—Groß-Udertal—Stampelken die Greibener Forst. Auch in diesem Gebiet sollen Überrollungen von Trecks vorgekommen sein.

Nach Überwindung der Abwehr an der Alle und der Deime stieß der Gegner am 25. Januar zügig durch das westliche Kreisgebiet vor. Lediglich der Südteil des Kreises mit Groß-Engelau—Hanswalde—Friedrichsdorf konnte noch bis zum 26. Januar gehalten werden, während Friedland erst am 28. Januar besetzt wurde.

Der Versuch, die durch den Ostteil des Frischings führenden Stellungen auch nur rechtzeitig zu besetzen, mißlang. Man muß dabei an die — mit amerikanischer Hilfe — starke Motorisierung der russischen Kampfverbände denken, während die deutsche Infanterie auf ihre eigenen Füße angewiesen war. Dazu kam die Ungunst der winterlichen Witterung und die Schwierigkeit, die zugewiesenen, völlig verschneiten Kampfstände überhaupt zu finden.

Was sich im einzelnen südlich des Pregels abspielte, darüber gibt der Bericht von Major d. R. Lewinski von der 56. Infanterie-Division eine ebenso lebendige wie aufschlußreiche Auskunft.

Danach gelang den Russen ein Panzerdurchbruch dicht nördlich des Zehlauer Bruchs entlang des Teichgestells, während die abgekämpften und zersplitterten eigenen Verbände sich, von allen Seiten bedroht, durch den Frisching absetzten. Immer wieder stießen sie dabei auf bereits vom Gegner besetzte Ortschaften, die entweder umgangen oder durchkämpft werden mußten. Auch zwischen dem Frisching und dem Pregel stieß der Gegner, zeitweise noch aufgehalten durch Teile der 5. Panzer-Division und Reste der Kampfgruppe Knebel über Pregelswalde—Gauleden am 25. Januar bis Groß-Lindenau und Groß-Ottenhagen über die westliche Kreisgrenze vor. Die 5. Panzer-Division hielt noch am 25. Januar stützpunktartig den Raum südlich des Pregels von Pregelswalde ab. Die Deime- sowie die Pregelbrücke bei Tapiau konnten wenigstens teilweise gesprengt werden.

Angesichts der bedrohlichen Lage im Süden wie im Norden war auch das weitere Halten der Front von Tapiau bis Moterau unmöglich geworden. Beide Orte wurden immer wieder hartnäckig angegriffen und mit starkem Artilleriefeuer belegt.

Augenscheinlich in der Nacht vom 24./25. Januar löste sich die mit anderen Verbänden — zum Teil der 69. Infanterie-Division und der 548. VGD — vermischte 561. VG.-Division aus ihren Stellungen, hart bedrängt von dem sofort nachstoßenden Gegner.

In einer Meldung heißt es:

„Am 25. mußte die 54. VG.-Division, die bei Moterau über die Deime übergesetzten Gegner in schwungvollen Gegenangriff geworfen hatte, in beiden Flanken bedroht, nach Westen zurückgenommen werden."

Auf den nach Westen führenden Straßen, der Reichsstraße 1 und der über Bartenhof—Willkühnen, zogen neben den Trecks endlose Kolonnen der Wehrmacht, Volkssturm und Versprengte, die an manchen Stellen von den Verfolgern eingeholt wurden. Ein Treck aus Groß-Udertal, der dieses Dorf am 22. Januar verlassen hatte, wurde wenige Tage danach auf Gut Amalienhof von den Russen überrascht.

Am Abend des 25. Januar hatte der Gegner bereits die westlich der Kreisgrenze liegenden Orte Heiligenwalde, Willkühnen, Kaymen und Sielkeim erreicht. Über die harten Kämpfe um Moterau gibt ein Angehöriger der 69. Infanterie-Division folgende Schilderung ab:

„Am 22. Januar überschritten wir die Deime bei Groß-Schleuse, nachdem wir in einem Wald nördlich Wehlau mehrere Fahrzeuge unserer I. Abteilung des Artillerie-Regiments 169 zerschossen angetroffen hatten. Unsere 2. Batterie war noch einsatzfähig und wurde der 561. VG.-Division unterstellt. Ich selbst wurde als V.B. (vorgeschobener Artillerie-Beobachter) in Moterau eingesetzt. Die Kämpfe um Moterau dauerten drei Tage, unsere Verluste waren hoch. Moterau wechselte fünf- bis sechsmal seinen Besitzer. Die Brücke war in der Eile von unseren Pionieren nicht gründlich gesprengt, so daß der Russe mit Infanterie noch übersetzen konnte. Für den Kampf um Moterau wurden mir drei Sturm- und Nahkampftage angerechnet.

Dauernd in Feindberührung, erreichten wir Ende Januar den Stadtrand von Königsberg. Der Marsch führte uns über Neuendorf—Pomedien und dann vorbei an von russischen Panzern überrollten Flüchtlingstrecks, die einen grauenvollen Anblick boten."

An der Reichsstraße 1 gelang es, das ungestüme Vordringen des Feindes zeitweise durch Riegelstellungen abzustoppen. Die Reste des Tapiauer Volkssturm-Bataillons wurden dabei entlang des Pregels eingesetzt, um Übergangsversuche des Gegners, der sie südlich des Pregels bereits überflügelt hatte, zu verhindern. Was von den beiden Volkssturm-Bataillonen noch übrig geblieben ist, soll später im Raum von Pillau—Fischhausen im Einsatz gewesen sein.

Die übriggebliebenen Wehlauer und Tapiauer Volkssturmmänner wurden in der 2. Kompanie des Volkssturm-Bataillons „Schwalbenberg" zusammengefaßt, deren Führung Bügermeister Mattern, Tapiau, übernahm. Anfang März nach Königsberg verlegt, geriet das Bataillon und damit auch die 2. Kompanie bei der Kapitulation am 9. April in russische Gefangenschaft.

Aus dem russischen Wehrmachtsbericht vom 26. Januar 1945:

„In Ostpreußen wurden die Städte Tapiau, Allenburg, Nordenburg und Lötzen durch die 2. Weißrussische Front besetzt." Der russische Bericht vom 24. meldet die Einnahme von Wehlau und Tapiau.

Sie überquerten den Pregel und die Deime.

Aus den deutschen Wehrmachtsberichten vom 24. Januar 1945:

„Insterburg ging verloren. Am Pregel und an der Deime wurden Übersetzversuche des Feindes abgeschlagen."

Vom 25. Januar 1945:

„Zwischen Allenburg und dem Kurischen Haff konnten russische Durchbruchsversuche vereitelt werden."

Vom 26. Januar 1945:

„Der Versuch des Feindes, über den Pregel und die Deime den Durchbruch nach Königsberg zu erzwingen, wurde abgeschlagen."

Vom 27. Januar 1945:

„Nördlich der Masurischen Seenplatte bis zum Kurischen Haff schwere Kämpfe mit den Russen, die unter starkem Schlachtfliegereinsatz an der Straße Nordenburg—Gerdauen und östlich Königsberg nach Westen Boden gewinnen konnten."

Die Hauptfluchtwege der Bevölkerung des Kreises Wehlau führten über Friedland—Pr.-Eylau in den Heiligenbeiler Kessel und von dort über das Eis des Frischen Haffs und die Frische Nehrung über die Weichsel nach Danzig und Pommern.

Wer bis zum 5. März nicht Stettin erreicht hatte, fiel in Pommern dem Gegner bei seinem Vorstoß zur Ostsee in die Arme.

Manche fluteten auch nach Danzig-Gotenhafen zurück ... jedoch nicht allen gelang es, ein rettendes Schiff zu finden. Auf See konnte man einem U-Boot-Angriff zum Opfer fallen. So ertrank der bekannte Rittergutsbesitzer von Weiß, Gr.-Plauen, mit Frau am 19. Februar beim Untergang des Schiffes „Konsul Cords" mit etwa zweihundert anderen Flüchtlingen. Der Groß-Plauener Treck — die Instleute wollten sich trotz des Abratens durch von Weiß von ihrem Gepäck nicht trennen und weitertrecken — ist gänzlich verschollen.

Der andere Fluchtweg führte ins Samland und nach Königsberg. Bereits auf dem Weg dahin wurden viele Flüchtende von den Russen eingeholt und mußten Furchtbares erdulden. Man lese nur die Veröffentlichung des Vertriebenen-Ministeriums, „Die Dokumentation der Vertreibung", um sich eine Vorstellung von der unmenschlichen Behandlung der Zurückgebliebenen machen zu können. Im Kreisarchiv liegen mehrere derartige Berichte.

Wer nun glücklich ins Samland oder nach Königsberg gelangt war, bemühte sich, nachdem der Fluchtweg über Elbing bereits am 23. Januar gesperrt war, nach Pillau und von dort über See ins Reich zu kommen. Dieses gelang zwar der Mehrzahl, aber durchaus nicht allen. Königsberg selbst wurde bereits am 30. Januar eingeschlossen, dann am 19. Februar wieder freigekämpft. Inzwischen hatten sich in Pillau Zehntausende versammelt, die trotz der Gefährlichkeit des Seeweges auf einen Abtransport warteten. Dorthin blickten auch die im Samland Hängengebliebenen mit Sehnsucht, soweit sie überhaupt die Linie Powayen—Thierenberg—Pobethen—Neukuhren hatten erreichen können. Auch wer glücklich in Pillau gelandet war, war noch nicht sicher, nun wirklich an Bord eines

Schiffes zu gelangen. Viele, denen das ungemütliche Leben in der unter ständigen Luftangriffen liegenden Seestadt zu aufreibend wurde, kehrten wieder in die besseren Quartiere nach Königsberg oder ins Samland zurück, um dann dort am 9. Mai bei der Kapitulation oder beim Endkampf im Samland in der Zeit vom 16. bis zum 25. April in russische Hände zu fallen, sofern sie nicht bereits vorher eine gnädige Kugel von all dem Leid erlöst hatte oder sie selbst den Freitod gewählt hatten.

Aber auch wer in Pillau wirklich ein Schiff gefunden hatte, wurde in der Regel in Gotenhafen (bis Ende März) und später in Hela ausgebootet. Viele kamen von dort nicht mehr weiter und fielen hier den Russen in die Hände. Fast alle jedoch hatten unterwegs ihr Gepäck irgendwo stehen lassen müssen und waren froh, überhaupt das nackte Leben gerettet zu haben. Zu Tausenden hatten auch die Wehlauer ihre Wagen im Samland, im Heiligenbeiler Kessel, auf der Frischen Nehrung, im Danziger Gebiet, in der Tucheler Heide oder in Pommern stehen lassen müssen. Nur wenigen gelang es — wie einem im Kirchspiel Groß-Schirrau untergebracht gewesenen Schloßberger Treck — noch rechtzeitig die Oder zu überqueren. Aber auch diese mußten dann in Westpommern oder Mecklenburg ihre Einverleibung in die „Ostzone" über sich ergehen lassen.

Nach der amtlichen Zählung vom 17. Mai 1939 hatte der Kreis Wehlau 50 236 Einwohner. Es ist in unendlicher Kleinarbeit gelungen, nach der Flucht davon 40 138 namentlich zu erfassen, wenn auch im einzelnen ihr Verbleib nicht in allen Fällen hat aufgeklärt werden können. Nach den Berechnungen des Bundesvertriebenen-Ministeriums sind im russisch verwalteten Teil Ostpreußens einschließlich Königsberg Pr. etwa 250 000 bis 300 000 Menschen zurückgeblieben, davon mit Sicherheit auch mehrere Tausend im Kreis Wehlau. Dabei handelt es sich um Kreisangehörige, die die Flucht nicht erst angetreten haben oder nachdem sie auf der Flucht von den Russen überrollt worden waren, wieder zurückgeschickt worden sind. Das Schicksal dieser Kreisangehörigen bleibt zum überwiegenden Teil im dunkeln.

Fluchtberichte

1. Fluchtbericht RE, Allenburg

Am 13. Januar 1945 begann der Russe seine große Winteroffensive, die Ostpreußens Schicksal wurde. Bangen Herzens lauschten wir am Rundfunk: „Gumbinnen vom Feind genommen, Anrücken auf Insterburg." Unaufhörlich ergoß sich der Flüchtlingsstrom in unseren Kreis. Es kam der Sonnabend, der 20. Januar 1945. In Wehlau herrschte ein unheimliches Gewimmel von Flüchtlingen. Wir fuhren mittags nach Dienstschluß nach Hause. Auch in unserem Städtchen Allenburg große Aufregung.

Müssen wir auch fort, oder bleiben wir? Die Frage beherrschte jeden. In jedem Haus standen Koffer und Kisten gepackt. Am Montag sollte ein Evakuierungszug fahren. Jedoch der Russe war schneller. Am Sonntagabend etwa um 21 Uhr wurde der Befehl ausgegeben, daß die Stadt bis 22 Uhr zu verlassen sei. Wie ein Blitz schlug es in unsere Herzen und lähmte unser Denken, so daß wir das Unfaßbare dieser Tatsache nicht begreifen konnten; hieß es doch Wohnung, Hab und Gut zurückzulassen, die Heimat, die lieben Stätten der Kindheit und des Glückes aufgeben. Damals hofften wir noch auf ein Wiedersehen, und diese Hoffnung ließ uns im Abschiedsschmerz zwar weinen, aber nicht verzweifeln.

So ergriff jeder das, was er tragen konnte, und machte sich zu Fuß auf den Weg nach Friedland. Wer Glück hatte, wurde von Wehrmachtsfahrzeugen mitgenommen. Wer selbst Pferd und Wagen besaß, fuhr mit diesen und nahm Bekannte mit.

Es war eine kalte Winternacht, zu dem hohen Schnee schneite es immer noch mehr, als wir, die Großeltern, Mutti und ich uns auf den Weg machten. Einige Koffer und Taschen zogen wir auf dem Handwagen hinter uns her. So stapften wir mühsam Schritt für Schritt den beschwerlichen Weg, desgleichen die alten Großeltern mit ihren 75 Jahren.

In den ersten Morgenstunden erreichten wir F r i e d l a n d. Hier staute sich die Menge der Flüchtlinge. Alle hofften, daß von hier ein Zug abgehen würde. Und wirklich wurde durchgesetzt, daß am Montagnachmittag ein Triebwagen nach B a r t e n s t e i n fuhr. Doch, wo sollten wir hier unterkommen? Alle Auffanglager waren überfüllt. Da erbarmte sich unser eine uns von früher bekannte Familie und nahm uns alle vier auf. Jedoch schon eine Woche später, am 28. Januar, hieß es weiterziehen. Bartenstein mußte geräumt werden. Ein Wehrmachtstroß nahm uns mit. In der Nacht bei einer Kälte von 28 Grad fuhren wir nach P r . - E y l a u. Hier wurden wir in Baracken, die zu der Kaserne gehörten, untergebracht. Unser Essen erhielten wir von den Soldaten. Als wir dieses Quartier verlassen mußten, waren wir eine Nacht in einem Privathaus, in dessen Keller wir unsere Koffer stehenließen, als wir die Stadt verlassen mußten. Als schon russische Flieger die Stadt bombardierten, fuhren wir mit einem Wehrmachts-Lkw bis Zinten.

In Z i n t e n herrschte großes Durcheinander, an ein Unterkommen war nicht zu denken. Wir blieben auf dem Bahnhof, die Großeltern in einer überfüllten, aber doch warmen Baracke, Mutti und ich im Bahnhofsgebäude in der Hoffnung, daß doch ein Lazarettzug uns mitnehmen würde. In der nächsten Nacht schlug eine Bombe in der Nähe der Baracke ein, so daß die Baracke beschädigt wurde. Wir verbrachten den Rest der Nacht in einem Laufgraben, der knöchelhoch mit Schlamm bedeckt war. Am Morgen bemühten wir uns erneut, mit einem Lazarettzug mitzukommen, vergebens. Wir wollten zu Fuß die Stadt verlassen, kamen aber nicht weit, als wieder die Sirenen ertönten. Kaum waren wir in

einem Bunker, als auch schon die Bomben fielen. Eine von ihnen traf den Bunker etwa zwanzig Meter von der Stelle, an der wir saßen. Es entstand eine Panik, alles wollte durch den noch nicht freigegebenen Ausgang. Dann kletterten wir durch das entstandene Loch ins Freie, und eilten, so schnell es ging, aus der brennenden Stadt, über Leichen und Trümmer. Unser nächstes Ziel war Heiligenbeil, das wir nach einer Übernachtung in einem Forsthaus am nächsten Tag mit einem Lkw erreichten. In Heiligenbeil fanden wir für die nächsten Tage Aufnahme am Rande der Stadt in einem Bauernhaus. Am 7. Februar wollten wir von Leissunen aus über das Frische Haff gehen und reihten uns in den endlos langen Strom der Flüchtlinge ein. Es war ein mühsames Vorwärtskommen auf einem fast grundlosen Weg. Wie groß war unsere Freude, als wir plötzlich liebe Freunde aus Allenburg trafen, mit denen wir von da an zusammen blieben.

In Leissunen regelten Volkssturmmänner und Polizisten den Übergang über das Haff. Alte Leute, so auch unsere Großeltern, wurden auf Wagen gesetzt; wir mußten zu Fuß gehen. Unser Handgepäck zogen wir jetzt auf einem Schlitten mit uns, so wurde unser Weg über das Eis etwas erleichtert. Doch welch ein Weg! Eingesunkene Wagen und Autos, verstreutes Hab und Gut, tote Pferde, ja, auch tote Menschen, die von Tieffliegern getroffen waren, bedeckten das Eis. Dazu dröhnten über unseren Köpfen die Geschosse der Schiffsartillerie, die den Feind auf dem Festland beschossen.

In Narmeln gingen wir auf die Nehrung, aber die Großeltern, die wir hier treffen wollten, fanden wir nicht mehr; wir haben sie nie mehr wiedergesehen.

In den nächsten Tagen setzten wir unseren Fußmarsch auf dem Eis des Haffes fort und berührten Kahlberg und Bodenwinkel. Hier endete das Haff, und wir mußten zusehen, wie wir unser Gepäck weitertransportierten, denn der Schlitten hatte nun keine Aufgabe mehr auf dem Land. Wir kamen nach Stuthof, das überfüllt war und wo keine Möglichkeit zum längerem Aufenthalt bestand. Darum gingen wir weiter in Richtung Danzig und wurden von einem Lkw bis Danzig mitgenommen, wo wir Aufnahme in einem Auffanglager fanden und das erste warme Essen nach vielen Tagen bekamen. Doch bald ging es weiter. Man verfrachtete uns in Güterwagen und transportierte uns in unbekannter Richtung ab. Wir fuhren Stunden um Stunden, es war bitterkalt. Am Nachmittag schien das Ziel erreicht: Krockow in Westpreußen, nahe der Ostsee. „Hier ist das Ende der Welt", sagten wir, denn hier ging es nicht weiter als nur in die Ostsee. Mit Fuhrwerken wurden wir in die verschiedenen Dörfer gebracht. Wir selbst kamen in ein Dorf, das zum größten Teil von Kaschuben bewohnt war und fanden bei einem dieser Bauern Unterkunft. Das war am 12. Februar 1945.

Dadurch, daß Mutti recht krank war, waren wir gezwungen, hier zu bleiben. Und als sie wieder gesund war, war es zum Weitergehen zu

spät, der Kessel hatte sich geschlossen, wir waren ringsum vom Feind umgeben. Am 12. März verlief die Front durch unser Dorf. Die Soldaten rieten uns, ins nächste Dorf zu gehen, in dem mehr Deutsche waren. Wir taten es. Es war unser letzter Weg in „Freiheit". Am 13. März 1945 fand er ein Ende und ein viel qualvollerer und leidvollerer sollte beginnen, ein Weg, getrieben und gehetzt und verfolgt von einem unerbittlichen Feind, in dessen Gewalt wir nun gekommen waren.

2. Flucht über See

Von Eva Kuckuck aus Allenburg

Am 20. Januar 1945 fuhr ich mit dem fahrplanmäßigen Zug von Königsberg (Pr) nach Allenburg, Kreis Wehlau, um nach dem Hause meiner Eltern zu sehen und unsere dortige Einquartierung zu versorgen, da meine betagten Eltern sich bereits seit Ende Oktober bei meiner Schwester in Berlin befanden. Zum Sonntag, dem 21. Januar 1945, hatte ich eine Einladung nach dem Gut Gr.-Plauen angenommen und wurde bereits zum Mittagessen abgeholt. Ich hatte gebeten, spätestens um 17 Uhr wieder in Allenburg sein zu dürfen, da ich noch Flüchtlingsgut für meine Eltern packen wollte, das Einwohner unseres Hauses mitnehmen wollten. Es hieß, daß am Dienstag, dem 23. Januar, bestimmt ein oder mehrere Räumungszüge die Bevölkerung des Kreises Wehlau in Sicherheit bringen sollten. Es kam jedoch anders.

Herr von Weiß auf Gr.-Plauen, der gleichzeitig Bürgermeister der Gemeinde Plauen war, stand dauernd mit dem Landrat und der Kreisleitung Wehlau in Verbindung, um den Treckbefehl zu erreichen. Alle seine Vorstellungen, daß es bald zu spät wäre, fanden kein Gehör, der Landrat sagte einmal sogar: „Der Kreis Wehlau dürfe sich nicht auch noch auf die Landstraße begeben, an einer Stelle müsse ja schließlich damit Schluß gemacht werden." Dies war etwa um 15 Uhr. Ich hatte zur gleichen Zeit Gelegenheit, mich mit einer Sekretärin des Postamtes Wehlau telefonisch zu unterhalten, die mir bestätigte, daß unweit von Wehlau die ersten Russen gesehen worden seien und daß ein etwa acht Kilometer von Wehlau entfernt gelegenes Gehöft von diesen in Brand gesteckt worden sei.

Ich war um 17 Uhr wieder in Allenburg. Es mag eine Stunde vergangen sein, während der ich packte, als eine junge Frau zu mir kam und mich davon unterrichtete, daß soeben vom Bürgermeister der Befehl an die Bevölkerung gegeben worden sei, daß Allenburg bis 19 Uhr geräumt werden müsse. Ein Zug fuhr nicht, andere Fahrgelegenheit wurde nur schnell für die Ältesten bereitgestellt, alle anderen sollten zu Fuß nach Friedland wandern und sehen, ob und wie sie von dort weiterkämen.

Sofort begab ich mich ans Telefon — die Post blieb noch auf ihrem Posten — und berichtete Herrn von Weiß die neueste Lage in Allenburg.

Ihm war nichts von einem Räumungsbefehl bekannt. Er setzte sich sofort wieder mit dem Landrat in Verbindung und erreichte endlich wenigstens den Befehl: „Alles zum Treck bereithalten!" Getreckt werden durfte immer noch nicht!

Ich bat Herrn von Weiß, mit den Plauern trecken zu dürfen, und wurde am Sonntagabend wieder abgeholt. Wir packten noch die ganze Nacht, versahen uns für alle Fälle mit „Zyankali", um den Russen nicht in die Hände zu fallen, und warteten auf den Treckbefehl. Am 22. Januar 1945 um 9 Uhr war es dann endlich soweit, daß die Gemeinde Gr.-Plauen — mit einigen Ausnahmen der sich nachts schon eigenmächtig aus dem Staube gemachten Leute — geschlossen treckte. Auf dem vorgeschriebenen Wege war nicht mehr durchzukommen — wir mußten Nebenwege einschlagen. Infolge des Tauwetters kamen wir nur schrittweise vorwärts. Wir brauchten elf Stunden, um einen Weg von zirka zehn Kilometer zurückzulegen. Wir übernachteten in Kl.-Schönau in einem Gasthof, wo wir abwechselnd zu zweien mal auf einem Stuhl sitzen konnten. Beim Morgengrauen setzten wir unsern Weg fort. Soweit das Auge reichte, war jede Straße mit Flüchtlingswagen, wandernden Menschen, frei herumlaufenden Tieren übersät, ein trostloses Bild einer „Völkervertreibung". Immer wieder sah man in Graben gekippte Wagen, das Flüchtlingsgut verstreut, die Menschen, den Blick auf ihre letzte Habe noch einmal wendend, zu Fuß weiterwandern.

Den ganzen Weg begleitete uns das Böllern der Artillerie — ob es die feindliche oder unsere war, vermochte ich nicht zu unterscheiden. Die engste Berührung mit den feindlichen Truppen blieb uns gottlob erspart, auch Tiefflieger griffen uns nicht an.

Die zweite Nacht verbrachten wir in Lisettenfeld, Kreis Bartenstein. Wir lagen zu 40 Menschen auf der Erde in einem winzigen Raum, eingepfercht wie Sardinen in der Büchse, und waren trotzdem dankbar, daß wir uns etwas Warmes zu essen machen durften und uns einmal ausstrecken konnten.

Noch in der Nacht wurden wir davon unterrichtet, daß russische Panzerspitzen bis Elbing vorgedrungen seien, und uns der Rat erteilt, den Treck aufzugeben. Herr von Weiß entschloß sich nach Lage der Dinge sofort dazu, holte seine Leute zusammen und erklärte ihnen, daß Pferde, Wagen und Flüchtlingsgut bis auf Handgepäck und notwendige Essensvorräte der Wehrmacht übergeben würden und alle mit von der Wehrmacht zur Verfügung gestellten Lastwagen, die in Richtung Heiligenbeil—Zinten führen, mitfahren könnten. Zunächst waren die Plauer Leute und Siedlerfrauen damit einverstanden, aber etwa um 5 Uhr morgens erschien der Kämmerer und bat Herrn von Weiß, weitertrecken zu dürfen. Nur nach langem Zögern gab Herr von Weiß seine Einwilligung, da sich die Mehrzahl der Siedlerfrauen mit dem größeren Teil der Plauer Leute dazu entschlossen hatten. Wer nicht weitertrecken wollte, fuhr mit

uns mit den Wehrmachtwagen bis Königsberg oder in den Raum von Heiligenbeil—Zinten. Der Lastwagen, in dem ich fuhr, war so dicht besetzt, daß ich nur knapp auf einem Fuß stehen konnte. Entsetzlich war es, sehen zu müssen, wie kleinste Kinder erdrückt wurden oder erfroren und ihre Leichen von ihren Müttern einfach aus den Wagen geworfen werden mußten, da zum Aussteigen und Begraben keine Zeit blieb.

Das Ehepaar von Weiß sowie ihre Begleitung nahm ich in Königsberg zu mir und brachte sie in meiner Wohnung und den zum Teil bereits verlassenen Wohnungen des Hauses unter.

Erwähnen möchte ich noch, daß die Wagen des ganzen Trecks entweder von Siedlerfrauen oder von Polen geführt wurden, die umsichtig, hilfsbereit und fleißig waren. Auch die Polenfrauen kamen mit — es wollte keiner unter die Russen kommen. In Plauen blieb nur ein einziger Pole zurück, der im äußersten Falle das Vieh herauslassen sollte, das er so lange wie möglich zu betreuen hatte, und dem ein Fahrrad zur Verfügung stand, mit dem er sich dann selbst absetzen konnte.

Der Ring um Königsberg wurde immer enger, der Kanonendonner täglich deutlicher hörbar. Herrn von Weiß gelang es mit größter Mühe, einen Dampfer ausfindig zu machen, der uns mitnehmen wollte. Es war der 900 t große, sehr alte Handelsdampfer „Consul Cords" aus Rostock, der zur Reparatur in der Schichau-Werft lag. Nachts um 2 Uhr waren wir auf dem Dampfer „Consul Cords", fuhren bald darauf nach dem Hafenbecken I, um dort Flüchtlinge aufzunehmen. Bis mittags waren bereits zirka 1200 Flüchtlinge an Bord — wahllos, teils mit Berechtigungsschein der NSV, zum größten Teil aber ohne. Der Kapitän hatte Befehl bekommen, mit Flüchtlingen auszulaufen, obgleich der Dampfer noch nicht völlig repariert war. Seine Einwendungen wurden nicht anerkannt und so lehnte er jede Verantwortung ab. Vielleicht war dies der Grund, daß sich auf dem Dampfer keine Führung der NSV oder der Partei befand, kein Arzt, keine Krankenschwester. Der Kapitän war ratlos und wandte sich mit der Bitte an Herrn von Weiß, sich der Flüchtlingsbetreuung anzunehmen. Er sagte selbstverständlich zu, ohne zunächst zu wissen, wie sich diese Betreuung auswirken sollte. Nachts waren wir in Pillau. Wir lagen im Kohlenbunker auf Stroh, nur in einer Ecke brannte eine winzige Petroleumlaterne. Wir kamen uns vor wie im schlimmsten Gefängnis. Der Dampfer fuhr im Schneckentempo. In der Mittagszeit des nächsten Tages bat der Kapitän Herrn von Weiß zu sich. Er eröffnete ihm, daß der Dampfer sich nur noch etwa ein bis zwei Stunden über Wasser halten würde, da die Maschine einen nicht unbeträchtlichen Schaden aufweise. Alle SOS-Rufe nach Gotenhafen blieben unbeantwortet. Außer uns wenigen wußte gottlob niemand, in welch großer Gefahr wir uns befanden. Da kam Herr von Weiß auf den Gedanken, auf Hela zuzusteuern. Befragt, antwortete der Kapitän, daß er vielleicht Hela noch schaffen könnte. Herr von Weiß fuhr mit dem Steuermann zum Kommandanten nach Hela

— ein Lotse holte sie nach erfolgter Funkverständigung ab — und bat um Aufnahme für alle an Bord befindlichen Flüchtlinge. Der Kommandant sagte sofort zu, und mit Gottes Hilfe kamen wir glücklich noch bis Hela unter Wind und wurden dort von der Marine vorbildlich untergebracht und verpflegt. Vier Tage waren wir Gast des dortigen Kommandanten, dann war unser Dampfer wieder flott, nachdem die besten Ingenieure, Techniker, Schiffsbauer usw. allen Schaden repariert hatten.

Am 30. Januar mittags bestiegen wir dann wieder unsern alten Dampfer „Consul Cords" und nahmen Kurs auf Kolberg. Die Fahrt ging glatt, und in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar langten wir in Kolberg an. Viele von uns bezogen in Kolberg Quartier, der größte Teil setzte sich weiter nach Westen ab. Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, daß Behörden und Bevölkerung in Kolberg uns sehr nett aufnahmen und sich bei jeder Gelegenheit hilfsbereit zeigten.

Wie unendlich froh waren wir, als wir endlich wieder in einem Bett schlafen konnten, und im stillen schworen wir uns, wenn es nötig sein sollte, Pommern auch zu verlassen, nicht wieder auf einem Dampfer zu fahren.

Wir verlebten in Kolberg 17 ruhige Tage, nur zweimal Fliegeralarm, jedoch keinen Luftangriff. Bedrohlich und immer bedrohlicher allerdings war der tägliche Wehrmachtsbericht. Wir beschlossen dann doch, unsere Fahrt fortzusetzen, aber es gelang uns nicht, mit dem Zuge, einem Auto oder Flugzeug fortzukommen, und da wir Verbindung mit dem Kapitän des „Consul Cords" gehalten hatten und dieser uns eines Abends erzählte, daß er Befehl hätte, nach Warnemünde zu fahren, entschlossen wir uns nach mancher Überlegung doch, mit ihm zu fahren.

Der Dampfer fuhr nun nicht mehr als eigentlicher „Flüchtlingsdampfer", sondern hatte Flugzeugmotore und Getreide geladen. Es sollten etwa 45 Personen außer der Besatzung mitgenommen werden, als es dann aber nach tagelangem Warten endlich losging, waren 285 Personen an Bord.

Mir bleibt bis heute noch unerklärlich, warum der Befehl zum Auslaufen des Dampfers gerade an dem Tage kam — es war der 17. Februar — nachdem in der Nacht zuvor auf der Strecke Kolberg—Warnemünde von den Engländern Minen gelegt worden waren. Es hieß: die genau vorgeschriebene Wasserstraße sei minenfrei. Bei mildem Wetter und ruhiger See ging die Fahrt zunächst sehr gut vonstatten. In der Nacht vom 18. zum 19. Februar gab uns ein Feuerschiff Befehl, zu stoppen und auf ein Geleit zu warten. Da unser Dampfer nur noch sehr wenig Kohlen hatte, bat unser Kapitän, auf dem vorgeschriebenen Seeweg auch ohne Geleit weiterfahren zu dürfen, was ihm aus triftigen Gründen gestattet wurde. Zwei Stunden vor dem Ziel, um 12 Uhr mittags am 19. Februar 1945, ereignete sich dann das schreckliche Unglück. Der Dampfer war auf eine Treibmine gelaufen und sank innerhalb acht Minuten. Bei der

Explosion wurde die Notglocke ausgelöst, die weithin über das Meer erschallte.

Ich befand mich im Augenblick der Explosion in der kleinen Kajüte der Bordflak. Da wir noch eine Fahrzeit von zwei Stunden vor uns hatten, mit der ich so recht nichts anzufangen wußte, hatte ich mich in eine mir zur Verfügung gestellte Koje gelegt, um ein Mittagsschläfchen zu halten. Plötzlich schien mit einem unheimlichen Krach alles über und neben mir zusammenzubrechen. Ich hörte nur eine laute Stimme, die mir zurief: „Schnell raus!" Ich sprang auf, sah mich blitzschnell um nach meiner Handtasche, die ich neben mir auf den Boden gestellt hatte, aber nichts war zu finden, der Boden unter meinen Füßen war wie zermahlen — ich wagte kaum aufzutreten, weil ich fürchten mußte, in die Tiefe zu sinken. Etwa zwei Meter von mir entfernt war von dem Aufenthaltsraum der Flak nichts mehr zu erkennen. Es stand nur noch links von mir ein Stück Bretterwand. Rechts unter mir sah ich in den Trümmern einen Fallschirmjäger seine Arme aus den Trümmern hervorstrecken und sich — wie mir schien — erfolglos bemühen, emporzuklettern. Ich suchte einen Halt an dem stehengebliebenen Teil der Bretterwand zu gewinnen, legte mich lang daneben und konnte eine Hand des Feldwebels noch gerade erreichen und ihm helfen, aus seiner äußerst gefährlichen Lage herauszukommen. Etwa einen Meter tiefer erblickte ich — bis an den Hals in den Trümmern — einen Heizer des Dampfers, den ich bei allem guten Willen leider nicht aus seiner furchtbaren Lage befreien konnte.

So schnell wie möglich eilte ich nach der Kajüte des Kapitäns, wo sich zu der Zeit der Explosion das Ehepaar von Weiß, ihre Wirtin mit achtjährigem Töchterchen und meine Hausgehilfin aufhielten. Aber ich konnte sie nicht mehr finden. Nie vergesse ich das Bild, das sich mir bot, als ich an der schon genannten Bretterwand vorübereilte und an diese gelehnt eine Dame aus Insterburg sah, eine blutende Wunde an der Stirn, stumm und starr blickend auf die See, regungslos. Ich kannte sie gut und ging doch an ihr vorüber, ohne ein Wort zu sprechen — so erschüttert war ich. Ihre Tochter — eine Musikstudentin — hatte als Schwimmerin sich retten können.

Die Verbindungsbrücke des Dampfers war abgerissen, und ich watete auf Strümpfen durch das hereinflutende Wasser und schwamm dann auf ein noch mit einem Seil an den Dampfer gebundenes Rettungsboot, schwang mich auf die Kante und sah, daß es leck war und einige tote Fische darin schwammen. Ein starker Ruck, und das Boot schlug um. Mehrmals versuchte ich vergebens, an die Oberfläche zu gelangen, doch stieß ich immer wieder mit dem Kopf an das Boot und sah ganz deutlich meinen Tod vor mir. Aber — welch ein Wunder: als ich doch noch einmal Mut faßte, nach oben zu kommen, hatte ich plötzlich den blauen Himmel über mir und erblickte nicht allzuweit entfernt ein Gummifloß, auf welches ich zuschwamm. An dieses hatte sich bereits ein schwer-

verwundeter Feldwebel, auch Fallschirmjäger, geklammert. Er hatte noch die Kraft, sich a u f das Floß zu schwingen, was mir nicht mehr gelang. Ich hielt mich mit einer Hand an dem Floß fest. Ihm war der glühende eiserne Ofen in der Bordflakunterkunft bei der Explosion an den Kopf geschleudert worden. Er blutete entsetzlich, aber die Schlagader war nicht getroffen. Außer uns beiden hing sich an das Floß noch eine Frau mit einem etwa fünfjährigen Jungen, der immerfort vor sich hinweinte. Endlich hatte ich Zeit, das gesamte Elend um mich zu betrachten. Etwa 200 Meter von mir entfernt sah ich das Ehepaar von Weiß sich gegenüberstehen in der See — so sah es jedenfalls aus — und wie ich später von ihrer Wirtin hörte, hielten sich beide an einer Tonne fest. Für mich waren sie unerreichbar, da die herumschwimmenden Trümmer, Kisten, Bretter, Koffer, Kleider usw. mich von ihnen trennten. Links von mir sah ich in einiger Entfernung einen großen Dampfer — „Margarethe" — der Schiffbrüchige aufnahm. Auch zu diesem war der Weg für mich versperrt. Meine kleine Haustochter konnte ich nicht erblicken; sie war, obgleich sie nicht schwimmen konnte, als eine der Ersten von der Rettungsmannschaft der „Margarete" geborgen worden, wurde dann aber einige Wochen später doch ein Opfer der Katastrophe. Sie starb in der Rostocker Chirurgischen Klinik an Sepsis, nachdem ihr noch ein Bein amputiert worden war.

Das Ehepaar von Weiß, nach dem ich immer wieder blicken mußte, zuletzt mit einer entsetzlichen Angst, es könnte nicht durchhalten, fand dann auch den nassen Tod, und die Wirtin von ihnen verlor ihr achtjähriges Töchterchen in den Fluten.

Als etwa eine halbe Stunde vergangen war, spürte ich zum ersten Mal, daß ich den linken Arm nicht mehr so recht heben konnte. Da erspähten wir ein auf unsere Gruppe zukommendes Rettungsboot. Einen Moment kamen mir Zweifel, ob mein Herz noch so lange schlagen würde, aber trotzdem sprach ich meiner Umgebung Mut zu und Hoffnung auf Rettung durch das nahende Boot.

Dann wußte ich plötzlich nichts mehr und erwachte erst vier Stunden später auf einem Vorpostenboot in Warnemünde. Nie vergesse ich diesen Augenblick: Als ich meine Augen aufschlug, beugte sich ein Matrose zu mir herunter und sagte immer wieder: „Sie sind gerettet" — „Sie sind gerettet!" und schien sich unglaublich über den Erfolg der ärztlichen Bemühungen, bei denen er geholfen hatte, zu freuen. Da man mir alle Kleider vom Leib geschnitten hatte, stellte er mir eine weiße Leinenhose und einen blauen Sweater zur Verfügung. So angezogen, barfuß und in eine Decke gehüllt, brachte uns Schiffbrüchige ein Autobus in die Turnhalle einer Schule, wo wir trockene Kleidung bekamen und aus einem Haufen nasser Kleider unser Eigentum heraussuchen konnten.

Wie man mir sagte, war ich 40 Minuten am 19. Februar 1945 in der Ostsee gewesen.

Von den zirka 285 Personen (mit Besatzung) waren nur etwa 30 übrig geblieben, von welchen auch noch einige an den Folgen der Schiffskatastrophe gestorben sind. Unter den Toten befanden sich auch der Kapitän, der Steuermann, der Bordfunker sowie zwei blutjunge Leute der Bordflak.

3. Fluchtbericht eines Jungen

Von Hans Schmadtke, Neumühl bei Allenburg

Im Jahre 1930 geboren, verlebte ich meine Jugend in meinem Geburtsort Neumühl bei Allenburg, wo mein Vater als Ziegelmeister tätig war. Nach der Volksschule in Neumühl besuchte ich die Mittelschule in Wehlau.

Mein Vater — Jahrgang 1893 — wurde zum Volkssturm eingezogen. So blieben meine Mutter, eine Magd von etwa 25 Jahren, ein Pferdepfleger von 16 Jahren und ich allein zurück.

Wir befolgten genau die Weisung, die von dem Bürgermeister erteilt war:

„Keiner verläßt sein Dorf, ohne einen ausdrücklichen Sonderbefehl!" Wir warteten nun auf diesen Sonderbefehl, der aber nie eintraf.

Als unsere Soldaten westwärts marschierten und durch Neumühl kamen, fragten sie uns verwundert, ob wir die Russen erwarten wollten.

Nun erst fingen wir an zu packen. Wir hatten drei Pferde. Zwei spannten wir an einen Leiterwagen, über den wir aus Teppichen ein Notverdeck angefertigt hatten. Ein Pferd wurde als Reserve hinten an den Wagen gebunden.

Der Kanonendonner war bedenklich nähergekommen, als uns das Militär den Befehl erteilte, sofort loszufahren. Das war am 21. Jan. 1945.

Die Straßen waren mit Eis und Schnee bedeckt, die Felder eine weite, weiße Ebene mit meterhohem Schnee, dazu —21 Grad Frost. Wir hatten uns alle warm angezogen. Über meine Kleidung hatte ich mir meines Vaters Pelz gestreift, dafür war ich nun reichlich unbeweglich. Meine Mutter setzte sich auf den Wagen, Frieda Rehberg, die aus Karlswalde, Kreis Wehlau, stammte, setzte sich dazu. Heinz Genowitz, ein Junge von 16 Jahren, der von meinem Vater als Pferdepfleger eingestellt war, und der aus Gr.-Allendorf stammte, fuhr den Wagen. Wenn seine Hände steif vor Kälte waren, löste ich ihn ab. Die Straßen waren vereist. Der Wagen schleuderte von einer Straßenseite auf die andere.

Zu Hause hatten wir unsere sechs Kühe losgebunden und in die Scheune getrieben. Wir übergaben sie unseren Soldaten, die uns immer wieder erklärten, daß wir von den Russen überrollt würden, wenn wir nur noch einige Stunden mit unserer Abfahrt zögern würden.

Der überladene Wagen und der Zustand der Straße bewirkten, daß unser erster Tagesmarsch auch nur 14 Kilometer betrug. Kurz vor Fried-

land machten wir auf einem verlassenen Bauerngehöft Rast. Die Nacht brach herein. Am Morgen des nächsten Tages war der Kanonendonner schon bedenklich näher gekommen. Als wir die Stadt Friedland durchfahren hatten, wurden in unserem Rücken von unserem Militär die Allebrücken gesprengt.

Die Straßen waren jetzt mit Militärfahrzeugen und Flüchtlingswagen verstopft. Wir konnten nur mühsam vorwärtskommen, so daß unser zweiter Tagesmarsch nur noch etwa 8 Kilometer betrug. Die Furcht, daß der Russe die Trecks einholen würde, wurde immer größer. Dazu hieß es: Die Flüchtlingstrecks räumen sofort die Hauptstraßen und benutzen nur Nebenstraßen. Die gesprengten Allebrücken würden die Russen nur kurze Zeit aufhalten, das erklärten uns immer wieder unsere Soldaten. An ein zügiges Vorwärtskommen war nicht mehr zu denken. Die überladenen Wagen der Flüchtlinge gestatteten nur ein langsames Vorwärtskommen. Schneller fahrende Wagen wollten langsamere Fahrzeuge überholen. Das mißlang. Wagen fuhren aufeinander auf, brachen zusammen und blieben im Schnee liegen. Das Durcheinander war unbeschreiblich. Nur ein Augenzeuge kann sich ein Bild davon machen. Wer mit seinem Fahrzeug zum Überholen auf das Feld ausbiegen wollte, blieb unweigerlich im Schnee stecken und mußte sein Fahrzeug im Stich lassen.

Als wir hinter Friedland waren, hörten wir, daß Neumühl, unsere Heimat, niedergebrannt sei.

Es bot sich immer wieder dasselbe Bild: zusammengebrochene Wagen, verzweifelte, frierende Menschen auf allen Neben- und Feldwegen.

In Tagesmärschen von 8 Kilometer und weniger ging unsere Elendsfahrt in Richtung Domnau, Pr.-Eylau, Braunsberg bis wir bei Passarge am Frischen Haff ankamen.

Unser ältestes Pferd konnte nicht mehr weiter, wir mußten es zurücklassen. Dafür spannten wir unser Reservepferd vor den Wagen, das noch nie angespannt gewesen war. Es widersetzte sich zunächst, doch bald hörte sein Übermut auf.

Nun begann unsere Fahrt über das mittlerweile morsch gewordene Eis des Frischen Haffs in Richtung Neukrug. Über der Eisfläche stand das Wasser oft schon mehr als zehn Zentimeter hoch. An versunkenen Wagen, toten Frauen und Kindern vorbei ging es drei Tage lang über die deckungslose Wasser- und Eisfläche. Ununterbrochener Artilleriebeschuß der Russen, der sich gegen die Flüchtlingstrecks richtete, mit häufigen Fliegerangriffen schufen ein Inferno, dessen wir uns erst richtig bewußt wurden, als wir ihm entronnen waren. Beim Nahen der russischen Flieger versteckten sich manche unter ihrem Wagen, manche blieben ruhig sitzen in Erwartung ihres Schicksals, das gnädig war, wenn ein Volltreffer die Menschen von ihrem Leiden erlöste. Neugierig schaute

ich zuerst hin, wenn der Bordwaffenbeschuß der russischen Flieger einsetzte und die Geschosse auf dem Eise entlangrutschten, bis sie ein Hindernis fanden, meistens einen Wagen, und dann explodierten. Eine deutsche Ju 52 stürzte nicht weit von uns brennend ab.

So lernte ich bald die ganze Furchtbarkeit der Explosivgeschosse kennen, und die Neugier wich einer unbeschreiblichen Furcht. Mit allen unseren Kräften strebten wir dem rettenden Ufer der Nehrung zu.

Wir glaubten uns schon gerettet; aber plötzlich gewahrten wir vor uns offenes Wasser. Das Eis war hier schon mehrere hundert Meter weggetaut. Ein Durchkommen war unmöglich. Wir erhielten nun die Weisung, auf dem Eise nach Süden weiterzufahren. Unsere Nahrungsvorräte begannen zur Neige zu gehen. Als wir nämlich im Raume Heiligenbeil—Braunsberg waren, wurden russische Kriegsgefangene an uns vorbeigeführt. Im Augenblick hatten diese von den Flüchtlingswagen alles geraubt, was an den Wagen auf der Außenseite befestigt war. Unsere Eimer mit Schmalz, Butter, geräuchtertem Fleisch und Mehl waren im Nu verschwunden, ohne daß wir es merkten. Als wir nun auf dem Eise des Frischen Haffes mehrere Tage in Richtung Danzig gefahren waren, waren wir glücklich, bei Bodenwinkel eine Brücke vorzufinden, die unsere Soldaten vom Eise des Haffes zum Lande mittels Schlauchbooten und Brettern hergestellt hatten. Wir gehörten nun zu denen, die dem Massengrab des Haffes entronnen waren. Jetzt ging die Fahrt in Richtung Danzig zügiger vor sich. Die Straßen waren nicht mehr so blockiert. Doch ein neues Unglück wartete auf uns. Bei Oliva wurde unser Fahrer, der 16jährige Heinz Genowitz, von der SS vom Wagen geholt und in den Volkssturm gesteckt. Er hatte keinerlei militärische Ausbildung genossen. Ich habe von ihm nie wieder etwas gehört.

Jetzt fuhr ich den Wagen mit meiner Mutter und dem Mädchen Frieda Rehberg. Ich war 14 Jahre alt, aber für mein Alter schon sehr gut entwickelt und kräftig.

Wochenlang hatte unsere Fahrt gedauert. Wir glaubten uns schon gerettet, als wir Stolp erreichten. Dort erklärten uns unsere Soldaten, wir kämen nach dem Westen nicht mehr durch. Die Russen wären westlich Stolp durchgebrochen. Wir mußten kehrtmachen und denselben Weg zurückfahren, den wir gekommen waren, und zwar nach Lauenburg-Neustadt. Kanonendonner war zu hören von Westen, von Osten und von Süden. Wir fuhren von der Hauptstraße ab in nördlicher Richtung und machten in dem Ort Wirschozin Halt. Wir und die Pferde waren am Ende unserer Kräfte. In dem Gehöft, wo wir ein vorläufiges Unterkommen fanden, lag der Bauer sterbenskrank im Bett. Die Frau und der alte Schwiegervater hißten auf dem Gebäude ein weißes Laken. Die kaschubischen Bauersleute lebten in sehr ärmlichen Verhältnissen. Deutsche Soldaten flüchteten in das Moor, das nördlich von Wirschozin lag.

Nun waren auch schon die ersten Russen da. Sie taten uns vorerst nichts. Es waren meistens ehemalige deutsche Kriegsgefangene, die zur Bewährung in die vordersten Linien gesteckt waren. Alle sprachen gebrochen Deutsch und hatten mehr Furcht als wir selber.

Als sie abgezogen waren, folgte russische Reiterei — Kosaken und Kalmücken. Entsetzliches spielte sich jetzt ab. Diese betrunkenen Russen vergewaltigten alle Frauen. Die jüngeren Frauen wurden abtransportiert. Dieses Schicksal ereilte auch Frieda Rehberg. Ich habe sie nie wiedergesehen, auch nichts von ihr gehört.

Die deutschen Soldaten, die in das Moor geflüchtet waren, wurden aufgestöbert und obwohl ohne Waffen, sämtlich erschossen. Unseren Wagen hatte ich in die Scheune gefahren. Er war von den einheimischen Kaschuben bereits geplündert. Die Russen nahmen nun Pferde und Wagen und fuhren los. Wir übriggebliebenen Flüchtlinge wurden — es handelte sich um Kinder und ältere Frauen — zusammengetrieben und abtransportiert. Die Kaschuben ließ man zu Hause, zumal sie sich mit den Russen verständigen konnten.

Im Fußmarsch ging es nun nach Lüblow, Kreis Lauenburg. Dort wurden meine Mutter und ich nebst zehn anderen Personen in einen Schafstall gesperrt. Wir sollten abtransportiert werden. Meine Mutter wollte mich unter allen Umständen vor einem Abtransport bewahren. Sie überredete mich, in der Nacht den Schafstall zu verlassen. In der Nacht schlich ich mich in die nebenstehende Scheune und kletterte an den Balken hoch und versteckte mich unter dem Dach der Scheune im Stroh. Meine Mutter hatte noch einen Rucksack mit Lebensmitteln gerettet. Sie selber aß fast nichts. In der Nacht schlich sie sich in die Scheune, und an einem Bindfaden zog ich für mich die Lebensmittel hoch, die meine Mutter unten befestigt hatte. Immer neue Leute wurden zusammengetrieben und abtransportiert. Ich entging dem Schicksal. Zuletzt war es mir doch unmöglich, in der Scheune zu bleiben. Ich war vollständig erfroren. Ich kam zu meiner Mutter in den Schafstall. Die bedeckte mich nun mit Dung, so daß ich nicht gefunden wurde. Dies Versteckspielen dauerte etwa vom 20. März bis zum 18. April 1945.

Da fanden mich die Russen. Mit Flüchtlingen und einheimischen Männern und Frauen — die bis 40 Jahre alt waren — wurden wir nach Neustadt (Westpreußen) ins Gefängnis abtransportiert. Meine Mutter mußte in Lüblow bleiben.

In Neustadt fand für alle ein Verhör statt. Fast keiner verließ die Verhörstube, der nicht blutig geprügelt war. Sagte man, daß man der Partei angehörte, wurde man geprügelt. Sagte man, daß man der Partei nicht angehörte, so wurde man erst recht geprügelt, weil man angeblich log. Die Prügelei dauerte solange, bis auch der Nichtparteigenosse sagte, daß er der Partei angehörte. Ich war vor Angst leichenblaß, als ich das Ver-

hörzimmer betrat. Jedoch beim Betreten des Zimmers nahm ich die Mütze ab und sagte: „Guten Tag!" Die Dolmetscherin, eine gut deutsch sprechende Ukrainerin, fragte mich, ob ich der Partei angehörte. Ich sagte, ich wäre erst 14 Jahre alt und könnte doch der Partei nicht angehören. Als ich sah, daß man mir die Altersangabe nicht glauben wollte, weil ich für mein Alter zu groß erschien, zog ich meinen Taufschein hervor, den ich glücklicherweise bei mir hatte, und zeigte ihn vor, und nun kam ich ungeprügelt davon. Der vernehmende Offizier und die Dolmetscherin behandelten mich ausnehmend freundlich.

Als ein anderer Junge, der 13 Jahre alt war, und ich auf den Gefängnishof kamen, sahen wir, daß an der Gefängnismauer eine Autogarage gebaut wurde, und daß an der Gefängnismauer eine Leiter lehnte. Der Posten wurde durch das Geschrei einiger Frauen abgelenkt, die auf das Gefängnistor zustürzten, um ihren Peinigern zu entfliehen. Wir beide eilten zu der Leiter, kletterten über die Gefängnismauer und waren im Nu auf und davon. Wir liefen in den nächsten Wald und schlichen uns in den Nächten durch die Wälder zurück nach Lüblow.

Als mich in Lüblow der russische Posten, der mich nach Neustadt abtransportiert hatte, fragte, wie es käme, daß ich wieder hier wäre, sagte ich, daß man mich entlassen hätte zu meiner Mutter.

Allmählich hörten die Verschleppungen auf. Man stellte in den Dörfern Arbeitskommandos zusammen, die das Land der Bauernhöfe und Güter bearbeiten sollten. Einem solchen Arbeitskommando wurden meine Mutter und ich zugeteilt. Die Verpflegung wurde besser. Rinder wurden geschlachtet und Küchen eingerichtet. Meine Mutter und andere ältere Frauen übernahmen als Köche das Zubereiten der Mahlzeiten. Da das Gut Lüblow unter polnische Verwaltung kam, nahmen die Russen mich und meine Mutter mit nach dem Gut Gotendorf.

Meine Mutter wurde weiter als Köchin beschäftigt. Ich mußte mit den anderen Holz aus dem Walde holen, Kühe melken und das Land bearbeiten. Die Russen wollten Unterkünfte bauen und fällten am Gotendorfer See Bäume in ihrer eigenartigen Weise. Die Stämme wurden in halber Mannshöhe der Bequemlichkeit wegen abgesägt. Mittlerweile entwickelte ich mich zu einem Spezialisten. Zu Hause hatte ich mich in der Ziegelei mit den elektrischen Anlagen beschäftigt und auf der Mittelschule besonders für Chemie und Physik interessiert. Ich reparierte nun die elektrischen Anlagen, machte die Trecker gangbar und pflügte mit ihnen. Auf dem Gut Gotendorf lag ein russisches Artillerieregiment. Die Russen ließen mir eine russische Artilleristenuniform machen, ich mußte sie anziehen, und außerdem bewaffneten sie mich mit einer Maschinenpistole. Ich mußte die russischen Offiziere in einem Kutschwagen spazieren fahren, wenn nicht gerade eine Spezialistenarbeit für mich da war. Das Leben begann erträglicher zu werden. Außerdem konnte ich mich schon ganz gut russisch verständigen.

Da wurde meine Mutter schwer krank. Sie hatte zuviel Strapazen erdulden müssen, zudem hatte sie gehungert, um mich am Leben zu erhalten. Sie lag nun dauernd zu Bett. Das erzählte ich den Russen, die mich mittlerweile ganz gut leiden konnten. Die Russen schickten einen Arzt, der aber anscheinend auch nicht recht wußte, was ihr fehlte. Er gab ihr Tabletten und sprach etwas von Typhus. Er ordnete auch an, daß meine Mutter in das polnische Krankenhaus nach Gnewienke gebracht werden sollte. Ich selber fuhr meine Mutter dorthin. Als ich nach einigen Tagen meine Mutter in Gnewienke besuchen wollte, da erklärte man mir: „Die liegt schon längst unter der Erde!" Man zeigte mir auf dem Friedhof eine Reihe frischer Gräber, dort sollte meine Mutter ruhen. Ich flocht einen Kranz aus Tannenzweigen und legte ihn auf eines der Gräber nieder. Als Todestag meiner Mutter wird der 7. Oktober 1945 angegeben.

Von vieren, die aus der Heimat auszogen, war einer übriggeblieben. Ich kehrte nun zu den Russen zurück.

Sie behandelten mich nun als einen von ihresgleichen, ja noch besser: Mit den Russen mußte ich auf Jagd gehen, auf Wildschweine und Rehe. Unsere Jagdwaffen waren Maschinenpistolen. Von Leba holten wir für die Pferde Heu. Als wir durch den Wald kamen, stand dort ein Rudel Rehe, etwa 30 Stück. Die Russen schossen mit ihren Maschinenpistolen in das Rudel hinein. Nur drei Rehe blieben auf der Strecke trotz einer verhältnismäßig geringen Entfernung.

Was in den deutschen Häusern vorgefunden wurde an Haushaltungsgegenständen, alle Radioapparate insbesondere und Maschinen wurden nach Leba gefahren und dort auf Schiffen nach Rußland verladen.

Dann kam das Jahr 1946. Da wurde das russische Artillerieregiment nach Königsberg verlegt. Ich konnte nun wählen, in Gotendorf zu bleiben oder mit den Russen mitzugehen. Ein russischer Feldwebel, der mich gut leiden mochte, sagte: „Gehe nach dem Westen und suche deinen Vater!"

Als der erste Blutrausch vorbei war, erwiesen sich die Russen als ganz umgängliche Menschen. Mir haben sie, abgesehen von der ersten Zeit, nichts zuleide getan und mich sehr gut behandelt.

Die Polen übernahmen nun die Verwaltung des Gutes Gotendorf. Die alten, nicht mehr arbeitsfähigen Leute wurden nach dem Westen abgeschoben. Einem dieser Leute gab ich meine Adresse mit dem Hinweis, ich ließe meinen Vater durch das Rote Kreuz suchen. Bald erhielt ich einen Brief von meinem Vater. Ich wollte nun zu ihm. Er befand sich in Hackstedt im Kreise Vechta als Landarbeiter. Als Volkssturmmann hatte er zuletzt auf Hela gekämpft, war dann nach Schleswig-Holstein gekommen und in englische Gefangenschaft geraten. Da er zu Hause auch eine Landwirtschaft hatte, wurde er frühzeitig als Landarbeiter entlassen. Ich versuchte nun, nach dem Westen zu entkommen. Jedoch

wurde ich von den Polen jedesmal aus dem Eisenbahnzug herausgeholt, wenn ich versuchte mit einem Aussiedlertransport nach Westdeutschland zu entkommen. So verging das Jahr 1947. Die Behandlung durch die Polen war vergleichsweise zu dem Verhalten der Russen mir gegenüber bedeutend schlechter. 1948 ging ein Kindertransport nach Leobschütz in Schlesien, dem ich zugeteilt wurde. In Leobschütz verschlechterten sich unsere Lebensbedingungen so sehr, daß ich fürchtete, meinen Vater nie wieder zu sehen. An Verpflegung gab es nur einen halben Liter Wassersuppe je Tag. Unsere Hauptbeschäftigung war: Leichen bestatten.

Doch auch diese Elendszeit überstand ich. Zu Weihnachten 1948 kam ich endlich bei meinem Vater in Hackstedt, Kreis Vechta, an. Wie er, arbeitete ich nun als landwirtschaftlicher Gehilfe. Im Mai 1950 nahm ich eine Lehrstelle als Schmiedelehrling an. Nach einer Lehrzeit von eineinhalb Jahren starb mein Meister. Ich beendete dann meine Lehrzeit bei dem Landmaschinenmeister Leo Schmadtke in Loldenstadt. Leo Schmadtke ist nur ein Namensvetter und kein Verwandter von mir. Ich machte meine Gesellenprüfung, und im Jahre 1958 bestand ich die Meisterprüfung als Landmaschinenbaumeister. Mein jetziger Arbeitgeber, Leo Schmadtke, besaß in Ostpreußen in Altendorf, Kr. Gerdauen, ein gutgehendes Geschäft im Landmaschienhandel mit einer vorzüglich gehenden Reparaturwerkstatt. Ich selber konnte mir bis jetzt keine selbständige Existenz gründen, weil ich nicht die Mittel dazu hatte. Eine Heimkehrerentschädigung wurde mir abgelehnt. Als Nachtrag zu meinem Bericht will ich einige Schilderungen meiner Erlebnisse geben, die sich mir besonders eingeprägt haben.

Mein Landsmann Kossack

In Gotendorf war mein Mitgefangener ein alter Mann, namens Kossack aus Paterswalde, Kreis Wehlau. Er ging in einer persönlichen Angelegenheit von Gotendorf zu der polnischen Kommandantur nach Wirschozin. Kossack war mit geistigen Gütern nicht reich gesegnet, dazu durch sein Alter und durch die Flucht nicht mehr voll verantwortlich für sein Tun und Lassen. Er betrat das polnische Kommandanturzimmer mit dem Gruß, den man ihm in der Heimat eingetrichtert hatte, mit „Heil Hitler!" Dafür wurde er halbtot geprügelt.

In Wirschozin

Gleich zu Anfang, als die Russen Wirschozin besetzten, kamen ein russischer Offizier und ein russischer Tierarzt vor das Bauernhaus gefahren, in dem wir lagen. Ein Pole lenkte das Fuhrwerk. Die beiden Russen brachten viel Schnaps mit, dazu eine Polin und eine Ukrainerin, mit denen sie fortgesetzt tranken. Der russische Offizier war schon beinahe sinnlos betrunken, als er gegenüber der Ukrainerin, die dem Alkohol nicht so sehr zugesprochen hatte, handgreiflich wurde. Die Ukrainerin

entfloh aus dem Zimmer, der Russe ihr nach, erwischte sie aber nicht mehr. Als er zurückkam, hatte der russische Tierarzt die Polin im Bett versteckt und erklärte, sie wäre auch entflohen. „Du Hund hast sie entkommen lassen", sagte der Russe und erschoß seinen Kameraden.

Jetzt suchte der Betrunkene das ganze Gebäude ab. Bevor er das Zimmer der Flüchtlinge betrat, öffneten meine Mutter und ich das Fenster, durch das wir entflohen und es von außen schlossen. Etwa zehn andere Flüchtlinge, Frauen und Kinder lagen am Boden auf Stroh und schliefen. Der Betrunkene schoß mit seiner Maschinenpistole etwa einen Meter über die Köpfe der Schlafenden, daß die Lehmwände durchsiebt waren. Als ihm im Flur ein Kaschube entgegen kam, forderte er von ihm Tabak. Der hatte keinen, gab ihm aber das, was er hatte: Schnupftabak. Der Betrunkene nahm eine Prise, mußte niesen und gab dem Kaschuben einen Kinnhaken, daß er hinfiel. Den am Boden Liegenden durchsiebte er mit seiner Maschinenpistole.

Dem toten Tierarzt zog der polnische Kutscher die Uniform aus und ließ ihn nackt liegen.

Der Kaschube wurde von uns begraben. Nach einigen Tagen kam eine Kommission und brachte den jetzt nüchternen Offizier mit. Er mußte den Toten ausgraben und ihm das Herz aus dem Leibe schneiden. Als er das Herz in der Hand hielt, sagte er zu dem Toten: „bcmabaü = steh' auf!", wie uns die Ukrainerin später übersetzte. Was weiter mit dem Russen geschah, entzieht sich meiner Kenntnis.

Kapitalistenjagd in Gotendorf, Gut Goten und Umgegend

Meine Mutter lebte noch. Es war die Zeit, als wir von Wirschozin nach Gotendorf transportiert wurden. Alle Gutsbesitzer und Bauern der Umgegend wurden ohne weiteres erschossen. Sie hatten alle russische Kriegsgefangene und Polen beschäftigt, die über diesen Personenkreis ungünstig ausgesagt hatten. Frauen wurden nicht verschont, man verfuhr mit ihnen noch grausamer. Drei Frauen wurden nackt ausgezogen. Sie mußten laufen, doch hinter ihnen liefen die Russen und schossen nach ihnen, vorerst waren es nicht gezielte Schüsse. Man trieb sie in einen Teich, dort erschoß man sie mit Maschinenpistolen. Unter den Frauen befand sich die Besitzerin des Gutes „Goten". Als die Polen und die russischen Kriegsgefangenen, die auf den Gütern und bei den Bauern gearbeitet hatten, abtransportiert waren, hörten die Erschießungen auf.

Kriegsmüde

Als noch auf Hela gekämpft wurde, sollten dorthin von den Russen, die bei uns lagen, Verstärkungen entsandt werden. Die Russen waren von einer ungeheuren Furcht ergriffen. Niemand wollte mehr dorthin und kämpfen. Sogar Offiziere weinten, wenn sie den Abmarschbefehl erhielten.

Polen und Russen

Das Verhältnis der Polen und Russen zueinander mag folgendes Ereignis beleuchten:

Im Januar 1946 mußte ein Kommando nach Feist fahren, um Heu für die Pferde zu holen. Es waren etwa sechs sogenannte Panjewagen, die von Deutschen gelenkt wurden. Ein Russe war der Befehlshaber. Unterwegs kam uns ein Pole entgegen mit einem fast neuen Rade. Der Russe sagte: „Her mit dem Rad!" Der Pole wollte das Rad nicht hergeben. Der Russe sagte zu mir: „Das Rad hat er gestohlen, nimm das Rad und wirf es auf den Wagen." Der Pole gab das Rad nicht, da schoß ihm der Russe ins Bein. Der Pole heulte laut los und hinkte davon. Als wir am Bahnübergang nach Feist ankamen, standen dort sieben polnische Milizsoldaten, hatten die Schranke heruntergelassen und verlangten das Rad zurück. Der Russe sprang vom Wagen, die Maschinenpistole im Anschlag. Ein Pole schoß zuerst, der Russe wurde durch den Hals getroffen. Mit letzter Kraft richtete er seine Maschinenpistole auf die Polen. Sieben Polen und ein Russe lagen tot da. Den Russen luden wir auf und fuhren zurück nach Gotendorf, um dem Podpolkownik die Sache zu melden.

Jagd auf deutsche Mädchen und Frauen

Wenn wir Tagesreisen weit nach Heu fahren mußten, besprachen die Russen sich, wie sie deutsche Mädchen und Frauen für ihre Zwecke auftreiben konnten. Sie hatten einen guten Kundschafterdienst entwickelt. Da ich Kenntnis von ihrem Vorhaben hatte, bot sich mir oft die Gelegenheit, die ausersehenen Opfer zu warnen. Man schaute mich mit offenem Munde an, wenn ich in russischer Uniform bei den deutschen Frauen auftauchte und sie in fließendem Deutsch warnte und riet, sofort in den Wald zu verschwinden. Erst, wenn ich sagte, daß ich Deutscher sei, glaubte man mir. Mein Leben habe ich so mehr als einmal aufs Spiel gesetzt. Ich wußte wohl, was mir blühte, wenn die Russen von meinem Treiben Kenntnis erhielten. Jedoch der Leichtsinn und die Unbekümmertheit der Jugend halfen mir, alle Hemmungen zu überwinden.

4. „Als andere kamen . . ."

Auf der Flucht von 1945 bis 1948
Bericht einer Gutsbesitzerstochter aus dem Kreise Wehlau

Sonntag, den 22. Januar 1945: — An diesem Tage begibt sich bei Kälte und Schnee unser Gutstreck mit sieben Wagen auf den Zug ins Ungewisse. Am Tage zuvor hatte der Bürgermeister von Pettkunen die Erlaubnis zur Flucht erteilt; denn der Russe stand bereits vor dem 45 km entfernten Insterburg, die Pferde stampften zum letzten Mal über das verschneite Feld. Der Einschnitt des Eichstubbschen Forstgestells war hoch verweht. Vaters „Selbstkutschierer", genannt die Spinne, war an

der Spitze des Zuges. Treff, der Jagdhund, umsprang freudig erregt die Wagen. Trotz unterbrochener Telefonverbindungen erreichte uns unterwegs die Nachricht, daß es bei den Tapiauer Brücken zu katastrophalen Stauungen gekommen sei. Wir wählten daher den Weg über Grünlinde, Reipen, Freudenberg. Dort waren unsere Verwandten ebenfalls im Aufbruch. Wagen auf Wagen reihte sich auf der Notbrücke bei Moterau, deren An- und Abfahrtswege von hohen Schneewällen gesäumt waren. In Irglacken machten wir bei meiner Schwester zum erstenmal Station. Nun begann auch dort ein eiliges Packen. Das Gut wurde, weil mein Schwager im Feld war, von einem benachbarten Landwirt lose geführt; doch jetzt war jeder auf sich selbst gestellt. Im Gutshaus wimmelte es am Abfahrtstage, dem 24. Januar, von Soldaten, und erst das entscheidende Wort: „Sie müssen räumen. Wir richten hier ein Lazarett ein!" — war das Zeichen zum Abschiednehmen.

Unser Treck rollte durch das Hoftor hinaus. An einem Wagen baumelten zwei volle Milchkannen, gedacht für die drei kleinen Kinder meiner Schwester. Zum Schutze gegen Kälte trugen verschiedene Kastenwagen spitze Dächer, bespannt mit großen Teppichen. Man hatte vielleicht in der Eile manches Unsinnige mitgenommen und Eßbares vergessen; aber wie schnell wurde dieses alles unwichtig! Wir konnten uns in den großen Treck in Richtung Königsberg einreihen. Unser Treff hatte uns verloren. Dafür durfte ich noch unseren Langhaardackel „Knopp" im Arm halten. Noch ziemlich geordnet fuhren wir spät abends auf einen Gutshof. Wir waren froh, für die braven Pferde Platz in den Stallungen zu finden, um sie abzufüttern. Das Gutshaus glich einem Flüchtlingslager. Nur noch eine Zimmertür trug das Schild „privat". Ein Blick in die Küche lehrte uns, daß ein heißer Kampf um den Herd entbrannt war. Wir suchten und fanden Schutz im Stall und waren dankbar dafür.

Unser Ziel war es, das Frische Haff zu überqueren; jedoch wurde uns auf der Königsberger Ringchaussee durch die Wehrmacht der Weg nach Südwesten versperrt. Man drückte uns ins Samland hinein. Auf dieser Strecke gab es Kontrollen, um Soldaten unter den Flüchtlingen aufzufinden. So holte man meinen jüngsten Bruder, der Vaters feldgrauen Lammpelz trug, vom Wagen. Sein Ausweis war seine Rettung. Auf dem Gut Neuhausen war es nochmals möglich, Mensch und Pferd zu versorgen. Das Weiterkommen auf den chaotisch verstopften Straßen zwang unsern Treck, auf einem tief verschneiten Sturzacker zu wenden. Die Pferde zogen verbissen die schweren Lasten. als ob sie nochmals ihre Treue zum Menschen beweisen wollten. Tiefer im Samland, wir hatten uns Kiautrienen, das Gut meines Onkels, als Ziel gewählt, wurden die Straßen leerer. Noch einmal schaute ich in Ober-Alkehnen, dem Platz meiner Pflichtjahrstelle, hinein und fand den alten Herrn R. verlassen in seinem Haus den Wehrmachtsbericht hörend. Er hoffte einem verständnisvollen Feind gegenüberzutreten. Wie hart wurde wohl sein Schicksal? Auf dieser Strecke hielten wir noch einmal auf einem Hof an, um die

Nacht abzuwarten. Die Anwesenden dachten noch nicht an Flucht und hofften wie so viele auf ein Wunder. Einen großen Teil des Gepäcks stellten wir dort in der Scheune unter, um die Pferde zu entlasten. Jammervoll war der Anblick eines langen Zuges wankender und bleicher Juden, die von bewachten Belgiern in Richtung Drugehnen getrieben wurden. Am 26. Januar traf unser Treck in Kiautrienen ein. Das Haus und die Stallungen waren gefüllt mit Schutzsuchenden. Im Saal lagen die Flüchtlinge auf Stroh. Wir fanden Platz in den Oberstuben. Die Wehrmacht tröstete uns noch mit hoffnungsvollen Meldungen; man sprach von der zu erwartenden Kurlandarmee. Bis zum 31. Januar war die Rundfunkverbindung noch intakt. Unzählige Polen und andere Kriegsgefangene, die in Leutewohnungen ihre Quartiere aufgeschlagen hatten, verbreiteten die ersten Schreckensnachrichten über die Russen. Da ergriff meine Schwester die Initiative und setzte sich mit Kindern, Haushälterin und meinem Bruder als Kutscher sowie der Försterfamilie K. nach Rauschen ab. Sie kam auch auf diese Weise tatsächlich über Pillau aus der Heimatprovinz heraus. Mein Vater sah nicht die auf uns zukommende Gefahr, oder er wollte nicht glauben, daß unser Land verloren geht. Daher blieb er und mit ihm meine Mutter und wir zwei Schwestern.

Am 2. Februar, ich war gerade wegen eines Granateinschlages zu den Pferden gegangen, kam eine große Stille über den Hof. Jetzt bemerkten wir erst, daß wir alleine waren. Es kam die erschreckende Nachricht, — „die Russen sind da!" — Verschüchtert saßen unsere Familien und engsten Freunde des Hauses im großen Wohnzimmer, als zwei Russen der Fronttruppe eintraten. Mit Schnaps wollte der Kiautriener den einen besänftigen, der jedoch meinen Onkel zuerst trinken ließ. Dann erscholl in barschem Ton: „Ur, Ur, Ur!" Meines Vaters goldene Taschenuhr und seinen Trauring sah ich unter anderem in des Russen Tasche verschwinden. Meine Uhr, was nützte es, glitt blitzschnell in die Fächer des hinter mir stehenden Grammophons. Wie aus heiterem Himmel blitzte zweimal ein Schnellfeuergewehr auf, und ich sah meinen Kiautriener Onkel tot zusammensinken. Vater fühlte die Mündung auf sich gerichtet und konnte durch die Tür flüchten. Nach den Worten — „dawei, dawei" — stürzten alle Anwesenden hinaus, die Männer, um Wagen anzuspannen, eine Kusine, um ihr drei Monate altes Baby zu holen und ich, um mir einen großen Reisemantel überzuziehen. Ein letzter Blick traf die treuen und fragenden Augen meines Hundchens. Die Angst lähmte jegliches Tun.

Man hatte noch einen Leiterwagen mit zwei ungleichen Pferden gefunden und die nervösen Kutschpferde der Wesselshöfer an den Wagen gebunden. Ich fühlte in der Tasche ein halbes Pfund Butter, das war alles an Gepäck. Von der Straße Rauschen her bellte vereinzeltes Maschinengewehrfeuer herüber. Die angebundenen Schimmel rissen sich los und stürzten davon.

Wir fuhren genau in die anrollende Front hinein als einziges Fahrzeug auf leerer Straße. Kurz vor Goldschmiede drückten uns vorbeimarschierende russische Truppen an den Rand der Straße. Hier sahen wir schon ausgeplünderte Flüchtlingswagen in den Gräben. Man spannte unsere Pferde aus, ein Soldat entriß meiner Kusine das kleine Kind samt Kissen und verschwand in der Dunkelheit auf Nimmerwiedersehn.

Verängstigt machte sich unser Häuflein auf den Weg, vorbei an unzähligen in Stellung gegangenen Geschützen, deren Rohre nach Königsberg zeigten. Wir fanden Schutz und eine ruhige Nacht in einer Tannenwalder Wohnung.

Nun kam der letzte Tag, an dem unsere klein gewordene Familie beisammen sein sollte. Wo man hinsah, — Russen —, ob Scheune oder Stall. Es waren disziplinierte Russen; denn man war in der Kampfstellung. Erschöpft suchten wir am Abend in einem schuppenartigen Gebäude bei Nesselbeck Unterschlupf für die kalte Nacht. Auch unter diesem Dach staken Russen, die meinen Vater und den Freudenberger gleich ins Verhör nahmen. Wir sahen sie nie wieder. Die nächsten Tage waren ausgefüllt mit ziellosem Wandern und schreckerfüllten Herzen. Es ging vorbei an vollgepfropften Gebäuden und Ortschaften. Man aß, was man fand, und versteckte sich des Nachts. Man schlief in wanzenverseuchten Baracken, fegte unzählige Geldscheine auf Haufen, um sie danach zu verbrennen. Bei Cranzbeek wurden wir zum Viehtreiben eingeteilt. Meine Mutter und die Älteren blieben zurück. Nun trieben wir eine große Herde von wertvollen Milchkühen mit polnischen und russischen Mädchen zusammen und zogen am Rande des Kurischen Haffes gen Osten. Viele Tiere blieben auf der Strecke. Ihr schmerzerfülltes Gebrüll glich dem Untergang des Landes. Abends durften wir uns reichlich mit Milch versorgen, aber durch das unregelmäßige Melken waren viele euterkrank. Bei Agilla sah ich nochmals unseren rotbespannten Flüchtlingswagen auf dem zugefrorenen Friedrichsgraben stehen. Von da aus trieben wir die Herde in Richtung Juwendt. Im Kreise Tilsit brach dann eine Viehseuche aus. Der Bestand war stark dezimiert. Man gab uns schließlich die Freiheit zurück.

Ein ausgestelltes Dokument, das jedem eine gewisse Sicherheit gab, sollte uns nach Hause begleiten. Unsere kleine sechsköpfige Schar fand abseits von Kelladen wie ein Geschenk ein leeres Bauernhaus mit einem vollen Kartoffelkeller. Des Nachts ließen wir den Schornstein rauchen, aßen uns satt und schliefen einmal richtig aus. Unbehelligt, nur hie und da an neu gebildeten Kommandanturen unsern Ausweis vorzeigend, durchtrotteten wir das fast ganz ausgebrannte Laukischken. Noch immer, wenn wir nach Ruhe ausschauten, stießen wir auf mit Flüchtlingen vollgestopfte Häuser. Das Dorf Krakau, die Försterei Peremtinen, altbekannte Wege blieben zurück. Magnetisch zog es mich nach Hause, in der Hoffnung, meine Mutter zu finden. Kurz vor Gertlauken muß es nochmal zu

schweren Kämpfen gekommen sein. Auf dem rechten Gestell lagen deutsche Soldaten, als wir uns den Gefallenen nähern wollten, kam plötzlich ein Russe angerannt und nahm uns in die dörfliche Kommandantur mit. Unsinnige Arbeiten mußten wir in den nächsten Tagen verrichten, quadratisch den Schnee aus den Gräben stechen und dann auf Haufen werfen. Heimlich gelang uns die Flucht nach Hause. Beim Austritt aus der Gertlauker Forst lag unser Gut wie unberührt vor uns. Mit bangen Herzen näherten wir uns und fanden es überfüllt mit Russen, Polen, zum Teil noch mit unseren Ortsarbeitern. Es hatte sich viel geändert. Die kleine Scheune war abgebrannt. Sehr viel fremdes Vieh füllte die Roßgärten und Ställe. Man nahm uns als Viehpfleger auf. Man war zu Hause und doch wie in der Fremde.

Um den Frühlingsanfang, die Schneeglöckchen blühten im Garten, wurde das Viehkommando aufgelöst. Es sollte nach Pr.-Eylau ziehen. Nach tagelangem Wandern, an unzähligen ausgeplünderten Häusern und Flüchtlingswagen, an Ruinen und gefallenen Soldaten vorbei, erreichten wir das Gut Neukrug. Dort waren unsere Tage gezählt, die GPU ging herum, um Deutsche zwischen 14 und 80 Jahren zum Verhör zu holen. Auf einem offenen Lastwagen, unter starker Bewachung, brachte man die Deutschen nach Borken. Eingepfercht in einem kleinen Raum, geschlagen, um falsche Geständnisse zu erpressen, waren wir für die Handvoll GPU-Offiziere Freiwild. Selbst der einfache Russe fürchtete diese entmenschten Typen. Im April 1945 lieferte man uns und unsere Akten im überfüllten Bartensteiner Gefängnis ab. Unter dem Dach lagen wir zu Hunderten zusammengepfercht, unter fürchterlichen sanitären Umständen. Eine Tasse Kaffee und stets die gleiche Suppe, das war unsere Tageskost. Wir machten täglich in langen Reihen einen Hofrundgang. Wir waren jetzt wieder verlaust, verängstigt und fühlten uns ausgeliefert und verlassen. Am 10. Mai setzte des Nachts lautes Geschieße ein, so daß wir an die Wiedereroberung unserer Heimat dachten. Jedoch die Schreie „Hitler kaput, Krieg kaput" belehrten uns eines besseren. Im Laufe der Wochen wurden wir innerhalb des Gebäudes umrangiert. Die Bewachungssoldaten, meist primitive aber gutmütige Menschen, wurden nur in Gegenwart ihrer Vorgesetzten forscher und brutal. Viel Elend gab es zu sehen, bleiche wankende Männergestalten, Kinder ohne Mütter und Mütter ohne Kinder, und allen war die Angst in den Augen zu lesen.

Durch die Ziehung der Demarkationslinie fiel Bartenstein an Polen. Daher wurden die Insassen des Gefängnisses per Lkw nach dem Lager Pr.-Eylau verlegt. Der ehemalige deutsche Kasernenblock war dort mit Stacheldraht und Wachtürmen versehen. Meine verheiratete Schwester und meine Kusinen wurden von mir getrennt. Etwa 20 Mädchen und Frauen der Landbevölkerung hatten ihre Behausung in einer Stube von Block 2 gefunden. Das Essen war verheerend. Eine helle Wassersuppe, in der Kuhdärme und Kartoffelschalen schwammen, das war die tägliche Ration. Das Lager wurde versorgt mit dem Wasser des naheliegenden

Waschkeiter Sees, in dem noch Kadaver herumschwammen. In stark gechlortem Zustand wurde es uns verabreicht. Die Folgen blieben nicht aus: Skorbut, Ruhr und Typhus hielten unter uns reichliche Ernte. Ein elender Klapperwagen barg täglich die Toten. Die Panzergräben wurden ihre Ruhestätte. Meine Schwester und eine Kusine waren unter ihnen. Elend und ausgemergelt, wie wir alle waren, erlebte man erschütternde Szenen. Es gab verhaßte deutsche Aufseher, die ihr Gewissen verkauft hatten. Den Kranken im Lazarett wurden die Haare kahl geschoren. Die Russinnen, eiskalt und bissig, stolzierten gestiefelt im geblümten Nachthemd über den Kasernenhof. Ich war froh, als Ende Juni unsere Stube geschlossen zum Ernteeinsatz auf eine Kolchose kam. Nun waren wir frei, ohne Bewachung, das Essen leidlich, die Arbeit erträglich. Jedoch kündigten mir die ersten Schwindelanfälle den herannahenden Typhus an. Noch einige andere Mädchen lagen mit denselben Symptomen in einer Art Krankenstube. Der Russe, der furchtbare Angst vor Krankheiten hat, ließ uns in einem Klapperwagen bis kurz vor das deutsche „Krankenhaus" (ehemaliges Waisenhaus von Pr.-Eylau) bringen. Wir wankenden Gestalten wurden in Sälen untergebracht. Trotz der täglichen Visiten, aber völlig ohne Medikamente, lichteten sich meist nachts die Reihen der Kranken. Die alltägliche „Schlunz" war die einzige Mahlzeit. Der Russe rückte für das deutsche Hospital nicht mehr heraus. Im übrigen versank man in einen traumlosen Schlaf, und so erschien mir die Zeit, ich hatte einen Rückfall bekommen, von August bis Januar gar nicht lange. Die Leitung des Krankenhauses stellte mich abgemagertes, knapp 90 Pfund wiegendes Wrack als Stationshilfe ein. Ich sollte hier den Winter verbringen. Der Wunsch, meine Mutter zu finden, war noch immer mein Plan, meine stille Hoffnung, obwohl mir durch deutsche Eisenbahner Gelegenheit gegeben wurde, im Zug versteckt nach Westen zu gelangen. Im Frühjahr 1946 machte ich mich schließlich mit zwei Schloßbergern in Richtung Wehlau auf. Mein Hab und Gut war in der Hauptsache ein Dokument, das diesmal der deutsche Arzt ausgestellt hatte, und ein geschenktes Bändchen „Hermann und Dorothea", dazu etwas Reiseproviant. Die letzten Wertsachen, von meiner Schwester stammend, hatten mir Deutsche während meiner Krankheit genommen. Das erste Nachtlager gab uns eine nette deutsche Frau in Friedland. Über Paterswalde zogen wir drei in das zerstörte Wehlau ein. Ein schwankender Brettersteg bildete die Verbindung zwischen den Wiesen der „Freiheit" und der Allestraße. Die Kommandantur trug wie überall Bilder mit grellen Plakaten. Die gesamte Kirchenstraße war ein Trümmerhaufen. In den Ruinen wuchsen Birken. Trotz des Auftauchens deutscher Gestalten war der Anblick so gräßlich, daß wir schnell die Stadt verließen. Die lange Pregelbrücke hatte dem Kriegsende standgehalten. An der Kreuzung Petersdorf—Weißensee trennte ich mich von den zwei Schloßberger Frauen. In Weißensee war eine rege Kolchose entstanden. Mein Ziel war zunächst Wilkendorfshof. Vom Langstücker Bauern H. erfuhr ich, daß meine

Mutter in Freudenberg oder vielleicht auch schon zu Hause lebte. Gleichzeitig wurde mir bedeutet, es wäre in der hiesigen Kolchose Arbeit zu finden. Es zog mich jedoch eilig nach Hause. In den Dörfern Brandlacken, Gudlacken und Pettkuhnen begegnete ich keiner Menschenseele. Daheim traf ich unsere Schweizerfrau mit ihren wiedergefundenen kleinen Töchtern. Sie waren im Begriff, nach Kukers umzuziehen. Unser Wohnhaus war leer, alle Möbel fort, Fenster und Türen waren ausgehakt. Die Kachelöfen und Tapeten z. T. abgerissen, überall eine gespenstische Stille. In den Oberstuben bauten Schwalben ihre Nester. In meines Vaters Kammer fand ich unter Stahlhelm-Zeitungen ein handgeschriebenes Diarium aus Unterprima stammend und ein Heftchen mit Gedichten, das Großmutter St.'s Handschrift trug. Welch ein kostbarer Fund für mich! Ich durfte ihn in die Gegenwart retten. In Feld, Hof und Garten wucherte das Unkraut. Den aufgestellten Mühlstein hatten die Russen vom Sockel gerollt. Wie einfältig, — man hoffte sicher, Schätze unter ihm zu finden. Die wenigen eingegrabenen Kisten hatte man fast alle gefunden. In Kukers nahm mich eine bekannte Familie sehr herzlich auf, der der Krieg die drei Kinder geraubt hatte. Frühmorgens am ersten Ostertag, der Mond stand noch am Himmel, begleiteten mich zwei Mütter durch die Leiper Forst. Auf dem Nickelsdorfer Gestell nahmen wir Abschied. Allein auf bekannten Pfaden, an der abgebrannten Försterei vorbei, Auge und Ohr hellwach für jedes Geräusch, immer sprungbereit, ins Dickicht zu flüchten, umging ich Grünlinde, Schwollgehnen und stieß in Reipen auf eine Gruppe deutscher Kriegsgefangener mit ihren Posten. „Dokument jest?" war seine Frage. Mein Herz pochte zum Zerreißen. Ich war zwei Kilometer vorm Ziel. Hätte dieser Russe nicht die Wörter „carascho, carascho" erwidert, dann hätte mir der Ausdruck der ernsten, mir wie zum Schutze beistehender deutscher Gesichter den Mut gegeben, jetzt meine Freiheit zu verteidigen und um sie zu kämpfen. Im letzten Insthause fand ich tatsächlich meine Mutter wieder. Einige Tage später sollte die dortige Kolchose aufgelöst werden, und die Älteren sollten zurückbleiben. Meiner Mutter war es nicht schlecht ergangen; denn sie hatte für drei Waisenkinder den Haushalt geführt und der ehemalige Schmied E. sorgte dafür, daß genug Lebensmittel da waren. Das Gut war noch in einem guten Zustand. Neben dem Eingang an der kleinen Terrasse prangte riesengroß ein grelles Stalinbild. Auf dem Erbbegräbnis oberhalb des Gartens hatten die Russen in den gemauerten Grüften der Großeltern nach Schmuck gesucht. Meine Tanten waren inzwischen alle an Typhus gestorben. Wir hatten dort nichts mehr verloren und machten uns auf nach Wilkendorfshof. Das Untergestell eines Kinderwagens, bepackt mit zwei Oberbetten und anderem Zeug, meine Mutter am Arm, das waren meine beiden Reisebegleiter auf dem ausgefahrenen Weg von Poppendorf nach Kl.-Weißensee. In einem Insthause fanden wir unter vielen Deutschen ein Obdach. Meine Beschäftigung begann im Sommer 1946 damit, Vieh zu versorgen und erkrankte Kühe wochenlang mit

einem scharfen Desinfektionsmittel zu waschen, sowie Heu und Stroh aus den Nachbardörfern zu holen. Die Felder wurden schlecht bestellt. In grobem Sturzacker schmierte man die Saat hinein und erntete als Lohn riesige Diestelfelder. Das Beste wurde herausgemäht und dann das abgeerntete Land allabendlich von einer russischen Brigadierin oder einer Deutschen mit Sonderposten mit dem Zirkel aufgemessen, um die tägliche Norm festzustellen. Ich bekam in den drei Jahren nur einmal Lohn, und das waren 30 Rubel. Die Russen mit ihren Cliquen unterschlugen den Lohn der hungernden Deutschen. Wer nicht arbeiten konnte und allein dastand, war mit der Zeit dem Tode geweiht. Durch die ausgeruhten Böden brachte der Herbst eine grandiose Kartoffelernte. Das bedeutete nochmals die Rettung für viele. Zum Winter lösten die Russen die Milchwirtschaft auf. Unser neues Betätigungsfeld fanden wir in Weißensee. Ich erhielt den Posten eines Nachtwächters in einem Pferdestall (Anwesen Breuer). Eingeriegelt verbrachte ich auf einer Futterkiste schlafend die Nacht. Der Stallduft roch heimatlich. Allmorgendlich erschien eine Tierärztin, um den Pferden das Fieber zu messen; denn dem Tier schenkte man mehr Fürsorge als dem Menschen. Gott sei Dank, diese brotlose Kunst hielt nicht lange an, und ich kam zum Drescheinsatz. Wer da sein „Pungelchen" nicht füllen konnte, war schlecht dran. Lebensmittel, sogar Salz gab es nicht. Öftere Razzien wurden für Verschiedene, die Vorräte hatten, zum Verhängnis. Soldaten brachten die Armen nach Tapiau, und wir sahen sie nicht wieder. Es gab kameradschaftliche russische Brigadierinnen. Ich denke an die gute Olga, deren Tod so tragisch war; aber ich denke auch an gehässige Deutsche, die uns bestahlen.

Über die russische Kultur wunderten wir uns immer wieder. So wuschen sie ihre Stiefel im Teich, trugen Pelzjacken auch im Sommer und hatten trotz Frieden noch immer Läuse. Der Natschalnik hielt seine Schweine im Hauskeller des Gutes, die Kälber in den Oberstuben. Den Mist kleckerte man zum Fenster hinaus. Das Arbeiten überläßt man der Frau, der Mann sucht sich einen Sonderposten. — Um nicht zu frieren, sägten wir die Telefonmasten in Richtung Agnesenhof ab. Das Holz brannte gut und ließ sich auch leicht zerkleinern. Verschiedene von uns gingen auch in der Not an die doppelten Verstrebungen der Hausdächer, so daß es bei Wind unheimlich im Gebälk knisterte. Die Ratten begannen eine Plage zu werden. Besonders schlimm war das Frühjahr 1947. Wir waren schon lange ohne Arbeit, und ernährten uns wochenlang von Giersch und Brennesseln, konnten aber das Gemüse nicht salzen. Es stellten sich Schwellungen am ganzen Körper ein. Bald trugen wir die ersten Verhungerten hinaus. Plötzlich erfuhren wir von der Möglichkeit, Lebensmittel aus Litauen zu holen. Es ging eine regelrechte Litauerwelle durchs Land. Auch ich machte mit. Bei Nacht schlich ich mich mit einer Bekannten zurück nach Hause und fand noch eine Kiste mit Römern und brachte sie samt den letzten Habseligkeiten, wie Oberbetten nach Wehlau auf den schwarzen Markt. Die großen Augen der Russen beim An-

blick des bunten Kristalls werde ich nicht vergessen. Der nackte Erhaltungstrieb ließ mich geschäftstüchtig werden. Für den Erlös kaufte ich Brot und Milch. Dadurch war meine Mutter für etwa 14 Tage versorgt. Mit noch drei jungen Mädchen holten wir uns von Deutschen am Wehlauer Bahnhof Tips für die Litauerreise und wagten kurz danach den Sprung ins Ungewisse. Zwischen den Puffern oder auf dem Dach der Eisenbahnwagen liegend, befand sich wohl jeder in Lebensgefahr; aber eine andere Wahl blieb uns nicht. Auf diesen Reisen waren die Razzien in Insterburg besonders gefürchtet. Wir überstanden alle und sprangen auf der Station vor Kaunas ab. Das Land erschien uns wie verzaubert: ärmliche, aber saubere Bauernhäuser in Holzbauweise, große Kruzifixe an den Wegen, Blumen in den Gärten, Menschen, die einen nicht argwöhnisch aufs Korn nahmen. Wir trennten uns, um einzeln nach Beschäftigung zu suchen. Etwa drei Kilometer von der Bahnstrecke entfernt, machte ich meine ersten Versuche und fragte nach Arbeit. Das Glück war mir hold, der Dienst, der von mir verlangt wurde, nicht fremd und das Essen war wahrscheinlich gut. Ich wurde schließlich innerhalb der Verwandtschaft des Bauern als Hilfskraft herumgereicht, und alle Leute waren zu mir aufrichtig und nett. Ich schlief im duftenden Heu und lernte dort Barfußlaufen. Nach 14 Tagen, beschenkt mit etwas Geld und Lebensmitteln und dem Versprechen wiederzukommen, zog es mich wieder zurück zu meiner Mutter. Ich traf sie munter an. Die Not war aber damit noch nicht behoben. Ich kam nun zusammen mit anderen Mädchen zu einem Beerdigungstrupp für verendete Pferde. Des öfteren ging unsere Fuhre mit dem toten Roß zum Abbau Gudlacken. Dort wurde eine Grube geschaufelt und das Tier begraben. Ein Tierarzt streute Chlor über das verendete Pferd. Kaum hatte er sich entfernt, gingen wir ans Werk. Ein polnischer Posten, selbst hungrig wie wir, war glücklich, ein Stück abzubekommen. Schwer schleppend brachten wir die Sonderzuteilung in unsere Behausung und konnten alte Alleinstehende mitversorgen. Die allgemeine Lage verbesserte sich etwas, als Russen aus allen Teilen ihres Landes im Sommer 1947 bei uns angesiedelt wurden. Wir mußten in den Oberstuben zusammenrücken.

Vereinzelte Russen sagten „skorra, skorra dawei Niemsi" (bald fort Deutsche). Die Ungewißheit aber trieb noch manchen Verzweifelten in den Tod. Unser Ostpreußen schien dem Sterben geweiht. Man sah kein Stück Wild, nicht einmal einen Spatz; denn auch sie waren durch den Hunger ausgerottet. In den verwilderten Gärten blühten keine Blumen, die Obstbäume trugen keine Früchte. Die Störche hatte man abgeschossen, und das weite Land versteppte. So trieb es mich noch einmal nach Litauen, um nicht umzukommen. Auf die erprobte Weise per Bahn fahrend, fand ich mich bei meinen Bauersleuten in Litauen wieder ein und konnte bei der Ernte mithelfen. Doch auch in Litauen gab es für mich ein schreckliches Erlebnis: das plötzliche Auftauchen eines wild um sich schießenden russischen Soldaten versetzte mich so in panische Angst,

daß ich mich unter einem Bett im Hause versteckte. Die Litauerin warf sich zu meiner Rettung vor die Mündung des Schnellfeuergewehrs und konnte so den Rasenden schließlich besänftigen, der immer wieder laut schrie: „Niemsi, Partisan". In der russischen Kommandantur ließ man mich stundenlang warten und holte mich nachts zum Verhör. Der liebe Gott gab mir einen humanen Offizier, der mich über eine Litauerin verhörte und die ihm wahrscheinlich meine Sprache recht gut übersetzte. Ich schilderte die Not in Ostpreußen, die verzweifelte Lage der Deutschen. Bis er sagte: „Dawei, Dioschka" (geh' Mädchen). Damit war ich frei; aber ich wollte jetzt fort aus diesem sonst so verheißungsvollen Lande.

In Weißensee angekommen, erschreckten mich abermals sehr die Worte der deutschen, kommunistisch stark angehauchten Bürgermeisterin; denn sie verkündigte, daß alle „Litauerfahrer" eingesperrt werden sollten. Es kam jedoch anders. Die Kommandantur war auf einmal sehr daran interessiert, daß unsere Ausweise in Ordnung waren. Schließlich zogen wir in Gruppen nach Tapiau, um erst nach stundenlangem Warten etwas zu erreichen. Unsere innere Unruhe war groß; denn niemand glaubte den Russen. Aus Wehlau hörten wir jetzt Nachrichten, daß Transporte von Tilsit und Königsberg nach Westen abgegangen seien. Wer jetzt noch etwas zu versetzen hatte, ging zum Schwarzmarkt. (Die Felder an der Chaussee Weißensee—Petersdorf wurden zum Teil von unserer Kolchose mitbearbeitet.) Wehlau selbst hatte sein Gesicht verloren. Unsere Kirche war ausgebrannt, ebenso alle Gebäude ringsherum. Die deutsche Straße bot einen traurigen Anblick. Volksschule, Kreishaus, Gericht und Gefängnis standen als Ruinen da. Lediglich die Parkstraße war noch gut erhalten. In den Wohnungen hatten sich Russen mit ihren Familien breitgemacht. Ein beliebtes Domizil bildeten die Siedlungshäuser auf der Wattlau. Das Viertel um die Pinnau sowie die Ordensschule waren erhalten geblieben. In den ersten Apriltagen 1948 ging es in unseren Stuben wie in einem Bienenschwarm zu. Es sollten Transporte abgehen, und wir sollten sogar mit dabei sein. Fast alle Alleinstehenden mit arbeitsunfähigem Anhang mußten sich in der Weißenseer Kommandantur melden. So schnell wie an jenem Tag trugen uns noch nie unsere Schlorren den unzähligemal gelaufenen Weg vom ehemaligen Gut zum Dorf. Ein pockennarbiger Russe verlangte Name und Dokument. — „Verloren", sagte ich. — Weg war mein Ausweis, verloren, gestohlen, wer weiß es? Er war spurlos verschwunden. War es mein verstörter, angsterfüllter Gesichtsausdruck, ich weiß es nicht; — seine Handbewegung befahl, wir hätten mitzureisen. Im Nu waren unsere Pungelchen gepackt. Am nächsten Tag fuhren wir mit Lkw von Weißensee ab. Die Hälfte von uns Deutschen, fast nur Arbeitsfähige, sollten noch die Ernte einbringen. Ihr Transport ging dann im Herbst desselben Jahres nach Westen. Von Tapiau bis Königsberg transportierte man uns mit der Bahn. Man traf Menschen aus der näheren Umgebung. In unserer alten Regierungshauptstadt erlebten wir nochmals alle In-

stanzen der Kontrolle einschließlich des Entlausens. Dabei waren wir seit Kriegsende sauber. Wir wurden in Viehwagen verladen. Auf dem Boden fand jeder ein Plätzchen zum Ruhen. Der Zug ruckte an, — und vielen rollten Tränen über die Wangen. Es war die Ahnung, daß wir die Heimat nicht wiedersehen sollten.

Ich möchte die schwerste Zeit meines Lebens unter die Worte des Palms 66, Vers 10, stellen:

„Gott, du hast uns geprüft und geläutert,
wie das Silber geläutert wird."

Frau Anna Walter, Dettmitten, zwei Kilometer von Allenburg, Kreis Wehlau, schrieb folgendes Gedicht auf der Flucht, März 1945, im Schloßpark von Oliva:

Bewahrung

Es ist oft wunderbar in unserm Leben:
Wenn wir nicht wissen weder ein noch aus,
und in den furchtbarsten Gefahren schweben,
daß plötzlich eine Hand uns reißt heraus.

An eine Stunde muß ich oftmals denken,
die mir ganz lebhaft in Erinnrung ist.
Dahin muß ich oft meine Sinne lenken,
verging darüber noch so lange Frist:

Die Erde dröhnte und die Luft erzittert
von der Geschosse wütendem Gebrüll,
und alles lauschte atemlos, erschüttert
in dieses fürchterliche Schlachtgewühl.

Wohin sich wenden, wohin noch entfliehen?
Es war der Feind ja schon so greifbar nah,
daß niemand wußte, wohin er sollt noch ziehen,
und jedermann den Untergang nur sah.

Ich hastete durch einen großen Garten,
der dicht voll hoher Bäume stand.
Zu letzter Flucht wir wollten eiligst starten.
Wohin, — das war uns völlig unbekannt.

Da hört ich in der Luft ein helles Zischen.
Ich traue Ohren und den Augen kaum.
Dies Bild wird nie im Leben sich verwischen, —
als sich zur Seite neigt ein Rosenbaum.

Ich stehe wie im Kreis von diesem Baume
und sehe auf das Schauspiel wie gebannt.
Für mich gibt's kein Entfliehn aus diesem Raume,
weil ich wie festgewurzelt an der Stelle stand.

Jedoch, o Wunder! — Nach der andern Seite
neigt sich der riesengroße Eichenbaum.
Ich starre wie benommen in die Weite.
Es scheint mir alles wie ein böser Traum.

Als endlich ich von meinem Schreck erwache,
erkenne ich erst deutlich die Gefahr.
War es nur eine wundersame Sache?
Ich glaube, daß es letztlich doch „Bewahrung" war.

Anna Walter, Dettmitten

Nach dem Kriege

Die Kreisgemeinschaft der Wehlauer
von Alle, Pregel und Deime nach dem Zweiten Weltkrieg

Werner Lippke

Unsere nach Westdeutschland geflüchteten Landsleute und Kreisangehörigen schlossen sich bald nach der Vertreibung zusammen. Die Kreise bildeten Heimat-Kreisgemeinschaften in der Landsmannschaft Ostpreußen. Unsere Kreisgemeinschaft Wehlau e. V. ist ein gemeinnütziger Zusammenschluß und besteht seit 1947.

Zweck und Aufgabe ist die Förderung der Heimatpflege, die Erhaltung ostpreußischer Tradition und die Verbindung aller Kreisangehörigen untereinander durch Zusammenführung auf Heimattreffen, ferner die Zusammenführung der Familien, soweit sie getrennt waren und die Pflege aller geeigneten, dem Gesamtzweck dienenden Maßnahmen. Zu diesen gehört auch die Pflege der Verbindungen mit dem Patenkreis Landkreis Hoya. Diese Patenschaft wurde am 27. August 1955 gegründet, wie die Urkunde es beweist. In den Kreisausschußsitzungen der Wehlauer, beim Kreistag, bei den Haupttreffen sind stets die Vertreter unseres Patenkreises zugegen, mit deren tatkräftiger Hilfe so manches Vorhaben und manche Maßnahme erst ermöglicht wurden. Die Patenschaft des Kreises Grafschaft Hoya wurde ergänzt durch die Patenschaften von Syke für Wehlau, Bassum für Tapiau, Hoya an der Weser für Allenburg, siehe die drei Urkunden am Anfang dieses Buches.

Damit sollen die Zusammengehörigkeit verstärkt werden, die Kulturgüter gepflegt und die Dokumentation des Heimatkreises Wehlau unterstützt werden. Alle drei Jahre werden auf den Haupttreffen oder durch Briefwahl die Bezirksvertreter (Wahlmänner) früher der Amtsbezirke, jetzt der Kirchspiele, gewählt. Diese bilden den Kreistag, der aus seiner Mitte den Kreisvertreter und den Kreisausschuß wählt.

Folgende Kreisvertreter waren bisher tätig: vor 1947 Emil Gutzeit, Seekshof †, und Werner Potreck, Tapiau †. Von 1947 bis 1967 August Strehlau, Wehlau †; von 1967 bis 1968 Karl Raethjen, Hasenberg, und ab 1968 Werner Lippke, Allenburg.

Zur Verbindung aller Kreisangehörigen wird seit 1969 der Wehlauer Heimatbrief herausgegeben. 1973 erschien die 10. Folge dieser heimatkundlichen Schrift, die sich immer stärkerer Beliebtheit erfreut. Im Laufe der Jahre ist eine Sammlung von Schriften, Bildern, Fotos, Gemälden, Modellen zusammengetragen worden, die es verdienen, in einer Heimatstube zur Schau gestellt zu werden. Nachdem eine Heimatstube im Kreismuseum in Syke aufgelöst werden mußte, wird ab 1974 eine Wehlauausstellung wiederum zu sehen sein, die, wie zu hoffen, eine ständige Einrichtung wird.

Wir glauben, daß die Anteilnahme des Patenkreises am Los der heimatvertriebenen Wehlauer jedem politischen Klimawechsel standhält und das Einvernehmen nicht behelligt.

Damit die Landsleute unseres Heimatkreises Wehlau auch unsern Patenkreis im Niedersachsenland näher kennenlernen, schließt dieses Heimatbuch ab mit einer Darstellung des Landkreises Grafschaft Hoya. Es ist dies gleichzeitig ein Dank für den Rückhalt, den wir Wehlauer Kreisangehörige in dieser Verbindung finden und den wir uns durch alle Zeiten erhalten und bewahren wollen.

Heimat an der Weser oder Heimat
an Alle — Pregel — Deime —
Heimat bleibt Heimat;
Heimat ist nicht Hülle und Gewandung,
die man wechselt, die ein Sturm zerstört.
Heimat, das ist Schicksal, Grund und Landung,
was uns zutiefst und ohne Tod gehört.

Der Patenkreis des Kreises Wehlau, der Landkreis Grafschaft Hoya, seine geschichtliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung

Von Kreisoberrat Helmut Engelke, Syke

Der Landkreis Grafschaft Hoya entstand im Jahre 1932 aus der Zusammenlegung der Kreise Syke und Hoya. Der Amtssitz der Kreisverwaltung ist seitdem die Kreisstadt Syke. Der Name der Stadt und des

früheren Landkreises „Hoya" blieb in der seit 1932 amtlichen Bezeichnung erhalten. Der Kreis hatte Ende 1970 120 000 Einwohner; er ist der zweitgrößte im Regierungsbezirk Hannover und gehört zu den größeren Kommunalverbänden dieser Art im Land Niedersachsen.

Geographische Lage

Der Kreis Grafschaft Hoya ist der nordwestlichste Teil des Regierungsbezirks Hannover im Land Niedersachsen. Getrennt durch die Ochtum, einem Nebenfluß der Weser, von der „Freien und Hansestadt Bremen" liegt der noch immer vorwiegend agrarisch strukturierte Landkreis zwischen dem Weser- und dem Huntefluß, das das Kreisgebiet von den Verwaltungsbezirken Stade und Oldenburg trennen. Kreisnachbarn sind im Süden der Landkreis Grafschaft Diepholz, im Osten und im Nordosten die Landkreise Nienburg und Verden; im Südosten stößt mit einem Grenzvorsprung der Landkreis Fallingbostel an den Kreis. — Zwischen der nördlichsten Grenze des Altkreises Hoya und dem Weserlauf liegt die ehemalige braunschweigische Enklave Thedinghausen, ein Relikt aus kgl.-hannoverscher Zeit, die heute zum Landkreis Verden gehört. Im Nordwesten und Westen grenzt der Kreis an das oldenburgische Gebiet, wo enge wirtschaftliche Beziehungen zu den oldenburgischen Städten Delmenhorst und Wildeshausen bestehen.

Auf Grund ihrer geographischen Lage ist die Grafschaft Hoya naturgemäß wirtschaftlich — und auch zu einem gewissen Grade kulturell — in der Hauptsache nach Bremen ausgerichtet. In dieser Stadt liegt auch seit jeher der natürliche Absatzmarkt der landwirtschaftlichen Produkte. Nahezu 10 000 Kreiseinwohner haben in Bremen ihren Arbeitsplatz.

Die Gesamtgröße des Kreises beträgt 1208,420 qkm, wovon rund 90 000 ha landwirtschaftlich und rund 14 700 ha forstwirtschaftlich genutzt werden; nahezu 700 ha sind als unkultivierte Moorflächen, etwa 2500 ha sind als aufforstungsfähiges Ödland in der Statistik ausgewiesen.

Geschichtliche Entwicklung

Wenn seit 1932 der heutige Landkreis den Namen „Grafschaft Hoya" erhielt, so hat das geschichtlich gesehen durchaus seine Berechtigung. Die Herrschaft der Grafen von Hoya dehnte sich zeitweise im Mittelalter auch auf das Gebiet des Altkreises Syke aus.

Die politisch-geographische Entstehung der Grafschaft Hoya geht auf Karl den Großen zurück. Das Land um Hoya an der Weser war der Largau, der von dem Frankenkaiser zur Grafschaft erhoben wurde. An die Spitze stellte er einen von Stumpenhausen aus Wietzen (jetzt Kreis Nienburg) als Grafen. Das Geschlecht derer von Stumpenhausen war christlich, was nach dem Sachsenkriege von grundlegender Bedeutung war. Es ist nicht bekannt, wann der erste Stumpenhausen in Hoya als

„Gaugraf zu Hoya" einzog. Es geschah aber mit einiger Sicherheit zwischen 805 und 810 n. Chr. Als Hoheitszeichen übernahm er das Wappen seines Stammhauses, die Bärenklauen, die auch heute noch im Wappen des Kreises erhalten sind. Etwa ab 1180 residierte ein Graf von Stumpenhausen im Hoyaer Schloß, das als starke Wasserburg auf dem rechten Weserufer lag. — Zu jener Zeit erklärte Barbarossa sämtliche Lehen Heinrichs des Löwen für selbständig; so wurde auch die „Grafschaft Hoya" zu einem reichsunmittelbaren Lande erhoben. Seitdem nannten sich die Grafen „von Hoya".

Im Jahre 882 wurde bei Hoya von Erzbischof Rembert, Bremen, das Stift Bücken gegründet, aus dem dann der weit über die Grenzen unseres Kreises bekannte und kulturgeschichtlich so bedeutsame Bücker Dom entstanden ist, dessen zwei Türme weithin als Wahrzeichen niederdeutscher Baukunst das Land der Wesermarsch und die Vorgeest beherrschen. Es ist ein romanisch-gotischer Bau, dessen Triumpfkreuz und dessen Flügelaltar mit reichem Schnitzwerk zu den schönsten Kunstwerken unserer Heimat gehören. Der Name „Hoya" kommt von „hoge" — hoch; die Gründung des Ortes Hoya reicht zurück bis in jene Zeit, als unsere Heimat von dem germanischen Stamm der Angrivarier besiedelt wurde. (Quellenangabe: „Mein Hoyaer Land", v. Helfers, Hoya.)

Das Geschlecht der Grafen von Hoya starb schon 1582 aus. Erst 52 Jahre alt, starb am 25. Februar 1582 im Hoyaer Schloß der letzte männliche Verweser dieser Grafschaft, Graf Otto VIII. von Hoya und Bruchhausen. Dieser hinterließ keinen legitimen männlichen Erben. Seine Schwester, die Gräfin Anna von Hoya, leitete zu jener Zeit, und zwar bis zum 20. November 1585, als Äbtissin das noch heute bestehende adelige Damenstift der Stiftskirche in Bassum. Sie, die letzte dieses nachweisbar etwa 500 Jahre alten Grafengechlechts, starb mit 53 Jahren am 28. November 1585. Im Jahre 1803 entdeckten beim Umbau der Bassumer Stiftskirche Handwerker die Grabplatte der Äbtissin, die der Reformation in unserem Landkreis den Weg ebnete. Die Grabplatte liegt noch heute in der Bassumer Kirche. Das Hoyaer Land fiel — nach fast 400jähriger selbständiger Herrschaft der Grafen von Hoya — im Erbwege an das Welfenhaus Braunschweig-Lüneburg, bei dem es bis 1866 verblieb. Dann wurde die Grafschaft ein Teil der preußischen Provinz Hannover, die am 23. August 1945 im Land Niedersachsen aufging.

Die Stadt Syke — unsere heutige Kreisstadt — wird als „Schloß Syke" im Jahre 1211 zuerst erwähnt. Eigentlich war das „Schloß" nur eine Wasserburg, die Anfang des 13. Jahrhunderts nach den Feststellungen unserer Heimatforscher (u. a. Paul „Syker Heimatbuch) auf Veranlassung der Hoyaer Grafen erbaut wurde. Mitte dieses Jahrhunderts wird Syke in einer Bremer Urkunde erwähnt, die die Beiträge für die Instandhaltung der Bremer Weserbrücke aufzeichnet. Ursprünglich gehörte der Ort zur Grafschaft „derer von Bruchhausen". Diese wurde 1257 in Alt-

und Neubruchhausen geteilt. Dabei fiel der Ort Syke an die Grafen von Neubruchhausen. Eine andere Auslegung will nachweisen, daß es dieses Grafenhaus war, das die „Wasserburg Syke" anlegen ließ, um den Besitz gegen die Erzbischöfe von Bremen besser zu sichern. Nach dieser Auslegung haben die Grafen von Hoya den Ort und die „Vogtei Syke" erst im 14. Jahrhundert erhalten. Die Grafen von Hoya erwarben 1387 das Recht, die Hache vor der Burg zu stauen und eine Mühle anzulegen, die noch heute besteht. Der Staudamm wurde ein fester Weg. Es ist der heutige Mühlendamm. In Syke residierte zu jener Zeit ein Vogt; zur Vogtei gehörten die Gemeinden im Nordteil des Altkreises Syke, deren Namen unverändert geblieben sind. Erst im 16. Jahrhundert wurden aus den „Vogteien" die „Ämter" gebildet, an deren Spitze ein „Amtmann" stand. Zum Amt Syke gehörten zu jener Zeit nachweislich: Brinkum, Dreye, Riede, Gödestorf, Wachendorf, Fuldenriede und Röllinghausen. Im Jahre 1520 wurde Syke ein „Flecken". — Nach mancherlei Erbauseinandersetzungen zwischen den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg und den letzteren Vertretern des Hoyaer Grafenhauses kam auch das Amt Syke im Jahre 1589 endgültig an das Haus Braunschweig-Lüneburg. — Im Jahre 1968 durchgeführte Ausgrabungen im Park des Amtshofes, der durch einen frühgeschichtlichen Wall begrenzt ist, haben Restbestände von Gebäuden und Funde zutage gefördert, die darauf schließen lassen, daß Syke als befestigter Ort schon im 11. Jahrhundert bestanden haben muß. Aber diese Erkenntnisse sind zu neu; sie bedürfen noch der genaueren wissenschaftlichen Nachprüfung. —

Das 17. Jahrhundert brachte der Bevölkerung unseres heutigen Kreisgebietes schwere Zeiten. 1623 verpfändete Friedrich Ulrich von Braunschweig-Lüneburg die Grafschaft an den König Christian von Dänemark wegen einer Schuldverpflichtung. Der Dreißigjährige Krieg verwüstete seit 1618 deutsches Land. Die Kriegsfurie machte auch vor den Flecken und Dörfern der Grafschaft Hoya nicht halt. Nur mühsam konnte sich das Land nach dem Ende dieses furchtbaren Krieges im Jahre 1648 erholen. Im Jahre 1705 fiel die Grafschaft Hoya mit dem Fürstentum Lüneburg an das Kurfürstenhaus Hannover. Als im Jahre 1714 der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover als Georg I. zugleich König von England wurde, bezeichnet die Chronik den Flecken Syke als ein „Königlich-Großbritannisches Kurfürstlich-Hannoversches Amt". Das Marktrecht erhielt Syke im Jahre 1718. Erst seit dieser Zeit begann ein fühlbarer wirtschaftlicher Aufstieg des Ortes, der schließlich im geschichtlichen Ablauf unseres Landes erst lange nach 1866 zu preußischer Zeit Syke zur Kreisstadt werden ließ. (Quellenangabe: Festschrift der Stadt Syke aus Anlaß der 700-Jahr-Feier.) Syke hat heute rund 7000 Einwohner. Nach der gegenwärtig vorbereiteten Gebietsreform in Niedersachsen wird die Stadt durch Eingemeindungen etwa 18 000 Einwohner haben.

Neben Syke und Hoya ist aber auch die schon erwähnte kreisangehörige Stadt Bassum im Landkreis Grafschaft Hoya von geschicht-

licher Bedeutung. Die Stadt Bassum — wie die Kreisstadt Syke — an der Bahnstrecke von Bremen nach Osnabrück — Münster — Köln gelegen, ist mit ihren zur Zeit etwa 7000 Einwohnern heute eine aufstrebende Kleinstadt. Die reiche Geschichte dieser Stadt mit dem eindrucksvollen Turmbau des Stiftes führt in die älteste Zeit christlicher Siedlung zurück. — Das Kloster Bassum gründete, wie in alten Chroniken steht, Ansgar, der große Apostel des Nordens, etwa 840 n. Chr.

Aus jener Zeit sind heute keine Bauwerke mehr vorhanden.

Die heutige Stiftskirche ist etwa 1200 errichtet worden. Sie ist ein typischer romanischer Bau von großer Schönheit. Der Turm brannte 1328 herunter. Er soll 80 Meter hoch gewesen sein und beherrschte weithin sichtbar das flache Land. Mit der Kirche verbunden ist ein Stift, an dessen Spitze eine Äbtissin steht. Bis zur Reformation war das Stift wie die Kirche katholisch. Die Äbtissin hatte sehr viele Vorrechte; sie konnte über kirchliche und weltliche Dinge Anordnungen treffen; sie hatte Priester und Kaplane, Dienstleute und Verwalter zu berufen. Ihr zur Seite stand das Kapitel, das ist die Versammlung der Klosterjungfrauen, die sich mit Spinnen, gottesdienstlichen Übungen und der Krankenpflege beschäftigten. Zum Stift gehörte bereits seit 1207 ein kleines Krankenhaus. Nach einem Auszug aus dem Erbregister des Stiftes aus dem Jahre 1583 hatten an das Stift den „Zehnten" zu zahlen: Albringhausen, Apelstedt, Bassum, Dimhausen, Falldorf, Freudenberg, Hallstedt, Henstedt, Nordwohlde, Osterbinde, Süstedt, Uenzen und Wickbranzen.

In der Folgezeit wurden in das Stift nur adlige Töchter aufgenommen. Seit 1711 mußten die Konventualinnen zur Hälfte aus den Töchtern des Adels der Grafschaften Hoya und Diepholz stammen, im übrigen aus adligen Häusern im Reichsgebiet. Durch die Vertreibung adliger Familien aus dem deutschen Osten sind die Aufnahmebestimmungen des „Kapitels" nach 1945 weitgehend unserer Zeit angepaßt worden.

Die Siedlung Bassum entwickelte sich neben dem Kloster. Sie bestand aus den Flecken Freudenberg, Loge und Bassum, die eine Siedlung bildeten, aber zunächst getrennt waren. Die Grafen von Hoya erbauten im 13. Jahrhundert in Freudenberg eine Burg, mit einem Burgvogt besetzt, als Schutz gegen den Bischof von Münster. Durch Verpfändung kam das Amt Freudenberg, zu dem Osterbinde, Bassum, Loge und das „Gaugericht Sudwalde" gehörten, zunächst in die Hände des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg und 1582 sogar zum Herzogtum Hessen-Kassel. Dorthin gehörte dies Amt, ein Beweis für die verworrenen Besitzverhältnisse jener Zeit, bis zum Jahre 1816. Es war die Zeit der ausgeprägten Kleinstaaterei. Selbst später bestanden noch recht schwierige Verwaltungsverhältnisse in den so auseinandergerissenen Ämtern Syke und Bassum (Freudenberg), die Grund zu vielen Reibereien selbst dann noch gaben, als die beiden Ämter längst im Kreis Syke vereinigt waren. In der Gemeindeebene wurden die Gemeinden Freudenberg, Loge und Bas-

sum noch bis zum Jahre 1896 getrennt verwaltet. Erst dann gelang es, die vielen Widerstände zu überwinden, und das war die Geburtsstunde der heutigen Stadt Bassum.

Eine ähnliche interessante geschichtliche Entwicklung kann von dem Amt Harpstedt berichtet werden, das mit seiner stolzen Burg einst Sitz der kgl.-hannöverschen Drosten und Amtmänner in diesem Kreisgebiet gewesen ist. Die Burg, die ein wechselvolles Schicksal erlebte, unterstand mit der Vogtei im 14. und 15. Jahrhundert den Grafen von Hoya. Das „Schloß und die Vogtei Harpstedt" überließ aber der Graf von Hoya im Jahre 1439 den Grafen Dietrich und Nikolaus von Oldenburg und Delmenhorst. Erst im 17. Jahrhundert kam Harpstedt an das hannöversche Kurfürsten- und spätere Königshaus.

Der Hauptindustrieort des Kreises war vor dem letzten Kriege die heutige Stadt Twistringen, die mit rund 6000 Einwohnern auch zugleich eine der größten Gemeinden des Landkreises ist. Sie liegt in der „Dehmsemark", im Grenzgebiet des Kreises nach Oldenburg im Tal der Dehmse, einem kleinen Flüßchen. Der Ort wird ebenfalls bereits in Urkunden des 13. Jahrhunderts genannt. Das Gebiet muß im 14. Jahrhundert dem Drosten von Vechta i. O. unterstanden haben, der die Gemeinde 1387 erwähnt. Als Vechta von dem Bistum Münster erworben wurde, kam es zu Auseinandersetzungen mit den Grafen von Hoya, die auch auf dieses Gebiet — zusammen mit dem Grafen von Diepholz — Anspruch erhoben. Als das Geschlecht ausstarb, teilten sich Münster, Braunschweig-Lüneburg und Diepholz in die Untertanen dieses Kirchspiels, das zu jener Zeit in Twistringen 413 Einwohner hatte. Da der „Droste zu Vechta" dem Bischof zu Münster unterstand und dieser zur Zeit der Reformation sich nachhaltig für den katholischen Glauben einsetzte, blieb im Kirchspiel Twistringen die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag konfessionell bestimmend.

Durch Vertrag vom 4. Februar 1817 gab Oldenburg das Kirchspiel an das Königshaus Hannover ab.

Twistringen liegt an der bedeutsamen Bahnstrecke Bremen—Köln und ist durch seine Landmaschinen- und Strohindustrie ein weit über die Grenzen unseres Kreises und des Landes Niedersachsen hinaus bedeutsamer Industrieort geworden. —

Vor allem in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg oder ganz besonders nach 1948 gelang es in den Gemeinden Eystrup, Bassum, Syke, Harpstedt, Seckenhausen und Leeste, um nur einige zu nennen, kleinere krisenfeste Industriebetriebe anzusiedeln. —

Land und Leute des Großkreises Grafschaft Hoya

Im Jahre 1885 hatte der Altkreis Syke 34 865 und der Altkreis Hoya 25 830 Einwohner. Im Jahre 1925 stieg die Einwohnerzahl für Syke auf

49 309 Personen, für Hoya auf 28 276 Personen. Nach der Volkszählung vom 13. Oktober 1950 betrug die Einwohnerzahl 131 600 Personen. Sie ist durch die Umsiedlungsaktion von Ausgebombten und Heimatvertriebenen ständiger Schwankung unterworfen und bis heute auf rund 120 000 Einwohner zurückgegangen, darunter sind aber noch immer etwa 30 000 Heimatvertriebene und Flüchtlinge.

Bevölkerung

Die einheimische und niedersächsische Bevölkerung ist überwiegend in der Landwirtschaft beschäftigt. In den über 10 000 landwirtschaftlichen Betrieben im Kreise waren schon 1939 rund 60 Prozent der Bevölkerung tätig.

Eine Ausnahme macht der Nordteil des Großkreises. Hier sind etwa 40 Prozent der Einwohnerschaft der dichtbevölkerten Nordrandgemeinden Arbeitnehmer, die in der benachbarten Stadt Bremen ihren Lohn finden. Zur Zeit fahren täglich aus den niedersächsischen Randgebieten um Bremen rund 50 000 Arbeiter, Angestellte und Schüler in diese Großstadt, wo sie ihrer Arbeit nachgehen. Davon wohnen 17 Prozent im Kreise Grafschaft Hoya.

Die Kreisbevölkerung ist heute zu etwa 85 bis 90 Prozent evangelisch. Nur das Kirchspiel Twistringen bildet eine katholische Diaspora.

Der Ausbau des Schulwesens im Landkreis ist nahezu abgeschlossen, nachdem der Landkreis als Schulträger in Syke ein dreizügiges Gymnasium und eine Kreissonderschule errichtete. Außerdem gibt es in der Kreisstadt jetzt alle Berufs- und Berufsfachschulen, auch solche, die dem Zweiten Bildungsweg dienen. Seit 1946 wurde ein Kreisvolksbildungswerk mit einer Kreisjugendvolkshochschule, einem Kreisfilmdienst, 14 Volkshochschulen für Erwachsenenbildung und ein Kreisjugendheim auf- und ausgebaut.

Die Betreuung der Heimatvertriebenen

Nach Ende des Krieges, im Jahre 1945, hat der Kreis eine große Zahl von Heimatvertriebenen aus dem Osten und von Evakuierten aus den zerbombten Großstädten aufgenommen. Im Jahre 1946 strömten rund 50 000 Ostvertriebene in den Kreis, in dem sich bereits aus den letzten Kriegsjahren rund 8000 Ausgebombte befanden. Es ist jedoch gelungen, die Heimatvertriebenen seit 1950 zu einem Großteil (etwa 15 Prozent) in andere aufnahmefähigere Länder der Bundesrepublik umzusiedeln. Die evakuierten Großstädter sind zum größten Teil im Laufe der Jahre wieder in ihre Heimatstädte zurückgekehrt. Dennoch beherbergt der Kreis — wie schon erwähnt— heute noch immer rund 30 000 Heimatvertriebene. Die gewählten Vertreter des Kreistages waren seit dem Jahre 1949, nach der Währungsreform, ständig bemüht, die Wohnraumlage durch die För-

derung der Neubautätigkeit aufzulockern, was zu einem bemerkenswerten Prozentsatz auch gelungen ist. Am 27. 8. 1955 übernahm der Landkreis die Patenschaft für den ostpreußischen Landkreis Wehlau.

Die Verwaltung des Kreises

Bis zum Jahre 1884 waren die alten ehemaligen kgl.-hannöverschen Ämter die Grundlage für die staatliche und kommunale Verwaltung. Eine Änderung brachte die Kreisordnung für die Provinz Hannover vom 6. Mai 1884. Die alten Amtsbezirke wurden aufgehoben und Landkreise gebildet. Die Kreise Syke und Hoya entstanden am 1. April 1885. Sie wurden im Jahre 1932 zum heutigen Landkreis Grafschaft Hoya vereinigt.

Der Landkreis ist ein Verband von Gemeinden zur Erledigung staatlicher und kommunaler Aufgaben, die über den Rahmen einer Stadt oder Gemeinde hinausgehen bzw. die Finanzkraft der örtlichen Instanz übersteigen. Die frühere Trennung zwischen staatlicher und kommunaler Verwaltung ist seit dem Jahre 1945 fortgefallen. Der Landkreis ist durch die Universalität seiner Aufgaben zur Stütze der ländlichen Selbstverwaltung geworden.

Nach dem Jahre 1945 wurde die parlamentarisch-demokratische Verfassung auch in unserem Kreise wiederhergestellt. Der erste Kreistag nach dem Kriege wurde am 13. Oktober 1946 durch die Bevölkerung des Kreises mit 42 Abgeordneten gewählt. Die letzten Kommunalwahlen waren im Juni 1974. Der Kreistag ist auf vier Jahre gewählt. In ihm sind zur Zeit folgende Parteien vertreten: Christlich-Demokratische Union, Sozialdemokratische Partei und die Freie Demokratische Partei. Zur Zeit stellt als stärkste Fraktion die CDU den Landrat, die SPD den stellvertretenden Landrat. —

Vor der Währungsreform war die wirtschaftliche Lage des Kreises, der über erhebliche Rücklagen verfügte, sehr gut. In das Rechnungsjahr 1948 fiel das für die Finanzwirtschaft der Kommunalverwaltungen umwälzende Ereignis der Währungsumstellung. Die Bestimmungen der Währungsgesetze sahen damals vor rund 20 Jahren den vollen Verlust aller Rücklagen beim Kreis und bei den Gemeinden vor. Diese seitdem noch immer nicht ganz überwundene Zäsur macht es nicht immer leicht, neben den Pflichtaufgaben auch jene freien Selbstverwaltungsaufgaben zu erfüllen, für die nicht nur durch die langen Kriegsjahre ein erheblicher Nachholbedarf besteht, sondern auch durch die gestiegenen Lebensansprüche echte Forderungen der Bevölkerung vorliegen. Dennoch ist in unserem Kreise bei sparsamer Verwaltung der öffentlichen Mittel auf allen Gebieten der Daseinsvorsorge zweifellos viel geleistet worden: Der Kreistag hat sich um die Instandsetzung und den Ausbau des großen Kreisstraßennetzes verdient gemacht. Die Kreiskrankenhäuser in Bassum und in Hoya sowie das Kreisaltersheim in Barrien wurden erheblich baulich

erweitert und modern ausgestattet. In Hoya ist eine Krankenpflegeschule errichtet worden. Das Berufsschulwesen wurde, wie erwähnt, in vollendeter Weise durch Beschaffung von Lehr- und Lernmitteln und durch die Errichtung mehrerer Neubauten (u. a. einer Zentralschule in Syke) sowie durch den Ausbau der Landwirtschaftsschule und der Landwirtschaftlichen Kreisberufsschule gefördert. Auf die Berufsfachschulen, die Kreissonderschule und das Gymnasium habe ich schon hingewiesen. Eine Einrichtung der „Lebenshilfe" für das geistig behinderte Kind steht in Syke vor der Vollendung.

Mit großer Leistungskraft haben aber auch die kreisangehörigen Städte und Gemeinden innerhalb ihrer Zuständigkeit in den letzten Jahren in ähnlicher Weise zum Wohle der Allgemeinheit gearbeitet. Allein 55 Neu-, Um- und Erweiterungsbauten an Volks- und Mittelschulen, die Errichtung von Mittelpunktschulen, neuen Realschulen und anderen Einrichtungen auf dem Bildungssektor beweisen dies.

Der Kreis hat durch die Gebietsreform ab 1. 3. 1974 nur noch 9 Einheitsgemeinden und Samtgemeinden, darunter die kreisangehörigen Städte Syke, Bassum, Hoya und Twistringen, auf die eingegangen worden ist.

Der Landkreis ist in seiner Gesamtstruktur krisenfest und daher als industriell entwicklungsfähiger Agrar- und Stadtrandkreis — trotz vieler Nachkriegsschwierigkeiten — gesund. Die Zusammenfassung der beiden Altkreise zu einer größeren Gebietskörperschaft hat sich im Laufe der langen Jahre zweifellos bewährt.

Viele kommunalpolitischen Leistungen im Rahmen dieser nachkriegsbedingten Wiederaufbauarbeit in den vergangenen mehr als 20 Jahren begründen heute den Wohlstand weitester Bevölkerungskreise, auch vieler Mitbürger, die nach 1945 aus unseren ostdeutschen Gebieten vertrieben wurden. Viele dieser guten Ergebnisse konnten aber nur mit Hilfe der ehrenamtlichen Mitarbeit von Frauen und Männern erreicht werden, darunter vielen Heimatvertriebenen und Flüchtlingen, die sich bereit fanden, dem Allgemeinwohl dienend tätig zu werden. Ihr Gemeinsinn, ihr uneigennütziges Handeln verdienen Dank und Anerkennung — als Vorbild und Verpflichtung für die heranwachsende Jugend und für spätere Geschlechter.

Zusammenstellung von Literatur über den Kreis Wehlau

A. Allgemeines über Natangen

Rogge, Adolf: Die ältesten Kirchen in Natangen. — Altpr. Monatsschr. 7 1870. S. 525/28.

Boetticher, Adolf: Die Bau- und Kunstdenkmäler in Natangen. (2. Aufl.) Königsberg: Teichert in Komm. 1898. 209 S. 40 (Boetticher: Bau- und Kunstdenkmäler d. Prov. Ostpreußen. 2)

Bordt, Paul: Grundlage und Entwicklung der landwirtschaftl. Betriebsverhältnisse der Kölmischen Güter im Süden von Natangen. Phil. Diss. Königsberg 1907. 139 S. 8°.

Kuck, W(alter): Die altpr. Landschaften des Alle-Pregel-Deime-Gebiets und seiner Nachbarschaft. — Alle-Pregel-Deime-Gebiet. 2,4 1922. S. 24—27. 3,2. 1923. S. 15—16.

Gimboth, Leo: Siedlungsgeographie Natangens zur Preußenzeit. Phil. Diss. Königsberg 1923 (1924). VIII, 133 S. 4°. (Maschschr.)

B. Kreis und einzelne Ortschaften:

Kreis:

Donner: Die Erklärung der Ortsnamen im Kreise Wehlau. — Alle-Pregel-Deime-Gebiet. 3. 1923. H. 1. S. 15—24.

Wehlau:

Beschreibung der Stadt Wehlau. — Preußen. 4. 1728. S. 673—710.

Verschreibung der Stadt Wehlau wegen der Marckt-Gerechtigkeit und einer anzulegenden Schule. Von 1339. — Werner, L. T. v.: Gesammelte Nachrichten. 1, 1755. S. 117—19.

Urkunde vom Churfürsten George Wilhelm der Stadt Wehlau gegeben d. d. Königsberg den 27. May 1628. — Preuß. Arch. 3 1792. S. 615—19.

Hoffmann: Einige Notizen zur näheren Kenntnis der Immediatstadt Wehlau. Annalen d. Kgr. Preußen. 1793. 4. S. 24—27.

Pirscher, Friedr. Wilhelm: Das Kirchspiel Wehlau in Topographischer und statistischer Hinsicht. — Pr. Prov. Bll. N.F. 1844. 1. S. 309—18, 460—72. 1845. 2. S. 778—94.

Leyde, E.: Die höhere Töchterschule in Wehlau. — Vschr. f. d. Erziehungs- und Schulwesen. Kgb. 1. 1845. S. 129—43.

Friederici, W.: Bildungsgeschichte der gegenwärtigen höheren Bürgerschule zu Wehlau (bis 1810). 1.2. Progr. Bürgersch. Wehlau 1855, 1857. 4°

Friederici, W.: Geschichte der Haupt-Knaben-Schule zu Wehlau von 1810—49. Progr. Städt. Realsch. Wehlau 1875. S. 2—39.

Carus: Weiherede zur 500jährigen Jubelfeier der evangel. Kirche in Wehlau am 26. Sept. 1880. Wehlau: Ziegler 1880. 15. S. 8°.

Ziegler, (Heinrich Christian): Notizen zur Geschichte der Stadt Wehlau und der Kirche daselbst. Wehlau: Selbstverl. 1880. 108 S. 8°.

Ambrassat, A(aug.): Bilder aus Wehlaus Vergangenheit. Wehlau: Scheffler 1891. 53 S. 8°.

Steinbrecht, C(onrad): Mittelalterliche Wandmalereien zu Wehlau: Sitz. Ber. d. Prussia. 21. 1900. S. 36—40.

Taubner, K.: Über Burg und Stadt Wehlau. — Verh. d. Berl. Ges. f. Anthropol. 1900. S. 474—75.

Scheffler, Richard: Erinnerungen aus Wehlaus Russenzeit vom 25. Aug.—10. Sept. 1914. Wehlau: Selbstverl. (1915). 9 Bl. 4°.

Gollub, (Hermann): Die Verlegung der Wehlauer Franziskaner. Mitt. d. Ver. f. Gesch. v. Ost- und Westpr. 4. 1929/30. S. 14—16.

Pacyna, Karl: Der Henker von Wehlau. — Ostpr. Haus- und Familien-Kalender. Kreis Wehlau 1940. S. 68—70.

Witt, E.: Das Rathaus in Wehlau. — Die Denkmalpflege in der Prov. Ostpr. i. d. J. 1936—40. 1942. S. 38—51.

Allenberg und Allenburg

Hoppe: Zum 50jährigen Jubiläum der Irrenanstalt Allenberg am 1. 9. 1902. Psychiatr.-neurolog. Wochenschr. 4. 1902/3. S. 304—307.

Dubbers: 75 Jahre Heil- und Pflegeanstalt Allenberg, Ostpreußen. Düsseldorf: Braun 1929. 33 S. 15 Bl. 4°.

Die Chroniken der Schulen des Allenburgischen Kirchenverbandes im Kreise Wehlau in Ostpr. — Preußenschule. 1. 1833. Sp. 276—82. 583—87, 614—20, 632—36, 693—97, 3. 1853. Sp. 41 bis 43.

Bonk, Hugo: Aus Allenburgs Vergangenheit. Königsberg 1900. Rautenberg, 36 Seiten zur Feier des 500jähr. Stadtjubiläums, 15. 7. 1900.

Wormit, Anton: Geschichte der Gemeinde Allenburg. Königsberg 1905: Rautenberg, 249 S. 8°.

Kramm, (Erich): Allenburg. — Nietzki: Was wir in der Russennot 1914/15 erlebten. 2. 1916, S. 1—12.

Zachau, Joh.: Allenburg in den Pestjahren 1709—11. — Alle-Pregel-Deime-Gebiet. a. 1921. 11. 4. S. 3—10.

Festschrift zur Einweihung der wiederaufgebauten Kirche in Allenburg am 30. 8. 1925 dargereicht vom Gemeindekirchenrat.

Tapiau

Kittlaus, (Wilh.): Tapiau. — Nitzki: Was wir in der Russennot 1914 erlebten. 1915. S. 136—147.

Stoff, Oskar: Tapiau. — Schwarke: Der Feind im Land. 1915. S. 71—78.

Czyborra, Albert: Kriegsnot und Kriegsfürsorge in der Pregel und Deimeecke. Denkschrift der Stadt Tapiau. Tapiau: Henning 1916, 54 S.

Der Wiederaufbau des kriegszerstörten Rathauses in Tapiau in Ostpr. Zentralbl. d. Bauverwalt. 43. 1923. S. 109—10.

Donner: Die Besitzverfassung der Ortschaften im Hauptamt Tapiau um 1700 und ihre geschichtl. Entwicklung. — Alle-Pregel-Deime-Geb. 1. 1921. H. 3. S. 3—24, H. 4. S. 11—31. 2. 1922. H. 1. S. 3—21. H. 2. S. 3—20, H. 3. S. 3—34, H. 4. S. 3—22. 3. 1923. H. 1. S. 3—14, H. 2. S. 3—13.

Kleinhof-Tapiau. — Dt. Landwirtschaft unter Kaiser Wilhelm II. 1, 1913. S. 45—54.

Kroll, Erich: Aus der Geschichte der Sparkasse der Stadt Tapiau, — Ostpr. Haus- und Familienkalender. Kreis Wehlau 1941. S. 68—70.

Forstreuter, O.: Aus Tapiaus letzten 60 Jahren, Tapiauer Anzeiger vom 1. Okt. 1922.

Groß-Engelau

Nachrichten aus der Klein-Schönauer Kirchenchronik über das Kirchspiel Groß-Engelau. — Alle-Pregel-Deime-Gebiet. 3. 1923. H. 1.2.

Taplacken

Bujack, (Georg): Aufnahme von Schanzen und Schloßbergen zu Taplacken, zu Gr. Schleuse, zu Lischkau, zu Kaylau, Kr. Wehlau. — Sitz Ber. d. Prussia. (13). 1888. S. 94—96.

Weitere benutzte Literatur

von Lorck, Carl E. L.: „Landschlösser und Gutshäuser" in Ost- u. Westpreußen", Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main. 2 Bde.

Hubatsch, Walther: „Geschichte der Evangelischen Kirche Ostpreußens" II. Band. Bilder ostpreußischer Kirchen. Göttingen — Vandenhoeck und Ruprecht 1968.

Lohmeyer: „Geschichte von Ost- und Westpreußen.

Schreiber, Herm.: „Land im Osten".

Schweighöfer/Raethjen: „Die letzten Tage vor dem Russeneinmarsch.

Weiss, Dr. Erich: „Ost- und Westpreußen, Handbuch der historischen Stätten, Alfred Kröner Verl. Stuttgart 1966.

Deutsches Städtebuch Bd. I, Stuttgart—Berlin 1939.

Handschriftlich niedergelegte Berichte von Allenburger Einwohnern über Erlebnisse aus dem 1. und 2. Weltkrieg.

Ambrassat, August: „Die Provinz Ostpreußen". J. H. Bon's Verlag, Königsberg (Pr), Weidlich, Frankfurt am Main 1965.
Paradeplatz 4.

Donner: „Alle-Pregel-Deime-Gebiet", Heimatkunde und Heimatschutz in den Kreisen Wehlau, Friedland und Labiau. 13 Hefte.

Bildnachweis

Das gesamte Bildmaterial ist dem Bildarchiv des Kr. Wehlau entnommen. Es wurde von privater Hand zusammengetragen. Nicht alle Bilder sind in ihrem Ursprung bekannt.

Es stammen die Bilder der gesamten Seiten von:

Foto Rieger, Wehlau: S. 58, 91, 98, 100, 101, 109, 111, 117 unten, 120, 122 oben, 122 unten, 123, 125, 133, 134, 140, 161, 163, 181, 183, 390 oben, 403 oben, 438-439, 467 unten

Foto Elsner/Timm, Allenburg: S. 291, 303, 313, 314 oben, 315, 316, 318, 321, 324, 328 oben, 329, 339, 342, 394, 396, 397

Aus Hubatsch, 2. Band Geschichte der Ev. Kirche Ostpreußens, Göttingen 1968: S. 390 unten, 398, 399, 400 oben und unten, 401, 403 unten, 408 oben und unten, 411 oben

Foto Ruth Hallensleben: S. 142

Dr. Fischer, Wehlau: S. 105, 170

Horst Kuhnert, Wehlau: S. 167 unten

Amanda Scheffer, Wehlau: S. 117 oben, 159

Pfarrer Bruno Adelsberger, Allenburg: S. 306, 327, 328 unten, 330, 551

Renate Haller, geb. von Boddien, Leißienen: S. 341, 445

Lehrer Grumblat, Kremitten: S. 21, 391, 392 oben und unten, 393 oben und unten, 463, 487, 493

Wißmann: S. 378, 379

Lehrer Bartnick, Starkenberg: S. 380, 381, 407 oben und unten

Hans Schenk sammelte die Bilder von Tapiau: S. 212, 215, 225, 227, 229, 231, 237, 240, 241, 242, 244, 245, 246, 248, 249, 250, 251, 253, 259, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 360, 406 oben, 406 unten, 421 oben und unten

Aus Kramer „Elchwald": S. 507

Fritz Runge, Tapiau: S. 502 oben und unten, 513 oben und unten

Graumann, Forstamt Drusken: S. 509, 511 unten, 514 oben

Rudolf Herrenkind, Wehlau: S. 519, 525

Else Zietlow, Kl. Nuhr: S. 65, 514 unten, 558

Breuhammer, Kl. Nuhr: S. 443

Erich Klaudius, Wehlau: S. 94

Ernst Kleist, Allenburg: S. 504 oben und unten,

Werner Lippke, Allenburg: S. 21, 23, 299, 312, 314 unten, 320, 418, 451

Reproduktionen aus Festschrift zur Weihe der Kirche in Allenburg: S. 395 oben und unten, 396

Hellmuth Möhrke, Allenburg: S. 441

Lehrer Kristahn, Eiserwagen: S. 418

Donner, Alle-Pregel-Deime-Hefte: S. 37, 40, 103, 386

Schmidt, Taplacken: S. 387

Aquarell Jaeger-Reidnitz, Pelohnen: S. 39

Fritz Joseph, Petersdorf: S. 404

Brigitte Fiedler, Plibischken: S. 405 oben und unten

Kartenskizzen: S. 56

Bruno Damerau, Tapiau: Stadtpläne Wehlau, Tapiau, Allenburg

Herbert Caspari, Schirrau: S. 511 oben

Ob. Reg.-Rat Müller, Finanzamt Wehlau: S. 64, 141, 160, 388, 464, 465, 467 obn

Kurt Freund, Wehlau: S. 452

Hilde Schoof, Wehlau: S. 454, 458

Alte Postkarten: S. 68, 70, 115 oben, 115 unten, 298, 411 unten, 532, 539

Hartknochsche Chronik: S. 107, 209, 302

Personenregister

Abraham, 30
Ackermann, 546
Acthun, Willy, 416
Adebar, 333
Adelsberger, Bruno, 291, 335
Albrecht von Brandenburg, 62, 71, 114, 116, 219, 298, 300, 370, 372, 374, 499
Albrecht, 243, 333, 340
Alex, 163
Alexander, 54
Altenburg, Dietrich v., 66, 109
Altrock, Johann, 233
Altstutterheim, v., 304
Amandus, Johannes, 370
Ambrosii, 277
Amling, 176, 415
Ammer, Johann, 274
Ammon, Friedrich, 243, 437
Andres, Otto, 416
Andruntz, 235
Angermann, 332, 449, 451
Anker, Isidor, 331 f., 451
Ankermann, Ludwig, Theordor, Bruno, 326
Ankermann, Dr., 277
Ansgar, 612
Anton, Martin, 243
Apolant, 243
Apraxin, Graf 309, 359
Apsel, 168, 323, 333
Arndt, 275
Arnsdorf, 45
Aßmann, 324
Auerbach, Gottfried, 233
Aug, 347
Augken, Waysel v., 215
Auguste Viktoria, 339
Axt, Theobald, 372

Babbel, 333
Bäbbel, 245
Bach, 276
Baeckel, v., 240, 278
Baegerau, 244
Baier, Ulrich v., 212, 214
Bahlmann, 417
Bahrfeld, Dr. v., 95, 102, 172
Bajohr, 311, 323
Bajohr, Ferdinand Eduard, 326
Bamberg, Heinrich, 233
Bandowski, 273
Barkowski, O., 76
Bartel, 333
Bartelt, 304
Barth, 243
Bartke, Michael, 233
Bartnick, 10, 416
Baske, 278
Batocki, Adolf v., 149
Battesch, 258
Becker, Emil, 445
Becker, Nikolaus, 133
Becker, Christian, 233
Beckmann, 243
Beeck, 244
Behrend, 244
Behrend, Bernhard, 274
Behrend-Corinth, Charlotte, 279, 281
Behrenz, Albert Louis, 477
Bekker, Cajus, 193
Belgard, 96, 164, 203
Below, v., 354
Bendrich, 234, 243, 334
Berg, v., 424
Berg, Gertrud, 269
Bergau, 243 f.
Bergerow, 243
Berinhauer, v., 360
Bertram, Gustav, Dr., 184
Besteck, 277
Bethke, 445
Betram, 278
Beyer, 245
Bezzenberger, 46, 48
Biedert, Gottlieb, 278
Bielke, 311, 324
Bielke, Julius, 332
Bienwald, 278
Bierwerth, 244
Bildesheim, Wiegand, v., 214
Binting, 445
Birkholz, 164
Bismarck, Graf v., 141
Bismarck, Fürst, 133
Bitter, v., 461
Blaesner, 335
Blank, 322
Blank, Gustav, 47, 413, 416
Blaskowitz, Johannes, 362
Blücher, 356
Bludau, Gottfried, 233
Bobien, Heinrich, 415
Bobrich, 271
Bock, 36
Boddien, v., 96, 304, 342, 440, 503
Bodungen, v., 278
Böhm, 27, 276, 279
Boehm, Benno, Dr., 181, 420
Böhm, St., 44, 46
Boetcher, v., 239
Boetticher, Wilhelm, 332
Bogdahn, Hilde, 346
Bohnen, 270
Böhnke, 259, 275, 333 f
Böhnke, Georg, 416
Bonger, Karl, 203
Bohnsack, D., 48
Bolz, 244
Boneck, 274
Bonk, H., 461
Borchert, 323
Borchert, Ernst, 340

Borgmann, M., 184, 187, 208, 420
Borgstädt, 28
Bork, 533
Born, Dietrich, Dr., 546
Bornhagen, 416
Bosch, 332
Bosch, Karl, 441 f.
Böttcher, 278
Bouchard, 333
Buor, Julius, 346
Borowski, 324, 333
Brandenburger, 333
Brandt, J. A., v., 461
Bräuer, 148
Braun, 277
Braun, G., 143
Braun, Johann, 233
Braunschweig, 333
Bredow, v., 565, 568
Bressem, 324, 333
Bressem, Gustav, 332
Breuer, 603
Breuer, C., 62
Breuer, Georg, 276
Breuer, Johann, 233
Breuhammer, Ernst, 444
Briessmann, Johannes, 370
Brinkmann, A., 35
Brockmann, 96
Bröker, 446, 449, 451
Brombach, 104, 199
Bruno, 246, 278
Bruno, Friedrich Ludwig, 271
Brunnert, 245
Brünneck, v., 426
Buch, 304, 333, 564
Buchau, 243, 252
Buchau, Gottfried, 233
Bücken, 610
Buddenbrock, Freiherr v., 240
Bujack, G., 36, 38 f., 42, 45, 47, 52
Bürger, 308
Busch, 446
Busse, Elfriede, 208
Butsch, 252, 346, 349
Butschkowski, Max, 422

Cabalzar, Paul, 332, 347
Carganico, 275
Cherubini, 164, 199, 464
Christian, Auguste, 208
Christian, König von Dänemark, 611
Christoph, 96
Clementz, 346
Collas, 385
Conrad, Erwin, 417
Corinth, Heinrich, 279
Corinth, Lovis, 247, 259, 269, 271, 273, 279, 281, 387, 406
Cromc, H., 52 ff.
Crosziel, Hermann, 436
Crozius, 535
Cuba, Dietrich, v. 218, 368
Czekay, 423
Czyborra, 95 f., 277

Dabel, 277
Damerau, Bruno, 10, 50, 206
Damerau, Thomas, v. der, 215
Damm, 277
Danehl, 437
Daniel, O., 528
Danieleit, 243, 244
Daudert, 335
Debber, 243
Debler, Beate, 285
Dehnert, Karl, 416
Derby, Graf, 214
Derschau, Tobias, 274
Deutschmann, 247, 332, 433, 435, 449
Deutschmann, Ernst, 436, 447, 553
Deutschmann, R., 449
Didzus, Elly, 208
Diekert, Kurt, 9, 14, 191, 208, 303, 339, 377 440, 455, 563
Diemke, 170
Diester, 243
Dietrich, 277
Dietschmann, Elsa, 184
Dittmar, 243
Dittmar, Wilhelm, 271
Dittrich, Johann Caspar, 124
Dmowski, Roman, 153
Dobrik, 163, 196 f.
Dobrick, Fritz, 439
Döll, Dr., 165
Dölps, 449
Dörmer, 334
Dombrowski, 164, 197, 537
Donalies, 165
Donat, Christian, 233
Donner, Franz, 9, 27, 30, 41, 46, 52, 76, 170, 414, 417, 536, 539
Dorsch, 158
Dormeyer, Gustav, 332, 345, 347
Dreher, Georg, 125, 233
Drieleben, Ulrich v., 214
Dudschus, 334
Dücroin, 277
Dulz, 244
Dusemer, Heinrich v., 109, 214, 366
Düster, 245

Ebel, 275
Ebert, Friedrich, 151, 154
Edelmann, 553
Eggert, 245
Ehrlichshausen, Ludwig v., 113, 218, 489
Eibe, 319, 466
Eichmann, 244, 274
Eilsberger, Georg Hermann Wolfgang, 326
Einsiedel, v., 191, 565, 567
Eli, 333
Elvenspoeck, 244

Enderweit, Geschw., 333
Enderweit, Marie, 301
Endom, George, 233
Engel, Carl, 28, 31, 40 ff.
Engel, Gottlieb, 274
Engelbrecht, 271, 517
Engelke, Helmut, 14, 18, 608
Epha, 332
Ernst, H., 422
Erzbischof Firmian, 234
Ewald, 258
Exdorf, Kilian, 237

Faber, 243
Fabrian, 322
Falk, Johann, Friedrich, 243
Felsch, 163
Fenkohl, 263
Ferber, Friedrich, Samuel, 277
Ferber, Johann, 233
Fermor, 238
Ferno, 472, 503, 526
Feuerabend, 333
Fey, Ernst, 399
Feyerabend, Anna, 196, 208
Fiebach, Dr., 165
Fiedler, 536
Fischer, 500, 546
Fischer, Erich, Dr., 165
Fischer, Gottfried, 243
Fischer, Hermann, Dr., 108, 165, 170
Flautz, Theophil v., 305
Fleischer, 444
Fliege, 417
Follmann, 233, 263
Forster, Johannes, 271, 372
Forsterus, Johann, 227
Fox, 96
Frank, 311, 323
Franz, 243
Franzel, 333
Freitag, 449
Freund, 182, 449, 451, 464
Friedrich von Ansbach, 219
Friedrich der Große, 309, 353, 360, 375
Friedrich Wilhelm I., 121, 232 f., 308, 323, 352, 456, 500
Friedrich Wilhelm II., 239
Friedrich Wilhelm III., 127, 131, 460
Friedrich Wilhelm IV., 131, 553
Friedrichkeit, 277
Frisch, Fritz, 445
Frisch, Kurt, 446, 449
Frischnau, Nikolos, v. der, 215
Fritze, 437
Frohnert, 311, 324
Fröhlich, Friedrich, 233
Fröschmann, Dr., 165
Froideville, Gabriel v., 358
Frunder, 437
Fuchs, 199, 333
Funk, 243, 278, 333, 433, 449 f.

Gädtke, 176
Gaerte, W., 34, 36, 46 f., 54
Galandi, 376
Galein, 449
Galonski, 333
Gams, 24
Gasentzer, 164
Gasner, Ernst, 461
Gau, 333
Gaul, 245
Gebhardt, 276
Gehm, Dr., 334
Gehren, Ernst v., 305
Gehrke, 191, 567
Gehrke, Christian, 242
Gehrmann, 196
Gemmel, 533
Gerhardt, Petrus, 276
Germann, Dr., 449
Gennrich, P., 162, 173, 303
Genowitz, Heinz, 588, 590
Genski, 148
Georg Ludwig, Kurfürst von Hannover, 611
Gerlachsheim, Hans und Niklas v., 69
Gesewski, Ernst, 416
Grau, Nikolaus, 233
Giesa, Emil, 416
Giesebrecht, 261, 278
Glaubitz, 243, 259
Glaubitz, Heinrich, 243
Glaubitz, Salomon, 233
Godau, 449
Goerke, 444
Goetz, Artur, 416
Gogol, 347
Göhrke, Hedwig, 347
Goldbeck, 271
Gonserowski, 278
Gorn, 268, 573
Göritz, 374
Gottschalk, Hugo, 165
Grannas, G., 77 f., 88
Grau, Richard, 415
Grau, 271
Grenz, Rudolf, Dr., 25, 41
Grigat, Dr., 333
Grigull, 446
Gröhn, 346
Grohnert, 176, 415
Gronau, Adolf, 436
Gross, 311
Gross, Hugo, 24, 26, 76
Grosse, Walther, Dr., 352
Grossmann, Adolf, 332
Grossmann, Horst, 191
Grossmann, Julius, 332
Growert, 55
Grube, 325
Grumblat, Paul, 416
Grunert, W., Dr., 51, 56
Grunert, 334
Grünhagen, Ernst, 186, 417
Grünwald, Hans, 417

Grunz, Hans, 415, 537
Gruschki, 244
Gruschkus, 96
Grzybowski, 32
Gudde, 347
Gundel, 278
Gutleben, 277
Gutzeit, 96, 254, 264
Gutzeit, Emil, 608
Gutzeit, Friedrich, 233

Haas, 243
Haase, 534
Hache, 76
Hadrian VI., 369
Haensch, Emil, 436
Hahn, Dr., 257, 277
Halbe, Max, 184
Handtke, 462
Hannemann, 243, 416
Hantel, 164, 464
Hardt, Hermann, 184, 208
Hardt, Paul, 104, 161, 172, 277
Harnack, 549
Hartknoch, 36, 383, 384, 386, 391
Hartmann, Emil, 436
Hartmann, Max, 275
Hartung, 449
Hasenkamp v., 461
Hasenpusch, 332
Haß, 335
Haubold, Josua, 271
Havacker, 347
Hecht, 164 f.
Heidemann, 466
Heinrich, 145
Heinrich IV., König von England, 214
Heinrici, 277
Heise, 52 ff., 333, 385
Heistreich, Ludwig, 243
Helbing, Willy, 208
Helfers, v., 610
Hellmig, Fritz, 170 f., 175, 180, 208, 415
Hennenberger, Caspar, 455
Hennig, 10, 256, 291, 322, 414 f.
Henze, L., 559
Herder, Gottfried, 430
Herholz, 243
Herrenhausen, Burchard v., 489
Herrenkind, 164, 517, 526
Herstopski, 244
Herzbruch, 461
Hesse, Gustav, 333
Heydeck, 49, 301, 305
Heyn, 245
Hildebrandt, Bruno, 285, 420 f.
Hill, 244
Hindenburg, Paul v., 154, 173, 193, 337, 340
Hinz, 311, 325, 333, 347
Hitler, Adolf, 174, 343
Hitschold, 278
Hirzberg, Gerhard v., 489
Hoffmann, 244, 252, 323, 570
Hoffmann, Dr., 19
Hoffmann, Erna, 193
Hoffmann, Franz, 95, 174, 208
Hoffmann, Walter, 415
Hogrefe, 485
Hohenstädt, 277
Hollack, 33, 36, 46
Hollmann, v., 360
Hollstein, 332 f., 347
Holthausen, Dr., 275
Holz, Dr., 145
Hopf, Margarete, 291
Höpfner, 349 f., 391
Hoppe, 574
Hostus, Johannes, 271
Hossbach, 564
Horn, 311, 461
Horlitz, 322
Hornberger, Dr., 527
Hoth, 95, 445
Howe, 325
Hoya, Anna, Gräfin von, 610
Hübner, Felix, 417
Hufnagel, 128
Huhn, Helene, 199
Huhn, Marie, 199
Hülsen, Johann Salomon v., 361
Hundertmark, Gottfried, 109
Hundertmark (Sportlehrer), 166
Hundsdörfer, Dr., 277
Hütteng, Johannes, 271

Iffländer, August, 331
Ising, 449

Jablonski, 252
Jablonski, Willi, 266, 286
Jagiello, 214, 218
Jakob, Wilhelm, 233
Jakobsen, 278
Jansen, 147
Jester, 271
Jobst, 833
Jordan, 325
Jordan, Walter, 415, 455
Joswich, 252, 258
Jungingen, Ulrich v., 293
Jungnischke, August, 149
Junk, 244

Kabick, Emil, 416
Kaddig, Gregor, 235, 274
Kaehler, 243, 311
Kahl, Fritz, 333, 341
Kahl, Konrad, 417
Kähler, 333, 347
Kähler, Anton, 233
Kaiser, 163, 243, 245, 449
Kalau, Johann Gottfried, 233
Kallauch, 276
Kalweit, 347
Kampf, Ernst, 346

Kampf, Ferdinand, 301
Kampf, Ferdinand, Dr., 326
Kämpfer, 263, 266
Kandras, Hans, 416
Kanitz v., 295
Kannappel, Ernst, 416
Kanter, 278
Kanzler, 243
Karla, 164
Karnick, Rudolf, 412 f., 417
Karoll, Roman, 256
Karpowski, 162
Kaschade, 275
Kasiske, K., 76
Kasten, 449
Kastens, 14
Kattsteller, Samuel, 243
Kayser, Friedrich Wilhelm, 243
Keil, 199
Kemke, H., 28 ff, 33, 36
Kemsies, 311
Kemsies, Hermann, 455
Kendelbacher, Ferdinand, 346
Kern, 304, 334
Kewitz, 256 f.
Kienapfel, Dr., 165
Kiewning, 76
Kikton, 399
Kilian, L., 27 ff.
Kirchner, 270
Kirschnik, 96
Kitsch, 347
Kittlaus, 104, 162, 259 ff., 271, 340
Klebs, R., 27
Kledtke, Tewes, 235
Klein, 158, 227, 243 f., 247, 311, 324, 333, 347, 485
Klein, Emil, 416
Klein, Franz, 444, 554
Klein, Fritz, 88
Klein, Gottfried, 233
Klein, Hans, 333
Klein, Jakob, 233
Klein, Karl, 436, 439
Klein, Max, 333
Kleist, 319, 322
Kleist, Emil, 346
Klementz, 164
Klemm, 267, 361, 565
Klemm, Selma, 258
Klenzan, 333
Klewitz, 449
Kliem, Ernst, 332
Kliesch, Johann, 233
Klinke, 332 f.
Klischewski, Fritz, 333, 436
Klumbies, 335
Knaust, 437
Knebel, 267, 361
Knebel, Ernst, 198, 566, 574 f., 576
Kniprode, Winrich v., 110, 367, 385
Knoch, 244
Knoch, Gustav, 528
Knorr, 277
Knuth, 323
Kob, Dr., 165
Kobjolke, 96
Koch, 170, 413 f., 564, 567, 572
Koch, Ernst, 182, 198
Kogel, 68
Kohler, 278
Kohtz, Dr., 333
Kolberg, 332
Kolletzki, 252
Kommissin, 324
Komp, 187
König, 243, 275
Konrad von Masowien, 168
Koppetsch, 477
Korinth, 243
Korn, 277
Kornblum, Reinhold, 417
Kösling, 270, 324
Koslowski, Grete, 199
Kossack, Karl, 173 f., 180, 185, 199, 208, 594
Kossmann, 324
Kotzer, 245
Kowalski, 304, 332
Kowalski, Max, 436
Kraehmer, 325
Krah, 462
Krakow, Dr. med., 275
Kramm, 334, 338
Kramp, 323, 414
Kranz, 243
Kratz, Hermann, 148
Krauledat, 176, 414
Krauschardt, 278
Krause, 243 f., 274
Krause, Erich, 436
Krause, Gustav, 536
Krause, Heinrich, 271
Krause, Kurt, 417
Krause, Richard, 199
Krauskopf, 182
Kreutzer, 267
Kreuzahler, Otto, 416
Krieg, 30
Kristan, 347
Kristahn, Gustav, 416
Kriszat, 128, 148, 165, 174
Krohn, 243
Kröhnert, 335
Kroll, Heinz, 196, 199, 206, 208
Krüger, 244
Krüger, Marianne, 184
Krüger, Ohm, 556 f.
Krutzki, 333
Kubert, 164
Küchmeister von Sternberg, 52
Kuck, Walter, Dr., 87, 173, 176, 181, 377, 414
Kuck, Johann, 76
Kückelies, David, 75
Kuckuck, 325
Kuckuck, Eva, 582
Kuckuck, Fritz, 333
Küderitz, v., 75

Kühn, 243
Kuhn, Ernst, 289
Kuhn, Paul Friedrich, 417
Kuhnke, Alfred, 186, 420
Kuhnke, Hedwig, 333
Kuhnke, Margret, 188 f., 194, 208
Kuhrau, 164
Kuhrau, Max, 333
Kullack, 148, 164
Kulling, Erhard, 61
Kummer, Dr., 278
Kummutat, 323
Kunheim v., 221
Kuntzmann, 72
Kunze, Gerhard, Dr., 239
Kurschat, Paul, 446
Kusch, Emil, 416
Küssner, 165
Küssner, Paul, 416
Kuster, 164, 332
Kuwert, 30
Kybaynen, Jakob v., 215
Kybaynen, Kirsten v., 215
Kynstut, 110, 214, 382

Laabs, Wilhelm, 415
La Baume, W., 42, 47, 50 f.
Labess, Jakob, 233
Lakeit, Christian, 233
Langanke, 498
Lange, 177
Lange, Dr., 333
Lange, George, 235
Lange, Gottfried, 375
Lange, Mathias, 274
Langner, 332
Lankau, 533
Lappe, 68
Lasch, Otto, 191, 193
Laurisch, 416, 533 f.
Lauterbach, H., 61
Laxophorin, Johann, 300
Lechner, Alfred, Dr., 416
Lehmann, Ertmann, 271
Lehmann, Erwin, 416
Lehmann, Dr., 165
Lehndorf, Graf, 356
Lehwald, 235, 238
Lekiehn, 243
Lemke, 288, 517
Leo X., 369
Leppert, Eduard, 203
Lerique, 244
Lersch, Heinrich, 155
Lettau, 105, 233, 244
Lewinski, 576
Lewohn, Otto, 333
Liebe, 257, 263, 453
Lieber, 184
Liedtke, 244, 449
Liedtke, M., 233, 445
Liers, Irmgard, 164, 199, 208
Linck, Hugo, 160, 162, 177, 208, 362
Linde, Ella, 188
Lindenau, Martin, 326
Lindner, 243
Linser, Christian, 243
Lipp, 332
Lipp, Max, Dr., 326
Lippert, 556
Lippke, Otto, 291, 322, 332, 335, 337, 345
Lippke, Werner, 15, 208, 291, 440, 455, 526, 607 f.
Lischewski, 244
Lisius, Franz, 416
Lissat, 158
Locke, 338, 384, 387
Lolley, Gustav, 148
Löppke, 323
Lorek, 31, 44, 48 f., 472
Lorenz, 304, 405
Lörzer, 333
Loschwitz, 277
Lott, 243 f,
Lötzen, Ernst v., 305
Luckau, Hugo, 304, 333
Ludisch, 245
Ludwig, 277
Luntowski, 303, 334
Luther, Martin, 370

Maatz, 274
Machmüller, 173, 271, 279
Machowski, 274
Magutten, Matthis v., 215
Mahler, 346
Mai, Karl, 332
Makowka, Gustav, 155 f., 158, 168, 170, 180, 186
Malessa, 333
Malinowski, 278
Mandelo, 108
Maraun, 307
Markart, Dr., 334
Marquardt, 245
Marquart, 203
Martens, 309
Marwitz, v. der, 355
Massow v., 410
Matern, 577
Matern, Gustav, 274
Mattern, Otto, 333
Matzky, 568
Mayhöfer, Robert, 462
Meissner, Caspar, 75
Meitsch, Wilhelm, 498
Melitzkat, Max, 417
Melzer, 347
Mendthal, H., 76
Metschurat, 252
Merten, 278
Mesus, 164
Menzel, August, 454
Menzel, Julius, 454, 455
Merkisch, 325, 333, 347
Mey, 243

Meyer, 244, 278
Meyer, George, 271
Meyer, Gustav, 147, 199
Meyer, Hermann, 333
Meyert, Jakob, 233
Meyhöfer, Carl, 462
Meyhöfer, Otto, 191, 208, 423, 434, 475, 571
Meyrahn, Kurt, 416
Mews, Arthur, 149, 208
Mickisch, Lorenz, 270
Mickwitz, v., 335
Mikuteit, 449, 451
Mill, Heinrich, 278
Minuth, 243
Moeller, 570
Moeller, Friedrich, 76
Moeller, Oscar, 338
Mohr, 278, 430, 443
Möhrke, Gustav, 332
Möhrke, Hellmuth, 332, 441, 442
Möller, 245, 304
Möller, Erwin, 291, 334, 338
Moldehn, 255
Moldehnke, 325, 332
Moldkow, Karl Leopold, 277
Mollenhauer, 244, 282, 311, 323
Mombrei, Anna, 346
Mombrei, Berta, 346
Monzin, 449
Morgenroth, 164
Morgenroth, Franz, 304, 332
Morgenroth, Fritz, 332
Morscheck, 333
Mortensen, 76
Moss, 226, 485
Motzkau, 101
Muhlack, 324
Muhlack, Elise, 347
Muhlack, Erich, 347
Muhlack, Gertrud, 291
Müller, 27, 155, 271, 278, 309, 333, 337
Müller, Berta, 335
Münchenberg, Karl Gottlieb, 242
Münzner, Dr., 333

Nagel, 247, 249, 262
Nagel, Max, 278
Naraschewski, 193
Naronski, J., 461
Nass, 455, 544
Natau, O. Dr., 87, 181
Naumann, 334
Neidschütz, v., 278
Neuber, 31
Neufeld, Wilhelm, Dr., 182, 422
Neuhaus, Ferdinand, 165
Neuland, 96
Neuland, Jakob, 233
Neuland, Wilhelm, 274 f.
Neumann, 226, 247, 258, 263, 271, 433, 435, 449 f., 534
Neumann, Adolf, 196 f.
Neumann, Franz, 10, 531
Neumann, Fritz, 184
Neumann, Gertrud, 199, 203, 332
Neumann, Gustav, 332
Neumann, Hugo, 332
Neumann, Konrad, 436
Ney, 252
Nickel, 68, 333, 347, 449
Nikolai, 537
Nilson, 165
Nolde, 445
Noruschat, 106, 180, 184
Nostitz, Kaspar v., 222
Nueske, Hedwig, 420

Oberüber, 163
Olck, 245
Olschewski, Oskar, 1, 86, 208, 422
Ölschnitz, Wolff, v., 300
Osten-Sacken, Friedrich Wilhelm, Baron v., 362
Oltersdorf, 333
Osiander, Andreas, 370
Otte, Kurt Günter, 416, 535
Otto VIII., Graf von Hoya und Bruchhausen, 610

Pacyna, 9, 27, 29 ff., 170, 414
Pahlau, 244
Pahlke, Adolf, 73
Pannewitz, 186
Papendick, Eva, 184
Papendick, Richard, 186, 412
Papin, 435, 449 f.
Parczanny, Erna, 208
Passarge, 537
Passarge, Laer, 361
Passlack, 277
Paszkowski, 272
Paul, 245
Paulini, 157
Pauloweit, Ewald, 416
Pawlowski, Hermann, 332
Pelikan, 277
Perbandt, v., 53, 59, 96, 106, 269, 397, 472, 486
Perbandt, Georg v., 472
Perbandt, Sklode v., 486
Perkunus, 539
Perner, 449
Peschke, 257
Peter, 309
Peter, Bruno, 184
Petereit, Hermann, 416
Peters, Dr., 472
Petersen, Johann Friedrich, 226
Peterson, 556
Peterson, Johann, 226, 485
Pettrich, Fritz, 416
Pfeffer, 277
Pick, Erika, 208
Pickert, 325

Pietsch, Dr., 260 ff.
Pikollus, 539
Pilch, Leo, Dr., 163, 181
Pinkall, 323
Pinnau, 148
Pirch v., 360
Platen, Gottlieb v., 354
Platenscheid, Michael, 233
Platz, Hellmut, 436
Plaumann, 332
Pleeb, Johann Gottlieb, 231
Plehn, 533
Plehwe, 437
Plock, Heinrich v., 489
Ploetz, Karl, Dr., 180
Plondzew, 164
Plotzke, v., 60
Podien, Emil, 258
Podszuweit, 30
Poek, 325
Poell, 243
Pohlmann, Martin Bernhard, 276
Polenz, 219
Polenz v., 295, 299, 300 f., 305, 370 f.
Poliander, 370
Pommerenke, 244
Pörschke, 333, 533
Portugal, 164
Potreck, Werner, 608
Potratz, 304
Potrimpus, 539
Posadowski, v., 239
Powisteizki, 332
Prange, 333
Prawitz, 164
Preisser, Freiherr v., 357, 362
Prengel, 311, 323
Preuss, 323
Proeck, Friedrich v., 361
Pudlich, Hans, 417
Pusch, 243
Pust, 245
Putzki, 165

Quand von der Damerau, Andres, 215
Quandt, sen., 437
Quandt, jun., 416
Quandt, Gertrud, 555
Quassowski, 240
Quednau, Dr., 263, 277
Quednau, Paul, 332
Quednau, Sklode, v., 486
Queiß, Erhard v., 370 f.
Querfurth, Manfred, 489

Raase, 30, 416
Rabenstein, Heinrich v., 236
Radtke, 49, 278, 567
Radtke, Christoph, 271
Radtke, Rudolf, 208
Radzeweit, 195, 197
Rakowski, 276
Raethjen, 268, 469, 573, 608
Rasch, 31
Rasch, Walter, 346
Raudonat, Hans, 417
Raus, 566
Rauschke, v., 301, 335
Recke, Dr., 171
Redmer, 195, 197
Rehberg, Frieda, 588, 591
Rehberg, Fritz, 447
Rehfeld, 416
Rehländer, 244
Reich, 243, 335
Reinhard, 128
Reinhold, Paul, 333
Reinke, 252
Reimann, Hans, 333
Reimer, 417
Reimer, Dr., 104, 259, 277
Reimer, Annemarie, 287
Rembert, 610
Remin, 274
Rennenkampff, 148, 262
Renz, 170
Reppin, 293
Retzlaff, 274
Reusch, 36
Reuss von Plauen, Heinrich, 218, 234
Reuter, 245, 323
Rexin, v., 488
Reidenitz, 54 f.
Richau, Paul, 236
Richtenberg, Heinrich v., 218, 368
Richter, 199
Ricker, 322
Riebensahm, 430
Rieber, 245
Riech, 166
Riechert, 243
Rieckenberg, H., 76
Rieger, 165, 271
Riehl, K., 76
Riek, Gottfried, 243
Riemann, 325
Riemer, 243 ff.
Ritter, 325
Roeder, Friedrich Wilhelm v., 362
Rogewski, 233
Rogge, 263
Rohde, 333
Rohde, Erwin, 416
Rohde, Otto, 332
Rohn, Kurt, 417
Roll, 245
Romeyke, Ewald, 412
Römpke, Johann, 199
Rosenberg, Alfred v., 533
Rösener, Wilhelm, 420
Rosengart, Rudolf, 10, 208
Rosenkranz, 277
Rosenski, 449
Rosinski, 334
Rospek, 96

Rossfeldt, Friedrich, 233
Rossins, 31, 47
Rothaupt, 164, 430
Rothfels, Prof. Dr., 161
Röwer, 347
Rübland, Michael, 233
Rudas, 347
Ruhnau, 128, 453
Rumler, 29, 38
Runde, 248
Runge, Fritz, 501
Ruoff, 24
Rußdorf, Paul v., 490
Rutz, Otto, 535

Saat, Paul, 416, 449
Sack, 334
Sadowski, 9
Sahm, 258
Sahm, W., 55
Sahm, Willi, 346
Salöwski, 245
Samland, Heinrich v., 488
Samsanow, 262
Sand, 534
Sangershausen, Arno, v., 212
Salecker, 148, 164
Salewski, 30
Salewski, Emil, 417
Salitter, 277, 414
Sapelle, 210, 211, 258
Sawitzki, 277
Schaak, Karl Lebrecht, 278
Schachtner, Dr., 279
Schadewinkel, 10
Schadewinkel, Otto, 183, 208, 291, 317, 333, 430, 436 f.
Schaeven, v., 376
Schargotatis, Christoph, 233
Schatz, 445
Scheffler, 148, 164, 325, 445
Scheffler, Kurt, 147
Scheffler, Richard, 147, 164
Scheide, 164
Scheidemann, 155
Schekorr, 333
Schelsky, 347
Schemmerling, Edith, 346
Schemmerling, Karl, 346
Schenk, Hans, 208, 437, 482,
Schenikowski, Franz Ludwig, 242
Schergaut, Heini, 184
Scherping, 516
Schibilla, 41
Schibowski, 243
Schiemann, 323, 332 f.
Schienemann, Dr., 278
Schienke, 416, 533
Schiewe, August Eduard, 271
Schikowski, 346, 472
Schiller, 277
Schimmelpfennig, 245
Schindekoof, Henning, 65
Schinz, Hans, 208
Schirrmacher, 446, 546
Schirrmacher, August, 331
Schirrmacher, Max, 333
Schlange-Schöningen, 105
Schlauch, Johann, 233
Schlemmer, v., 31
Schlenkern, 244
Schlenkert, 244
Schlieben, Grafen v., 40, 75, 231, 239, 304, 383, 497 ff., 503, 554
Schlokat, Oskar, 277, 417
Schneckenburger, Max, 133
Schneider, Hans, 271
Schmadtke, Hans, 588
Schmadtke, Leo, 594
Schmid, H., 461
Schmidt, 277, 333
Schmidt, Friedrich, 276
Schmidtke, 148
Schmeer, 163
Schmeissner, 338, 383, 387
Schmegel, 322
Schmelzer, 244
Schmiedefeld, 258
Schober, 277, 433, 444
Schödsack, 244
Scholze, Mattes, 235
Schön, v., 226, 485
Schönberg, Dietrich v., 370
Schönrock, 245
Schönrock, Andreas, 233
Schöntaub, 243, 254
Schoof, Ernst, 454
Schöttke, 164
Schreiber, 274
Schrewe, Erich, 227, 485
Schrewe, Hugo, 226, 472, 485
Schroeder, 243
Schröder, Max, 333, 347
Schröder-Wolff, Dr., 333
Schroeter, 417
Schulemann, 333
Schüler, Dr., 100
Schulz, Richard, 304
Schulz, Tobias, 233
Schumann, 323
Schurian, 323
Schütz, 324
Schützler, 243
Schwaack, Wilhelm, 243
Schwanbeck, 376, 423
Schwanbeck, Johannes, 423
Schweichler, 242 f.
Schweighöfer, 267, 573
Sensfuss, 277
Schwiedopp, Johann, 243
Schwill, Hans, 416
Seeberger, 436
Seidel, 336
Seidler, 45, 325
Seidler, Max, 333, 436
Senff, Johann, 416
Schulz, 136, 243, 278, 322

Schulz, Johann Christoph, 239, 274
Schulz, Karl Herbert, 278
Schulz, Magdalene, 291, 348
Siebert-Meyer, 14
Seth, Matthes, 271
Seyffarth, Dr., 100
Siebert, 278
Sierski, Hans, 164, 436, 439
Sicker, 462
Siegert, 245
Sensko, Heinrich v., 214
Simon, 332
Skilandat, Otto, 416
Skrebbe, 243
Skrodzki, 275
Skwarra, 24
Smarra, 148
Smolinski, 165
Sokoll, 323
Sommer, 323, 414
Sommerfeld, 332, 340
Sonnau, 277
Sonnenberg, 278
Sopen, Lorenz v., 215
Speratus, Paul, 370
Sperber, 333, 347
Sperber, Johannes, 372
Sperling, 277, 311
Spira, Dietrich v., 214
Spiwoks, 333
Spolwig, 243
Sprengel, 311
Staar, 148
Stadie, 311, 324
Stadie, Adolf, Dr., 326
Stadie, Eduard, 332
Stange, 323
Stein, 244
Steinau, Leopold, 333, 436 f.
Steinbeck, 278
Steinbrücker, Martin, 333
Steiner, 285, 445
Steinfurt, 28
Steinhöfel, 270
Steinicke, 24
Steinicke, Anna, 208
Steiniger, 449
Steinröck, Johannes, 271
Steffan, 243, 244
Steffler, 304, 322
Stephan, H., 461
Stengel, Dr., 333
Stobbe, 333
Stoff, 272
Stoppa, 274
Störmer, 30, 44, 46, 278
Strahl, 196
Strehlau, August, 10, 14, 89, 193, 196, 198, 208, 567, 570, 573, 608
Strobach, Andreas, 233
Stumpenhausen, v., 609 f.
Struwe, 325
Stuhrmann, 184, 332, 376
Sturms, E., 33
Suchodoletz, J. W., 461
Sudau, 323, 573
Surkau, Michael, 233
Sydow, v., 239

Tauchel, 148, 213
Taufferuer, Paul, 416
Taureck, 278
Teichert, 96, 329
Tellbach, 347
Teschke, 47
Teschner, Fritz, 417
Tettenborn, v., 239
Teubler, Minna, 100
Teuke, 449
Thaer, Albrecht v., Dr., 493
Thefing, 244
Thiel, 243, 436 f.
Thiel, Karl Luwig, 242
Thiele, 239
Thierbächer, Jakob, 274
Thimm, 259
Thomas, Hermann, 148
Thomas, Theodor, 455
Thomas, Willi, 455
Thorun, 244
Tiedtke, 245
Tieffen, v., 490
Tietz, Emil, 436
Tietz, Michael, 233
Tilgener, Reinhold, 394
Timm, 253, 333
Timm, Erich, 437
Tirsko, Edler, 108
Titz, Karl, 243
Tobleck, A., 449
Tobleck, K., 449
Todtenhaupt, Walter, 416
Totenhaupt, 333
Torkler, 165
Trampenau, 96, 243, 311, 325
Treibe, Ernst, 326
Trokowski, 257
Truchsess, Merten, 490
Tümpling, v., 361
Uebel, 415
Ullisch, 278
Ulmer, Dr., 166
Umlauf, 346
Unfried, 378, 383
Urbach, 165
Urbanek, 35 f.

Venohr, 163
Ventzki, 271
Vietz, Malcken, 347
Vitautas, 214
Voigt, 254, 259, 275

Voldenscher, David, 271
Voss, 243

Wachhausen, 274 f.
Wachowski, 274
Wagner, 105, 259, 265, 334, 564, 569
Wagner, Dr., 334
Wagner, Ernst, 175, 180, 202, 289
Wagner, Hans-Günther, 239
Wagner, Johann Jakob, 233
Wagner, Richard, 274
Wald, Otto, 416
Waldau, Christoph, 233
Waldaw, Heinrich, 276
Wallat, 333
Wallenrodt, Ernst v., 222
Wallenrod, Merten v., 272
Walroder, Konrad, 214
Walter, Dr., 278
Walter, 575
Walter, Anna, 538, 549, 606
Wargkellen, Werkelin v., 215
Wassel, 324
Wasserfuhr, 239
Wasserhausen, 244
Waschke, 554
Wedeck, 276
Wegener, 10
Weidner, 148
Weidner, Lisbeth, 333
Weika, 277
Weihs, 199
Weiss, Karl, 219
Weiß, O. v., 95 f., 304, 337, 503, 578, 582 ff.
Weihs, Richard, 415
Weißfuß, Hans, 208
Weissner, 245
Weizenmüller, 278
Weller, August, Dr., 203, 565
Wengel, 258, 347
Werbing, Erich, 187, 190 ff., 208
Wermke, Kurt, 332
Wermter, 438
Werneier, 449
Werner, 34, 46, 170
Weß, 325
Wehs, Paul, 333, 346
Weynel, Friedrich, 290
Weyer, Hans v., 69
Wicio, 164
Wiechert, 278
Wichmann, Karl, 416
Wieck, Johann, 75
Wiedemann, 244
Wiedemann, Christian, 233
Wien, August, 275
Wilhelm I., 133, 139
Wilhelm II., 143, 145, 155, 187, 259, 264, 339
Wilhelm, Prinz von Preußen, 184
Wilhelm, Prinzregent, 247
Will, 278
Willmanski, 244
Willnath, 346
Willutzky, L., 208
Wilson, 152
Windekaym, v., 488, 491
Windheim, v., 263
Wisboreit, 446
Witold, 110
Witt, 247, 325
Wittenberg, 449
Wittig, 245
Wittke, 186, 277, 325
Wittke, Heinrich, 414, 420
Witzleben v., 462
Woede, Hans, 379
Wohlfromm, 164
Wohlgemuth, 333
Wohlgetan, 243
Wokulat, Ernst, 326
Wolf, Erich, 534
Wolff, David, 278
Wolff, Georg, 274
Wolk, 565
Wolk, Franz, 416
Wolk, Otto, 417
Wormit, 315, 334
Wosgien, 325, 347
Wosgien, Heinrich, 326
Wrangel v., 354
Wrede, 10, 151, 340, 342
Wrobel, Dr., 165
Wulfstan, 59
Wuthmann, 563
Wyck, 270

York, 240

Zacharias, 278
Zachau, 570
Zachau, Johann, 74
Zachau, Johannes, 177, 195, 306, 335
Zander, 270
Zechlin, 278
Ziesemer, Prof. Dr., 87
Zimmermann, 263, 449
Zint, 244
Zinth, Gottfried, 243
Zwingelberg, 332, 347
Zymer, Johann, 276

Ortsregister

Adamsheide, 290, 498
Agilla, 599
Agnesenhof, 603
Albrechtsheide, 536
Albrechtshof, 486, 490
Albringhausen, 612
Allenberg, 33, 54 f., 58, 62, 138, 154, 162, 169, 184, 187, 475, 564
Allenburg, 9, 27 f, 63, 69, 75, 124, 134, 144, 192, 228, 354, 359 f., 365 f., 370, 373, 376, 378, 383 f., 397, 423, 440 f., 446, 455 f., 462, 466, 503, 531, 544, 565, 569 f., 577 ff., 588, 607
Allenburgshausen, 316
Allenstein, 153, 469
Altendorf, 594
Alt-Gertlauken, 569
Altenfelde, 287
Amalienhof, 577
Altwalde I und II, 144, 159, 376, 423 ff., 434 f., 475, 571
Alt-Wehlau, 41, 46, 61, 123, 222, 366, 404, 447, 498
Angerburg, 80
Apelstedt, 612
Arnau, 197
Aßlacken, 32, 37 f., 42, 57, 61
Aue I., 28
Auerbach, 445
Augken, 30, 46, 48, 57, 112, 169, 471
Auglitten (Auglitte), 540, 548
Augstupöhnen (Ederhöhe), 73
Gr.-Allendorf, 31, 75

Balga, 79
Baltzerischken (Balzershof), 73
Bartenhof, 31, 57, 576
Bartenstein, 358, 435, 565, 580, 583, 600
Bärenbruch, 75
Bassum, 269, 607, 610 f., 612 f., 615 f.
Belle-Alliance, 129, 311
Bergitten, 73
Berlin, 89, 141, 146, 166, 273, 276, 563, 582
Bialla, 232
Bieberswalde, 74
Biothen, 28, 46, 48
Bischofsburg, 296
Bodenwinkel, 581, 590
Bonslack, 32, 488, 491
Borken, 600
Brandenburg, 79
Brandlacken, 73, 446, 602
Braunsberg, 589 f.
Bremen, 609 f., 612 ff.
Breitenstein, 567, 600
Brinkum, 611
Bürgersdorf, 75, 89, 125, 169, 199, 549 f.
Cranzbeek, 599
Callehnen, 61

Damerau, 35, 36, 44, 70, 127
Danzig, 80, 116, 121, 311, 578, 581, 590
Deimehöh, 567
Delmenhorst, 609
Dettmitten, 52, 294 ff., 311, 549, 606
Deutsch-Eylau, 469
Dietrichswalde, 66, 216
Dimhausen, 612
Dirschau, 166
Doben, 435, 447
Dommelkeim, 546
Domnau, 297, 589
Donauwörth, 234
Drengfurt, 298
Dreye, 611
Drugehnen, 598

Eichen, 493
Eichenberg, 30
Eichmedien, 383
Eichwalde, 297, 316
Eiserwagen, 63, 296 f., 418
Eissingen, 556
Eisungen, 279
Elbing, 457, 578, 583
Engelshöhe, 533
Ernstwalde, 296
Eschenbruch, 187
Espenhain, 32, 35 f., 43
Eydtkau, 89, 132, 247, 457
Eystrup, 613
Falkensee, 206
Falldorf, 612
Feist, 596
Freiwalde, 74
Freudenberg, 478, 597, 602, 612
Fischhausen, 292, 577
Friedland (Leine), 207
Friedland, 22, 24, 116, 128, 134, 144, 192, 256, 297, 305, 309 f., 317, 466, 545, 566, 569, 576, 578, 580, 582, 589, 601
Friederikenruh, 433, 435
Friedrichsdorf, 27, 72, 75, 536 f., 545, 558, 576
Friedrichsthal, 36, 44, 46, 76, 169, 572
Frischenau, 67, 216
Fritzschienen, 73
Fürstenwalde, 207
Fuldenriede, 611

Garbeningken, 60, 68 f.
Gardelegen, 564
Garmisch-Partenkirchen, 274
Gauleden, 48, 57, 61 f., 89, 389, 409, 576
Genslack, 28, 33, 81

Gertlauken, 57
Georgenburg, 75
Gerdauen, 317, 351, 565, 578, 594
Gertlauken, 152, 553, 599
Glashütte, 296
Gnewienke, 593
Gödestorf, 611
Goldap, 565
Goldbach, 45, 48, 57, 60, 89, 217, 269, 366, 370, 399 f., 402, 440, 446 f., 557, 573, 575
Goldschmiede, 599
Gomel, 564
Gonau, 216
Goten, 595
Gotendorf, 592, 594 f.
Gotenhafen, 578 f., 584
Göttingen, 432
Gravelotte, 133
Gr. Allendorf, 31, 75, 297, 323, 516, 588
Gr. Birkenfelde, 73
Gr. Buttlaucken (Gr. Budlacken), 74
Gr. Engelau, 216, 539 f., 546, 548, 566 f., 571, 575 f.
Grosshof, 26, 29, 125, 220, 254
Gr. Heydekrug, 78
Gr. Jägershof, 308, 555
Gr. Lindenau, 433
Gr. Ottenhagen, 576
Gr. Plauen, 566, 571, 578, 582 f.
Gross Ponnau, 29, 67, 446
Gr. Schirrau, 61, 70, 73, 89, 152, 376, 410 f., 568 f, 576
Gr. Schleuse, 52, 577
Gr. Schönbruch, 73
Gr. Udertal, 576 f.
Gr. Weide, 166
Gr. Weissensee, 204, 555
Grünhayn, 66, 89, 216, 378, 401, 431, 433 ff., 572
Grünlinde, 73, 87, 217, 366, 402, 446, 597, 599, 602
Gudlacken, 73, 602, 604
Gumbinnen, 567, 579
Gundau (Gunda), 66, 309, 379, 419, 540, 551
Guttschallen, 30, 440, 446
Guttstadt, 77

Hackstedt, 593 f.
Hallstedt, 612
Hamburg, 351
Hanswalde, 66, 69, 216, 535
Harnowen, 290
Harpstedt, 613
Hasenberg, 28, 469, 473, 573, 608
Hausenburg (Hausenberg), 540
Heiligenbeil, 581, 583 f., 590
Heiligenwalde, 577
Heilsberg, 77, 359
Heinrichsdorf, 309
Heinrichshof, 30, 445
Hela, 579, 584 f.
Henstedt, 612
Heyde, 30
Holländerei, 75, 169
Hoya, 607, 609 f., 614 f., 616
Hubenhof, 254, 475
Hubertusburg, 238

Ilischken, 35, 44, 48, 68
Imten, 30, 36, 44, 57, 72, 210, 270, 278
Insterburg, 66, 80, 85 f., 89, 121, 146, 263 293, 305, 349, 456 f., 459, 566 f., 571, 575, 578 f., 586, 596, 604
Irglacken, 60, 446, 475, 597

Jacobsdorf, 67
Jägersdorf, 531 ff., 546
Jodeiken, 68
Juwendt, 599

Kahlberg, 581
Kanzenbruch, 536
Kapkeim, 182, 475, 491
Karchau, 309
Kaunas, 604
Kaymen, 219, 527, 577
Kautern, 296 f.
Keipen, 315
Kelladen, 599
Kiautrienen, 597
Kiew, 564
Kirkenau, 488
Kl. Birkenfelde, 73
Kl. Buttlaucken (Kl. Budlacken), 74
Kl. Engelau, 64, 66, 217, 532 f., 540, 545
Kleinhof, 125, 475, 482 ff., 556
Kl. Kuglack, 478
Kl. Nuhr, 24, 30, 34, 53, 57, 65, 138, 456, 463, 469, 558
Kl. Papuschienen, 30, 74
Klein Plauen, 54
Kl. Schleuse, 256, 259, 263 ff., 270, 281, 283, 285 f., 572
Kl. Schönau, 533, 537, 583
Kl. Steinwalde, 536
Kl.-Weißensee, 602
Koddien, 210, 217, 247, 488 f.
Kolberg, 585
Köln, 612 f.
Königsberg, 79, 89, 116, 119, 121, 129, 132, 146 f., 166, 169, 189 f., 198, 205, 211, 218 f., 221 ff., 232, 247, 250, 256, 259 ff., 66 ff., 280, 298, 329, 352, 355, 366, 374, 432, 444, 456 f., 462, 469, 474, 540, 552, 564, 570 ff., 577 ff., 593, 597 ff., 605
Konitz, 166
Koppershagen, 296 f., 309 f., 574
Kortmedien, 296 f., 323
Kowno, 329
Krakau, 599
Kremitten, 219, 228, 273, 487
Krockow, 581

Krugdorf, 575
Küchensee, 206
Kuglacken, 475, 555
Kühnbruch, 537, 558
Kükers, 602
Kurzebrack, 166

Labiau, 55, 84, 89, 215, 256, 262, 267 ff., 297, 573
Langendorf, 53, 440, 486, 489 f.
Langhöfel, 75
Lauenburg, 590
Laukischken, 599
Leba, 593
Leeste, 613
Legitten, 371
Leipen, 61, 70
Leipzig, 129, 311
Leobschütz, 594
Leissienen, 46, 54, 69, 89, 295, 297, 323, 342 383, 446, 575
Liebenmühl, 77
Lieblacken, 73
Liebstadt, 77
Lindendorf, 75, 443, 558
Lindenhaus, 569
Linkehnen, 61 f., 445
Lischkau, 53 f., 60
Lisettenfeld, 583
Loge, 612
Loldenstadt, 594
Lötzen, 298, 577
Löwenhagen, 261
Lübeck, 78
Lüblow, 191 f.
Luxhausen, 27, 533, 546

Magotten, 45, 49, 57
Marienburg, 218, 469
Marienwerder, 166
Mars-La-Tour, 133
Mauen, 296
Memel, 124, 127, 168, 305, 352
Merseburg, 311
Michelau, 45, 73, 169
Miguschen, 477 ff.
Milchbude, 126, 497
Mohrungen, 77
Moterau, 60, 445, 571, 573, 575 f., 597
Mühlhausen, 77
Mulden, 78, 575
München, 280
Münster, 612
Muplacken, 74
Muskau, 45, 63, 69, 292, 297, 315

Nagurren, 63, 296, 323
Nalegau, 61, 554 f.
Narmeln, 581
Neckiehnen, 73
Neidenburg, 296
Nesselbeck, 599
Neuendorf, 49, 55, 287, 577
Neuhausen, 597
Neukrug, 589, 600
Neu Kuhren, 78
Neukuhren, 578
Neu-Leptau, 74
Neumühl, 69, 445, 447, 588 f.
Neumühle, 296 f., 323
Neusaß, 316
Neustadt, 590 f.
Neuwalde, 125
Neu-Wehlau, 135 f.
Neu-Weissensee, 553
Nickelsdorf, 441, 471
Nikolaiken, 232
Nordenburg, 78, 500, 565, 577 f.
Nördlingen, 234
Nordwohlde, 612
Norkitten, 78, 298, 568 f.

Ober-Alkehnen, 597
Oberwalde, 74
Obszerninken, 74
Oldenburg, 613
Oliva, 305, 590, 606
Oppen, 61, 69, 497, 552, 571 f.
Osnabrück, 612
Osterbinde, 612
Osterode, 75

Papuschienen, 509
Pareyken, 74
Paris, 129, 133, 280
Parnehnen, 89, 204, 475, 569
Passarge, 589
Paterswalde, 54, 67 f., 102, 135, 217, 362, 376, 389, 408 f., 456, 557, 575, 594, 601
Paulinenhof, 188
Pelkeninken, 29, 569
Pelohnen, 30, 39, 45 f., 54, 61, 69, 497 ff.
Peremtinen, 599
Perkuiken, 57
Pesseln, 74
Petersdorf, 23, 66, 69, 89, 216, 228, 353 f., 356, 366, 402 f., 410, 498, 554, 601, 605
Pettkuhnen, 569, 596, 602
Piaten, 446
Pickertswalde, 550
Pillau, 124, 352, 577 ff., 584, 598
Pinnau, 528
Pinnau, Gut, 113, 124, 126, 128, 136, 138, 169
Plauen, 45, 47, 49, 52, 57, 69, 295, 297, 323 388
Plibischken, 36, 41, 57, 61, 87, 367, 404, 471, 457, 544, 558, 563 f.
Plomoen, 74
Pobethen, 578
Podewitten, 60, 490 f., 493
Podollen, 488
Pogirmen, 60
Pomauden, 60, 217, 279, 287, 419
Pomedien, 60, 445 f., 494, 577
Popehnen, 60

Popelken, 31, 36, 47, 49, 475
Poppendorf, 31, 66, 70, 89, 216, 475, 572, 602
Potawern, 46 f., 54, 296, 323, 444
Powayen, 578
Pregelswalde, 32, 55, 67, 89, 217, 227, 366, 557, 576
Pregora, 215
Pr. Eylau, 297, 310, 565, 578, 580, 589, 600 f.
Pr. Holland, 77
Preußlauken, 126
Proyen, 295 ff.
Puschdorf, 36, 146, 443, 569
Puschienen (Reimersbruch), 74

Ragnit, 121, 232, 459, 573
Rangnitten, 552
Rastenburg, 349
Ratswalde, 440
Rauschen, 598
Redden, 54, 290
Reichau, 67
Reichenau, 217
Reipen, 440, 471, 597, 602
Richau, 67, 309, 443, 469
Riede, 611
Ringlacken, 73
Ripkeim, 57, 66, 147, 202, 204, 573
Rockeimswalde, 444, 478
Rockelkeim, 69, 545
Rödersbruch, 169
Röllinghausen, 611
Rom, 368
Romau, 35, 575
Rostock, 584
Rotenburg, 275
Rudlacken, 73
Rummelsburg, 546

Saalfeldt, 77
Sanditten, 28, 31, 36, 39 f., 43, 49, 55, 57, 61, 89, 191, 383, 418, 444, 475, 497 ff., 554
Schaberau, 61, 69, 498, 557
Schallen, 57, 60, 294 ff., 410, 456
Schenken, 71
Schiewenau, 60, 89, 488 f., 491
Schillen, 567, 575
Schippenbeil, 297, 358
Schirwindt, 190
Schloßberg, 565, 568 f.
Schönau, 66, 216
Schönberg, 73
Schön-Nuhr, 433, 444
Schönrade, 323
Schwebsfelde, 126
Schwolgehnen, 71, 602
Sechshuben, 75, 558
Seckenhausen, 613
Sedan, 133, 137
Seeburg, 77
Seekshof, 608
Senklerkrug, 144, 423 f., 567
Sensburg, 296
Sielacken, 49, 222, 575
Sielkeim, 577
Skaticken, 28, 74
Skorkeningken, 71
Sodehnen, 565
Sprindlacken, 73
Stadthausen, 28, 74, 471
Stalingrad, 266
Stallupoehnen, 232
Stampelken, 73, 557, 576
Starkenberg, 29, 66, 217, 366, 380 f., 407, 409
Steinwalde, 75, 536
Stettin, 578
Stobingen, 45, 47, 66, 69, 216, 383, 471
Stolp, 590
Storkow, 206
Stuthof, 580 f.
Südwalde, 612
Sugurbi, 210 f.
Süstedt, 612
Syke, 607 f., 610 ff., 616
Szillenberg, 73
Szillenbruch, 73

Tannenberg, 69, 79, 149, 218, 262, 297
Tapiau, 9, 50, 54 f, 57, 60, 63, 124, 128, 137. 197, 202, 206, 208, 210 ff., 218—224, 227 f, 232—241, 247, 250, 256, 258 f, 261—264, 266 bis 272, 277, 279, 297, 357, 359 ff., 365 f., 368, 372, 374, 376, 378, 383 f., 404, 406, 432, 440, 453 f., 455, 457 f., 462 f., 466, 474, 482 f., 503, 545 f., 555 f., 564 f., 570 ff., 577, 603, 605, 608
Taplacken, 29, 36, 54, 57, 70, 76, 89, 192, 194, 228, 365 f., 385, 456 ff., 471, 475, 554, 568 f.
Thierenberg, 578
Thorn, 80
Tiefenthamm, 373
Tilsit, 128, 456, 459, 462 f., 564, 575, 599, 605
Tölteningken, 61
Trakehnen, 124, 188, 565
Trakischkehmen, 27, 71
Trimmau, 54, 295 ff., 305, 323, 354, 383, 385, 549
Twistringen, 613 f., 616

Uchtspringe, 564
Uderballen, 73, 557
Uenzen, 612
Uschballen (Warstädt), 74
Uszjauern (Michelsheide), 74

Vechta, 593 f., 613
Vionville, 133

Wachendorf, 611
Wachlacken, 74
Wangeningken, 29
Wargienen, 45, 278, 483
Warnemünde, 585
Wattlau, 169
Wehlau, 9, 27, 46, 50 f., 54 ff., 84 ff., 89, 94 f., 98, 108 ff., 215, 218, 222, 256, 263, 297, 305, 317, 355 ff., 366 ff., 373 ff., 382 f., 386 ff., 431 f., 438, 440, 455 ff., 466 ff., 503, 545 f., 552, 554, 557. 561, 563 ff., 573, 577 ff., 588, 594, 601, 603, 607 f., 615
Weißenburg, 133
Weißensee, 32, 66, 89, 378, 553, 566 f., 601, 603 f.
Wickbranzen, 612
Wietzen, 609
Wildeshausen, 609
Wilkendorf, 29, 63, 69, 89, 216, 517, 554
Wilkendorfshof, 601 f.
Willkühnen, 576
Wilmsdorf, 73, 576
Wirschozin, 590, 594 f.
Wissensee, 216
Witebsk, 564
Wittenberg, 323
Wohnsdorf, 23 f., 57 f., 63, 69, 292, 298
Wormditt, 77, 166
Wörth, 133

Zantvoort, 280
Zargen, 49, 61, 497 ff.
Ziegelhöfchen, 297, 316
Zinten, 580, 583 f.
Zinnau, 445
Zohpen, 47, 50, 57, 61, 412
Zorndorf, 358